Digitized by Google

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

„Brandenburgia.“

MONATSBLATT

DER

Brandenburgia.

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XV. Jahrgang 1906/07.

Berlin 1907.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

DD 491
.B81B8
v.15

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Digitized by Google

1191408

18. (II. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 21. Februar 1906, nachmittags 4½ Uhr im Alten Akademie-Gebäude, Unter den Linden 38.

Besichtigung der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung.

In dem alten Akademie-Gebäude, welches zum letzten Male vor seinem Abbruch für die Öffentlichkeit gelegentlich der Heimarbeitausstellung benutzt wird, wurden etwa 150 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia von Herrn Professor Dr. Ernst Francke, Herausgeber der „Sozialen Praxis“, Namens des Ausstellungs-Ausschusses empfangen. Bei der Führung beteiligten sich die Herren Stadtverordneten Goldschmidt und Sassenbach sowie der Vorsitzende der Gewerbe-Deputation Herr Stadtrat Ernst Friedel.

Herr Francke hieß die Erschienenen willkommen und entwickelte den Gedanken der Heimarbeitausstellung.

Unter Heimarbeitern versteht man im allgemeinen solche Arbeiten, welche auf Bestellung in ihrem Heim Arbeiten liefern, unter Hausindustriellen solche, welche einen Gewerbszweig als Unternehmer in ihrem Heim betreiben. Sie sind oft Heimarbeiter und Heimindustrielle Arbeitnehmer und Arbeitgeber, in Einer Person. Wie groß die Zahl der Heimarbeiter ist, entzieht sich, da es noch nicht gelungen ist, sie zur Versicherung heranzuziehen, jeder Berechnung. Dies gilt auch für Berlin, wo u. a. eine Menge Personen weiblichen Geschlechts Heimarbeit, oftmals gewissermaßen verstohlen und nicht selten unter Vorschiebung eines andern Namens betreiben, weil sie, den sogen. besseren Ständen angehörig, in ihrer Arbeitstätigkeit nicht gern erkannt und bekannt werden möchten.

Auf dem ersten Blick erscheint die Tätigkeit der Heimarbeiter dem Unkundigen nicht selten als idyllisch und empfehlenswert. Vater und Mutter und Kinder arbeiten zusammen in der Wohnung einträchtig. Sie können sich die Arbeitszeit einrichten wie sie wollen, sie sind an

Digitized by Google

keine Fabrikglocke gebunden, sie essen wann sie wollen, sie unterbrechen die Arbeit, wenn es ihnen paßt, sie können ihre Kinder beaufsichtigen und pflegen und sind solchergestalt scheinbar Herren ihrer Zeit.

Scheinbar! Denn in Wirklichkeit sieht die Sache vielmehr oft recht traurig aus. Nicht ungewöhnlich befindet sich Arbeitsstätte, Wohn- und Schlafgelaß sowie Küche in ein und demselben schlecht gelüfteten Raum. Auch leben viele Heimarbeiter keineswegs von der Heimarbeit allein, vielmehr verrichten sie solche nebenher d. h. neben der schweren 10 und mehrstündigen Hauptarbeit in den Fabriken oder sonstigen Großbetrieben. Solche Heimarbeiter müssen sich nicht selten überanstrengen, um sich und die Ihrigen zu ernähren und das, wie erwähnt, in schlecht gelüfteten engen Wohnräumen.

Bei dem Rundgang wurden die einzelnen Industriezweige gemustert, welche bei der Heimarbeit hauptsächlich in Frage kommen. An den meisten fertigen oder halbfertigen Fabrikaten war die Arbeitszeit und das Arbeitsverdienst bemerkt, das von $2^1/_2$ Pfennig (!) für die Stunde bis auf allergünstigsten Falls 80 Pfennig in der Stunde steigt. In Berlin mit teurer Lebenshaltung sind selbstverständig die Mindestlöhne höher als auf dem Lande und in den Kleinstädten, immerhin aber kärglich genug.

So machte denn die Ausstellung einen tiefen, hoffentlich nachhaltigen Eindruck auf unsere Mitglieder, die deshalb auch mit besonderem Interesse vernahmen, daß man bei der Reichsregierung und im Reichstag gerade bei der Arbeit ist, die soziale Lage der Heimarbeiter zu verbessern. Ein sehr schwieriges, aber auch sehr dankenswertes Unternehmen. Möge es durch Wohlgelingen im Interesse unserer ärmeren Bevölkerung gekrönt werden. Das ist der herzliche Wunsch auch unserer Brandenburgia.

Nach Verlassen der Ausstellung fanden sich die Teilnehmer im Weinrestaurant Haus Trarbach, Behrenstr. 47, zusammen um über die gewonnenen Eindrücke einen Meinungsaustausch zu vermitteln.

Digitized by Google

19. (8. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIII her, dgl. XIV bis XXXIV.

A. Allgemeines.

I. Zu Beginn der Sitzung gedachte der I. Vorsitzende der freudigen Familien-Ereignisse in unserm Kaiserlichen und Königlichen Hause, des Einzugs Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Eitel-Friedrich mit seiner Braut Ihrer Hoheit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg, der darauf erfolgten Hochzeit des Prinzlichen Paars, insbesondere aber der Feier der silbernen Myrthe seitens unsers geliebten Kaiserpaares. Zum Zeichen der Zustimmung und der Huldigung erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

II. Im Anschluß hieran wurde eine große Photographie des interessanten Bildes des Kunstmalers Herrn Röhling, Grunewald, Caspar Theißstr. 10, vorgelegt, welches die Bewillkommung des Kronprinzlichen Paars auf dem Pariser Platz beim feierlichen Einzug durch die städtischen Behörden Berlins am Sonnabend den 3. Juni 1905 darstellt. Das schöne Gemälde, welches der Vorsitzende in der Meisterwerkstatt zu betrachten Gelegenheit hatte, ist jetzt in der Kunstausstellung von Schulte, Unter den Linden, zu besichtigen. Der Maler hat es verstanden nach Menzel'scher Art auf einer verhältnismäßig kleinen Bildfläche den historischen Augenblick mit den Hauptpersonen und der großen Zuschauermenge klar und sogar individualisiert wieder zu geben, indem außer den Prinzlichen Herrschaften auch die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung sowie die Ehrenjungfrauen zum großen Teil porträtähnlich zu erkennen sind.

III. In der Nähe von Jagdschloß Hubertusstock am Werbellinsee, woselbst seit gestern Abend Prinz Eitel Friedrich mit seiner jungen Gemahlin weilt, sind vor kurzem bei Elsenau Spuren einer Ansiedlung ausgegraben worden. Nach Mitteilungen der hiesigen Herrn Sanitätsrat Dr. Hauchecorne, der eine Villa in Elsenau besitzt und des Herrn Fabrikbesitzers Becker, Invalidenstr. 111, hat Herr Rektor Otto Monke, unser unermüdliches stets für die Heimatforschung dienstbeflissenes Mitglied, die nachfolgenden Angaben gemacht.

Digitized by Google

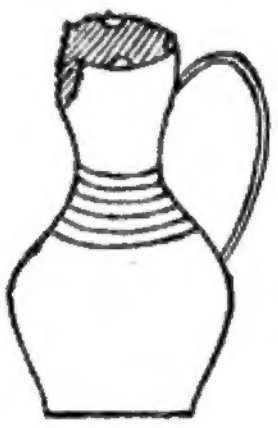
Am Michenbach, 200 Schritt von der Mündung, 50 m vom Fluß entfernt, wurden beim Roden einer Kiefer gefunden:

a) ein Henkelkrug ca. 30 cm hoch (nach Schätzung) aus der Zeit um 1400.

Vorn ist ein Randstück, welches teilweise noch vorhanden ist, herausgebrochen. (Siehe punktierte Linie an der Zeichnung.)

Der Rand ist an 3 Stellen nach innen eingebuchtet, die vierte Einbuchtung ist vorn ausgebrochen.

Das Gefäß ist aus gutgeschlemmtem blaugrauen Ton gebrannt, nicht glasiert, außen in der Mitte scharf gerillt. Die Riller laufen



parallel und wagerecht. Die Bruchstellen scheinen ziemlich frisch zu sein; wahrscheinlich ist das Gefäß erst durch die Arbeiter, die es fanden, beschädigt worden, nicht aber durch die Wurzel, welche in das Gefäß eingedrungen ist, die aber nach meiner Auffassung viel zu schwach ist, ein so gut und festgebranntes Gefäß zu zerstören. Ein Teil der Wurzel klebt noch an der Innenfläche, in der Nähe der Bruchstelle. Da der Boden, in welchem der Krug gefunden wurde, aus leichtem Sande und nicht aus Ton besteht, so ist anzunehmen, daß die feste Masse, welche das Wurzelstück mit dem Gefäß verbindet, aus der Wurzel ausgeschiedene Harzteile enthält, welche sich mit Sand vermischt haben.

b) früher verschiedene Bronzereste, besonders mehrere Schildchen, die gut patiniert waren und arabeskenförmige Radierungen aufweisen, ferner Bronzestreifen mit Nieten, welche vielleicht die Bronzeteile als Zierbleche auf Leder festhielten. Herr Becker hat die Sachen zwar gesammelt, glaubt aber, sie seien beim Umzuge verloren gegangen, sonst würde er sie gern dem Märk. Museum schenken. Vielleicht finden sich die Sachen einmal wieder.

c) Eisensachen, verrostete Nägel etc., von denen Herr Becker einen ausschmieden ließ. Er konnte nichts daran finden.

d) Gefäßreste:

a) von heller, gelblicher Farbe,

b) von schwärzlicher Farbe.

Nach der Beschreibung handelt es sich hier um Reste von Gefäßen aus Urnenmasse mit unausgeschlemmten Kieselresten, also wohl um vormittelalterliche Fundstücke wie bei No. II.

e) einen Ofen in einer jetzt zugeschütteten Grube dicht am Michenbache. Er enthielt viel Asche.

Nicht weit von der Mündung des Michenbaches soll im Werbellinsee selbst der von R. Virchow untersuchte Pfahlbau liegen. Der anwesende Herr Becker legte den eingangs gedachten Henkelkrug vor. Er ist unglasiert, grauschwarz, hart gebrannt und mit Riefen verziert.

Digitized by Google

Es ist zweifellos christlich-mittelalterliche Arbeit aus der Askanierzeit, 13. oder 14. Jahrhundert; es stimmt dies mit den Funden alter Ansiedlungsstellen auf dem jenseitigen Werbellin-Ufer, die ich in den letzten Jahren wiederholt besucht. Dort habe ich auch wendische Ansiedlungen in Altenhof und Umgegend festgestellt, deren Töpferware, in wendischer Weise verziert, bis in die letzte Zeit der Wendenherrschaft im 12. Jahrhundert zurückgreift.

Den Herren Hauchecorne, Monke und Becker, auch Herrn Schneidemühlenbesitzer Falkenberg, der in gewohnter freundlicher Weise die Nachforschungen des Märkischen Museums unterstützt hat, sei dafür auch heut seitens der Brandenburgia im Interesse der Heimatserforschung verbindlichst gedankt.

IV. Schutz der Naturdenkmäler. In der Budget-Kommission des Abgeordneten-Hauses wurde heut folgendes erörtert:

Bei dem Titel: Dispositionsfonds zu Beihilfen für Kunst und Wissenschaften wird von liberaler Seite Auskunft erbeten über die Frage eines Gesetzes für Denkmalspflege und über die Organisation der Pflege der Naturdenkmäler, für die jetzt zum achten Male 15 000 Mark eingestellt sind. Die Auskunft ergibt, daß ein vollständiges Gesetz über die Denkmalspflege nicht sobald vorgelegt werden dürfte, daß aber die Absicht vorliegt, die Angelegenheit teilweise zu regeln. Schon jetzt werden tunlichst Schritte getan, wertvolle historische Denkmäler zu erhalten. Hinsichtlich der Naturdenkmäler soll der erste organisatorische Versuch gemacht werden; wenn die Sache sich praktisch eingearbeitet haben wird, ist auf weitere Ausdehnung zu hoffen.

V. Unser Ehrenmitglied Herr Regierungs-Präsident von Dewitz, in Frankfurt a. O., selbst ein vortrefflicher Kenner der Kunst- und Altertumsschätze unserer Provinz, hatte die Güte gehabt, mich und andere hiesige Herren auf den 16. v. M. zu einem Vortrag des rühmlich bekannten Herrn Professors Schultze-Naumburg über Heimatschutz nach Frankfurt einzuladen. Vorgängig fand im Regierungsgebäude daselbst eine Besprechung darüber statt, in welcher Weise wir am besten durch gemeinschaftliches Zusammenwirken in der Neumark und Niederlausitz die Aufgaben des Bundes Heimatschutz für ganz Deutschland fördern.

Da im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. es an einer solchen kombinierten Tätigkeit leider bislang gefehlt hat, so ist den Bemühungen unsers verehrten Ehrenmitgliedes auch unsererseits ein nachhaltiger Erfolg recht sehr zu wünschen. Vergl. im übrigen Nr. XIV dieses Protokolls.

VI. Ich verteile verschiedene Exemplare des Berichts der Zentral-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1903—1905 von Professor Dr. F. Hahn zu Königsberg in O., Sonder-Abdrücke aus: Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages zu Danzig, 1905, Verlag unsers Mitgliedes

Digitized by Google

Herrn Konsul Ernst Vohsen (in Firma Dietrich Reimer hierselbst) und bitte Herrn Robert Mielke um einen Bericht hierüber. Herr Mielke bemerkt demnächst folgendes:

„Dem diesjährigen Bericht der „Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ ist ein Aufruf beigefügt, der zur Mitarbeit an einer großen nationalen Arbeit auffordert. Wir sehen, wie außerhalb unsrer politischen Landesgrenze die alten deutschen Ortsnamen durch Umtaufe mehr und mehr verschwinden. Wenn wir unter den gegenwärtigen Umständen diesen Vorgang nicht hemmen können, so erwächst uns doch die Pflicht, diese Namen nach Möglichkeit in unsren Büchern und Karten zu erhalten. Daneben läuft noch ein wichtiges wissenschaftliches Interesse, das in der Namenforschung ein wichtiges Hilfsmittel der Besiedelungskunde oder mit andren Worten der Ausbreitungsgeschichte unsres Volkes erkennt. Ich brauche nur an die vielen Ortsnamen mit „ingen“ zu erinnern, die auf eine Sippenansiedlung deuten und in wechselnder Dichte in Deutschland, Frankreich und England die Ausbreitungsenergie bestimmter Stämme belegen. Hier fordert die Gegenwart um so mehr zur Sammeltätigkeit auf, als viele Ortsnamen einen Unterschied zwischen der geschriebenen Form und dem im Volksmunde gebräuchlichen erkennen lassen, der in wenigen Jahren kaum noch festzustellen sein wird. Um hier ein Beispiel aus nächster Nähe zu bringen, kennt man im Osthavellande das Dorf Satzkorn allgemein nur in der Form „Sotzkar“. Ein geübtes Ohr wird auch feinere Unterschiede zwischen Sprech- und Schreibweise heraushören. Als ich vor zwei Jahren in später Abendstunde den Weg nach Dobrilugk erfragte, wäre es mir fast zum Verhängnis geworden, daß ich nicht in der landesüblichen Sprechweise „Doberluh“ fragte, denn der Angesprochene wies mich nach einem zufällig in der Nähe gelegenen Ort Dübrichen, das ich fast erreicht hatte, bevor ich meinen Irrtum erkannte.

Man kann der Zentral-Kommission dankbar sein, daß sie diese von Prof. Langhans in Gotha schon seit Jahren mit Aufmerksamkeit studierte Frage aufnimmt. Ich möchte die Bitte aussprechen, daß auch unsre Mitglieder sich an der Arbeit beteiligen, indem sie einmal alle Unterschiede zwischen Sprach- und Schreibwort und dann weiterhin in unsren gefährdeten Grenzgebieten alle deutschen Ortsnamen sammeln, namentlich aber ein sorgsames Auge auf unsre kartographischen und andren Veröffentlichungen richten, damit wir nicht selbst zur Vernichtung eines alten Volkstums die Hand reichen. Das Reichs-Kursbuch geht mit gutem Beispiel voran, indem es erst die deutsche, dann erst die aufoktroyierte Form bringt. Der Obmann für die Provinz Brandenburg, unser verehrter I. Vorsitzender, nimmt alle Beobachtungen für die Kommission gern entgegen.“

Digitized by Google

VII. Pflege der Heimat-Musik. Der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatknnde wünscht Aufnahme der nachfolgenden Mitteilung.

„Musik ins Dorf! Die alten Dorfmusikanten sind ausgestorben, und städtische Musikanten machen städtische Musik! Echte volkstümliche, d. h. ursprüngliche Musik ist auf dem Lande immer seltener geworden, sie ist mit den alten Volksfesten und Volkssitten zugrunde gegangen. Und trotz der sich jagenden Vereinsvergnügungen fehlt es heute in unsern Dörfern und Höfen an sinniger Fröhlichkeit, an herzlich jauchzender Lust, an Gemütserquickung ganz und gar. Musik ins Dorf! ruft darum der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin SW. 11) und fordert alle Freunde und Kenner eines frohsinnigen ländlichen Volkstums auf, ihm bei der Bearbeitung eines Ratgebers und Wegweisers für die Musik auf dem Lande behilflich zu sein. Es handelt sich darum, zunächst einmal festzustellen, wo noch so etwas wie eine ursprüngliche, aus dem Volkscharakter heraus geborene Musik vorhanden ist, und welche ursprünglichen Musikinstrumente es in den verschiedensten Gegenden gegeben hat und etwa noch gibt. Sodann wäre zu untersuchen, was aus der volkstümlichen Musik der neueren Zeit dem Landvolke in erster Linie zu vermitteln ist und welche neueren Musikinstrumente auf dem Lande einzuführen wären. An Beispielen aus der Praxis wäre zu zeigen, wie es gemacht wurde und wie man es anfangen muß, um Musik ins Dorf zu bringen. Wer dabei helfen kann und will, wird dem genannten Vereine herzlich willkommen sein.“

Wir bitten unsere Brandenburgia-Mitglieder sich der Pflege der Heimat-Musik im vorgeschlagenen Sinne annehmen zu wollen.

VIII. Von dem uns befreundeten jungen Verein für Heimatkunde zu Eberswalde lege ich Ihnen den von u. M. Redakteur Rudolf Schmidt daselbst verfaßten Generalversammlungsbericht vom 9. v. M. vor, desgleichen das erste Heft der Mitteilungen des Vereins (auch für das entstehende Museum in E.) datiert vom 1. Januar d. J. Daraus hervorzuheben: Eckstein, die Tierwelt von E. (wird fortgesetzt), Stadtrat Lautenschläger, Eberswalder Sagen sowie 3 Mitteilungen von R. Schmidt: Über das Wröhamt (Rügeherren) deren Amt noch jetzt besteht, wobei ich auf meine Mitteilungen über die ehemaligen Wröhherren von Berlin, an die Wröhlinde zu Werneuchen sowie auf den Bericht des Oberpfarrers Recke über die Spandauer Wröhherren in unseren Monatsblättern aufmerksam mache. — Endlich Beiträge zur Geschichte von Lichterfelde bei Eberswalde.

IX. Eine Anzahl von Führern durch die Einzelabteilungen der Heimarbeit-Ausstellung hierselbst, welche am 21. von der Brandenburgia mit größter Anteilnahme besichtigt, leider aber schon am 25. d. M. geschlossen wurde, lege ich namentlich für diejenigen Mitglieder vor, welche an der Besichtigung teilzunehmen behindert waren.

itized by Google

X. Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen. Auf Veranlassung des Herrn Architekt Bodo Ebhardt, geschäftsführenden Mitgliedes dieses nützlichen heimatpflegenden Bundes, lege ich den Aufruf vom Oktober v. J. und die Satzungen mit dem Wunsche vor, daß recht viele unserer Damen und Herren sich für das gemeinnützige Werk interessieren mögen.

XI. Westpreußen. Heimatschutz und Heimatkunde. Ich setze im Umlauf:

a) den Bericht unsers k. Mitgliedes Direktor Conwentz in Danzig vom 31. Dezember 1905, (u. A. Schutz der Scharbe [auch Kormoran genannt] Phalacrocorax carbo, der reizenden Orchidee Frauenschuh (Cypripedium calceolus), der schwedischen Mehlbeere, Pirus suecica, der von mir unlängst erwähnten Stranddistel, Eryngium maritimum, der seltenen Sumpfellritze, Phoxinus laevis var. punctatus, eines allerliebsten Fischchen, ferner Schutz von großen Irrblöcken, einem Stück Endmorän im Kreis Karthaus, des Burgwalls Lenzen nicht weit von Elbing etc.);

b) im Anschluß an den Lichtbilder-Vortrag u. M. des Fräulein Elisabeth Lemke über die Umgebung von Elbing und andere Teile Westpreußens am 14. d. M. mehre Nummern der illustrierten Zeitschrift „Der Wanderer durch Ost- und Westpreußen“, drei verschiedene illustrierte Fremdenführer durch Elbing und seine Umgebung, einen „Elbinger Ansichtenbrief“ mit schönen Ansichtspostkarten.

XII. Die Ethnographische Abteilung des Ungarischen National-Museums in Budapest teilt zwecks Schriften-Austausches von einer neuen Fachschrift betitelt „Vierteljahrschrift“ das 1. Heft mit. Diese Veröffentlichungen sind um so erwünschter als sie in deutscher Sprache erscheinen, wogegen die bisherigen magyarischen Publikationen für Deutschland nahezu nutzlos sind, da nur überaus wenige Personen bei uns die magyarische Sprache beherrschen.

Ich machte besonders auf die volkstümlichen magyarischen Typen aus der Gegend des Plattensees aufmerksam. Redakteur ist Dr. Willibald Semayer in Budapest.

Die Brandenburgia wird gern auf einen Schriftenaustausch eingehen, desgleichen das Märkische Museum.

XIII. Zum Naturschutz in Nordamerika. Zum Schutz der weltberühmten durch die Industrie schwerbedrohten Niagara-Wasserfälle sind die kanadischen Behörden von Detroit aus und die der Vereinigten Staaten von Buffalo aus zu gemeinschaftlicher Aktion zusammengetreten. Es ist höchste Zeit, da für Fabrikunternehmungen den Fällen bereits viel Wasser entzogen wird.

XIV. Unser Ehrenmitglied Regierungs-Präsident von Dewitz läßt uns nachträglich zu Nr. V folgenden Bericht zugehen.

Digitized by Google

Durch besondere Einladungen an eine größere Anzahl von Personen, deren Interesse für die Pflege wertvoller Kunst- und Naturdenkmäler unserer märkischen Heimat ihm bekannt war, hatte Regierungspräsident v. Dewitz für Freitag nachmittag 4 Uhr in den Festsaal des Regierungsgebäudes in Frankfurt a. O. eine Versammlung von zirka 100 Herren aus dem ganzen Regierungsbezirk zu einer Besprechung darüber einberufen, „wie am besten durch zwangloses aber möglichst ausgiebiges Zusammenwirken die Aufgaben des Bundes Heimatschutz in Kur- und Neumark und Niederlausitz zu fördern seien.“

Regierungspräsident von Dewitz hieß die den Saal fast füllende erfreulich große Besucherzahl mit herzlichen Worten willkommen und wies auf die als Anschauungsmaterial ausgestellten Photographien und Abbildungen von Baudenkmälern aus der Neumark, besonders aus Königsberg, von hübschen Schüler-Entwürfen aus der Frankfurter Baugewerkschule, von Bauernhäusern der Ansiedlungskommission und der Generalkommission und von malerischen Bauanlagen namentlich aus der Schweiz hin, die mit der umgebenden Landscchaft harmonieren. Prof. Schultze-Naumburg entwickelte darauf, nach einem besonderen Dank an Regierungspräsident v. Dewitz für die bedeutsame Förderung, die er dem Heimatschutz angedeihen ließe, die Aufgaben des Bundes. In dem Streben nach einer gemüt- nnd geschmackvollen Ausgestaltung unserer heimischen Gebäude, Straßen, Städte, Gärten und Landschaften habe in unserer Zeit eine erschreckende Ernüchterung, Phantasielosigkeit, Uniformität und Schablonenhaftigkeit Platz gegriffen, die für die Weiterentwicklung einer ethisch-ästhetischen Volkskultur und für die pitätvolle Wahrung unseres Besitzes an geistigen Werten der Vergangenheit die schwersten Gefahren mit sich bringe. Wir hätten beinahe keine Wälder mehr, sondern nur Forsten, keine individuelle Physiognomie unserer Städte und unserer Dörfer, alles arte in trübselig öde Phantasielosigkeit ohne Anpassung an den Land- und Volkscharakter aus. Es drohen uns ästethisch geistige Volksideale verloren zu gehen. Hier ist es an der Zeit, unmittelbar wieder an das wertvolle Überlieferte anzuknüpfen und zwar insbesondere unmittelbar an die Zeiten unsrer Väter und Großväter. Der Bund Heimatschutz, der gerade jetzt beabsichtigte, sich in Berlin eine eigene Zentralstelle zur Pflege seiner Interessen zu schaffen, und dem es hierzu nur noch an Geldmitteln fehle, habe dieser ästhetischen geistigen Verödung unseres Volkslebens gegenüber sich eine fünffache Aufgabe gestellt: 1. Denkmalspflege. Da werden wertvolle Bauten beseitigt, um nicht, wie es zumeist in der Vergangenheit war, Besseres, sondern Schlechteres an die Stelle zu setzen, alte Bäume werden gefällt, Wege häßlich angelegt u. s. w. Überall sucht da der Bund das Wertvolle zu erhalten, sofern nicht wirklich zwingende praktische Gründe vorliegen. Wir brauchen unsere Denkmäler für die Geschmackbildung,

Digitized by Google

denn die Entwicklung kann nicht wiederholt werden. Würde alles zerstört, müßten wir von vorn anfangen. Die zweite Aufgabe ist die Förderung einer guten Bauweise bei Neubauten durch Überredung und Beispiel, die dritte Förderung der Schönheit in der Landschaft, Verhinderung der Zerstörung unsrer schönsten Täler, die gewissermaßen ein geistiger Nationalbesitz sind, an dem sich alle freuen, durch Talsperren, vielleicht nur zur Bereicherung einzelner. — Daß hier Maß gehalten werden soll und oft die wirtschaftlichen Werte vor den geistig-ästhetischen den Vorrang beanspruchen müssen, wurde von Prof. Schultze (Naumburg) gleichfalls gestreift. Als vierte Aufgabe stellte er die Erhaltung der heimischen Flora und Fauna hin. Das unsinnige Wüsten gegen alle nützlichen Heckennister habe diese in erschreckender Weise vermindert, die Insekten vermehrt. Fünfte Aufgabe: Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Gegenstände, das bisher noch am wenigsten gepflegte Gebiet des Bundes. 6. Volkssitten, Gebräuche, Feste, Trachten, z. B. Johannisfeuer, Hochzeitsgebräuche u. s. w.

Im Anschluß an den Vortrag entwickelte sich eine lebhafte Aussprache, die zeigte, wie ausgedehnt und vielseitig schon heute das Interesse für all diese Aufgaben im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. ist. Regierungspräsident von Dewitz wies darauf hin, daß der Bund, um seine Zwecke in unserm Bezirk zu erreichen, nicht beabsichtige, in den Bestand und die Arbeit der hierfür schon bestehenden Kunst-, Tierschutz-, Verschönerungs- historischen und sonstigen Vereine einzugreifen, sondern mit diesen und den interessierten Einzelpersonen in freier Vereinigung zusammenwirken wolle. Dazu solle alljährlich etwa eine Wanderversammlung zu freier Aussprache abgehalten werden. Die Regierung selbst biete genug Gelegenheit, die Zwecke des Bundes in Schul-, Bau-, Domänen- und Forstverwaltung zu pflegen, man brauche keinen neuen Verein, keine Beiträge oder Satzungen, sondern nur freies Zusammenwirken mit der Regierung für ein gemeinsames, immer mehr Boden in unserm Volke gewinnendes Ideal.

Für die in Küstrin schon bestehende Ortsgruppe für Heimatschutz sprach Rechtsanwalt Petong. Er wies auf das viele gute Neue hin, was auch die Kunst unserer Zeit schaffe. Er verbreitete sich noch über naturwissenschaftliche, künstlerische, historische, germanistische Sachverständige, deren man nicht würde entraten können, über erforderlich werdende Legitimationskarten. Ferner wies er ebenso wie Rektor Bieder aus Frankfurt a. O. auf die Bedeutung der „Märkischen Blätter“ hin, in denen sich nach dem Willen ihres Begründers und nach ihren verdienstvollen Leistungen schon jetzt eine geistige Zentralstelle für die Pflege der Geschichte, Kunst, Literatur und Heimatkunde der Mark vorfinde und die wohl unbedenklich als das Organ der im Bezirk zu gründenden Organisation des Heimatschutzes anzuerkennen seien.

Digitized by Google

In weiterer vielseitiger Aussprache, an der uns u. a. von Flemming, ferner der Vorsitzende des Verbandes für Heimatkunde und Anthropologie in der Niederlausitz, ein Züllichauer Arzt, Landwirte, Geistliche, Bau- und Landräte teilnahmen, wurden die Fragen erörtert, ob eine sachverständige Zentralstelle und ob ein Vorstand zu schaffen und wie sich das Verhältnis zu den einzelnen Vereinen, insbesondere zum brandenburgischen Vereine für Denkmalsschutz und Denkmalspflege gestalten solle. Schließlich — die Zeit war bereits sehr vorgerückt — schlug Chefredakteur Dr. Wintzer, der dem Bunde jedes mögliche Entgegenkommen gegenüber seinen Bestrebungen in der Presse insbesondere in den Märkischen Blättern zusagt, die Wahl eines Ausschusses zur Erledigung dieser organisatorischen Aufgaben vor, für die in erster Linie Regierungspräsident v. Dewitz und Regierungs- und Baurat Heße in Frage kämen.

Herr Superintendent Kuhnert (Arnswalde) stellte hierauf den Antrag: Die Anwesenden erklären sich bereit als Helfer bezw. Gönner dem Bunde Heimatschutz anzugehören und sich seinen Bestrebungen als Vertrauensmänner dienstbar zu machen.

Sie schließen sich zu einer freien Gruppe des Bundes Heimatschutz für die Landschaften der Kur- und Neumark und Niederlausitz zusammen und beschließen sich in jährlichen gemeinschaftlichen Versammlungen zu wechselseitiger Anregung und Mitteilung zusammenzufinden.

Sie wählen zu dem Zwecke einen Ausschuß behufs Ausarbeitung von Vorschlägen für die weitere Organisation mit dem Rechte der Zuwahl bestehend aus den

Herrn Regierungs-Präsidenten von Dewitz (Frankfurt),
Herrn Rechtsanwalt Dr. Petong (Küstrin),
Herrn Rektor Bieder (Frankfurt),
Herrn Lehrer Zerndt (Schwiebus),
Herrn Professor Jentsch (Guben),
Herrn Regierungs- und Baurat Heße (Frankfurt),

und bestimmen als nächsten Versammlungsort Frankfurt a. O.

B. Persönliches.

XV. Der Nestor der brandenburgischen Vogelkundigen Prof. Dr. Jean Louis Cabanis, viele Jahre Kustos an der ornithologischen Abteilung des Kgl. Zoologischen Museums zu Berlin, ist im fast vollendeten 90. Lebensjahr in seiner Wohnung zu Friedrichshagen am Müggelsee verstorben. Cabanis ward am 8. März 1816 zu Berlin geboren und ging nach Beendigung seiner Studien nach Amerika, wo er ½ Jahre hindurch in Nord- und Süd-Karolina zoologische Forschungen anstellte. Mit wertvollen Sammlungen kehrte der Forscher nach Berlin zurück. 1849 erhielt er beim Zoologischen Museum die Stelle eines Kustos der ornithologischen Sammlungen. Seine Untersuchungen, die

Digitized by Google

für die natürliche Systematik der Vögel von durchgreifender Bedeutung wurden, hat der Verstorbene zuerst in „Wichmanns Archiv für Naturgeschichte“ und dann eingehender im „Museum Heineanum“ veröffentlicht. Im Jahre 1853 begründete er das „Journal für Ornithologie“, das seitdem das Zentralorgan für die gesamte Ornithologie bildete und das seit 1868 zugleich als Organ für die von Cabanis begründete „Deutsche Ornithologische Gesellschaft“ zu Berlin diente.

Cabanis war Schwiegervater des verstorbenen, früher in unserer Brandenburgia bekannten, für unsere Heimatstudien tätig gewesenen Professor Dr. Frentzel, Vorsteher der Fischereistation Müggelsee in Friedrichshagen.

XVI. Unserm Mitgliede, Herrn Geheimen Kommerzienrat, Generalkonsul Fritz Friedländer ist unter dem Namen von Friedländer-Fuld der erbliche Adel verliehen worden.

C. Naturkundliches.

XVII. In den stets willkommenen „Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke“ Heft II vom 2. d. M. finden Sie insbesondere interessante Darstellungen der Beleuchtung unserer „Komischen Oper“, Ecke Friedrichstraße und Schiffbauerdamm.

XVIII. Dr. F. Solger: Über fossile Dünenformen im Norddeutschen Flachlande. Es ist dies ein Separatabdruck des bereits gelegentlich Besprechung des XV. Deutschen Geographentags zu Danzig 1905 erwähnten interessanten Vortrags. Bei der großen Ausdehnung, den die Dünen, darunter die ältesten (fossilen) Sandaufwehungen in unserer Provinz einnehmen, sind die Solgerschen Untersuchungen von erheblicher Bedeutung. Hoffentlich wird der Herr Verf. uns in der Brandenburgia noch in diesem Jahr einen besonderen Vortrag über das eigentliche Material der Dünen, den Sand, über den sich sehr vieles sagen und an ihm vieles beobachten läßt, halten.

Herr Solger weist überzeugend nach, wie die rezenten Dünen in ihrer Form stets nach Westen zu konvexe Bogen beschreiben, was sich aus der in Norddeutschland vorherrschenden Hauptwindrichtung erklärt. In entlegener alluvialer Vorzeit war das anders, denn es zeigen unsere Inlanddünen soweit sie Bogen-, nicht Strichdünen sind, übereinstimmend nach Osten konvexe Bogen, was darauf hindeutet, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo in Norddeutschland Ostwinde die herrschenden waren. Hierin liegt eine Bestätigung der anderweit schon nahegelegten Wahrscheinlichkeit, daß Norddeutschland lange Zeit ein Steppenklima besessen hat und daß diese Zeit zusammenfällt mit der Epoche des Schmelzens und Zurückgangs des Inlandseises. Die aus dem noch immer nahen Eisgebiet in nordöstlicher Richtung herauswehenden Winde mußten sich im Vorlande erwärmen, dadurch austrocknen

Digitized by Google

und austrocknend auf das Klima des vorgelagerten Gebiets wirken. Dr. Solger hat sich aber mit der Feststellung der Grundrisse unserer Inlandsdünen nicht begnügt, sondern auch ihre Profile ins Auge gefaßt, und hierbei stellt sich die Eigentümlichkeit heraus, daß die Profile in ihren Besonderheiten, ihren schwächeren Süd- und steileren Nordböschungen, nur durch Westwinde gebildet sein können, Grundrisse also durch Ost-, Profile und dauernde Gestalt durch Westwinde. Das hat viel Wahrscheinlichkeit, weil bei der Änderung des Klimas durch Zurückweichen des Eises zum Pol die nun allmählich herrschend werdenden Westwinde vegetationslose Flußsanddünen vorfanden, mit denen sie spielten und die sie so lange formten, bis das feuchter werdende Klima jene mit Pflanzenwuchs bedeckte und gegen weitere Formänderungen schützte. Dr. Solger begleitet seine Darlegungen durch einen Abschnitt der Generalstabskarte des Terrains nördlich der Warthe zwischen Birnbaum, Zirke und Obersitzko, weil hier die Bodengestalt der Dünengrundrisse und Konvexität nach Osten besonders auffällig hervortritt. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß es einst gelingen möge, eine vollständige Karte der altalluvialen und rezenten Dünenzüge unserer Provinz im Zusammenhange aufzustellen.

XIX. Friedrich Solger: Die Moore in ihrem geographischen Zusammenhange. Diesen in der Gesellschaft für Erdkunde hierselbst am 20. März v. J. gehaltenen Vortrag lege ich Ihnen ebenfalls im Sonderabdruck vor. Die Darstellung ist zwar allgemeiner Art d. h. für alle Moore der Jetztzeit geltend, aber auch für unser zwischen Sumpf und Sand gelegenes Heimatsgebiet mit seinen großen Moor- und Torfflächen im besonderen gültig. Am Schluß der auf die verschiedenen Entwicklungsphasen der für die Kohlenbildungen, die Klimaschwankungen insbesondere die Eiszeit in geistvoller Weise eingehenden Auseinandersetzung sagt Verf.:

„Eine Klimaschwankung von ungeheurer Dauer, deren Ursache wir noch nicht kennen, die aber von vielen kleineren Schwankungen verschiedener Ordnung unterbrochen war, schuf Bedingungen, die starke Moorentwickelung ermöglichten. Diese Moore verbrauchten einen bedeutenden Teil der atmosphärischen Kohlensäure und förderte damit die Temperatur-Erniedrigung, die trotz der kohlensäureschaffenden Vulkantätigkeit des späteren Tertiärs zur Eiszeit führte. Nun setzt die Rückschwingung jener großen primären Klimaschwankung ein. Die Eiszeit verschwindet, Moore erscheinen wieder allgemeiner und werden wieder verschwinden, wenn das Klima von neuem die Wärme der Eocänzeit erreicht. Aber die Verminderung der Kohlensäure wird die Kohlenbildung nicht in so großem Umfange wieder aufblühen lassen, wie vor der Eiszeit, zugleich schafft sie wohl schärfere klimatische Gegensätze. Wir dürfen daher erwarten, daß die nacheiszeitliche Kohlenbildung an

Digitized by Google

Masse stark zurücktreten wird hinter der voreiszeitlichen, ganz wie wir im Perm nach der palaeozoischen Eiszeit nur noch verhältnismäßig geringe Kohlenbildungen finden. Ist das Klima der Eocänzeit wieder erreicht, dann verschwindet das in den Mooren bis dahin gegebene Sicherheitsventil für den Kohlensäuregehalt der Luft. Der von nun ab in der Vegetation jeweilig gebundene Kohlenstoff geht mit deren Absterben und Verwesen in die Luft zurück und die Entgasung des Erdinnern, der der Vulkanismus dient, läßt den Kohlensäuregehalt der Atmosphäre mehr und mehr steigen, bis eine neue große klimatische Depressionsperiode ihn vielleicht wieder für eine zukünftige Kohlenformation verbraucht. — So ungefähr werden wir uns die kommende Entwickelung des Erdklimas und ihren Einfluß auf den Moorbestand vorstellen dürfen. Aber wir wollen dabei nicht vergessen (so fügt S. vorsichtig hinzu), daß doch zu viele uns bekannte Einflüsse auf die säkularen Änderungen des Klimas wirken, als daß wir jenen Ausblick als Gewißheit nehmen dürften."

Das ist ein Ausblick auf Aeonen von Jahren, so daß man nur zögernd hinzufügt: qui vivra verrà.

XX. Das stattliche Bild einer weidenden Herde von Mammuten (Elephas primigenius Blumenbach), welches das Märkische Museum heut auf- und ausgestellt hat, verdankt dasselbe der Güte unsers „mammutholden" Ausschußmitgliedes Herrn Franz Körner, der wie Sie alle wissen, in seinem Museum zu Rixdorf eine Menge von Resten dieses fossilen Elefanten, der bereits so oft Gegenstand der Besprechung in unserer Brandenburgia war, aufbewahrt. Gleichzeitig überreicht Herr K. hierzu das bei Th. G. Fischer & Co. zu Cassel 1901 erschienene Heft „Tiere der Vorwelt. Reconstructionen vorweltlicher Tiere entworfen von Gustav Keller in München mit Erläuterungen von Professor Dr. Andreae in Hildesheim. 6 Wandtafeln für den Anschauungsunterricht mit Textheft."

Tafel I. Steller's Seekuh, Rhytina gigas L.; II. Ichthyosauren des obern Lias; IV. Triceratops und Agathaumas; V. Plesiosaurus des untern Lias von England; VI. Der Riesenhirsch, Megaceros giganteus.

Tafel III ist die vor Ihnen stehende dem Mammut gewidmete. Die Erläuterungen dazu S. 16 bis 22 geben eine gemeinfaßliche, dem Stande unsers Wissens bis zur letzten Jahrhundertswende entsprechende Schilderung.

Wir sagen unserm geehrten Mitgliede verbindlichsten Dank; ich füge hinzu, daß ich mir für eine spätere Sitzung eine umfassende Mammut-Ausstellung, Originalreste, Photographien u. dergl. m. vorbehalte.

XXI. Eolithe — Archaeolithe — Palaeolithe u. dergl. Von Professor Dr. Max Verworn an der Universität zu Göttingen sind mir verschiedene von ihm verfaßte, auf die ältesten Spuren des Menschen bezügliche Schriften, die ich herumreiche, in liebenswürdiger Weise mitgeteilt worden.

Digitized by Google

a) zunächst eine Epoche machende Schrift in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Mathematisch Physikalische Klasse. Neue Folge Bd. IV. Nr. 4. „Die archaeolithische Cultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal)." Mit 5 Tafeln. Ich kann mich hier kurz fassen, da ich diese Schrift bereits in der Brandenburgia XIV. S. 323 u. Protokoll vom 13. Dez. 1905 unter Nr. IV ausführlich besprochen habe. Ich lege Ihnen dazu die Ihnen am 31. Mai v. J. vorgelegte, parallele, die Beobachtungen Verworns durchaus ergänzende und bestätigende Abhandlung von Klaatsch vor: Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal. (Archiv f. Anthropologie 1905 S. 153—160. Ich lege hierzu auch eine abfällige Kritik vor in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 15. Oktober 1905 S. 667, worin Edward Hennig den Herrn Verworn und die Eolithe-Anhänger angreift. Diese Kritik zum Teil gestützt auf das bisherige Fehlen menschlicher Gerippereste, zum Teil auf die von uns kürzlich besprochenen Untersuchungen Boules über die Entstehung von modernen Eolithen in den Kreidemühlen, entspricht nicht dem Stande unsers jetzigen Wissens und kann auf eine ernstliche Beachtung oder Widerlegung kaum mehr Anspruch erheben.

Sehr zutreffend ist dagegen die Antikritik a. a. O. Jahrgang 1906 vom 7. Januar S. 24—27, die sich mit Recht auf den Verwornschen Standpunkt stellt.

Aus der eingangs gedachten Schrift will ich noch (vgl. S. 52) das Schema der Steinkulturen für unsern Gebrauch in der Brandenburgia anführen, dessen Herr Verworn sich bedient.

Schema der Steinkulturen nach Verworn.

Eolithische Kultur.	Der Stein wird als Gerät verwendet, wie ihn die Natur bietet, ohne irgend welche künstliche Bearbeitung. Die Geräte sind als solche nur an ihren Gebrauchsspuren kenntlich.
Archaeolithische Kultur.	Der Stein wird künstlich gespalten. Die Abschläge werden durch Randbearbeitung zu Geräten, hauptsächlich zu Schabern hergerichtet, die nur am Gebrauchsrande die Andeutung einer ihrem speziellen Zweck entsprechenden Formgebung zeigen.
Palaeolithische Kultur.	Der Stein wird durch Spaltung, Rand- und Flächenbehauung zu konventionellen Gerätformen verarbeitet, welche die erste Andeutung eines aesthetischen Sinnes zum Ausdruck bringen.
Neolithische Kultur.	Der Stein wird durch Spalten, Behauen, Schleifen, Polieren und künstliche Durchbohrung zu Geräten von vollendeter Formgebung verarbeitet.

Digitized by Google

Zwischen der Kultur 3 u. 4 möchte ich noch eine weitere Stufe die Mesolithische einschieben. Die Mesolithische Kultur ist charakterisiert durch Spalten und Behauen des Steins mit oft künstlerischer Ausführung einzelner Stücke. Diese Kultur bildet kulturgeschichtlich und geologisch (stratigraphisch) den Übergang von der Palaeolithischen zur Neolithischen Kultur; es gehören dahin u. a. die ältesten Schweizerpfahlbauten und viele Kulturen an der Nord- und Ostsee (besonders der Insel Rügen) zum Teil unter dem Meer versunken. Geologisch entspricht in dem soeben gedachten Schema, das sich absichtlich nur auf Steinsachen einlässt, die Eolithische Kultur dem Tertiär, die Archaeolithische Kultur dem Übergang von Tertiär zum Diluvium, die Palaeolithische Kultur, dem Diluvium, die Mesolithische Kultur dem Alt-Alluvium und die Neolithische Kultur dem jetzigen (rezenten) Alluvium.

Verworn setzt noch hinzu, es sei selbstverständlich, daß die niederen Werkzeugtypen sich auch in allen höheren Kulturstufen als remanente Formen erhalten können. So finden wir z. B. eolithische Typen auch in archaeolithischen, palaeolithischen, mesolithischen, neolithischen, ja selbst in ganz modernen Kulturen in Form von Behausteinen, Kornquetschern, Reibesteinen u. dergl. Die Massenhaftigkeit von eolithischen Typen kann unter Umständen in einer höheren Kulturstufe so groß sein, daß man fast eine eolithische Kultur vor sich zu haben glaubt. So könne z. B. in archaeolithischen Kulturen die künstliche Spaltung des Feuersteins zur Gewinnung von Abschlägen überflüssig werden, weil an Ort und Stelle genug natürliche Bruchstücke mit scharfen Kanten vorhanden sind, wie das in Rutot's „Reutelienstufe" der Fall ist. Daß es sich hier trotzdem um eine archaeolithische Kultur handelt, erkennt man dann nur an der Verwendung der Randbearbeitung. Im übrigen hat die ganze Kultur eolithischen Charakter. Ja, wir müßten sogar sagen, daß eine völlig reine eolithische Kultur bisher noch nicht einmal gefunden worden ist. Um solche zu suchen, müssen wir offenbar noch viel weiter zurückgehen in der Erdgeschichte als bisher, denn die älteste Kultur, die wir bis jetzt mit Sicherheit kennen, die Kultur des obersten Miocän, ist bereits eine Kultur von sehr ausgesprochenem archaeolithischen Typus. Daß aber rein eolithische Kulturen der archaeolithischen Stufe des oberen Miocän irgendwann einmal vorangegangen sein müssen, das beweist nicht nur das Vorhandensein von remanenten eolithischen Typen in höheren Stufen, sondern auch die bekannte, in der Brandenburgia vom Referenten wiederholt erwähnte Tatsache, daß gewisse Affenarten Natursteine zum Schlagen benutzen.

Überall und zuerst muß also die Geologie mitsprechen, findet man eolithisch aussehende Steine in den diluvialen Sand-, Grand- und Kiesgruben, so hat man die immerhin schon schätzbare Gewissheit, daß sie nicht dem Alluvium, der mesolithischen oder neolithischen Kultur angehören können.

Digitized by Google

b) Indianische Reiseerinnerungen, Vortrag von M. Verworn in der Anthropologischen Gesellschaft zu Göttingen am 16. Dez. 1905. Der Vortragende steht auf demjenigen von Holmes in Washington und Dorsey in Chicago, daß sich vom palaeolithischen (auch vom eolithischen?) Menschen keine sicheren Spuren bisher in Amerika irgendwo haben nachweisen lassen. Dies steht im geraden Gegensatz zu dem kanadischen Professor Wilson und Sir Charles Lyell u. a. Besonders D. W. Foster (pre-historic. Races of the United States of America) hat sehr ausführlich die Altersfrage für diese Lande behandelt; er versieht freilich die Spuren im Miocän und Pliocän mit??, führt aber für das Diluvium eine Menge von Funden menschlicher Kultur und einzelne menschliche Skelettreste an. In Südamerika ist mindestens für die südlichen Teile von Ameghino u. a. das Vorkommen des Menschen mit ausgestorbenen diluvialen Tieren behauptet.

Es wird also vorerst ein abschliessendes endgiltiges Urteil über das Vorkommen oder Nichtvorkommen menschlicher Kultur im Diluvium des Erdteils Amerika noch vorbehalten bleiben.

In derselben Sitzung (Corr. Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. Nr. 7w—8, 1905) S. 63 läßt Herr Verworn die Eolithenfrage nochmals Revue passieren.

c) Derselbe Autor teilt endlich aus der „Umschau“, Wochenschrift über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft und Technik (Frankfurt a. M.) 1906 Nr. 7, einen Aufsatz „Zur Frage der ältesten Steinwerkzeuge“ mit, der sich gegen die Schlüssigkeit der Geologen Boule und Obermaier in den von mir wiederholt erwähnten Untersuchungen der Kreideschlämmerei und Zementfabrik bei Mantes (vgl. auch XXI[a]) wendet und mit den Worten schließt: „Nach alledem ergibt sich mir aus meinen Untersuchungen ebenso wie zahlreichen anderen Forschern, welche die Manufakte von Aurillac eingehender studiert haben, bereits für das oberste Miocän oder nach deutscher Einteilungsweise für das unterste Pliocän die Existenz einer steinzeitlichen Kultur. Da man in dieser Kultur bereits die wirkliche Erfindung der künstlichen Spaltung des Feuersteins zum Zweck der Herstellung verschiedenartig differenzierter Werkzeuge kannte, so kann ich in dieser Kulturstufe nicht mehr die Morgenröte der Kultur erblicken und sie einer eolithischen Stufe zurechnen, sondern bezeichne sie als „archaeolithische Kultur.““

XXII. Herr Dr. Otto Zacharias, Direktor der Biologischen Station zu Plön, der die Brandenburgia schon öfter mit Einsendungen erfreut hat, welche sich auf die niedrigsten und kleinsten Lebewesen im Wasser beziehen, übersendet diesmal eine hervorragende Arbeit, welche als Sonderabdruck im Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde Bd. I. 1906 erschienen ist unter dem Titel: Das Plankton als

Digitized by Google

Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts. (Stuttgart 1906, 99 S. 8°). Die eben erwähnten im Süßwasser lebenden und schwebenden Mikroorganismen spielen im Haushalt der Natur und damit mittelbar auch im menschlichen Haushalt, vornehmlich in der Fischerei als Nahrung teils unmittelbar der Fische, teils wenigstens kleinerer Tiere, die ihrerseits von den Fischen verzehrt werden, eine viel größere Rolle, als man dies vor den langjährigen gründlichen methodischen Forschungen des Direktors unseres Plöner Instituts vermutete. Mit großem Geschick weiß Z. nunmehr die Planktonforschung in den Schulunterricht einzuschalten, wobei die Schrift zunächst für die Lehrer als Lernende und dann das Gelernte Lehrende in Frage kommt. Wir wünschen dem lehrreichen Buch weiteste Verbreitung und eingehendstes Studium.

XXIII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Febr. 1906 Heft 2. Darin finden Sie ausführliche Mitteilungen über Zander und Forelle, desgl. eine von unserm Ehrenmitglied Herrn Regierungspräsident von Dewitz am 27. Dezember v. J. erlassene recht zeitgemäße Polizei-Verordnung für den Betrieb der Fischerei in den Gewässern des Spreewaldes. Ich kenne die ausbeuterische Fischerei daselbst aus eigener Erfahrung und begrüße u. a., daß der wahrhaft mörderisch wirkende Gebrauch des Stoßhammers und der Wate sowie das Fischen mit zwei Knebelnetzen übereinander, desgl. das Austreiben der Fische aus den Gräben in vorgestellte Netze verboten wird.

XXIV. Klärpreßkohlen aus Spandau. Herr C. Lippold Direktor der Städtischen Wasserwerke zu Spandau, hat die große Güte gehabt, sechs Stück verschiedener Arten von Klärpreßkohlen einzusenden, welche sich als Rückstand bei der Klärung der Abwässer ergeben. Aus der beigefügten technischen Schrift des hiesigen Ingenieurbureaus Wilhelm Rothe & Comp. ersehen Sie, daß außer Berlin in unserer Nachbarschaft nur noch Charlottenburg das im eigentlichsten Sinne weitläufige Rieselfeldersystem mit seinen überall schwierigen und kostbaren Vorkehrungen anwendet, während Spandau und Charlottenburg Kläranlagen von Rothe & Comp., Oberschöneweide, Friedrichsberg, Lichtenberg, Pankow, Reinickendorf und Tegel nach demselben System Kläranlagen und Kanalisation haben. Bei der Klärung darf etwas Kohle oder an anderen Orten Torf beigemengt werden; bei Epidemien (Cholera pp.) kann auch noch ein billiger bazillentötender Stoff hinzugesetzt werden.

Der aus dem Rothe-Degnerschen Kohlebreiverfahren übrig bleibende Schlamm wird zunächst an der Luft etwas abgetrocknet, damit der Wassergehalt geringer wird. Der abgetrocknete Schlamm wird, wie Herr Direktor Lippold unterm 23. v. M. gütigst mitteilt, teils durch eine Ziegelformmaschine teils durch eine Druckpresse geformt, sodann an der Sonne ganz abgetrocknet und hierauf aufgestapelt. Bei den auf der

Ziegelformmaschine hergestellten Klärpreßkohlen sind die Außenseiten raub, während die auf der Presse hergestellten glatte Flächen zeigen. Um festzustellen, ob sich der abgetrocknete Klärschlamm auch unter sehr hohem Druck zu Briketts, wie sie in den bekannten Braunkohlen-Brikettswerken (Grube Ilse, Grube Viktoria u. s. w.), verarbeitet werden, eigne, wurden Klärschlammproben an verschiedene Maschinenfabriken geschickt. Das Ergebnis fiel günstig aus, wie Sie aus 2 Proben ersehen, die den besten Senftenberger Braunkohlen Briketts täuschend ähneln; jedoch sind bis jetzt die Herstellungskosten gegenüber den daraus gewonnenen Einnahmen noch zu gering.

Wie unsere Spandauer Mitglieder versichern, sind die übrigen Preßkohlen, welche gepreßtem bestem Torf ähneln, so beliebt, daß nicht genug abseiten der Stadt Spandau geliefert werden können, um allen Nachfragen zu genügen.

Herrn Lippold herzlichsten Dank!

D. Kulturkundliches.

XXV. Die Pläne von Berlin und die Entwickelung des Weichbildes. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit I. M. des Kaisers Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Viktoria, herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins, bearbeitet durch P. Clauswitz Stadtarchivar, Berlin 1906. Preis Mark 2,50.

Diese vortreffliche zuverlässige Schrift unsers verehrten Mitgliedes Dr. Clauswitz ist eine Zierde der Berliner Ortskunde und wird allen denen, die sich für die planmäßige Darstellung Berlins interessieren, zum Studium hierdurch bestens empfohlen. Die Schrift zirkuliert.

XXVI. Herr Gutsbesitzer Sudeck auf Dominium Spiegelberg bei Neustadt an der Dosse*) übersendet die ausgestellten vier Wandtäfelungs-Fayencekacheln, weiß mit blauen Figuren von Schiffen, Wasserprospekten u. dergl. im niederländischen Stil, Delfter Fabrikat um 1699, von einem im Gutsgarten nahe dem Dosse-Flüßchen aufgeführten Teehäuschen, das etwa 2000 dergleichen hübscher Kacheln enthält und leider abgebrochen werden soll. Wahrscheinlich finden dieselben im hiesigen Königlichen Schloß Verwendung. Die Ansiedlung hat eine interessante märkische Vergangenheit. Das Besitztum gehörte von 1662 ab dem insbesondere durch seine in der Schlacht bei Fehrbellin bewiesene Tapferkeit bekannten, von Heinrich von Kleist im Drama „der Prinz von Hessen-Homburg“, gefeierten Fürsten und Heerführer. Nachmals erwarben es die um die

*) Die Bezeichnung Spiegelberg für dies Dominium ist erst kürzlich verliehen (mit Rücksicht auf die ehemalige Spiegelfabrik daselbst, und deshalb in den Handbüchern und Plänen noch nicht zu finden). Es gibt auch ein Spiegelberg, Domanial-Gut und Vorwerk im Kreis Ost-Sternberg und ein Groß- sowie ein Klein-Spiegelberg im Kreise Prenzlau.

Digitized by Google

märkische Industrie hochverdienten Fabrikanten Splittgerber und Schickler, denen zu Ehren die beiden Berliner Straßen ihren Namen führen.

XXVII. Das ausliegende Heft 1, Jahrgang XVI. 1906, der Zeitschrift für Volkskunde (Herausgeber Herr Professor Dr. Bolte) enthält mehrere beachtenswerte Aufsätze:

a) Wossidlo: Über die Technik des Sammelns volkskundlicher Überlieferungen, bereits in der Brandenburgia erwähnt von mir gelegentlich der Besprechung der Zusammenkunft des Bundes für Deutsche Volkskunde zu Hamburg;

b) das Fangsteinspiel von Frl. Elisabeth Lemke (bei uns häufig „Fasseln" genannt);

c) alte Bauüberlieferungen von Robert Mielke (Fenster und Tür);

d) von mir eine Besprechung des illustrierten Prachtwerks, das Edler von Benesch über die in den Kais. Sammlungen zu Wien befindliche Spezialsammlung von Beleuchtungsgegenständen herausgegeben hat. — Bei meinem Vortrag über Licht und Leuchte im hiesigen Verein für Volkskunde am 26. Januar 1906 habe ich dies klassisch zu nennende Werk vorgelegt und erläutert;

e) U. M. Herr Stadtverordneter H. Sökeland bespricht S. 124 und 125 das Werkchen von Prof. Dr. L. Weber in Kiel „die Wünschelrute" Ich verweise auf die vielfachen Erörterungen über die Wünschelrute in unseren Monatsblättern. Sökeland verhält sich skeptisch, auch dem neuerdings in den Vordergrund geschobenen psychologischen Erklärungen, die wenigstens einen Teil der Behauptungen des Landrats v. Bülow retten wollen, indem er mit folgenden Worten schließt: „Erwähnen möchte ich nur noch, daß die Ursache des Schlagens der Rute in einer ganz leichten Drehung der beiden Hände, in denen die Rute in sehr gezwungener Weise gehalten wird, liegt. Die hochgehaltene Rute steht im labilen Gleichgewicht, wie W. ganz richtig angibt; bei einer geringen Drehung beider Hände nach innen schlägt die Rute nach oben, bei entgegengesetzter Drehung, zu der aber die krampfhaft gehaltenen Hände im allgemeinen weniger Neigung haben, schlägt sie nach unten." — Dasselbe sagt Dr. Leppla in einer Besprechung der Weberschen Schrift (Naturw. Wochenschrift Nr. 10, 1906. S. 156).

XXVIII. Unser neues Mitglied Herr Ingenieur Hermann Knauer, wohlgekannt unter anderm in den weitesten Kreisen als Erbauer des vielgepriesenen „Deutschen Hauses" auf der Weltausstellung zu St. Louis, überreicht die ausliegende Brochüre: „Das neue Schauspielhaus und der neue Konzertsaal am Nollendorfplatz" Berlin 1906. Der in jeder Beziehung merkwürdige großartige Bau, welcher noch im Sommer d. J. eingeweiht werden soll, verdient unsere Anteilnahme.

Digitized by Google

XXIX. Unsere Brandenburgia-Rolandsschau erregt in den fernsten Gegenden Europas, überall da wo sich Rolandspuren erhalten haben, lebhaftes Interesse. So bin ich in der Lage, Ihnen heut eine Photographie des Rolands von Hermannstadt in Siebenbürgen vorzulegen, so wie er sich im dortigen Museum verwahrt und aufgestellt findet. (Abbildung siehe umstehende Seite.)

Diese Photographie sowie den herumgegebenen Lichtdruck darstellend die Enthauptung des J. Sachs von Hartenek mit dem Schwert auf dem Großen Ring zu Hermannstadt am 5. Dez. 1703, hat auf freundliche Vermittelung von Frl. El. Lemke der Schriftführer des Sebastian Hann Verein für Heimische Kunstbestrebungen Ortsgruppe Hermannstadt Herr Emil Sigerus mit folgenden Spezialbericht eingesendet.

Der Roland von Hermannstadt.

Von Emil Sigerus.

„Um die Mitte des XII. Jahrhunderts rief der ungarische König Geijsa II. deutsche Ansiedler vom Oberrhein „zur Kultivierung der Einöden jenseits des Waldes und zur Erhaltung der Krone“ ins weite, wenig bevölkerte Ungarland und besiedelte mit diesen die äußerste Ecke gegen Osten hin, das grüne, waldreiche Siebenbürgen. Gewiß zu den ältesten Wohnplätzen dieser Deutschen, in Ungarn „Sachsen“ genannt, gehört Hermannstadt, dessen alter deutscher Name „Hermanstorf“ zum erstenmale urkundlich in einem Bericht über den Mongoleneinfall (1241) aus dem XIII. Jahrhundert, vorkommt, der, aus der Echternacher Klosterbibliothek stammend, jetzt sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet.

Trotz der weiten Entfernung vom Mutterlande hielten die Siebenbürger Sachsen die Verbindung mit Deutschland stets aufrecht und wurden im fernen Osten zu immer anerkannten Kulturträgern. Ihr Recht, ihr Handel, Gewerbe, Kunst und Leben blieb stets deutsch und Hermannstadt ward der Hauptort der deutschen Kultur, von dem aus dieselbe in das siebenbürgische Hochland, wohl auch noch weiter ausstrahlte. Schon 1376 sind in Hermannstadt 19 Zünfte und 25 Gewerbe und der zwischem dem Orient und Occident vermittelnde Handel mehrt den Wohlstand der Stadt. Sechszig Jahre später ist die Stadt schon so stark befestigt und so wohl verteidigt, daß die Türken vergeblich den Sturm auf sie unternehmen.

Bei den fortdauernden Beziehungen, die die Siebenbürger Sachsen zu Deutschland unterhielten, wird es wohl niemanden Wunder nehmen, in Hermannstadt eine steinerne Rolandstatue zu finden. Zwar steht dieselbe schon über ein Jahrhundert nicht mehr auf dem Marktplatz, aber sie wird in der städtschen Rüstkammer aufbewahrt und in einem alten Bilde ist ihr ehemaliger Standplatz und die Art ihrer Aufstellung erhalten geblieben.

Digitized by Google

Das aus gelbem Sandstein gemeißelte Standbild, jetzt stark verwittert, ist von der Fußsohle bis zum Scheitel 102 cent. hoch. Vom Kopf bis zum Knöchel besteht die Statue aus einem Stein; die Füße vom Knöchel abwärts sind mit der Kreuzblume, auf der der Roland steht, auch aus einem Steinstück gemeißelt, die beiden Steine sind in den Knöcheln mittelst eiserner Zapfen miteinander verbunden. Der linke Arm wird durch ein Eisenstück gestützt, das gleichzeitig auch das Schwert tragen hilft. Die beiden Hände fehlen und sind jetzt aus Gips nachgebildet. Ebenso ist das Schwert, das der Roland jetzt mit beiden Händen hoch hält, nicht das ursprüngliche. Obgleich, wie bereits erwähnt, die Statue arg verwittert ist, läßt sie doch noch erkennen, daß sie mit vollem künstlerischen Verständnis ausgemeißelt wurde. Der linke Fuß etwas vorgesetzt, der wohlproportionierte Körper in die Höhe gestreckt, der Kopf mit den energischen Gesichtszügen u. starkem Schnurrbart etwas erhoben, verkörpert die Statue männliche Kraft; sie scheint mutig bereit zu sein, gerechte Strafe zu vollziehen. Das schwere Richtschwert hält sie mit beiden Händen an der rechten Seite zur Höhe. Den Kopf deckt eine niedere Sturmhaube, die Brust ein gerippter Panzer, desgleichen werden die Schenkel vom Panzer bedeckt. Diese Richtungstücke erinnern etwas an jene des Roland zu Perleberg.

Roland von Hermannstadt.

Wie nun aus einem alten Bilde, das aus Anlaß der Hinrichtung des Sachsengrafen Johann Labanius Sachs von Hartenek 1703 aufgenommen wurde, zu ersehen ist, bestand der Unterbau, der die Rolandsstatue trug, aus einem von 3 breiten und einer schmalen Stufe gebildeten Sockel, auf dem sich eine mit gotischem Maßwerk verzierte Säule erhob. Auf dieser Säule stand eine zweite Säule von geringerem Durchmesser, die in ein spitzes Dach mit Kraben ausging. Dieses Dach ward von der noch erhaltenen Kreuzblume mit dem Roland gekrönt. Wenn das alte Bild die Proportionen genau wiedergibt, so war der ganze Aufbau einschließlich der Rolandstatue 7 m hoch. Das Standbild samt Unterbau wurde ausschließlich „Pranger“ genannt und findet sich eine andere Bezeichnung nicht vor. Es darf wohl angenommen werden, daß die zum Pranger verurteilten Verbrecher auf den Stufen des Sockels stehen mußten, wahrscheinlich irgendwie angebunden oder

Digitized by Google

angekettet und von Wächtern bewacht. Der Name „Roland“ für das jetzt in der städtischen Rüstkammer befindliche Steinbild kam erst in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunders auf.

Der Pranger stand auf der Nordostseite des großen, mitten in der Stadt gelegenen Marktplatzes. Unmittelbar an den Pranger schloß der Richtplatz an und ganz nahe erhob sich der Galgen. Dieser Pranger ward 1550 und 1551 errichtet und finden sich in den Hermannstädter Bürgermeisterwohnungen hierüber folgende Aufzeichnungen:

Eodem die — 4. April 1850 — Michaelis Gokler pro depictione statuae prenger dati flor. O. den. 25.

Eodem die — 4. August 1551 — cum lapides ad statuam prenger de Colosznar*) adducerentur per decem currus, pro octo vecturis soluti pro flor. 5 den 12 facit flor. 40 den. 96. Duae vecturae pro flor. 5 den. 60 facit flor. 11 den. 20.

Item ad structuram prengerii empta parva fornace laterum pro flor. 2 den. 75.

Pro vectura lapidum 44 de Rossonair**) ductis, item arenae, laterum cementi et pro solutionibus laboratorum, donec erigeretur tota statua, dati flor, 31 den. 56.

Item ferro empto a Petro Vaall 30 peciis pro retinaculis faciendis, una pecia pro den 8 facit flor. 2 den. 40.

Ladislao fabro pro apparatione retinaculorum et pro media masa ferri dati flor. 3 den. 85.

Magistro Onofforo lapicidae pro sectione lapidum dati flor. 148 den. 0.

Als Anfang des XVIII. Jahrhunderts in dem seit 1536 vollständig lutherischen Hermannstadt eine Gegenreformation versucht wurde — allerdings ganz vergeblich — die Jesuiten eine katholische Pfarrkirche erbauten, ward auf dem Marktplatz u. z. westlich vom Pranger eine Statue des böhmischen Nationalheiligen Johann Nepomuk errichtet. Der kommandierende General von Siebenbürgen Graf Tige forderte nun 1734, eben mit Rücksicht auf die erwähnte Heiligenstatue, daß „der Pranger von dannen transferieret werde“. Aber der noch vollständig protestantische Stadtrat sprach sich entschieden dagegen aus und der Pranger blieb stehen. Erst ein halbes Jahrhundert später 1783 wurde der Pranger abgetragen, worüber sich in dem städtischen Archiv keine Akten erhalten haben. Das Rolandsstandbild kam nun auf das Rathaus, vielleicht um einen neuen Standplatz zu erhalten, doch unterblieb eine weitere Aufstellung. Als dann mit den noch vorfindlichen Waffen aus alter Zeit in den 60er Jahren des XIX. Jahrhunderts eine kleine Sammlung in einem Raum des Rathauses als „städtische Rüstkammer“ aufgestellt

*) Klausenburg.

**) Reschinar, ein am Gebirge gelegenes Dorf 11 km. von Hermannstadt entfernt.

Digitized by Google

wurde, fand auch der alte Roland hier seine Friedensanstellung, in der er sich noch heute befindet.“

Die Brandenburgia dankt Herrn Emil Sigerus herzlichst.

E. Bildliches.

XXX. Herr Photograph Max Zeisig in Perleberg legt ca. 40 große von ihm selbst mit großer Sorgfalt aufgenommene und vortrefflich ausgeführte Photographien von Gebäuden und Landschaften sowie kirchlichen Interieurs der Prignitz vor, die Herrn Architekt Paul Eichholz, unserm geschätzten Mitgliede, bei seiner Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler, welche er im Auftrag der Brandenburgischen Stände verfaßt, als Unterlagen gedient haben. Sie werden sich noch des diesbezüglichen von Herrn Eichholz in der Brandenburgia gehaltenen Lichtbilder-Vortrags entsinnenen.

XXXI. Der Märkische Stil. Von einer seit kurzem erscheinenden Zeitschrift: „Die Werkstatt. I. Jahrg. II. Heft. 18. Febr. 1906. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin.“ Schriftleiter Georg Lehnert. Verlag von Otto Salle lege ich Ihnen ein inhaltreiches Heft vor.

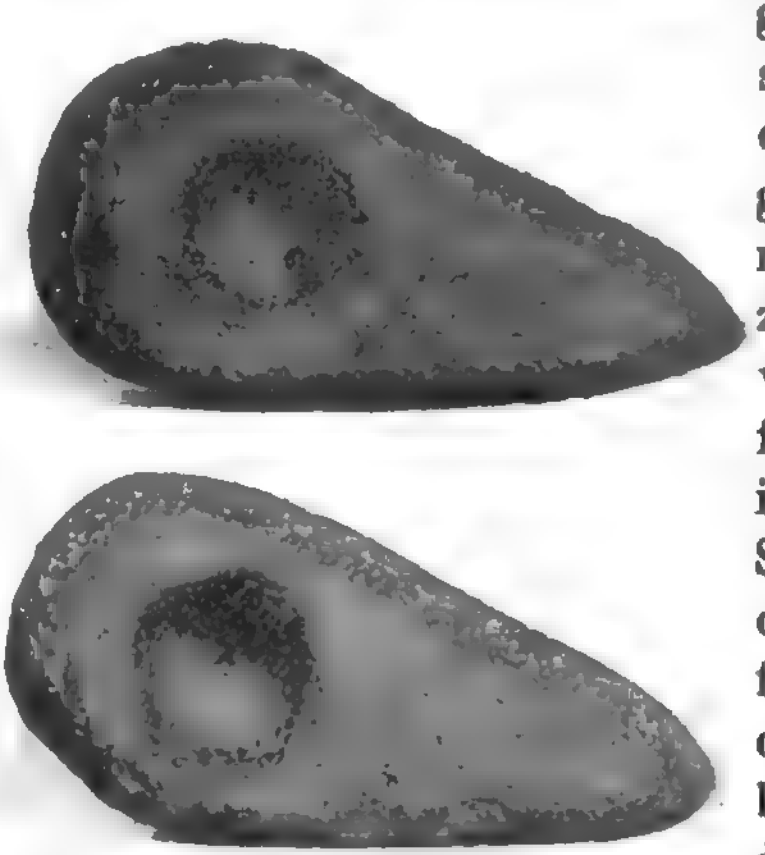
Am meisten wird Sie der Artikel S. 162 — 165 von E. Schur interessieren: „Der Stil der Märkischen Großstadt“. Er ist für Berlin ebenso schmeichelhaft wie hoffnungsvoll und schließt mit den emphatischen Worten: „Nach und nach ergibt sich eine Auswahl, die in natürlicher Schönheit zu dem großmärkischen Stile der Zukunft hinführt. Er ist einfach, großzügig, solid, ernst, sachlich. Von allen Schwächen befreit, wächst er sich aus zu dem modernen Großstadtstil, der als höchster Ausdruck unserer gegenwärtigen Kultur erscheint. Er ist unserer Zeit gemäß, ihn sucht sie. Immer gibt das am weitesten voran befindliche Kulturzentrum der letzten Vollendung den Stempel. Dieser Stil wird die Stilgeschichte weiterführen. Er fügt ein Neues dem Alten an. Neben den historischen Stilen erscheint der heutige, unser moderner Großstadtstil, der seiner organischen Herkunft gemäß, als der Märkische Stil genannt werden kann und als solcher in die Kunstgeschichte eingeht.“

Sehr schön gesagt! Ob die nichtgroßberlinisch-märkischen Kunstkritiker diesem Manifest von E. Schur beipflichten werden?

XXXII. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage eines Steinbeils mit unvollendetem Bohrloch aus Groß Pankow Kr. Ostprignitz. Das aus dioritartigem Geschiebe hergestellte, ziemlich primitive Steinbeil mit abgewitterten Außenflächen, das ich Ihnen vorlege, ist bemerkenswert wegen der Art der Durchbohrung, die neues Material zur Frage der Bohrkunst unserer steinzeitlichen Vorfahren bietet. Zwar befindet sich im Märkischen Museum, wie in den meisten anderen prähistorischen

Digitized by Google

Sammlungen, eine ganze Reihe von Steinbeilen mit unvollendeten Bohrlöchern, aber bei diesen ist an dem stehen gebliebenen zentralen Bohrzapfen zu erkennen, daß zum Bohren ein hohler Stab verwendet wurde, während im vorliegenden Fall der Bohrstab nicht hohl, sondern voll gewesen sein muß. Außerdem hat bei jenen die Durchbohrung immer nur von einer Seite aus stattgefunden, während hier zuerst bis zur Hälfte gebohrt und dann von der anderen Seite von neuem angefangen wurde. Das beweisen die zwei ersten der beigegebenen Abbildungen, auf denen die auf beiden Seiten begonnene Bohrung sichtbar ist. Die Arbeit ist dann durch irgend einen Zufall unterbrochen, nachdem sie soweit gediehen war, daß nur noch eine Scheidewand von $1^1/_2$ Millimeter übrig blieb.



Steinbeil mit unvollendetem Bohrloch.

Insulanerin bei der Bohrarbeit.

Da die Herstellung des Bohrlochs von beiden Seiten aus erheblich schwieriger ist, als von einer Seite, indem ein einmal gegebenes Loch eine sichere Führung für die Fortarbeit abgibt, während ein neuer Bohransatz zuerst immer ausweicht; indem auch ferner es nicht leicht ist, von der anderen Seite genau die Axe des ersten Bohrlochs festzuhalten, so muß der Arbeiter eine besondere Absicht dabei gehabt haben. Diese Absicht kann nur darauf gerichtet gewesen sein, daß das Bohrloch eine die Befestigung des Holzgriffs sichernde Form erhielt. Findet die Durchbohrung nur von einer Seite statt, so wird das Loch immer eine konische Form erhalten, es wird an einem Ende am weitesten, am andern am engsten sein und das Beil kann dann nur schwer so befestigt werden, daß es nicht abfliegt. Die Durchbohrung von beiden Seiten ergibt ein Loch, dessen engste Stelle in der Mitte liegt. Der Stiel kann dann noch in ausreichender Stärke zum Teil eingeführt werden, und sein schwächeres Ende läßt sich durch

Digitized by Google

Eintreiben einiger kleiner Holzkeile so verdicken, daß er die allmählich sich erweiternde zweite Hälfte des Lochs ausfüllt, wodurch ein Abfliegen des Beils verhindert wird.

Für die Bohrarbeit selbst haben wir bei den noch heute im Zustande der Steinzeit befindlichen Südsee-Insulanern Beispiele. Der zu durchbohrende Stein wird in ein festes Lager gebracht und dann, wie die in der dritten Abbildung vorliegende, vom Präparator Kothe auf der Insel Neu-Pommern im Jahre 1901 aufgenommene Skizze zeigt, ein mit einem Stein beschwerter Bambusstab darüber hin und her gerieben, wobei immer etwas Sand und Wasser an die Reibestelle getan wird.

XXXIII. Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow I. Teil. Von der ältesten Zeit bis zum Ende des großen Krieges. Im Auftrage des Kreises bearbeitet von Willy Spatz. Berlin 1906. Dank dem überaus regen Interesse das Herrn Landrat v. Stubenrauch der Belebung der Heimatkunde im Kreise Teltow entgegenbringt, ist es dem Verfasser gelungen, in diesem I. Teil der Geschichte des Kreises ein Werk zu bieten, das in dem glücklichen Zusammenwirken von Inhalt und Ausstattung mustergültig genannt werden kann.

Der Text gewährt uns in ausserordentlich reichhaltiger Weise Einblick in zeitgenössische Urkunden zur Geschichte des Kreises Teltow, ebenso wie der vornehme und reiche Bilderschmuck fast lauter zeitgenössische Kunst- und Bauwerke, Urkunden, Wappenbilder, Münzen und Darstellungen aus dem mittelalterlichen Leben wiedergibt. So wird eine außerordentliche Anschaulichkeit erreicht. Wir erleben wirklich die ganze Entwicklung mit.

Aus der Urzeit, deren Darstellung mit Abbildungen der wichtigeren vorgeschichtlichen Funde aus dem Kreise geschmückt ist, sehen wir den Teltow langsam und unvollkommen in das Licht der Geschichte hineintauchen, bis um die Mitte der Askanierzeit zuverlässige Urkunden einsetzen. Wir folgen der Hochflut deutschen Siedelungseifers, der im 13. Jahrhundert unter der gewaltigen Kraft des Kolonisationsgedankens einsetzt, und wir blicken in das namenlose Elend, indem dieser herrliche Anfang seit dem Aussterben der Askanier versinkt. Mit frischer Lebendigkeit wird uns die innere Entwicklung unter den Wittelsbachern, Luxemburgern und Hohenzollern bis zum dreißigjährigen Kriege geschildert. Es ist sehr dankbar zu begrüßen, daß diese Zustände, ohne deren Kenntnis das Wirken der preußischen Könige gar nicht gewürdigt werden kann, uns so nahe gebracht werden. Wie die Dorfjugend spielt, erfahren wir, was Hans Klawert für Streiche macht, wie der Bauer lebt und der Junker erzogen wird, und wie inzwischen in der inneren Politik der Stände an Stelle des starken Nationalgedankens der Kolonisationszeit enge Klasseninteressen treten, die in der Proletarisierung des Bauernstandes die Kraft des Staatswesens untergraben. Da kommt der

Digitized by Google

große Krieg. Er findet das märkische „Heer“ in einem Zustande, der vergleichsweise noch schlimmer war als der unserer Flotte vor 1900, und er findet an der Spitze der Mark einen Mann, der eher alles andere war als ein Mann der Tat. Und doch tröstet uns der Jammer der Kriegsjahre wieder durch den sichtbaren Beweis von der Unverwüstlichkeit unseres Volkes. Kriegshorden, Brand und Seuchen wüten in der Mark, und wenn der Teltow auch nicht so arg litt, wie die Uckermark, in deren Städten oft nur der 10. Bürger übrig blieb, so ist doch auch die Teltower Bevölkerung auf $^1/_3$ ihres früheren Bestandes beim Friedenschluß zusammengeschrumpft. Da geht der große Kurfürst daran, seinen Staat buchstäblich aus dem Nichts neu zu schaffen.

Wie ihm das in einem Lebenswerk ohne Gleichen gelang, und wie die preußischen Könige sein Werk ausbauten, das wird der 2. Band behandeln, dessen Erscheinen in etwa Jahresfrist in Aussicht gestellt ist. Wir wünschem dem Verfasser wie dem Kreise von Herzen Glück zur Vollendung der Aufgabe und möchten hoffen, daß das Buch den Leserkreis, den es so sehr verdient, finde und zu ernstem Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft unseres Landes anrege.

XXXIV. Herr L. Noël Major z. D. Die militärischen Frauen und Jungfrauen in den Befreiungskriegen 1813/15. Außer Nanni von Schmettau, die ihr goldblondes Haar auf dem Altare des Vaterlandes opferte, sind nur zwei Frauen, die an den Kämpfen der Freiheitskriege teilnahmen, in weiteren Kreisen des Volkes bekannt: Eleonore Prohaska und Johanna Stegen, erstere, eine Köchin aus Potsdam, trat im Mai 1813 in Sandau unter dem Namen „August Renz“ bei dem Lützowschen Freikorps ein, wurde am 16. September 1813 im Gefecht an der Göhrde unweit Lüneburg schwer verwundet und starb am 5. Oktober zu Dannenberg, wo sie auch bestattet wurde. Hier wie auf dem Kirchhofe in Potsdam sind dem „Heldenmädchen aus Potsdam“ Denkmäler errichtet worden. Johanna Stegen, das „Mädchen von Lüneburg“, trug den Füsilieren und freiwilligen Jägern des 1. pommerschen Infanterie-Regiments im Gefechte bei Lüneburg am 2. April 1813 in ihrer Schürze Patronen aus einem verlassenen französischen Patronenwagen zu und setzte dadurch die Krieger in die Lage, den Angriff des Generals Morand auf die Stadt abzuschlagen und den ersten Sieg auf deutschem Boden zu erringen. Johanna mußte bei der Rückkehr der Franzosen nach Berlin flüchten, wo sie den Freiwilligen, späteren Feldwebel Wilhelm Hindersinn kennen lernte, den sie 1817 heiratete und mit dem sie 24 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Sie starb am 12. Januar 1842 in Berlin und ist auf dem Sophien-Kirchhofe in der Bergmannstraße beerdigt. Leider ist ihre Grabstätte durch kein Denkmal geziert, doch ist bereits ein Ausschuß zusammengetreten, der für die Errichtung eines solchen Sorge tragen wird. Zu diesen beiden Heldenmädchen gesellt sich als dritte Kämpferin,

Digitized by Google

Auguste Krüger aus Friedland in Mecklenburg. Von dem Gedanken erfüllt, die französischen Eindringlinge aus dem Vaterlande zu vertreiben, trat sie als Schneider August Lübeck in das Reservebataillon des Kolbergschen Regiments ein und machte mit diesen das Gefecht am Kespersteig vor Stettin am 7. April 1813 und die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz im August und September 1813 mit. In der letzten Schlacht wurde sie bei der Erstürmung einer Batterie an der Schulter schwer verwundet und mußte zu ihrer Heilung nach Berlin zurückkehren. Wegen ihrer Tapferkeit wurde sie zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz und dem russischen St.-Georg-Orden ausgezeichnet. Obwohl ihr Geschlecht bei der Untersuchung entdeckt worden war, wurde ihr doch gestattet, zu ihrem Regimente zurückzukehren, mit dem sie nun den Feldzug in Holland mitmachte und an den Schlachten bei Herzogenbusch (26. Januar 1814), bei Laon (9. März) und bei Compiegne (1. April) teilnahm. Nachdem sie noch bei Ligny Zeuge der blutigen Kämpfe um den Besitz des Schlachtfeldes gewesen war, bat sie um ihren Abschied, der ihr am 23. Oktober 1815 unter den ehrenvollsten Bedingungen gewährt wurde. Auguste Krüger heiratete später ihren Landsmann, den Unteroffizier Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment, und lebte mit ihm in Lychen, später in Templin, wo sie am 31. Mai 1848 starb. Ihre Grabstätte auf dem dortigen Friedhof ziert ein eisernes Kreuz mit entsprechender Inschrift. Als vierte in der Reihe der Freiheitskämpferinnen ist Anna Lühring zu nennen, die Tochter eines Zimmermeisters aus Bremen, die im Januar 1814 unter dem Namen „Eduard Kruse“ bei dem 3. Bataillon der Lützower Jäger eintrat und den Feldzug bis zum Frieden mitmachte. Nur das Offizierkorps wußte um ihr Geheimnis. Bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt wurde sie hochgeehrt und ihr eine Pension vom Staate ausgesetzt. Sie heiratete 1821 den Lohndiener Lux in Hamburg, wo sie, von der Nachwelt vergessen, am 25. August 1866 gestorben ist. Außer diesen Heldenmädchen hat Major Noël durch langjährige Nachforschungen noch die Namen von elf anderen Frauen und Mädchen feststellen können, die an den Kämpfen jener Jahre teilgenommen haben, nämlich: Luise Dorothea Schulz aus Demmin, die den Zug Schills mitmachte, Dora Sawosch und Unger, die als Lützower Jäger dienten, Marie Buchholz aus Charlottenburg, Maria Werder, die nebst ihrem Gatten als Husar in das Freikorps des Fürsten Anhalt-Pleß eintrat, Frau Gronert, die beim 1. Leib-Husaren-Regiment, und Ilse Hornbostel, die im Bremischen Infanterie-Bataillon diente, ferner Lina Petersen, Marie Buchholz, Berta Seebeck, die Altpreußin Patschinska und die Jungfrau Riebert aus Potsdam, über deren Schicksale nichts Näheres bekannt ist.

XXXV. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Rathauskeller.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

„Charakter der Berliner". Vor 60 Jahren geschildert von H. Beta: „Berlin in der Westentasche" 1843.

S. 17: „Und daß man in Berlin ist, daran erinnert uns die Grobheit, die malitiöse Zungen- und Schlagfertigkeit und der freche Witz mit dem scharfen, blanken Accent, wovon man sich auf die nachteiligste Weise Proben verschaffen kann, man braucht nur jemand zu rempeln oder einen guten Rock und eine Brille zu tragen."

S. 18: „Ein Berliner Witz ist besser als eine schöne Gegend", sagt Hegel; deshalb haben sich die Berliner das Bessere angeschafft, Witz ist aber nicht ihr Grundcharakter, sondern nur eine Form. Durch Kampf mit Sumpf und Sand und politischen Feinden sind sie gewöhnt, alles mit dem Verstande scharf und mutig aufzufassen und zu behandeln. Göthe nennt die Berliner eine verwegene Menschenrace. Statt scharf nehmen sie vieles spitz, das giebt Witz. Witz, Schärfe, (wie der blanke, scharfe, helle Accent der Sprache es unmittelbar bekundet) Mut, Verwegen- und Verwogenheit, Verstand, Kritik, Kampf- und Schlagfertigkeit ist der norddeutsch-brandenburgisch-berlinische Grundcharakter und Friedrich der Große dessen Normalform. Der edle Kern will edle Nahrung, oder wie das Sprichwort sagt: Ein guter Bissen will auch eine gute Tunke. — Wir haben keine großen Zwecke zu verarbeiten, wir sind verdammt ebenso wie der Philister der kleinen Stadt, kleinliche Privatinteressen noch kleiner zu kauen. Das hat den edeln Grundcharakter der Berliner verdorben. Der Mut ist Arroganz, der Verstand kritische Selbstbespiegelung; Kritik, Klatschsucht, Witz Eckensteher-Fuselmalice geworden. Die tausend Gelegenheiten zum Genuß haben eine ekelhafte Genuß- und Prunk- und Prahlsucht erzeugt: „man so dhun". Die Folge ist Übersättigung, Blasiertheit, Neugier, Hunger, die Leere immer wieder auszufüllen mit Dingen, die nicht nähren. Der Witz und die Sucht, sich darin selbst zu genießen, lauert immer wie die Katze vor dem Mauseloche, über jede Maus, die der kreisende Berg gebiert, sofort herzufallen. Mit dieser formalen, abgehetzten, egoistischen Bildung, der es an edler Nahrung fehlt, hängt der hohe Enthusiasmus für jede Berühmtheit zusammen, die Vergötterung von Virtuosen, Tänzerinnen, Athleten, Bajaderen, dressierten Menschen und Tieren. Sie erheben solche Berühmtheiten zu goldenen Kälbern, nicht in der redlichen Absicht, sie zu vergöttern, sondern darum herum zu tanzen. Und das Tanzen macht den Tanzenden Spaß. — Wer in solchen Genüssen lebensbankerott geworden, flüchtet sich in das dunkele, hier stark bevölkerte Reich der Frömmelei. — So erklären sich die Gegensätze: Frivolität und Genußsucht und ebenso gottlose Abstraktion vom Leben in pietistischen Klubs. Wer sich in den leeren Genüssen des Residenzlebens übersättigt und die Genußfähigkeit verloren hat, flüchtet sich endlich zu Gott, da er ja nicht mehr sündigen kann. Gebt dem edlen Grundcharakter der Berliner edle Nahrung,

Digitized by Google

und ihr habt die besten Preußen und Patrioten! — Die vielen Eingewanderten und stets noch Einwandernden bringen die mannigfaltigsten Mischungen von Charakteren und Individualitäten hervor, so daß man alle möglichen Temperamente, alle Völker und alle Provinzen in ihren Eigentümlichkeiten finden kann. Mit der Zeit freilich berlinisieren sich die meisten und verspülen in dem Strudel des Lebensozeanes der Residenz ihren Charakter. Auch kostet es Kampf, sich zu halten in der industriösen Überfüllung. Man vergißt die Mutter, die uns auf den Armen trug, den Lehrer, den Freund seiner Jugend, den Prediger, der uns eingesegnet, die Geliebte der wir ewige Treue geschworen, man wird gewitzigt, gerieben, mit allen Hunden gehetzt und man bekommt „Intelligenz!“ Freilich, „es bildet ein Charakter sich durch die Welt“, und so werden moralisch kräftige Naturen wohl gerade dadurch edelmännlicher, was Vergnüglinge verdirbt. Die edelen Männer und Frauen, die nicht mit dem Strome schwimmen, sondern ihn gar nicht hineinlassen in die gemütlichen Kreise ihres abgeschlossenen Lebens, werden sich auch durch diese Charakteristik nicht getroffen fühlen.“

So urteilte ein scharfer Berliner Beobachter im vormärzlichen Berlin zu Anfang der Regierungszeit des Romantikers auf dem Throne der Cäsaren. Seitdem sind über zwei Menschenalter ins Land gegangen. Hat sich der Charakter des Berliner seither wesentlich geändert und würde in seiner Selbstbiographie sein Erkennedichselbst heut erheblich anders lauten? Jedenfalls „Willem“, „Hujo“, „Lude“, „Aujust“, „Fritze“ heißen, genau noch so wie „Anno dunnemals“ und sind genau noch so von Charakter wie zur Zeit des seligen Eckensteher Nante. E. Fr.

Dammsmühle, Kreis Nieder-Barnim. Was sich die allerältesten Leute über Dammsmühle erzählen. Also sprach der älteste der Alten, als er vor einigen Jahren mit seinem 83jährigen Sohne aus Mühlenbeck zu Fuß herüberkam, um seinem „Kleinen“ das von den Wollankschen Erben schloßartig ausgebaute Herrenhaus zu Dammsmühle zu zeigen: „Ick hab't immer gesagt, der Junge hat kenen Trieb; er kann nich mal allene nach Dammsmühle finden; darum komm' ick jetzt mit und zeige ihm das Schloß; aus dem Jungen wird wohl nichts mehr werden. Als ick't letzte Mal hier war, da war Napolium och hier!“ „Aber“, warf der Schloßherr hier ein, „Napoleon ist ja doch nur bis Wilhelmshöhe bei Kassel gekommen!“ „Ach wat!“ brummte der Alte, „den meene ick ja nich, sondern den ganz klenen fetten, den ersten Napolium! Der kam damals von Berlin hierher und er hat hier im Schlosse gewohnt. Alle Leute aus der ganzen Gegend waren zusammen gelaufen, um die Franzosen zu sehen; sie waren immer dicht hinter Napolium. Der ging in die königlichen Gewächshäuser und in den Garten, pflückte sich Pflaumen und Äpfel und kostete; aber er spuckte alles wieder aus; et mag ihm wohl zu sauer gewesen sein. Die Leute vorfierten sich, wie einer so mit königlichem Eigentum umgehen konnte. Am Abend kam aus Berlin ein französischer Ordonnanzoffizier, ein Kürassier, der dem Kaiser eine Nachricht bringen wollte. Aber er geriet beim Mühlenbecker See in einen Sumpf und ist da immer tiefer eingesunken, bis er ertrank — wenn die Leute nicht noch ein bißchen nachgeholfen haben. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser das Haus anstecken und zog fort. So machte ers gewöhnlich Da kamen die Leute aus Mühlenbeck

Digitized by Google

und Schönerlinde herbei und löschten den Brand; zum Dank dafür schenkte man ihnen je einen Kronleuchter aus dem Herrenhause. Die beiden Kronleuchter hängen noch heut in den Kirchen zu Mühlenbeck und Schönerlinde. Um diese Zeit hat der König die Mühle an Damm verkauft, weil er Geld brauchte. Früher hat auch mal die Rietzen (Gräfin Lichtenau) hier gewohnt. Gerade über vom jetzigen Schloß stand damals ein Gartenhaus, darin hat sie gehaust. Sie sagen ja, sie soll da manchmal noch umgehen!"

Otto Monke.

Besprechungsformeln aus Beeskow. Rose zu besprechen. Hauche auf diejenigen Körperteile, welche an der Rose leiden und murmele dabei:

Die Rose hat in dieser Welt
Uns Gott als Königin gesandt
Und über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
† Rose † Rose † weiche,
Flieh auf eine Leiche
Und laß die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Gegen Verstopfung. Schäle einen Borsdorfer Apfel, schabe ihn dann gegen die Blüte hin und iß das Geschabte.

Gegen Durchfall. Schabe den Apfel gegen den Stiel hin und iß das Geschabte. (Auch in Berlin und im Havellande bekannt.)

O. Monke.

Volks- und Kinderreime.

a) Herr Maler Otto Gebhardt, der seine Jugend in Berlin verlebte, teilte mir folgenden Abzählreim mit:

Eene, meene, mink, mank,
Klink, klank,
Ose, pose, packe dich,
Eier, weier, weg!

So wurde der Spruch vor 30 Jahren hier gesprochen.

b) Huppup, huppup, Bastejan,
Loat de Fiedel un Fleuten goahn,
Loat se ook jo got warn,
Loat se ook nich verdarbn!
Striek af, striek af,
Striek de Huppup af!

Reim aus Grabow in Mecklenburg; sprechen die Knaben, wenn sie den Weidenast klopfen, um eine Schalmei zu gewinnen.

c) Kiwitt, wo bliew ick,
In'n Brummelbeernbusch (Rubus)
Doa sing ick, da fleut ick,
Doa hevv ick mien Lust.

Ruft man in Grabow dem Kiebitz nach.

Digitized by Google

d) An warmen Herbstabenden geht die Grabower Jugend mit Papierlaternen in den Straßen herum und singt:

Laterne, Laterne,
Ich geh mit meiner Laterne,
Meine Laterne ist hübsch und fein,
Darum geh ich ganz allein.
Hamburg, Lübeck, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu schämen.
De Koopmann giwwt tau wenig in de Tüt,
De Bäcker backt de Semmel tau lütt.
Brenne aus, mein Licht,
Brenne aus, mein Licht,
Aber ja meine liebe Laterne nicht!

Herr Maler Otto Gebhardt teilte mir mit, daß er denselben Brauch in Mölln gefunden habe. Wilhelm Kotzde.

Danksage an den Pastor. Lietzow bei Nauen. Nach der Einsegnung hatten die Konfirmierten dem Pastor folgendes Sprüchlein aufzusagen:

Herr Pastor, ich bedanke mich für den empfangenen Unterricht, den Sie mir erwiesen haben in meinen jungen Jahren. Ich will es auch behalten und danach tun.

Mit diesen Worten reichte man dem Herrn Pastor die Hand und drückte ihm dabei einen Taler in die seinige. O. Monke.

In Zachow bei Ketzin war es üblich, sich von dem Lehrer mit folgendem Spruch zu verabschieden:

Ich bedanke mich für Ihren treuen Unterricht, den Sie mir erwiesen haben in meinen jungen Jahren. Und habe ich Ihnen etwas zu Leide getan, so bitte ich Sie um Vergebung.

Der „metallische" Händedruck fand nicht statt. O. Monke.

Straßenausruf aus Zachow bei Ketzin:

„Suern, suern!
Morgen werd'e backen!"

Das heißt säuert den Teig, morgen wird gebacken.. O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

20. (12. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres. (Stiftungsfest.)

Der Verlauf des diesjährigen, 14. Stiftungsfestes, das am 9. März stattfand, wich von denjenigen der in den letzten Jahren gefeierten dadurch ab, daß es nicht in den Räumen der Schlaraffia am Enckeplatz abgehalten wurde, sondern in der „Ressource zur Unterhaltung“ in der Oranienburgerstraße, deren schöne Säle wir am 4. Juni des vorigen Jahres kennen gelernt hatten (oben S. 391 ff.) Der Wechsel des Schauplatzes tat nach der allgemeinen Ansicht dem Vergnügen durchaus keinen Abbruch. Im Gegenteil dank der Reichhaltigkeit, Weitläufigkeit und Bequemlichkeit der Räume wurde es eher gesteigert. Abweichend von der bisherigen Gewohnheit war ferner, daß das Fest gleich mit Tanz begann, an den sich erst das Essen schloß. Dies verlief in der üblichen Weise, indem die Pausen zwischen den einzelnen Gängen durch Toaste, künstlerische Vorträge und gemeinsamen Gesang ausgefüllt wurden. Die Toaste eröffnete Herr Geheimrat Friedel, der die Gäste begrüßte, eine Übersicht über die im abgelaufenen Jahre vollbrachten Leistungen der Gesellschaft gab und zum Schluß den Schirmherrn des Reiches und Preußens, den Markgrafen von Brandenburg, unter dessen Zepter das Land so sichtlich gedeiht und Kunst und Wissenschaft sich so erfreulich entfalten, hoch leben ließ. Weiter sprachen Herr Fabrikbesitzer March auf unsern allverehrten, um die Gesellschaft so hoch verdienten Vorsitzenden, Geheimrat Friedel. Geh.-Rat Thorner widmete den Damen liebenswürdige, geistreiche Worte. Herr Dr. Solger überraschte die Teilnehmer durch die Mitteilung, daß er sich aus verschiedenen Gründen veranlaßt sähe, aus der Gesellschaft auszutreten. Diese Worte riefen eine allgemeine Verwunderung und Verblüffung hervor. Die Spannung löste sich erst, als man merkte, daß der Redner scherzte und die Mitgliedschaft der Gesellschaft nur zum Schein aufgegeben habe, d. h. lediglich zu dem Zwecke, um an dem Abend als Gast auf den Verein und seine Bestrebungen

Digitized by Google

toasten zu können, was er denn mit viel Munterkeit tat. Am Schluß seiner originellen Rede erklärte er dann auch, falls man ihn aufnehme, der Gesellschaft wieder beitreten zu wollen. Eigenartig war auch ein kurzer, poetischer Toast, den Fräulein Reuscher auf die älteren Herren der Gesellschaft ausbrachte, besonders diejenigen die das Wort ergriffen hatten. Die hübschen, anmutig vorgetragenen Verse endeten folgendermaßen:

Drum, meine alten Herrn da drüben,
So hören Sie 'nen Damentoast:
Den alten Herrn, die jung geblieben
Und solche Reden halten: Prost!

Zwischen diesen Reden wurde ein von Dr. Solger verfaßtes, launiges Tischlied gesungen, das mit allerlei Neckereien einzelner hervortretender Mitglieder der Gesellschaft eine ernste Würdigung ihrer Bestrebungen verband. Die künstlerischen Vorträge wurden wiederum von Frau Kommerzienrat Frickert und ihrer Tochter, sowie von Frau Kloßeck-Müller bestritten. Alle drei Damen erfreuten die Teilnehmer durch trefflich gesungene, herrliche Lieder. Es mußte ihnen zur Genugtuung gereichen zu sehen, wie sie durch ihre z. T. meisterhaften Spenden die Stimmung hoben. Anders wirkten, doch im ganzen auch günstig, humoristische Deklamationen, die wir dem bewährten Komiker Alfred Schmasow verdankten. Er trug ältere berlinische Gedichte von Glaßbrenner, Schmidt-Cabanis u. a. vor, mit denen er dank seinem wirkungsvollen Ausdrucksvermögen allgemeine Heiterkeit erweckte. Zuletzt sang er Couplets, die freilich etwas derben Inhaltes waren, doch verrauschte der kleine Mißton, den er hier und da erregte, rasch in der frohen Laune, die allgemein herrschte und sich bei den jungen Leuten zuletzt in einer flotten Tanzlust äußerte.

Italiens Pflanzenwelt in Berlin.

Von Elisabeth Lemke.

Geehrte Anwesende, die „Brandenburgia“ streift zwar eigentlich nur in ihrer angestammten Mark umher, aber in gewissem Sinne begegnet man ihr auch jenseits der Alpen. Das könnte man mit Recht auf Mitglieder beziehen, die von Zeit zu Zeit das Wanderfieber (mit heißem Verlangen nach Citronenblüten, nach Myrthen und Lorbeer) bekommen; doch sind meine Worte anders gemeint. Bei meinem letzten Aufenthalte in Rom führte mir der Zufall eine Berliner Zeitung vor die Augen, und da mußte ich lesen: „Italiener in der Mark“, ein Brandenburgia-Vortrag von Herrn Professor Dr. Friedrich Krüner, ein Gegenstück zu seinem

Digitized by Google

früheren Vortrage „Märker in Italien“. Dies Hin und Her des Herrn Professors, d. h. seine liebevolle Berücksichtigung der Beziehungen Italiens zur Mark Brandenburg, reizte mich sofort zur Nachahmung. Mein Entschluß stand fest. Und so sehen Sie mich schon wieder auf diesem Platze, um Ihnen Etwas vorzuplaudern, diesmal über Italiens Pflanzenwelt in Berlin.

In Erinnerung an die große Bewunderung, mit der ich die erste, in meinem Leben mir in den Weg gekommene Apfelsine betrachtete, will ich dieser Frucht hier zuerst gedenken. Der deutsche Name der (wie Victor Hehn*) sie nennt) „süßen Pomeranze“ bedeutet bekanntlich „chinesischer oder Sina-Apfel“, was — zugleich mit dem italienischen Worte portogallo — auf die Geschichte und den Weg des Baumes Citrus Aurantium dulce hinweist. Arancio dolce lautet der gebräuchliche italienische, orange der französische Name. Die durch die Portugiesen veranlaßte Wanderung der Frucht aus dem östlichen Asien nach Europa fand angeblich 1548 statt. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit waren die Küsten des Mittelmeeres reich an Apfelsinenbäumen, und allmählich gab es da verschiedene Formen zu unterscheiden. So Citrus aurantium asperma, klein und kernlos, C. a. genuensis, Genueser, dunkelgelb u. s. w. Die Apfelsinen werden dreimal im Jahre geerntet: gegen Ende Oktober, dann im Dezember, zuletzt im Frühjahr; die Rücksicht auf die Ausfuhr aus dem Lande ist dabei maßgebend, und daher mag es kommen, daß wir manchmal, besonders im Anfang der Saison, beim Verzehren ein Gesicht schneiden müssen; die Früchte waren wohl abgenommen, als die Reife noch zu wünschen übrig ließ. Italienische Apfelsinen werden namentlich, abgesehen von Nizza, von Messina und Genua versandt; ganz ungeheure Mengen gelangen zu uns. Dafür ein Beispiel. Herr Riedel**) hier, dessen Freundlichkeit ich viele Auskunft verdanke, schrieb mir: daß einmal ein von Süd-Italien nach Bremen gekommenes Dampfschiff 35 000 Kisten Apfelsinen gebracht hätte. Von Herrn L. Mariotti in der Central-Markthalle erfuhr ich, daß die italienischen Apfelsinen-Kisten je 100 oder 200 oder 300 Früchte enthalten. — Apfelsinen und Pomeranzen tragen nur ein Jahr ums andere reichlich. Aber ein in vollem Ertrage stehender Apfelsinenbaum liefert bei sorgfältiger Kultur durchschnittlich 3000 Früchte von guter Qualität. (Brockhaus, C.—L. 14. Aufl.) Das ist ein vergnügliches Rechnen.

Doch wir können uns nicht länger bei den Apfelsinen aufhalten, wir müssen auch der andern agrumi gedenken, so zunächst unserer Citronen, italienisch Limonen. Sie sind, wie die Cedrate, den Griechen

*) Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere (in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa). 7. Aufl. S. 446 f. (1902.)

**) J. D. Riedel, Aktien-Gesellschaft Berlin, Chemische Fabriken und Drogen-Großhandlung.

Digitized by Google

schon als medische oder persische Äpfel bekannt gewesen, und Citrus medica ist wohl schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in Italien angebaut worden. Aber unsere eigentlichen Citronen sind erst durch die Araber nach Sicilien gekommen und etwas später, in Folge der Kreuzzüge (auf denen die Kreuzfahrer den Baum in Palästina und Syrien kennen gelernt hatten) auch im übrigen Süd-Europa angebaut worden. (Br.) Im Vergleich zu ihren stattlichen Verwandten ist die Citrone oder „Limone eine kleinere Frucht", deren Name limûn ein aus dem Indischen entlehntes, ins Persische und danach ins Arabische gelangtes Wort vorstellt. (V. H. 444.) Die Blütezeit erstreckt sich von November bis zum Sommer; die erste Ernte beginnt Ende Juli und währt bis Mitte September, die zweite findet im November, die dritte im Januar statt. Nach Deutschland kommen die meisten italienischen Citronen aus Messina, vom Gardasee, von Genua, von den neapolitanischen Küstengegenden, sowie aus der Lombardei. Messina liefert uns die feinsten, was die Schale anbetrifft, und demzufolge die saftreichsten. (Br.) Den Hauptanteil hat überhaupt Sicilien, wo (nach Herrn Riedel's Mitteilung) zu Tausenden von Centnern der citronensaure Kalk (Vorprodukt zu Citronsäure) gearbeitet wird, der zur Bereitung erfrischender Getränke und Medikamente in die weite Ferne und so auch nach den Tropen wandert; u. a. findet er beim Pommeril Verwendung. Der Wert des citronensauren Kalks ist augenblicklich etwa 280 M für 100 Kilo. Von Sicilien kommen ferner Citronensäure, Citronenschalen und Citronenöl. — Der durchschnittliche Ertrag eines Citronenbaumes beläuft sich auf 6000 Früchte. (Br.)

Citronat oder Cedrat oder Succade ist die im Handel gebräuchliche Bezeichnung der kandierten unreifen, daher grünen Schale einer großen, süßen und genießbaren Frucht, in Italien speziell der spada forex. Teils wird das Citronat schon in Italien (so in Livorno und Genua), teils erst nach Behandlung mit Salz- und Kalkwasser in Deutschland u. s. w. hergestellt. (Br.) Früher kam es fast ausschließlich von Genua und Corsica. Sein Wert ist etwa 110 M für 100 Kilo. (R.)

Sehr edle und wichtige Artikel für Süd-Italien, besonders für Calabrien und Sicilien sind die ätherischen Öle; das Kilo Citronenöl kostet 5 M, süßes Pomeranzenöl 16 M, bitteres 17 M. Hauptplätze dafür sind Messina, Palermo und Reggio-Calabria. Alle diese Öle werden vielfach verfälscht; ihre Ausfuhr — mit Hinzurechnung des wertvollen Bergamottöls*) (19—20) — beträgt jährlich viele Millionen Mark. (R.)

Es wäre nun noch mindestens der bitteren Pomeranzen (u. a. „Pomeränzchen" aus Sicilien) und der von Palermo kommenden Mandarinen zu gedenken, aber ich will nur noch erwähnen, daß Italiens Agrumenernte 1895/96: 3337 Millionen Stück Früchte betrug; darunter

*) Es gibt eine Bergamottorange, Citrus bergamea Risso. (Br.)

Digitized by Google

57% Limonen [Citronen], 36% Apfelsinen [verschiedene Sorten], 7% Mandarinen. Die jährliche Einfuhr Deutschlands an frischen Apfelsinen stellt einen Wert von 8—9 Millionen M vor. (Br.) Jetzt sind wir in Berlin schon so weit, besser und billiger zu kaufen, als an vielen Plätzen Italiens. — Von Italien ausgesandte getrocknete Apfelsinenschalen kosten 100 Kilo 45—50 M, bittere Pomeranzenschalen 60 M; es gibt aber auch schon solche zu 15 M. Reichlich kommen Blüten und Blätter des Apfelsinenbaumes hierher für Parfümerien. (R.)

Von dem Sina-Apfel und seinen Vettern wollen wir zu den wirklichen Äpfeln übergehen. Im vorigen Winter holte ich mir von Otto Heinemann, Königrätzerstraße, italienische Äpfel, nämlich Annurche und Edelrot. Annurche (das halbe Kilo 20 Pfg.) aus der Umgebung Neapels stammend, war in netten kleinen Körben verpackt; Edelrot (das halbe Kilo 15 Pfg.) befand sich in Tonnen, während die Bahnfahrt in loser Schüttung erfolgt war. Dieser Apfel, zu den Pigeons oder Taubenäpfeln gehörend, wird auch bei uns gezogen, wo er aber nicht die Güte und schöne Färbung wie in Oberitalien und Süd-Tirol erreicht. (Br.) Die Einfuhr von Äpfeln aus Turin und überhaupt aus dem Piemontesischen währt (in Berlin) in manchem Jahr von Februar bis April. (M.) Italien liefert uns sowohl Tafel- wie Mußäpfel.*)

Ebenso Birnen verschiedener Güte; u. A. Anfangs Juni aus Palumbara, nahe Rom. Die besten Birnen, spadoni und cosce kommen von Florenz. Cosce kosten in Berlin das halbe Kilo 30 Pfg. (M.) Aus der Gegend von Neapel gelangt nach Deutschland die auch bei uns gezogene Williamsbirne. (Kinder-Königsberg Ostpr.)

Aber natürlich früher als dies Obst erfreuen uns die Kirschen. Mariotti erhält die ersten etwa Mitte Mai aus Bisceglie in Apulien. Gewöhnlich (so in Königsberg Ostpr. für Wiederverkäufer) kostet das halbe Kilo Kirschen in Körben 55 Pfg. Die spätesten italienischen, etwa aus Verona gesandten Kirschen sind später als unsere frühesten deutschen hier auf dem Markte. (K.)

Sog. schwarze und weiße Pflaumen kommen ebenfalls zum Teil aus Italien. (M.)

Aprikosen — welche Frucht zur Zeit Alexander d. Großen nach Europa gelangt sein soll (Br.) — liefert uns Italien in mancherlei Gestalt. Anfangs Juli sind die ersten aus Neapel in Berlin. Sie werden auch halbiert und getrocknet in den Handel gebracht. Groß ist die Einfuhr von Aprikosenkernen, die ein sehr feines Öl geben.

Auch die Pfirsische kommen zuerst und zumeist aus Neapel (M.); ferner aus Rom (K.)

Die ersten italienischen Weintrauben treffen aus Bisceglie Mitte August in Berlin ein. Sie behaupten den Markt so lange, bis (Mitte

*) In Rom nannte man mir Mele Rosa, M. Ranette, M. Brutte Buone u. M. Cotogne.

Digitized by Google

September) die schönen Goldtrauben von Monte silvano in den Abruzzen kommen und sich derartig bewähren, daß sie trotz aller Konkurrenz bis zum Dezember reichlich verkauft werden. Der mit vielen goldenen Medaillen geehrte Hr. Mariotti (aus Florenz nach Berlin übergesiedelt) machte mich neidlos darauf aufmerksam, daß sein Central-Markthallen-nachbar Francesco Boscolo Lisetto (aus Chioggia bei Venedig) die allerbesten Weintrauben habe; so auch von Castellamare Adriatico. Von August bis September stehen den Berlinern außerdem die billigsten italienischen Weintrauben zur Verfügung, nämlich die schwarzen und die weißen aus Bologna, zu denen sich noch die Castell d'Arquato aus der Lombardei (Provinz Piacenza) gesellen. Im November ziehen sich diese Weintrauben nach Frankreich hin, weil nunmehr die spanischen Trauben in Berlin einrücken. Schließlich sind noch die schönen Trauben aus Pisa zu erwähnen. — Wenn es sich um sog. weiße Ware handelt, so ist der Kauf der mit Tranben gefüllten Kisten und Körbe billiger, als wären diese mit „gemischten" Trauben gefüllt. Die einzelnen Beeren sind z. T. überraschend groß. Ein sehr oft gehörtes italienisches Sprichwort bezeugt, daß es auch dort viele Unzufriedene gibt: „Quando le viti faranno la ghianda" (wenn die Reben Eicheln tragen werden), kann man auf Erfüllung übertriebener Wünsche rechnen. Der italienische Wein stammt zumeist von den griechischen Inseln, bildet aber schon seit alter Zeit in berühmten Gewächsen ein Hauptprodukt Italiens, welches Produkt keiner Provinz abgeht. In besonderer Güte gedeiht der Wein auf den Inseln, namentlich auf Sicilien. Seit der 1882 erfolgten Eröffnung der Gotthardbahn gelangen außer den schon immer bei uns heimisch gewesenen Dessertweinen auch die guten italienischen Tischweine zu uns, vorab die toskanischen. (Br.) Von den roten Tischweinen, die man in Berlin zumeist antrifft, nenne ich nur: Barlettino, Vino del Garda, Barbera und den herben Rabosco del Piave; in Strohflaschen (fiaschi) Vino da Pasto und die schönen Chianti (so valle d'oro vecchio und stravecchio). Von weißen Tischweinen: Bari Bianco und Bianco superiore. Von Dessertweinen: Moscato, Marsala (stravecchio und secco da cucina), Asti spumante (dolce und demi-sec), schließlich Vermouth di Torino (Ferrero und Cora). Verhältnismäßig wenige Berliner hörte ich den italienischen Wein loben. Ich sehe darin weniger das Übergewicht zum Gambrinus-Kultus, als den Beweis, daß sehr viele Berliner noch nicht oder doch nicht genügend im schönen Italien weilten, oder daß sie dort nicht vergessen konnten, welche herrlichen Weine vom Rhein, von Frankreich u. s. w. kommen. Aber der für alle Zeit dem Italien-Zauber Verfallene wird keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, in Berlin ein evviva Italia mit vino rosso oder vino bianco zu trinken. Natürlich ist Unsereins in solchen Fragen nicht nur nicht maßgebend, sondern sogar recht unsachlich parteiisch.

Digitized by Google

Italien beteiligt sich auch an der Ausfuhr von Rosinen. Der Rosinenwein, der aus Rosinen und Wein durch Gährung bereitet wird, war schon den Alten unter dem Namen Vinum passum bekannt und ein Lieblingsgetränk der Römerinnen. (Br.) Vielleicht reizt dies eine und die andere der anwesenden Damen, nach dem Rezept zu forschen.

Während der Wein das Menschenherz erfreuen soll, kann man nicht als allgemein annehmen, daß Öl des Menschen Magen erfreue; unendliche Klagen der Italiener-Fahrer drehen sich um das gesegnete Fett der Olive; manch einer behauptet, es habe ihm die ganze Reise verdorben. Obgleich da vieles einzuwenden wäre, mag dieser Punkt unerörtert bleiben; über Geschmack, Appetit und Magenzustände soll man nicht streiten. — Der Ölbaum ist ein Gewächs des südlichen Vorderasiens, früh veredelt und durch Kultur zu lohnendem Fruchtertrag gebracht. In allen Teilen des Alten Testaments finden wir das Öl zu Speisen, bei den Opfern, zum Brennen in der Lampe und zum Salben des Haars und des ganzen Körpers in allgemeinem Gebrauch. (V. H. 102.) Von den Griechen kam der Ölbaum zu den Latinern; die symbolische Bedeutung des Ölzweigs ward übernommen, und allmählich schwand auch das Vorurteil gegen den Ölgenuß. „Die sabinischen Berge tragen viel Öl.“ (Ebd. 114.) So hoch nun auch vor allem das französische Öl steht, es wäre ein großes Unrecht, anzunehmen, daß in Italien nur jenes uns überaus widerwärtige Öl gewonnen werde, dessen Duft aus den kleinen Trattorien und Osterien auf die Straße dringt. Italien hat nicht nur Öl im allgemeinen als Hauptartikel für uns, sondern es liefert auch Öl in allerbester Güte, und sicherlich würde manche meiner Zuhörerinnen mir bestätigen können, daß man dies Olio d'Oliva finissimo in Berlin sehr zu schätzen weiß. — Es sei, in Bezug auf Einfuhr auch an die sog. gewöhnlichen Sorten, u. A. an das (zur Seifenfabrikation verwendete) Baumöl erinnert. „Heutigen Tages (so schreibt Herr Riedel) nehmen Dampfer und Segler dies Öl mit, um es bei schwerem Seegang auszugießen.“ Gutes Speise-Olivenöl von Bari kostet 100 Kilo 90—120 M, Baumöl 70 M. (R.)

Die eingemachten Oliven traf ich noch niemals auf einer Berliner Tafel; ich blieb damit auf italienische Restaurants hier angewiesen. Aber einmal und nicht wieder! Diese von Salzwasser durchzogenen Oliven schmeckten mir schauderhaft. Dagegen entsinne ich mich mit wahrem Vergnügen jener Oliven, die ich in Neapel verspeiste. Es war im Hause eines calabresischen Bildhauers. Die ganze Familie aß Oliven, die mit Knoblauch zurechtgemacht waren; für mich aber hatte man — da man meinen unauslöschlichen Haß gegen dgl. schon kannte — den Knoblauch weggelassen. — Doch schnell zu etwas Angenehmerem!

Frische Feigen, die ich neulich in einem großen Obstgeschäft Unter den Linden sah, stammten aus Frankreich, was mich ordentlich

Digitized by Google

betrübte; ich werde aber nachher — wenn wir zu den Blumen durchgedrungen sein werden — die Riviera di Ponente an Italien zurückgeben. Die soeben eßbar gewordene große Feige ist außen von tiefem Blau und fein bereift, innen grünlich-weiß. Eine kleine Sorte ist weiß, eine andere grünlich-gelb mit rotem Fleisch. Die große, weiße Genueser (kugelig mit dünnem Stiel) ist außen weiß, innen rot. Diese und die Feige von Savoyen gelten für die besten. (Br.) Die Smyrnaer Feigen behaupten ihren Platz bei uns unentwegt und werden Italien nie ganz aufkommen lassen. — Gern wüßte ich, ob ein Teil der sog. (in Berlin auf der Straße u. s. w. ausgebotenen) „Kranzfeigen" aus Italien stammt. Der Haupthandelsplatz für Feigen ist Triest. (Br.) Ob ein von Ancona dorthin gekommenes Schiff jene Kränze mitgebracht hat, bei deren Herstellung ich geholfen habe? Es war in Loreto (unweit Ancona), wo ich dem etwa zwölfjährigen Alessandro und seinen Angehörigen half, Feigen mit einem eisernen Gerät zu durchlochen. Die durchlochten Feigen kamen ungefähr zu 50 auf eine dünne Gerte, die zu einem Kranze geschlossen wurde; mehrere Kränze wurden wiederum in bestimmter Anzahl vereinigt. Von Zeit zu Zeit wühlten alle Hände in den lose auf einem (mit hohem Rand versehenen) Tische aufgeschütteten Feigen herum. Da ich nicht entdecken konnte, ob dadurch bessere Früchte nach oben gelangten, fragte ich. Welche Antwort ich erhielt? — Che cosa, Signora! — beim Arbeiten werden die Hände so unsauber, da reinigen wir sie von Zeit zu Zeit. Getrocknete, in Stücke geschnittene und wie Kaffeebohnen braun geröstete Feigen wandeln sich in den bekannten „Feigenkaffee", den ich gern andern überlasse.

Ob italienische Mispeln nach Berlin gelangen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ich möchte jedoch erwähnen, daß die Früchte des Crataegus azarolus L. (Azarol = Baum oder = Dorn) als „welsche Mispeln" sowohl roh, wie eingemacht verzehrt werden. (Br.)

Eine merkwürdige italienische Frucht, die wir herbekommen, ist die melanzana, im Lexikon Tollapfel genannt; in Neapel heißt sie mazignani. Mir ist versprochen worden, daß sie zu Weihnachten im Laden anzutreffen sein wird.

Nun zu den Mandeln! — Die amygdala amara und dulcia finden sich so bezeichnet zuerst bei Scribonius Largus (in dessen compositiones medicantorum) vor der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. Von da an sind die Bäume sowohl, wie die Namen in Italien eingebürgert. In allen Gärten stehen dort die Mandelbäumchen bei mildem Wetter schon im Januar, sonst aber im Februar oder März, ehe noch die Blätter hervorgekommen sind, in ihrem schneeigen Blütenschmuck da. (V. H. 391.) (Oft werden übrigens Mandel- und Pfirsichbäume mit einander verwechselt.) Man unterscheidet unter andern 1. die gemeine bittere Mandel (Amygdalus amara L.), 2. die gemeine süße (A. dulcis D. C.), 3. die Krach- oder

Digitized by Google

Knackmandel (A. fragilis Pers.) und 4. die große Mandel (A. macrocarpa Hort.) — Deutschlands Einfuhr betrug i. J. 1893 67,121 Doppelzentner im Werthe von 8 726 000 M, davon 54 034 Doppelzentner aus Italien. (Br.) Nach Herrn Riedels Mitteilungen soll Hildebrand hier jährlich 5000 Sack d. s. 500 000 Kilo Mandeln brauchen. Die italienischen Mandeln (Krachmandeln) kommen von Bari, Messina, Palermo und Girgenti. Auch Mandelöl und Mandelkleie stellen begehrte Handelsartikel vor.

Was Nüsse anbelangt, so sagte Mariotti: alle von Italien (in riesigen Mengen) gelieferten gingen nach Hamburg, wo große Auktionen stattfänden und von wo aus dann auch Berlin versorgt würde. Italien schickt uns außerdem Nußblätter, 100 Kilo 30 M, und Nußschalen 100 Kilo 35 M. (R.)

Außer den Maronen, den Früchten der schönen Edelkastanie (Castanea vesca Gärtn.) kommen aus Nord-Italien auch die Blätter dieses Baumes zur Bereitung von Fluid-Extrakt, zu uns. (R.) Berliner italienische Maronen stammen zumeist aus Solofra bei Neapel. Die ganz großen werden mit Rum und Zucker durchzogen und candiert. (M.)

Ein noch heute, wie ehedem in ungeheuren Massen nach Berlin gelangender Handelsartikel ist Johannisbrod. Der mit immergrünen, lederartigen Blättern schön und dicht belaubte Baum (Ceratonia siliqua L., Johannisbrodbaum) hat grünlich rote Blütentrauben; die nicht aufspringenden, 10—12 cm lange Hülsen seiner Früchte tragen bei uns den Namen Johannisbrod; in Süddeutschland und Tirol heißen sie Bockshorn, in Italien caruba und goanelle oder gvanelle (Rom); der Name caruba steht in Zusammenhang mit dem algarova Paraguay's u. s. w. In Italien ist caruba nicht nur eine Leckerei, u. a. in Form einer vortrefflichen Marmelade (ich lernte solche in Rom kennen), sondern bildet auch ein weit verbreitetes Pferdefutter. Die Kultur des Baumes ist im Orient uralt, und hat sich von dort über alle Mittelmeerländer verbreitet. Haupthandelsplatz ist Triest. In Neapel sahen Bekannte von mir eine Schiffsladung Johannisbrod, bereit, aufgenascht zu werden; vorläufig aber lag mitten darin ein Mann, der sich gut ausschlief. — Herr Riedel schrieb mir: die riesigen Mengen Johannisbrod aus Süd-Italien sollen bei uns nur zum „Verschmecken" bestellt sein, sie finden indessen auch netten Absatz bei den Brauereien.

Zu meiner Freude konnte ich in Berlin Pinienkerne erhalten und verzehren. Die großen Pinienzapfen kommen z. T. in noch geschlossenem Zustande zu uns; man legt sie in die Nähe des warmen Ofens, von wo aus es dann von Zeit zu Zeit einen kleinen Knall gibt, denn wieder hat ein Kern seine Fesseln gesprengt. Sein braunes Häutchen muß vor dem Genuß entfernt werden. — In Rom werden die pignoli (Pinienkerne) vielfach benutzt, so auch zu dem köstlichen Gebäck maritozzi. Zuweilen

Digitized by Google

hört man das Sprüchlein: dieser Wunsch wird dir in Erfüllung gehen, quando i pini faranno i fiori (wenn die Pinien Blumen tragen werden).

Wir werden hier natürlich auch zu den Schmuckblumen gelangen, doch die Küche, die Apotheke u. s. w. haben noch einstweilen das Vorrecht. Auf eine Anfrage beim Kaiserlichen Statistischen Amt wurde mir das Heft über Italiens Handel mit dem deutschen Zollgebiet zugesandt. Ehe ich mit Wiedergabe anderer Aufzeichnungen fortfahre, sei einiges aus jenem Heft mitgeteilt. Da finden wir außerordentlich reichlich Hülsenfrüchte, noch mehr Kartoffeln, noch mehr frische Küchengewächse (Gemüse), beim Obst u a. auch Beeren. Von Gewürzen: Fenchel, Anis, Koriander, Kümmel, Senf. Es fehlen nicht: Flachs, Hanf, Spelz (dieser aber gering), Weizen (mäßig), Mohn, Raps, Rübssaat u. dgl. m., Dotter, Sonnenblumensamen und andere Ölfrüchte, Leinsaat, Mais (sehr viel), Malz aus Gerste, Eicheln, sowie allerlei kleinere Sämereien. Groß ist der Handel mit Kleesaat, Esparsette und Luzern-Saat, mit Stroh und (noch mehr) mit Häcksel.

Über Pistazien konnte ich nichts erkunden. Diese in Süd-Europa so häufig gezogenen Früchte (grüne Mandeln) finden nicht nur als Naschwerk und Zusatz zur Back- und Konditorware Verwendung, sie liefern auch ein ausgezeichnetes Öl. Die sizilianischen werden zur Würze von Wurst gebraucht.

Die sog. echten Kapern werden zwar sehr oft von unserer Kuh- oder Dotterblume, Caltha palustris L., oder von andern hiesigen Gewächsen geerntet; man kann aber auch wirklich echte erhalten. Foggia, die Hauptstadt der gleichnamigen italienischen Provinz, hat nicht nur sehr großen Handel mit Wein und Öl, sondern erfreut sich auch der in seiner Umgebung in großer Menge wachsenden Kapern. (Br.)

Ich nannte vorhin den Weizen; da dürfen aber auch die Maccaroni nicht vergessen werden, die aus dem feinsten, klebereichsten Weizenmehl mit Maschinen hergestellt werden und in Neapel, Rom u. s. w. in solchen Mengen und so geordnet zum Trocknen dahängen, daß man an große Wäsche erinnert wird. Der Weizen, aus dem sie gewonnen werden, ist — laut Bericht des englischen Konsuls in Neapel — eine Mischung von rotem Winterweizen vom Schwarzen Meer und italienischem Weizen, hauptsächlich solchem aus den Ebenen und aus der Gegend um Foggia herum. Die besten Maccaroni werden in Graguano, Torre dell'Annunziata und Amalfi hergestellt.*) Es gibt vermicelli, spaghetti, capellini, ziti, mezzani, maccaroncelli, perciatelli, lasagne, tagliatelle, fettucce, lingue di passero (Sperlingszungen) occhi di lupo (Wolfsaugen), canneroncini rigati, fischiettini, fidellini, granellini und stelline. Und alle diese Sorten sind in Berlin zu haben. (Wir kommen nachher noch einmal auf Weizen zurück.)

*) D. Tageszig. (4) 5. Jan. 01.

Digitized by Google

Wer Mais dem Weizen vorzieht, der kann sich hier polenta kaufen. Reichlich kommen Maishaare her, die in den Drogen Verwendung finden. (R.)

Groß war mein Erstaunen, durch Herrn Riedel zu erfahren, daß Wachholderbeeren zu Tausenden von Centnern aus Livorno herkommen: 100 Kilo 15 M. In diesem Jahre aber ist die Ernte, in Folge ungünstiger Witterung, sehr knapp gewesen, und daher kosten die Wachholderbeeren augenblicklich 100 Kilo 20—24 M. Es handelt sich aber, wie mir Herr Geh.-Rat Ascherson sagte, nicht um unsern Juniperus communis L., sondern um Juniperus oxycedrus, dessen Beeren rot sind.

Getrocknete italienische Lorbeeren kosten in Berlin 100 Kilo 20 M, stielfreie Blätter (von Livorno und Triest) 25—30 M. Fettes, butterartiges Lorbeeröl, 100 Kilo 150 M, kommt vom Gardasee. Die Blätter, auch frische für Bindereien, werden in sehr großen Mengen hergeschafft. (R.)

Der unserer Dillypflanze ähnelnde Fenchel (Foeniculum officinale All.), stellenweise auch bei uns im großen gezogen, ist wohl in den Mittelmeerländern einheimisch, von wo aus er ebenfalls auf unsere Tafel kommt. So der italienische oder Bologneser Fenchel (finocchio). Aus Neapel kommt er im Februar oder März nach Berlin. Durch Bedecken mit Erde werden die untern Teile der Stengel und Blätter gebleicht. Hiesige Drogen ziehen für Fenchelöl und Fenchelwasser den in Thüringen gewonnenen vor. (R.)

Mit dem gebleichten Fenchel sind wir zu den Gemüsen gelangt. Da möge denn zuerst die (auch bei uns gezogene) Artischocke (Cynara scolymus L.) ital. carciofi, eine veredelte Distel, genannt werden, die um so besser ausfallen soll, je mehr Blütenköpfe man ihr vorher wegnimmt. Begeisterte Freunde haben sie „die Königin der Gemüse“ genannt. Das könnte bei gutem Kochen und bester, unserm Geschmack entsprechender Anrichtung auch beinahe berechtigt sein; indessen bietet uns der Italiener gern Artischocken „in Öl schwimmend“ an, und das ist (wie schon gesagt) nicht jedermanns Freude. Manchen langweilen auch die vielen Blätter. — Es mag hier ein aus dem Jahre 1717 stammendes Rezept erwähnt werden. „Die Artischocken werden abgebrüht, dann in einer „Kachelpfannen“ mit Fleischbrüh, Butter, Pfeffer, Imber, Muskatblüh und Saltz gekocht, mit einem Schäufflein oder breiten Löffel „züchtig“ herausgelangt, in Ordnung aufrecht in das Zinn gestellt, mit Brühe übergossen und aufgetragen.“*) Mariotti erhält die ersten Artischocken von Sicilien, darauf (im Februar oder März) Artischocken aus Neapel, dessen „große, grüne“ bei uns besonders beliebt sind. Andere kommen aus Bisceglie, Florenz, Bologna und aus den Abruzzen.

Von ganz Italien kommen (obgleich sie seit vielen Jahren auch schon bei uns in reichem Maße angebaut werden) die Tomaten (Solanum

*) E. v. Kudriaffsky, Die Historische Küche. (A. Hartleben, 1880.) S. 292.

Digitized by Google

lycopersicum L.), auch Liebesäpfel, Paradiesäpfel und Goldäpfel genannt; pomi d'oro. Die ursprünglich giftige Tomate stammt (nach Hehn, S. 514) aus Amerika; jetzt ist sie Italienerin und nicht mehr giftig.

Der Kohl gilt vielen als ein rechtes Beispiel für derbe, deutsche Küche; das wird vielfach auf Irrtum beruhen. Wo der Savoyer- und Wirsing-Kohl herstammt (sagt Hehn, S. 516), ist in diesem Beinamen ausgesprochen, denn auch Wirsing ist nichts als das oberitalienische verza d. h. grüner Kohl (auch Wälschkohl und Mailänderkohl genannt, Br.). Daß überhaupt Italien uns lehrte, Kohl zu essen und zu pflanzen, sagt das Wort „Kohl, aus caulis u. s. w.; auch der Kohlrabi, der Raps und Rübsen tragen lateinisch-italienische Namen und sind jungen Datums in Deutschland. Der zarte, seltsam gebildete Blumenkohl stammt aus dem Morgenlande und kam über Venedig und Antwerpen (andere geben Genua, Ende des 16. Jahrh. an, Br.) nach Europa; nach Deutschland kam er erst kurz vor Beginn des 30jährigen Krieges." Eine späte Sorte heißt bei uns Frankfurter oder Italienischer Riesenblumenkohl. (Br.) „Schon Cato rühmte den Wirsing, beizte die Blätter und ließ sie als Salat auftragen. Vor hundert Jahren benutzte man die Schößlinge der jungen Kohlarten ebenfalls als Salat. Die Broccoli erhielten einst Ansäurung durch Pomeranzen. Die Römer galten als Meister im Bereiten der broccoli strascinati [ital. strascinare, schleppen, nachschleppen]." (E. v. K. 223.) Broccoli oder Spargelkohl ist dem Blumenkohl nahe verwandt. Von den verschiedenen Sorten ist der violette italienische Spargelkohl die beste. Die größeren Sorten bilden eigentlich keine geschlossenen Köpfe, sondern nur eine Menge seitlicher Blütensprossen, die, geschält und als Salat genossen, im Aussehen und Geschmack dem Spargel gleich sind. (Br.) Mariotti erhält Blumenkohl im Januar aus Neapel, von Februar bis April aus Pisa. Broccoli nero ist eine Spezialität Roms. Wer Italien kennt, der weiß, wie viel Grünzeug dort gegessen wird; man begnügt sich ja nicht mit Kohlsorten; Cichorienblätter sind z. B. etwas ganz alltägliches.

Mitte Mai hat Berlin grüne Bohnen aus Neapel. (M.) Getrocknete Bohnen kommen aus Süd-Italien. (R.)

Groß ist die Zufuhr von frühen Kartoffeln von Neapel, Apulien, Bologna und Umgegend, Pisa, Florenz und Chioggia. Eine in Berlin sehr beliebte, aus mehreren Orten Apuliens stammende Kartoffel heißt Margherita di Savoia. Aus Pisa stammen die langen Spitzkartoffeln (wohl mit unsern sog. „Mäuschen" verwandt). Die Kartoffeln aus Chioggia sind in Berlin als die besten bekannt. (M.)

Bei dem Großhändler für außerdeutschen Blumenhandel u. s. w., Herrn Paul Duchmann (Markthalle Friedrichstr.), sah ich viel Peperone (sog. spanischer Pfeffer) aus Bordighera. Peperone — grün, gelb und

Digitized by Google

rot — wird entweder klein geschnitten und geröstet, zu Salat genommen oder ausgehöhlt und (wie man dies auch mit Tomaten tut) mit Fleisch gefüllt.

Braune und gelbe Senf-Saat kommt von Süd-Italien. (R.)

Ein ebenfalls von Süd-Italien herwandernder, großer Artikel für die Pharmazie ist der eingedickte Saft des Süßholz (Glycyrhiza), genannt „Lakritzen". Er kommt zu uns in großen Blöcken (Kisten von 100 Kilo) oder in Stangen verschiedener Stärke; Blöcke 100 Kilo 100—120 M, Stangen 190—200 M. Die Süßholzwurzeln sind dagegen recht billig; 100 Kilo 20 M. Der größte Fabrikant von Lakritzen (für uns so heilsam und dennoch unbeliebt) ist der Baron Baracco in Neapel, der gewiß niemals an Husten leiden darf. (R.)

Ein sehr wichtiger Artikel ist ferner (in Blättern oder fein gemahlen) Sumach (Rhus Coriaria L.), bei uns auch „Schmack" genannt. (R.) Der Sumach gehört, gleich Pistazie, Terpentin, Massia- und Perückenbaum,*) der Familie der Anacardiaceae an, deren Arten alle durch einen mehr oder minder großen Harzreichtum ausgezeichnet sind. (V. H. 422.) Einst bildeten seine Beeren ein Gewürz. Im Jahre 1875 führte der Hafen Palermo Sumach (ital. sommacco, im Lexikon „Fuchsschwanz") zum Werthe von mehr als 17 Millionen Lire aus. (V. H. 421.)

Ebenso bildet Manna (September und Oktober von der Manna-Esche geerntet) eine bei uns sehr gesuchte italienische Handelsware, von Calabrien und Sicilien (aus Cefalu bei Palermo) kommend. Von Sicilien: Manna in Thränen und in Bruch. Aus Manna wird Mannit gewonnen, dessen Vertrieb Mailand hat. Manna in Thränen (Röhren) das Kilo 4—5 M, im Bruch 3 M, Manna aus Calabrien (Gerace) 2,50 M, Mannit 10 M. (R.)

Herr Riedel schreibt: „Von pflanzlichen Stoffen für medizinische, sage Apotheken-Zwecke, insofern es sich um Vegetabilien, Kräuter und Wurzeln für Tees u. s. w. handelt, kommt von Italien herzlich wenig, weil dort nicht die Sorgfalt aufgewandt wird, um dgl. zu Heilzwecken in gutem Zustande auf den Markt zu bringen. Man ist somit im Drogen-Großhandel mit Recht nicht sehr eingenommen für die Herkunft aus Italien. Einige Ausnahmen bestehen (in dem schon Gesagten und in Folgendem). Wie mühsam das Sammeln von medizinischen Pflanzen u. s. w. ist, ergibt sich z. B. aus dem Umstand, daß zu einem Kilo handelsüblich trockener Chamillen 7—8 Kilo nasse gehören, also so, wie man sie pflückt. Bei Blättern und Kräutern ist das Verhältnis nicht so arg. Die nicht schönen italienischen Camillen kosten 100 Kilo 50–70 M."

*) A. Garcke, Flora von Deutschland. XXVIII. Familie. Terebinthaceen DC., Terebinthengewächse. (128) Rhus Tourn. Sumach; (411) Rh. Toxicodendron L., wurzelnder Sumach; giftig. (412) Rh. Cotinus L., Perückenbaum; giftig. (413) Rh. typhina L., Hirschkolben-Sumach oder Essigbaum.

Digitized by Google

Italienische Lindenblüten 90—100 M; sind sie ohne „Flügelblätter“ 150—175 M. (R.)

Arnicablüten (mit Kelchen) 60—70 M. (R.) Nach Mitteilung des Herrn Geh.-Reg. Ascherson wächst unsere Arnica montana L. (Berg-Wohlverleih) außer in den Alpen nur in dem ligurischen Appenin. (Zur Landschaft Liguria gehören die einander begrenzenden Hälften der Riviera di Ponente und der Riviera di Levante; letztere vielleicht ganz.)

Auch Schafgarbe und ihre Blüten schickt uns Italien. (R.)

Und „Veilchen-Blüten, wilde, blaue. (Flor. violae odoratae); das Kilo M 2,50.“ (R.)

Ferner Veilchenwurzel (Jris) zu Parfümeriezwecken, in sehr großen Mengen, von Florenz die besseren Sorten, von Verona weniger gute. Die Wurzeln werden bekanntlich z. T. zu Pulver verarbeitet, z. T. für Räucherei in Stücke geschnitten. (R.)

Schließlich nenne ich noch Ricinus-Öl von Genua, Granatäpfel-Schalen aus Nord-Italien, von ebendaher Lavendelblüten, Rosmarin-Öl und -Blätter, sodann noch Eucalyptusblätter (100 Kilo 20—25 M), die Pflanze Frauenhaar (50 M) und Feuerschwamm. (R.) Über Eucalyptus (Eucalyptus L'Hérit) möchte ich noch einige Angaben machen, die nicht allgemein bekannt sind. Zunächt sei erwähnt, daß es etwa 140 (fast sämtlich australische) Arten gibt: „hohe Bäume, mit lederartigen, immergrünen Blättern und in endständigen Schirmrispen stehenden weißen Blüten. Die Eucalyptusarten enthalten reichlich ätherische Öle und Harze und fast alle einen roten Saft, der bei manchen Arten von selbst austritt und nach dem Austrocknen als Kino einen wichtigen Handelsartikel bildet. — In neuerer Zeit ist Eucalyptus globulus Lab., der blaue Gummibaum oder Eisen-Veilchenbaum Victorias und Tasmaniens, berühmt geworden wegen seiner außerordentlichen Raschwüchsigkeit und seines sehr harten und dauerhaften Holzes und weil er durch seine rasche Entwicklung zur Entwässerung und somit zur Reinigung der Luft in sumpfigen Gegenden beitragen soll. Er heißt deshalb auch Fieberheilbaum. In Deutschland hält dieser graubelaubte, ziemlich stark aromatisch duftende Baum im Freien nicht aus; in Süd-Europa dagegen, z. B. in Italien, Spanien und Süd-Frankreich, gedeiht er sehr gut. Er wächst so rasch, daß er binnen 7 Jahren eine Höhe von 20 m und einen Stammumfang am Grunde von 120 cm an zu erreichen vermag. Auch der höchste Baum der Jetztzeit, der bis über 120 m gemessene Riesengummibaum oder Pfefferminzbaum (Eucalyptus amygdalina Lab.) gehört zu dieser Gattung. (Br.)

(Unsere „Gummibaum“ genannte Zimmerpflanze ist kein Eucalyptus, sondern eine Feigenbaumart (Ficus elastica L.), aus deren Milchsaft der Assamkautschuk gewonnen wird. Br.)

Digitized by Google

Der nach Berlin in Zweigen und Blättern kommende Eucalyptus ließ also für die australische Sonne gern die südeuropäische gelten. Daß letztere oft über Gebühr den Menschen Gluten spendet, wird uns auch durch die in Italien so berühmt gewordenen Strohflechtereien bewiesen Das beste Material dafür ist das toskanische oder florentinische Stroh. Nachdem die Halme fertig gewachsen sind, werden die Knoten herausgeschnitten. Die entstandenen Halmteile, von denen die längsten für die Strohgewebe bestimmt sind, werden dann der Länge nach gespalten. In Italien baut man für diese Zwecke eine besondere Art Stroh, marzolano, das von einer durch dünne und biegsame Halme ausgezeichneten Varietät des Sommerweizens (grano marzuolo d. i. Märzsaat) stammt. (Br.) Das heute nur etwa 2000 Einwohner zählende, in der Nähe von Florenz gelegene Fiésole (einst eine wichtige etruskische Stadt, von der noch gewaltige Mauern erhalten sind, zu denen sich Überreste eines antiken Theaters und römischer Bäder gesellen) treibt — wie überhaupt die Bewohner der Umgebung von Florenz — größtenteils Strohflechterei. Fächer ungefähr 50 c, Körbchen 1 Lira; aber schon in Florenz kann man das Doppelte dafür bezahlen. Die zum Bleichen ausgelegten Strohhüte gewähren einen merkwürdigen Anblick. — Gewiß tragen viele Berliner und Berlinerinnen Strohhüte, die von dort stammen.

Firenze la bella, dia Blumenstadt — der Dom trägt seinen Namen la Cattedrale di S. Maria del Fiore von der Lilie, dem Wappen von Florenz — schickt uns viele duftende Grüße und auch, wie mir Herr Duchmann mitteilte, riesige Mengen dunkelrot gefärbten Laubes, Bambus u. s. w. Dies rote Laub wird in Berlin zu Sträußen, Kränzen und Zimmerdekoration verwandt. (Kleine Blumengeschäfte sagten mir, das Laub käme vom Rhein; ich möchte aber annehmen, daß Herr Duchmann Recht habe.)

Unglaublichen Umfang hat der von Florenz und Mailand nach Berlin gerichtete Vertrieb des sog. „Phantasiegrün“, das sind alle erdenklichen Arten grüner Blätter, Mahonia und Coniferenzweige, besonders viel Lorbeer und Lebensbaum. Die davon zusammengestellten Riesensträuße und Kränze sind hier eine sehr begehrte Ware. — Das von Frankreich bezogene Phantasiegrün stellt sich etwas billiger. (D.)

Frankreich macht für den Handel mit Schmucklaub und Blumen Italien empfindliche Konkurrenz. Geographisch ist und bleibt ja die Riviera di Ponente echt italienisch, aber politisch gehört sie — es läßt sich augenblicklich nichts dagegen tun — Frankreich; die Beförderungsbedingungen dort sind besser, und da schon Süd-Frankreich überhaupt Blumen-Sendungen in reichstem Maße in Bewegung setzt, so kommt das weitere ziemlich mühelos hinzu. Es ist Tatsache, daß wir die meisten unserer in Berlin gekauften „italienischen“ Blumen, Eucalyptuszweige

Digitized by Google

u. s. w. nur mit Verleugung der politischen Verhältnisse als „Italiens Pflanzenwelt“ ansprechen können.

Von der Riviera di Ponente. resp. von Süd-Frankreich, kommen Rosen, Veilchen, Margheriten, Reseda, Anemonen, Nelken, Erica multiflora (im November), Ruscus (Mäusedorn), Mimosen u. s. w.*) (Geh.-Rat Acherson.) Herr Duchmann zeigte mir neulich eine Kiste, deren Inhalt ich zuerst für weiße und rote Radieschen ansah; es waren aber säuberlich verpackte, dicht nebeneinander liegende Rosenknospen, die soeben von Ventimiglia (also noch von Italien) gekommen waren. Ich sah dort auch die schönen Früchte des Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo L.), die einst zu den Nahrungsmitteln gerechnet wurden, jetzt aber für ungesund und betäubend gelten, was u. a. von Petter ganz abgelehnt wird. (V. H. 404.)

Daß Anemonen aus der römischen Campagne nach Berlin gelangten, weiß ich bestimmt; und auch so manche andere Privatsendung wirklich italienischer Blumen ist mir bekannt geworden. Auf dem Handelswege kommt (nach Mitteilung des Herrn Geh.-Rat Ascherson) Allium neapolitanum nach Berlin, eine Pflanze, die nicht (wie man aus ihrem Namen schließen sollte) nach Zwiebeln, dafür aber nach Katzen duftet; die Blüten — in Italien Giuseppini genannt — sind weiß und haben olivengrüne Staubbeutel.

Wie viele Blumen- und Blütensendungen durfte ich schon aus Italien den Weg nach Berlin nehmen lassen! Trotz der dort nicht vollkommenen Postverhältnisse ist niemals eins jener Couverts verloren gegangen, in die ich die kleinen Sträuße oder losen Blüten hineinsteckte, einfach mit 5 cm frankiert als campione senza valore (Muster ohne Wert). So manche Blume hat sich, nachdem man ihr frisches Wasser gegeben hatte, wieder für Tage erholt. Dies trug mir manch' liebes Wort ein. Aber die Sendungen waren mir schon ohnehin eine große Freude, denn — Sie haben es wohl gemerkt, geehrte Anwesende — auch ich gehöre zu jenen, die ich vorhin als dem Italien-Zauber Verfallene bezeichnete. Und so bin ich dem Zufall dankbar, der mich in Rom jene Zeitungsnotiz über Herrn Prof. Krüners' Vortrag lesen ließ. So durfte ich doch auch einmal unserer Brandenburgia beweisen: weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über.

---

*) Mehrere ursprünglich neuholländische Akazienarten haben keine gefiederten Blätter. (Ascherson.)

Digitized by Google

Nachrichten über Tamsel bei Cüstrin.

Von Mittelschul-Rektor A. Thur in Cüstrin.

Die Wanderfahrt der Brandenburgia führte im Mai nach Cüstrin und Tamsel. Über Cüstrin sind wir durch die kleine Schrift des Herrn Majors Noël bereits orientiert worden, über Tamsel mögen nachträglich noch einige Notizen gebracht werden.

Der Name des Ortes findet sich als „Tamprosue“ zuerst in einer Urkunde aus dem Jahre 1262 (Seyffert gibt 1272 an), in der es sich um einen Vergleich zwischen den Markgrafen Johann und Otto und dem Tempelherrn-Orden handelt; später kommen noch folgende Schreibweisen vor: Tamprosawe, Tamsul, Tampsel und Thambsell.

Nach Mucke ist dieser Name abgeleitet „aus einer älteren Form Dambrosowa (seltenere Bildung für gewöhnliches Dambrawa = asl. dąbrava) und einer jüngeren Dambc“, an die später die deutsche Verkleinerungssilbe „el“ gehängt wurde. Beide Formen bedeuten dasselbe, nämlich „Eichenhain“ oder „Eichwald“. Berghaus leitet ihn her von den Wörtern „Tam“ = dort, und „prossówywajuß“ = mit Mühe durchgehen. Die Landbewohner der Umgegend nennen den Ort „Tanspel“.

Templer, Vasallen der Markgrafen und der Johanniter-Orden hatten ihn nacheinander in Besitz. Von den Johannitern erhielt ihn die Familie von Schönebeck als Lehen; sie wird noch im Jahre 1608 als Besitzer von Tamsel genannt. 1640 soll der Rittmeister Hans Adam von Schöning Eigentümer des Ortes geworden sein; sein gleichnamiger Sohn, der spätere Türkenbesieger, wurde hier am 1. Oktober 1641 geboren und hielt sich, wenn er nicht im Kriege war, sehr gern hier auf. Der Sohn dieses Kriegshelden, Hans Ludwig, starb bereits 1713, und nun fiel das reiche Erbe der Schönings an dessen einzige Tochter Eleonore Luise. Als diese sich am 25. Mai 1723 mit dem Obersten Adam Friedrich von Wreech (Wreich) vermählte, schenkte sie ihrem Gemahl mit ihrer Hand auch den gesamten Schöningschen Besitz; nur ein einziges Gut war ausgenommen. Nach ihrem Tode erbten zwei ihrer Söhne Tamsel, nämlich Friedrich Wilhelm und Ludwig Alexander von Wreech. Der zuletzt Genannte starb 1795 als letzter männlicher Sproß seines Geschlechts. Die Güter der Wreechs erhielt seine am 28. Mai 1730 geborene Schwester Sophie Friederike, die in erster Ehe mit dem Grafen Dönhoff von Dönhoffstädt, in zweiter mit dem Baron von Knyphausen vermählt war. Ihr folgte im Jahre 1800 ihr Sohn Bogislav von Dönhoff im Besitze von Tamsel, der hier auch am 10. Januar 1809 starb; sein einziger Sohn, Graf Stanislas Dönhoff, wurde 1816 in einem Duell bei Göttingen erschossen, und nun kam der Ort 1820 an die Familie, deren Nachkommen ihn zur Zeit noch besitzen, an die Reichsgrafen von Schwerin-Wolfshagen. Graf Hermann von Schwerin hatte nämlich im Jahre 1816

Digitized by Google

eine der Schwestern des Erschossenen, Rosalie Ulrike, geheiratet, und dieser fiel bei der Teilung der Erbschaft Tamsel zu.

Soviel über die Geschichte des Ortes, der nicht nur wegen seiner schönen Lage und wegen der Kunstschätze, mit denen Schloß, Garten und Kirche von den früheren Besitzern geschmückt wurden, sondern auch dadurch unser Interesse erweckt, daß Kronprinz Friedrich ihn während seiner Cüstriner Verbannung am liebsten aufsuchte, um hier in ländlicher Stille erwünschte Aufheiterung zu finden, der schönen Schloßherrin Eleonore Luise von Wreech, der schon genannten Enkelin Hans Adam von Schönings, zu huldigen und sich geistreich mit ihr zu unterhalten. Betrachten wir nun zunächst die Sehenswürdigkeiten des Parkes! Wir betreten ihn durch das westliche Eingangstor. Da fällt unser Blick zuerst auf zwei Statuen, Fruchtbarkeit und Reichtum darstellend, die sich rechts und links am Wege befinden. Wir benutzen nun den ersten Weg links, der an der Westseite des Schlosses vorüberführt. Ehe wir jedoch den Lieblingsplatz des Kronprinzen Friedrich aufsuchen, betrachten wir noch den Pfeilschützen Amor, dessen Postament die Inschrift trägt:

„Qui que tu sois voici ton maître,
Il l'est, il le fut ou le doit être."

In der historischen Ecke hat Graf Ludwig Alexander von Wreech eine künstliche Ruine errichtet, an deren Mauern die Wappen der Schönings und Wreechs angebracht sind. Eine Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache, die sich hier befindet, ist zum Teil unleserlich. Sie beginnt: Der Hochwohlgeborene Herr von Wreich, Seiner Königlichen Majestät in Preußen und Kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg hochbestallter General von der Cavallerie u. s. w. Ihr Schluß lautet: „Ist geboren den 22. September 1650 und gestorben den 9. April 1724." An der linken Seite dieser Ruine stehen zwei Büsten, eine Marmorbüste des Großen Kurfürsten und eine Bronzebüste des Prinzen Heinrich von Preußen. Die Büste des Großen Kurfürsten ist ohne Inschrift, unter der des Prinzen Heinrich lesen wir:

Henri Frédéric Louis
Prince de Prusse
Né le 18. Janvier 1726;
Il a tout fait pour l'Etat.

Dans cette image auguste et chère
Tout Héros verra son Rival
Tout Sage verra son Égal
Et tout Homme verra son frère.

Par le chevalier de Boufflers
XII. Juin MDCCLXXXIX.
Erigée par le comte Louis Alexandre de Wreich.

Digitized by Google

Zwischen beiden Büsten befindet sich eine dreiseitige Säule mit Inschriften in deutscher, lateinischer und französicher Sprache in denen beide Hohenzollern verherrlicht werden. So heißt es zunächst in deutscher Sprache:

„Mächtig erhub sich der Staat durch Wilhelm, der ihm zu Lehrern
Jeder friedlichen Kunst Galliens Flüchtlinge gab;
Mächtig beschützt ihn der Sieger bey Freiberg, der in die Lorbeeren
Früh sich des feinen Geschmack Gallische Lilien wand."

Die lateinische Inschrift lautet:

Fridericus Guilelmus
Vere Magnus.
Civium Parens. Hostium Victor.
Libertatis Germanicae Vindex.
Fidei Exulis Perfugium.

Henricus
Militum Amor. Hostium Terror
Gallicae Gentis.
Deliciae Musarum Altor.
Ad Freybergam Victor.

Der Vergleich in französischer Sprache führt aus:

Grands dans la paix, Grands dans la guerre,
Tous deux, par de brillants exploits,
Devinrent et l'exemple et la leçon des Rois.
D'infortunés proscrits le premier fut le père,
Le second, par son art d'étonner et de plaire,
Mit des Français tous les coeurs sous ses loix!

Friedrich dem Großen haben die Wreechs, die dem Prinzen Heinrich treu ergeben waren, kein Denkmal gesetzt; vom großen Könige, der bekanntlich auch in den schwersten Zeiten nie vergaß, was er der Frau von Wreech schuldig war, wußte die Familie, die sich trotzdem anscheinend für zurückgesetzt hielt, nichts zu berichten. Erst Graf Hermann von Schwerin hat nachgeholt, was sie versäumte. Er errichtete im Jahre 1840 dem Andenken des Königs ein Denkmal, dessen Hülle am 31. Mai 1840, am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung Friedrichs, fiel. Es steht an der Stelle, an der der Kronprinz, wenn er im Parke spazieren ging, sich gern aufhielt.

Auf dem Wege zu diesem Denkmal betrachten wir jedoch noch in der Nähe der Kirche einige Grabsteine, deren Inschriften uns besonders fesseln. Zunächst fällt uns die Klage des Grafen Louis Alexander von

Digitized by Google

Wreech über den Verlust seiner Schwester und seines Bruders ins Auge; sie lautet in französischer Sprache:

Naissez mes vers, soulagez mes douleurs,
Et sans efforts coulez avec mes pleurs.
Pour vous pleurer je devance l'aurore,
L'éclat du jour augmente mes ennuis,
Je gémis seul dans le calme des nuits,
La nuit s'envole et je gémis encore.
Vous n'avez point soulagé mes douleurs,
Naissez mes vers, laissez couler mes pleurs.

Besonders ergreifend ist die Inschrift auf dem Grabmal der in der Blüte der Jahre gestorbenen Luise von Tauenzien, der ersten Gemahlin des Grafen Tauenzien von Wittenberg:

Lisette de Tauenzien née de Marschall
Passée à 19 ans 1789.
Rose elle a vécu ce que vivent les roses
L'espace d'un matin.

Durch ihre Kürze und Einfachheit fallen uns die Inschriften auf dem Grabe des ersten Besitzers von Tamsel aus dem Hause Schwerin und auf dem seiner Gemahlin auf; sie lauten:

„Herrmann Graf Schwerin-Wolfshagen,
Königl. Preuß. General-Major a. D.,
geb. den 18. Juni 1776,
gest. den 6. August 1858."

„Rosalie Gräfin Dönhoff-Dönhoffstädt,
vermählte Gräfin Herrmann Schwerin-Wolfshagen,
geb. den 4. Oktober 1789,
gest. den 4. August 1863."

Das Denkmal selbst wird durch einen Steinobelisken von etwa 10 m Höhe gebildet. Auf der Spitze desselben erhebt sich eine vergoldete Viktoria. Die vier Seiten tragen auf Bronzeplatten Inschriften und Bilder. Auf der dem Schlosse zugewendeten Vorderseite steht:

„Hier fand Friedrich II. als Kronprinz von Preußen in seinem Duldungsjahre 1731 erwünschte Aufheiterung in ländlicher Stille."

Darunter:

„Auch die Sonne mit des Schöpfers Wort im Bunde,
Sendet ihren Glühstrahl über Welt und Ocean,
Gehet erst des Frühlings-Morgens-Nebelstunde
Thränenschwer, doch Segen bergend ihr voran."

Auf der Rückseite lesen wir folgende Worte:

„Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Klagel. Jeremiä 3, 27."

Digitized by Google

Das Relief unter der Inschrift ist ein Bild der Festung Cüstrin mit der Oderbrücke aus der Zeit des großen Königs.

Die linke Seite des Denkmals enthält die Inschrift:

„Es giebt nur ein einziges Gut, nehmlich das Wohl des ganzen Staates.
Aus Friedrichs Werken."
„Silesiae pax. 1763."

Auf der darunter befindlichen Tafel sehen wir den Lieblingshund Friedrich des Großen, Biche, und eine Eule über Büchern und Landkarten sitzend, Symbole, die der Erklärung nicht bedürfen.

Die rechte Seite endlich zeigt folgende Widmung:

„Dem erhabenen Verklärten Anno 1840 nach 100 Jahren seiner Thronbesteigung gewidmet von Graf Herrmann von Schwerin.
Fr. R.
Silesiae pax.
1763."

Unter dieser Inschrift befindet sich ein Bildnis des Sonnengottes, der den Sonnenwagen lenkt.

Der Vollständigkeit wegen sei aus diesem schönen Teile des Parkes, der äußerst seltene Bäume und Sträucher enthält, hier nur noch das kleine Denkmal erwähnt, das auf einer Halbinsel des östlichen Teiles des Schwanenteiches steht; es ist eine Statue, die eine auf dem Erdboden stehende Steintafel festhält. Diese Tafel hat folgende Inschrift:

„An meinen Lehrer Fahndorf, welcher von denen Russen
den 24. August 1758 ermordet.
Ludewig Alexander Graf von Wreich."

In dem äußeren Teile des Parkes, der jenseits der Chaussee liegt, die von Cüstrin nach Landsberg a. W. führt, wollen wir nur auf drei Sehenswürdigkeiten hinweisen.

Dem Schlosse gegenüber befindet sich auf einem nach Norden gelegenen Hügel der Sophien-Tempel, so genannt nach der Gräfin Sophie von Dönhoff. Es ist eine Halle mit dorischen Säulen. Von hier aus haben wir einen sehr schönen Überblick über Tamsel und das nach Süden liegende Warthebruch. Verfolgen wir nun den Weg, der zur Teufelsbrücke und über die Zorndorfer Straße führt, so sehen wir, gleich nachdem wir die Brücke überschritten haben, einen Steinobelisken vor uns, der zu dem Feste, das im Juli 1787 in Tamsel dem Prinzen Heinrich gegeben wurde, errichtet worden war. Die Inschrift auf der Vorderseite

Digitized by Google

verherrlicht die letzte kriegerische Tat dieses Hohenzollernprinzen, die er im sogenannten Kartoffelkriege ausführte; es heißt dort:

„En Memoire
Du Passage de Gabel en Bohême
par
Le Prince Henri de Prusse
Le 31. Juillet 1778.
Ce Marbre véridique aux Siècles à venir
Du Héros de notre Age attestera la gloire.
Mais tout ce qu'il peut contenir
N'est qu'un feuillet de son Histoire."

Von hier wandern wir in östlicher Richtung weiter und erreichen nach kurzer Zeit einen von Säulen getragenen Rundbau, in dessen Mitte eine Statue errichtet ist, die den Tod mit Sense und Sanduhr darstellt. Auf dem Postamente lesen wir: „A celui qui console, à celui qui désespère." Dieser Rundbau führt den Namen Cäcilien-Tempel; er ist zu Ehren der Gräfin Cäcilie von Dönhoff, einer jüngeren Schwester der vorher genannten Sophie, errichtet, jener Dulderin, die 21 Jahre hindurch fast gänzlich gelähmt und an den Krankenstuhl gebannt war. Er ist es wert, daß er aufgesucht wird; denn man hat hier eine herrliche Aussicht. Wir überblicken die Gegend von Cüstrin bis Vietz, das Warthebruch, Sonnenburg mit seinem hohen Kirchturm und den Gebäuden des Zuchthauses.

Bücherbesprechung.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von G. Steinhausen.

Band 11: Georg Liebe, Das Judentum in der deutschen Vergangenheit. Mit 106 Abbildungen und Beilagen nach Originalen aus dem 15. und 18. Jahrhundert.

Band 12: Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit. Mit 110 Abbildungen und Beilagen u. s. w.

Jena, Eug. Diederichs, 1903 und 1905.

Mit den vorliegenden beiden Bänden schließt die erste Reihe der hochinteressanten „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" ab, Veröffentlichungen, die sowohl wegen des reichen Inhalts als wegen der künstlerischen und typographischen Ausstattung die Freude eines jeden Historikers, Kunstfreundes und Bibliophilen erwecken werden. Die in Archiven und Bibliotheken,

Digitized by Google

in Museen und Privatsammlungen aufbewahrten Schätze werden in diesen Monographien, nach einem bestimmten Gesichtspunkte geordnet, ans Licht gezogen und dem deutschen Volke zugänglich gemacht und berufene Verfasser sorgen durch sachgemäße Darstellung für die Belebung des sonst toten Bildermaterials und für das Verständnis der in den betreffenden Zeiten herrschenden Zustände.

Im 11. Band behandelt G. Liebe die Stellung der Juden in der deutschen Vergangenheit in gemeinverständlicher Weise und zeigt, daß die Entwicklung der Judenfrage mehr einen sozialen als einen religiösen Charakter trägt und daß die Erbitterung gegen die Juden erst im 12. Jahrhundert auftritt, als diese infolge der guten Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zum Teil eine bedeutende soziale Stellung im Reiche einnehmen. Landesherren, adlige Geschlechter und Städte suchten aus den gleichen eigennützigen Gründen die Ansiedlung der Juden zu fördern, die Masse des Volks aber, vielfach von den Schuldnern der Hebräer aufgestachelt, betrachtete letztere als Aussauger und Bedrücker, und die Folge waren die seit der Kreuzzüge immer wieder auftauchenden Judenverfolgungen, die von Agitatoren aus den oberen Schichten angezettelt und von dem Proletariat ausgeführt wurden. Der rituelle Knabenmord und die Hostienschändung sind die beiden immer wiederkehrenden Anschuldigungen, die den Anstoß zu den gehässigsten Verfolgungen geben, bei denen Plünderung und Brand, Mord und Unzucht eine Hauptrolle spielen, und später bilden die verschiedenen Epidemien, die Deutschland heimsuchen, neuen Anlaß zu Verfolgungen und Bedrückungen der Juden. Diese verloren allmählich ihre soziale Stellung, wurden in besondere Quartiere eingeschlossen und mußten sich durch eine eigene, mit Merkzeichen versehene Kleidung kenntlich machen. Die Stellung der Juden im Erwerbsleben wurde hierdurch nur wenig berührt, infolge des ihrer Rasse eigenen zähen Charakters gelang es ihnen, auch weiterhin durch Handel und Wucher Reichtümer zu erwerben und durch gelehrte Beschäftigung vielfach angesehene Stellungen zu erlangen. Die Parias der damaligen Gesellschaft sind die Juden keineswegs gewesen, wenn sie auch manchen Kränkungen und Bedrückungen ausgesetzt waren. Daß sie immerfort eine bedeutende Macht im sozialen Leben ausübten, zeigen die mannigfachen Verordnungen, die im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts gegen die Überhebung und den Wucher der Juden erlassen werden, die Ausweisungen aus Stadt und Land, die Bauernaufstände, die Plünderungen der Judenviertel und die verschiedenen Prozesse gegen jüdische Geldverleiher und Münzmeister. Der jüdische Einfluß auf das Leben des deutschen Volkes wuchs noch mehr, als einzelne Juden sich auf dem Gebiete der Medizin, Philosophie und Astronomie und später der Literatur auszeichneten, und nach dem 30jährigen Kriege finden sich eine ganze Anzahl jüdischer Geldleute in angesehenen Stellungen an den Höfen kleiner deutschen Fürsten. Diesen Einfluß haben die Juden fortan zu wahren gewußt und haben ihn in den nächsten Jahrhunderten gesteigert, bis sie schließlich auf allen Gebieten des Handels und der Industrie, der Kunst, Wissenschaft und Literatur eine nicht zu unterschätzende Stellung erreicht haben. Vieles, was in der Monographie von deutschen Verhältnissen im allgemeinen gesagt wird, trifft auch für die

itized by Google

Mark Brandenburg im einzelnen zu, und deshalb bildet das Werk von Liebe auch einen schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung des Judentums in Brandenburg-Preußen.

Das Gleiche gilt auch von dem 12. Bande, in dem Paul Drews den evangelischen Geistlichen in der deutschen Vergangenheit behandelt, auch hier finden so viele gemeinsame Züge, daß man daß Werk zur Beurteilung des evangelischen Pfarrers in der Mark Brandenburg in ausreichender Weise heranziehen kann. Der Verfasser schildert zunächst die Zustände nach der Reformation, die Herkunft der evangelischen Pfarrer, ihren sittlichen Charakter, ihre Fähigkeit für die Seelsorge und ihre soziale Stellung und setzt dann auseinander, wie erst allmählich eine Besserung durch Kirchenzucht und obrigkeitliche Aufsicht eintrat, zunächst in den Städten, dann auf dem Lande. Aus diesen Schilderungen, die durch zeitgenössische Zitate und Abbildungen belebt sind, geht hervor, daß die Stellung des evangelischen Geistlichen anfangs eine sehr schwierige war, daß eine derbe Kampfesstimmung die Gemüter beseelte und daß diese sich in Schmähschriften gegen den katholischen Clerus, in geharnischten Predigten und nicht zum mindesten in theologischen Zänkereien Luft machte. Hierzu kam, daß die Gemeindemitglieder, in Unwissenheit und Aberglauben aufgewachsen, sich gegen die neue Kirchenordnung und den Pfarrer auflehnten und den alten Schlendrian zurückwünschten, und es bedurfte der ganzen Energie duldsamer, evangelisch durchgebildeter Pfarrer, um solchen Zwiespalt zu beseitigen und die Widerspänstigen zum Gehorsam zu zwingen. Da Kirche und Obrigkeit für die Heranbildung eines passenden Nachwuchses der evangelischen Geistlichkeit sorgten und schließlich von jedem das Universitätsstudium forderten, so besserten sich die Verhältnisse nach und nach, und schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nehmen die evangelischen Pfarrherren eine geachtete Stellung im deutschen Volke ein, wenn auch die sonstigen Verhältnisse, namentlich das Einkommen, nicht gerade glänzend waren. Die Zeiten des Pietismus und der Aufklärung haben dann die Auffassung von der pfarramtlichen Tätigkeit völlig umgestaltet, den Stand selbst gehoben und beim Volke zu Ehren gebracht, viele Schäden geheilt und die soziale Stellung der Pfarrer gebessert, aber trotzdem bleibt noch vieles zu ändern und zu bessern übrig.

Die beiden Bände schließen sich nach Inhalt und Ausstattung den vorhergehenden würdig an und verdienen nebst diesen einen Platz in der Bibliothek eines jeden Gebildeten. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Schloss Badingen.

Von Pastor Staemmler, Mildenberg.

Die Mark Brandenburg ist reich an alten Baudenkmälern, die als Reste des Mittelalters herüberragen in die Neuzeit: Chorin, Lehnin und wie sonst die allbekannten Namen lauten mögen. Meist sind dies jedoch Bauten kirchlichen Charakters. Die hier beigegebenen Bilder aber führen den Leser zu einem zwar weit weniger bedeutenden und wenig bekannten, aber doch interessanten alten weltlichen Bau, der ein gut Teil deutscher Geschichte durchlebt hat, ohne wie sonst manch' altes Schloß durch Renovierung oder Modernisierung seinen altertümlichen Charakter einzubüßen. Von außen unansehnlich, einfach ein plumper Steinkoloß, im Innern zwar auch schmucklos, aber bei aller Einfachheit doch die Schönheit mittelalterlicher Baukunst zeigend, steht Schloß Badingen da als eine echte alte märkische Ritterburg, die fast unverändert die Jahrhunderte überdauert hat.

Der Schnellzug der Nordbahn bringt uns von Berlin in einer Stunde nach Löwenberg und in weiteren 10 Minuten nach dem märkischen Städtchen Gransee. Von hier wandern wir auf der Chaussee 5 km ostwärts, und befinden uns dann auf dem Territorium von Badingen, der größten Domäne des preußischen Staates. Schon aus weiter Ferne erblicken wir das alte Herrenhaus, dessen Park und Gehöft von einer ca. 4 m hohen Feldsteinmauer umschlossen ist.

Dorf Badingen war in den ältesten Zeiten deutscher Geschichte und Kultur der zweite Hauptort des Ländchens Löwenberg, welches die Anhaltiner, die ersten Markgrafen von Brandenburg, um das Jahr 1200 unserer Zeitrechnung durch Eroberung den heidnischen Wenden abnahmen. Schon in der heidnischen Zeit soll in Badingen ein „festes Haus“ gestanden haben. Im dreizehnten Jahrhundert aber begann mit der Christianisierung der Bau der Kirchen in dieser Gegend, und reicht auch der Ursprung des Badinger Schlosses sicherlich wohl in diese Zeit zurück.

Digitized by Google

Ein „oppidulum“, ein festes Städtlein, wird in alten Chroniken der Ort genannt wegen der schon erwähnten Mauer und der Festigkeit des Schlosses, dessen Wände $1^1/_2$ Meter und mehr stark sind.

Im Jahre 1270 vertauschten die Anhaltiner das Ländchen Löwenberg gegen Königsberg in der Neumark an die Bischöfe von Brandenburg, welche zeitweise auch in Löwenberg residierten. Doch vermochten die neuen Besitzer nicht das Ländchen gegen die Verwüstungszüge der räuberischen Wenden zu schützen und vergaben deshalb einzelne Ortschaften als Lehn. So Badingen an die „Herren von Badinghe“, welche

Schloß Badingen, Hofseite.

vermutlich aus Sachsen stammten, wo es auch ein Badingen gibt, und die so dem Ort zu seinem jetzigen Namen verhalfen! 1376 saß in Badingen ein „Hans Badinghe“! — Circa hundert Jahre später — 1460 — verkauften die Brandenburger Bischöfe den Rest ihrer Löwenberger Besitzungen als bischöfliches Lehn an Hans v. Bredow aus Frisack für 70 000 Thaler. Seine Nachkommen erwarben auch die übrigen schon vorher von den Bischöfen verkauften Lehnsgüter, so zu Anfang des 16ten Jahrhunderts auch Badingen von den inzwischen verarmten Herren von Badingen.

Als im Jahre 1522 die Brüder Joachim und Georg von Bredow

Digitized by Google

einerseits und Antonius von Bredow andererseits sich den gesamten Bredowschen Besitz teilten, kam Badingen an Antonius, der dasselbe jedoch schon 1536 samt den zugehörigen Ortschaften an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg verkaufte. Dieser aber verkaufte zwischen 1536 und 1540 das Gut als Lehn an den „kaiserl. Feldmarschall, kurbrandenburgischen Oberhofmarschall und Geheimen Rat" Adam von Trott. So kam Badingen an die Familie Trott, die mit der neuerdings viel genannten Adelsfamilie von Trotha nahe verwandt oder identisch ist.

Adam von Trott liegt in der Kirche zu Badingen begraben, ebenso seine beiden Nachfolger im Besitz, der 1587 verstorbene Adam und dessen Enkel, der 1666 verstorbene Georg Friedrich.

Schloß Badingen, von der Granseer Chaussee.

Als 1895 in der Badinger Kirche behufs Aufstellung eines Kirchenofens der Fußboden aufgenommen wurde, fand man die Särge wieder. Besonders gut erhalten soll der kupferne Sarg des Georg Friedrich von Trott sein. Im Sarge liegt ihm zur Seite sein Schwert. Diese Gruft der Trotts befindet sich unter dem nördlichen Chor in der Kirche. Außerdem ist aber noch eine Hauptgruft vorhanden unter dem Vorderschiff, vom Taufstein bis zum Altar reichend. Der Eingang zu dieser Hauptgruft war früher durch einen Bohlenbelag zugedeckt. 1859 wurde der Bohlenbelag durch Zuwölbung ersetzt. Ein Augenzeuge, der bei dieser Gelegenheit in der Gruft gewesen, erzählte dem Schreiber dieses, daß die Särge vollständig verwest seien. Nur die Handgriffe und anderer Metallbeschlag sei noch erhalten, sowie die Gebeine der Bestatteten. Nach der Zahl der Schädel zu urteilen, sind es 23 gewesen, darunter

Digitized by Google

ein Skelett mit ganz abnorm langen Gliedmaßen. Welchen Namen diese 23 getragen, weiß wohl jetzt niemand. Wahrscheinlich sind es die „Herren von Badinghe".

Georg Friedrich von Trott, der als General-Wacht-Meister im 30jährigen Kriege mitgefochten hat, hat sich um die kirchlichen Verhältnisse seiner Gemeinde sehr verdient gemacht, und sich in mannigfacher Weise ein bleibendes Andenken gesetzt.

Interessant ist sein großes Wappenschild mit dem Wappen der vereinigten Familien Trott, Trotha und Trotha-Freyden über seinem Platz

Schloß Badingen, von der Dorfstraße.

in der Kirche zu Badingen. Das Wappen zeigt in 4 Feldern kreuzweise einen Sparren und einen Raben mit einem Ring.

Dieser Rabe mit dem Ring im Wappen der Trott wird durch eine bekannte Sage darauf zurückgeführt, daß Bischof Thilo von Trotha in Merseburg einst seinen treuen Knappen Johannes habe unschuldig hinrichten lassen. Er hatte ihn in Verdacht, seinen Siegelring gestohlen zu haben, der in Wahrheit von seinem Lieblingsraben verschleppt war. Zur Warnung für alle kommenden Geschlechter habe der Bischof dann den Raben mit dem Ring im Schnabel als Wappenzeichen angenommen. Nach Thilo von Trotha (Vorstudien zur Geschichte des Geschlechts von

Digitized by Google

Trotha. Neuwied 1860) hatte jedoch die Familie schon vor jenem Ereignis jenes Wappenzeichen! Über dem Wappenschild hängt in der Badinger Kirche Georg Friedrichs Ritterrüstung und Marschallstab.

Kulturhistorisch noch interessanter ist die Stiftung eines Legats durch Georg Friedrich von Trott, durch welches er in seinen Gutsgemeinden Badingen und Mildenberg den Schul- und Konfirmanden-Unterricht begründet und den Pfarrer zum Ortsschulinspektor einsetzt. „Aus christlicher Intention schenket, cedieret und übergibt er diejenigen 200 Thlr., welche ihm der Herr Obrist Hans von Rochow, und diejenigen 300 Thlr., welche ihm Herr Joachim Siegmund von Löben schuldet, der Kirche zu Badingen und Mildenberg samt den aufgelaufenen Zinsen, welche auch 500 Thlr. betrugen. Von den Zinsen der 1000 Thlr. soll der Küster und der Pfarrer zu Mildenberg jährlich je 18 Thlr. erhalten. Dafür soll der Küster täglich unentgeltlich die Kinder im „Lesen und Beten“ unterrichten, „und solche Unterrichtuug allemahl mit einem christlichen Gesang anfangen und beschließen“, während der Pfarrer „die Kinder alle Sonntage im Katechismus Lutheri unterrichten soll und fleißig darauf sehen soll, daß der Küster auf den Unterricht den gebührenden Fleiß verwendet und die Eltern ihre Kinder fleißig zur Schule und Kirche schicken.“

Also für 18 Thlr. Gehalt jährlich unterrichtet der Mildenberger Küster täglich die Kinder von 2 Gemeinden. Später wurde ein besonderer Schulmeister und Küster für Badingen angestellt. Der Badinger erhielt für seine Schularbeit jährlich 8 Thlr., der Mildenberger 10 Thlr.! — Ein interessantes Zeugnis einerseits für den Wert des Geldes, andererseits für die Bezahlung der Lehrerarbeit in jener Zeit.

Außerdem machte sich Georg Friedrich besonders dadurch verdient, daß er die im dreißigjährigen Kriege zerstörte Mildenberger Kirche wieder aufbaute.

Der letzte der Trotts war Friedrich Wedige, ein unverheirateter Sonderling, der auf dem mit Badingen verbundenen Himmelpfort lebte und 1727 starb.

Kulturhistorisch interessant ist aus seiner Zeit besonders eine Beschwerde, welche in Parochie Mildenberg gelegentlich einer Kirchenvisitation 1715 darüber erhoben wurde, daß der Gottesdienst „zu spät“ angehe. Der damalige Pfarrer Colberg rechtfertigt sich schriftlich folgendermaßen: „Der Gottesdienst gehe in Mildenberg um 6½ Uhr morgens an und dauere bis 8½ Uhr; des Winters sobald man sehen könne, und endige in Badingen des Mittags. Einige Verzögerungen kämen daher: 1. Weil der Patron dem Prediger und Küster die gewöhnliche Mahlzeit nach der Predigt entzogen, müssen sie vorher in Mildenberg essen. 2. der „Hof“ in Badingen „prätendiere“, daß der Küster sich vorher melde, ehe er läute; nun sei aber die Pforte oft verschlossen

Digitized by Google

und müsse der Küster unnütz warten. 3. in matre et filia (Mutter- und Tochtergemeinde) werde das Jahr 20 mal Abendmahl gehalten (jetzt 5 mal!), viele finden sich erst Sonntags morgens zur Absolution ein, vorgebend, daß sie des Tages zuvor vom Hofedienst nicht soviel Urlaub erlangen könnten, sich zur Konfession einzustellen, wodurch der Gottesdienst verzögert werde. Wenn in Badingen vesper gehalten wird, müßte der Prediger den ganzen Tag hungern".

Erwähnt mag auch werden, daß aus eben dieser Zeit als Kircheninventar eine silberne Röhre neben andern Dingen genannt wird. Diese Röhre diente gewiß dem „Hofe" zum Abendmahlsgenuß. Man muß dabei unwillkürlich an den in unserer Zeit geforderten Einzelkelch denken! Solche Röhren sollen damals übrigens öfters für die einzelnen Familien in Gebrauch gewesen sein.

Mit Friedrich Wedige von Trott starb 1727 die Badinger-Linie der Trotts aus. Von den andern Trotts und Trothas erhobene Erbansprüche wurden vom Fiskus nicht anerkannt, Badingen vielmehr in eine Königl. Domäne verwandelt und verpachtet, zeitweise auch mit dem benachbarten Amt Zehdenick vereinigt. Verschiedene Pächter scheinen auf dem alten Herrenschloß gesessen zu haben. Ihre Namen sind wenig bekannt. Nur weiß man, daß unter Amtman Joachim zwei baufällig gewordene Stockwerke des alten Schlosses abgetragen sind. Wie die Abbildungen zeigen ist das Gebäude jetzt noch ziemlich so hoch wie der Kirchturm. In alter Zeit war es also noch bedeutend höher.

Anfang des 19. Jahrhunderts kam die Pachtung in die Hände der Familie Fischer, die dieselbe bis jetzt inne hat, und die in der Mitte des Jahrhunderts das Centrum der Bewirtschaftung nach dem Vorwerk Osterne verlegte.

Dies Osterne war schon in der Anfangszeit der deutschen Besiedelung durch den Brandenburger Bischof Heinrich von Ostheren angelegt und ein großes Bauerndorf gewesen, durch die Raubzüge der heidnischen Wenden aber in eine „wüste Mark" verwandelt. (Ostheren ist auch ein Dorf in Sachsen!) Ausgrabungen gelegentlich des Baues der Spiritusbrennerei in Osterne bei Badingen haben manche interessante, auch prähistorische Funde zu Tage gefördert, die in dem Königl. Museum in Berlin aufbewahrt werden sollen.

Seitdem wurde das Schloß in Badingen zeitweise als Witwensitz und zu ähnlichen Zwecken benutzt, das obere Stockwerk auch zu Beamten-Wohnungen verwendet.

Wenn einmal in Osterne ein modernes Herrenhaus erbaut ist, wäre es vielleicht ratsam, wenn der Fiskus das alte Schloß in Badingen samt dem zugehörigen Park an eine geeignete Persönlichkeit verkaufte, die die Verpflichtung übernähme, das Gebäude seinem altertümlichen Charakter gemäß zu konservieren. Schon jetzt ist manches Kreuzgewölbe im Keller

Digitized by Google

eingestürzt oder zeigte bedenkliche Risse, so daß Stützmauern aufgeführt wurden und das Altertümliche dem Modernen weichen mußte. Aber noch ist genug Altertümliches vorhanden! Am meisten werden vom Laien die verschiedenen Deckengewölbe im Hauptgeschoß bewundert, ferner die geheimen schmalen Wandtreppen in den ca. $1^1/_2$ Meter starken Mauern. Sie gehen z. B. von einer Fensternische aus, wo kein moderner Mensch etwas derartiges vermutet. Von Anfang an werden sie übrigens mehr der Bequemlichkeit als zur Sicherung bei Kriegsgefahr gedient haben. — Noch heute steht ein alter Mauerturm, vom Volk das kleine Gefängnis genannt! Mächtig wird er überwuchert von üppigem Grün, eine anschauliche Illustration zu dem Dichterwort von dem neuen Leben, das auf den Ruinen blüht.

Der Volksmund behauptet auch, daß in den Wänden Räume vorhanden wären, in denen noch Skelette, an Ketten geschmiedet, lägen. Auch von einem unterirdischen Gang nach dem 6 Kilometer entfernten Kloster Zehdenick wird gefabelt. Die große alte Küche im Schloß mit ihrem großen Rauchfang bezeichnete der Herr Provinzialkonservator bei seiner Besichtigung im Herbst 1905 als das Interessanteste, was er in der Art gesehen. Die Deckengewölbe sind wohl am schönsten in einem jetzt als Schmiede benutzten Raum, der wohl ursprünglich die Hauskapelle gewesen. Zum obern Stockwerk führt eine alte Wendeltreppe, die den modernen Konstruktionsregeln Hohn spricht, aber dennoch noch heute fest steht.

Außer den hier produzierten Photographien habe ich noch deren neun aufgenommen, die der Liebhaber im Märkischen Museum in Berlin besichtigen kann. Viel Interessantes habe ich jedoch nicht aufnehmen können. Möge es in natura erhalten bleiben!

Die im Vorstehenden enthaltenen historischen Notizen sind teils den Mildenberger Pfarrakten entnommen, teils mir von meinem Amtsbruder Much in Löwenberg gütigst zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

Zu Brandenburgia Monatsblatt Mai 1905.

Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen.

Von Alexander Giertz.

Bohnenmathen — mag wohl mit Bohne zusammenhängen, aber als Charakteristikum für eine „Mahd“ in schon weiter übertragener Bedeutung und zwar:

Mnd. Bone (eig. die Bohne als Pflanze) auch = geringwertige Sache, hier also schlechter und geringer Wiesenertrag; auf dem Barnim vereinzelt Böning, Böninge genannt, bekannter als „saure“ Wiesen, Gründe. Nicht richtiger „Bonenmathen“ zu schreiben?

Dobbermathen. — Warum gleich slavisch und hybrid?

Mnd. ist (die) Dobbe (Plur. Dobber) = Niederung, Vertiefung, einstiger oder noch vorhandener Sumpf (vgl. dopen, döpen, taufen, Tiefe!).

Dobrikow. — Dazu schlägt ein als Sumpf- und Niederungslage vgl. sl. altp. dobr = Tal, Niederung mit einstigem Wassergang, was auch Dobrikow (1265 noch Dobrichow) bedeuten wird, wenn die Flurlage als „Siedelung in der Niederung mit einstigem Wassergang“ dies augenfällig bezeugt. — Will man für Dobrikow sl. dobry = gut ansetzen, dann eher Dobřik-owe d. h. Besitz des Dobrik (gütiger Mensch, „Gnädig“, etwa Clemens). Zu sl. dobr = Wassertalgang vgl. die verschiedenen Fließe pp. Dober, Dobber in der Mark, den Doberbach (Zufluß der Röder im Kgr. Sachsen).

Die Sarne — von žir' (pascuum, Weide), zårån, zårny d. h. zur Weide gehörig dürfte „Weidebach“ bedeuten.

Die Gehrmathen. — Mit Vorliebe und bei uns überall zutreffend fand ich in Fluren für gêre (giere) Mnd. gêre d. h. ein in eine Spitze auslaufendes Ackerstück, also hier etwa „Wiesenkeilstücke.“ Der Barnim verzeichnet unter dieser Flurlage verschiedene Gehr-, Gehren z. B. Berge, Enden.

Digitized by Google

Die Langemathen — auch auf dem Barnim nach ihren „langen Stücken“ so geheißen. — Der Herr Verfasser denkt wegen der Hochlage der Langemathen (bei Treuenbrietzen) auch an die Möglichkeit anderer Deutung, für die eig. nur obd. Lank d. h. Abhang, Hang und Weg über denselben anklingt.

Die Petermathen — (nicht Peter(s)mathen) wirklich nach einem Nutznießer Peter, während doch in keiner anderen der zahlreich angeführten Mathen ein Pers.-Name steckt? Müsste zudem die Flur dann nicht eher Petersmathen heißen? Wahrscheinlich richtig Pöter (Pötter) Mathen von (pöt — det pötken!) pöt, pötter d. h. Mathen (Wiesen) mit Poter(n), also Tümpeln und Lachen. — Erinnert sei an eine Namensübertragung pp. aus Oberdeutschland; hier sind die Beder (Feder) zumeist Sumpfwasser (Wirtenberg) und Buck vermutet in ihnen ein altes Wort für Sumpf, dessen Wurzel er nicht angibt.

Die Rostmathen — durchzogen von verschiedenen Wiesenwassergräben. Rost, Roß häufig aus mhd. rozze d. h. Wasserlache entstanden, in welcher Flachs gewässert und gerozzet (d. i. zum Verfaulen, Rotten) gebracht wird. (Woher auf dem Barnim die Rott-, Rot-, Rötpfühle.) Vielleicht aber besser mit Buck: Rost oder Rus (aus Rons, Ronst, Runst d. h. Rinnsal) eine plötzlich auftretende und verhältnismäßig rasch aufhörende Überflutung, welche die angeführten Wassergräben ableiten sollten.

Wehrmathen — vernachlässigt aus Quermathen?

Wendelmathen, Wendewasser — sind Grenzmathen (vgl. Wendelstücke, Wendelruten, Wentfahren, Wendseen) und haben mit Wenden (Slaven) ganz bestimmt nichts zu schaffen.

Die Rüdicken — (auch auf unserer Malchower Feldmark, ein häufiger wendischer Flurname von: rudik Plur. rudiki, d. h. Roteisensteinquellen (-felder, -lager), von ruda d. h. Roteisenstein, Raseneisensteinerde. Vgl. auch die „langen und kurzen Raden.“

Bärwinkelbusch — aus Eber (Zuchteber, Beier) von mhd. bêr = Eber, Schwein. In der Nähe des Busches lagen die Beier- oder Eberwiesen für den Zuchteber des Ortes, daher „Berwinkel“ vgl. die Bullenwiesen für den Zuchtbullen auch: Bullenwinkel (Winkel urspr. das Zusammenstoßen zweier Wasserläufe, Täler — dann der von ihnen eingeschlossene Raum). Berghaus (I, 502) nennt indes den „Bärenbusch“ ein Luch und hebt diese Beschaffenheit verschiedentlich hervor. Dies erinnert an die Wurzel brn und die vielen Fluren Bahren, Bähren, Bären, Beeren, Behren pp., welche sämtlich im Wasserbruch liegen (bezw. gelegen haben). Es könnte also „Bärenbusch“ auch „Bruch- oder Luchbusch“ bedeuten! (Ich ziehe diese Lösung vor, weil die Zuchteberwiesen als „Beierwiesen“ besonders genannt sind.)

Digitized by Google

Der Böllerich — nach Berghaus vordem Bölderich, ein großes Sumpf- und Moorgelände. Auf dem Barnim gibt es analog die „Polterpühle.“ Böllerich (Pöllerich) scheint „Polderland“ zu bedeuten. (Polder sind in Holland und in den deutschen Küstenniederungen a. d. Nordsee die rings mit Deichen und Dämmen eingefaßten Marschlandstrecken, welche man so gegen Überschwemmung zu schützen versucht), also das Land zwischen den Poldern. Sonst wäre obd. Belde, Bölde = Salweide, also Bölderich das Salweidenmoor (dessen Rand p. Weidendämme zeigte).

Harmungswiese — so nach ihrem Nutznießer (Besitzer) Harmung.

Der große Hörning — von „Horn“ d. h. Flur auf (oder in Gestalt) von: „Ecke, Winkel, Spitze, Landzunge, Vorwerk“ mit der Grundbedeutung des Zugespitzten (Teuth. hörn, hörnynck = wynckel, kant!)

Die Hellberge — besser Höllberge (vgl. die Hellpfühle, Höllenpfühle auf dem Barnim) von Höll, Hüll, Hüle (nach Buck aus ahd. hul-iva) d. h. eine besonders durch Regengüsse sich kräftigende Wasserlache ohne Abfluß; also Helberge = Wassersammelberge, daher auch ihr hochgelegenes Moor.

Die langen und kurzen Raden — mag wohl mit (Wald) Rodung zusammenhängen, obwohl Barnim, Teltow pp. stets Mnd. Rode (nicht Rade) bevorzugen und auch auffälliger Weise das Charakteristikum nie allein, sondern immer ergänzt verwenden z. B. Rodestücke, Rodeland. Dies gibt doch zu denken und die „Rhaden“ scheinen ein übernommener beibehaltener Flurname. Vgl. dazu sl. die Orte Rahden, Rahdan (von ruda, adjectiv rudny) d. h. „Raseneisensteinland, Roteisensteinstücken“ — also eine wendische Flur. Das Gesamtgebiet dieser „Raden“ wurde von den späteren deutschen Kolonen für die Nutzung verteilt in lange und kurze Enden, und auf sie — was sehr häufig — der alte Name übertragen; jeder sprach von seiner langen und kurzen Raden, die er nutzte.

Das Brändichen — früher Brändiken, Brendiken möchte ich (ähnlich den Rüdicken) lieber dem sl. Sprachgebiete zuschreiben, weil die Flur ziemlich groß ist, die Verkleinerungsendung „ichen“ nicht recht einschlägt und auch von mir speziell für das deutsche „Brand“ (= dürrer unfruchtbarer Boden) nicht aufzufinden war; der Sprachgebrauch sagt in solchen Fällen: där jroße, där kleene Brand (nicht: det Brändchen!) Also prandiki (pom. prand, asl. prand' = Sand, Versandung) = Sandflur? (Vgl. Pranden, Prenden NB., Dorf und See Branden bei Landsberg Warthe.) Zeigen sich im Brändichen Spuren eines eingetrockneten und versandeten Sees in einer Niederung?

Die Klotschen — Analogon Klotzsche in der Dresdener Heide (1321: klozschaw). Handelt es sich bei den Klotschen (Treuenbrietzen) um eine frühere feuchte Landstelle (was anzunehmen), so ziehe ich heran: Lutitz. kluče (klucje), asl. klučije d. h. Gegend oder Revier mit

Digitized by Google

Springquellen (p. Klucze). Adernfalls für altes Trockengebiet auch lutitz. klëšte, klëste (asl. klëstije) d. h. Reisicht, Eichengestrüpp. (In diesem Sinne würde aber eher Klötze, Klotze, Kleitsche heut gesagt werden.)

Der Kraterberg — ein Sand- und Kieshügel. Da z. B. bg. krad, westf. kradde (Theut. crade) = Kröte nicht zutreffen (sonst hieße der Hügel Kratenberg), auch an obd. grat = langgezogener Berg nicht zu denken ist (ebensowenig an das von den Obd. aus dem Latein übernommene und weiter getragene crates (cratt) = Gebüsch), so dürfte an asl. grad', nsl. grad p. zu denken sein d. h. umhegter, Platz, Schanze, Erdburg. Eine Form Kratersberg würde auf den P. N. Gerhardt zielen.

Die Kählinge — ein Wiesengrundstück, besser Kehlinge. In vorliegender Schreibform von obd. Kehle = Einsattelung, auch mit engem Rinnsal. Aber da es sich um eine Wiese (früher nässer) handelt, wahrscheinlich eig. Kelinge von obd. Kel, Köll d. h. Quelle, also die Quellwiesenstücken. Oder aus „Kedelinge" d. h. Kesselland (ketel = Kessel)? Bei uns ist für diese Flurbezeichnung die Anhangsilbe ing nicht gebräuchlich.

Die Kümde — (Gärten, Stücke und Wiesen), vom Volksmund Kümme (Kumm) geheißen, nasses Gelände mit Entwässerungsgräben, eig. (das Ge) Küm (de) Land von obd. Kume, Küme, mhd. Küme = Schlucht, Klinge. 1354 auf der Küme.

Die Lankwiese — Sl. Pom. lanka = Wiese; der Name ist also Tautologie und hat in seinem ersten Teil die einstige sl. Bezeichnung lanka erhalten.

Nachtheinung — eine Nachtweide; Heinung (auch Hönung, Hünung) aus hegen, einhegen (Hegenung) entstanden.

Pleß — (der? die? — Beschreibung der Flur fehlt leider). Obd. ist Pleß, Bleß, Plesse eine abgeholzte Waldstelle (von bloß?); ferner obd. der Bletz (ahd. plez) ein Wiesenfleck, kleines Stück. — Aus den sl. Dialekten hergeleitet könnte der Flurname „kahle Stelle" bedeuten; man würde ihn dann aber heut eher in der Form „Pleiß, der Fließ" vorfinden.

Die Radewiesen — vgl. die langen und kurzen Raden. — Kaum von Rodung pp.

Rauhe Wisch. — Obd. rauh (mhd. ruch) d. h. mit dichtem Gebüsch bewachsen. — Indeß ist zuweilen für die Wischenamen große Vorsicht geboten und Verdrehungen deutscherseits sind häufig wie auch für andere Flurnamen. Der Roderanke (rotbraune See) bei Hohenschönhausen wird später (noch zu Becmanns Zeit) zur „Roten Ranke", woraus wieder das heutige „Oranke" verflacht ist. Es könnte Rauhe Wisch (so hat der Volksmund festgehalten und nicht Wische) aus „Ro'ewisch", Rodewisch eig. Rodewitz entstanden sein. Dann von Rodovici

Digitized by Google

d. h. (Besitzstück der) Sippe des Roda (d. h. des Sorgsamen, Ordnungsliebenden).

Rütchen, Rütgenheide — vgl. die Rüdicken.

Der Bärenbusch — vgl. Bärwinkelbusch.

Der Krickelberg. — Da für unsere Gegend an obd. Krieche (Kriechel) d. h. verwilderte Haferschlehe (Kriechepflaume) nicht zu denken, so eher obd. Kreckel(berg) d. h. Höhe mit kleinem Krüppelholz (aber auch dann würde der Name heut bei uns wohl Kregel-, Krögelberg lauten). Am wahrscheinlichsten von mhd. Krekel (Grille) = Grillenberg. Die Grille ist in Flurnamen aller Klassen sehr häufig.

Der Lindberg (nicht Lindenberg!) hat gewiß nichts mit Linden (Bäumen) zu tun, wie denn das Charakteristikum lind stets vorsichtiger Untersuchung bedarf. Nach Buck ist altes lint, lind = Sumpf, See, Fluß (dann = Sumpfberg); ferner = Flechtwerk, Hagen; endlich = Drache, Lindwurm. Öfter ist aber bei uns an sl. (g)lind d. h. Lehm zu denken und dieser Glind (der „Jlin“) nach meinen Untersuchungen gegen meine Erwartung häufiger in den Fluren „Lind, Linde“ bestätigt und gefunden worden.

Die Ocken — Dieser Flurname findet sich auf dem Barnim häufig in Verbindung mit Pfühlen p. und hängt nach Buck als „Ocke“ mit lat. auca d. h. Gans zusammen; ich vermute eher Ouke d. h. Kröte, die Ocken also = Paddenwiesen.

Der Peckhan — besser Päckan oder Packan, ein Teil des ausgedehnten Zeudener Kiefernwaldes (so auch Berghaus III, 666 Liberoser Besitzurkunde: Die Bagan, ein Waldrevier) altlutitz. pågon, asl. pogon', polab. pågūn d. h. Jagdrevier, Triftflur im Walde.

Der Rehdenbach — bei Linthe. Die Rednitz bei Bamberg heißt 791 sl. noch Radenitz, sodaß der Reden (Bach) eig. Raden wohl unter „die langen u. kurzen Raden“ seine passende Erklärung findet. Eine Wurzel red in den sl. Sprachen scheint für Wasser u. U. „Torf“ anzudeuten. Die Anhangsilbe „bach“ zeigt, daß die deutschen Kolonen in dem „Rehden“ einen ihnen fremden Begriff vorfanden, den sie unter Beibehaltung des Urnamens sich mit „Bach“ erklären mußten.

Rietz — Dorf am Fläming (1158 Rytz), vordem vermutlich Riczke, Ritzik (vgl. Britz aus Britzick) sl. pom. Ricka d. h. Kleinfluß, Bach. Der Bachname ging auf das Dorf über, in welchem ohnehin die Rietzquelle liegt.

Die Rummeln — jene vom Flämingswasser tief eingerissenen Schluchten und „Bodenrunzeln“ sind ihrem Namen nach in engl. rumple d. h. Runzel, Falte (alte. hrympele), Einschnitt wiederzufinden. Die Wortwurzel rmp(l) birgt aber auch das „Lärmen“ in sich (engl. romp herumtollen).

Digitized by Google

Die Zahrt — bei Treuenbrietzen, „ein ausgedehntes, mit dichtem Busch und Laubwald bestandenes Torfmoor; es ist ein tückisches Gelände, das Festigkeit vortäuscht, wo man leicht versinken kann".

Diese merkwürdige Flur hieß polab. pom. poln. Czartow (erg. gwosd) d. h. Schwarz- oder Teufelsbusch oder Czartow (erg. dol) d. h. Schwarz- oder Teufelstal — von polab. pom. čart, poln. czart, asl. čert' d. h. Teufel. — Urspr. wurde der Flurname von den deutschen Kolonen die Zaartow, dann die Zaarte genannt, jetzt seit langem die Zahrt.

Die Älpiele — Ackerland in der Nähe eines Verbindungswassergrabens, wird durch Aalpuhl gedeutet. — Sollte indeß der Name nicht mitgebracht und auf den Wassergraben gemünzt sein? Umsomehr, da augenscheinlich kein Pfuhl (Piele) vorhanden? Aal ist nach Buck ein vordeutscher Flußname, aus röm. keltisch Apila (Alpila!), d. h. winziges Bächlein!

Die Klettchen — ein Stück Ackerland an dem sanften Abhange zwischen altem Kirchhof und Treuenbriezen. — Die Flur heißt bei Kagel „die Klöttchen" (Mehrzahl) von sl. klejtka d. h. Kate, enge und elende Wohnung, Käfig.

Der Kupferbach — Buck S. 149: „Kupfer als Metall kommt in keinem mir bekannten (Flur) Namen vor." Kupfer als Flußname (1245 kuppher) ist vordeutsch von der Wurzel kvap = dampfen, also Nebelwasser? Indeß haben die deutschen Kolonen den Bachnamen „Kupfer" u. ä. wohl schon um Treuenbrietzen vorgefunden, sonst hätten sie sich das ihnen unverständliche Wort nicht erst durch die Erläuterungsendsilbe „bach" zu erklären brauchen; darum hier vielleicht die „Kupfer" von kopr', poł. küpår, laus. kopr d. h. Dill, also etwa Dillbach (so bedeuten auch Orte Namens Kuperneitz, Kupernitz von kopr'niště soviel als Dillplatz, Dillflur). Auch läßt sich heranziehen asl. kypr' löcherig, tsch. kypry' locker, rasch; ow. kipry schwach. So wird der Kipper = Bach (Zufluß der Neiße östl. Zittau) vielleicht als kipra ein schwaches Bächlein andeuten.

Verloren Wasser — In einiger Entfernung von der Quelle verliert sich das Wasser im Sande. Hat es einen weiteren unterirdischen Lauf und kommt gelegentlich wieder zum Vorschein, so ist es eine — Panke (lutitz. pånikwowa „Fluß mit Strudeln oder Stellen, an denen das Wasser unter der Erde verschwindet oder dessen Lauf wegen durchflossener Seen zeitweise gleichsam unsichtbar wird"). Vgl. Pannigkau bei Wittenberg (früher Ponikau, Ponkow, Ponekowe geheißen); die Panken bei Berlin und Großpankow.

Euper — soll von Ypern (Flandern) übertragener Ortsname sein, welcher 1127 Ipra, 1272 Ypra (heut flämisch Jeperen) hieß von kelt. eabar, ebr, ibr d. h. Dunkel- und Schlammboden, Schwarzwasser (liegt

Digitized by Google

an der Yperlée). Ich glaube an diese Übertragung nicht und löse sl. upar, poln. wenpor d. h. Brandstellen, Brandader, Brachfeld.

Niemegk — soll von Nymwegen (holl. Geldern) übertragener Name sein. Die holl. Stadt heißt urspr. Magia, Neomagium 709 Nimweghe 776 Niumaga, Niomaga, Neumaga — zur Zeit der Flämingkolonisation Neumaia, Numegen, Novomagium, Novimaium (aus dem kelt. Novio-magus entweder Gefilde, Besitzung des Novios oder Gefilde mit dickem, schwerem und nassem Boden — terrae crassae et humidae vgl. sl. Ylowe, Gilow). Die Annahme einer Übertragung des Namens zu uns ist aber meines Erachtens unter allen Umständen zurückzuweisen; denn aus dem den Kolonen bekannten Namen Neumaia, Numegen, Novomagium, Noviomaium konnte sich bei uns nicht ohne weiteres und gleichzeitig 1161 Niemic (1397 Nemik 1450 Niemieck) bilden, das deutliche sl. Nêmĭcĭ (poln. Niemcz) d. h. der Deutschen Ansiedlung (richtiger in unserm Falle wohl: Burg). Nemc, Nemici bedeutet eigentlich stumm, lallend, unverständlich redend (für die Wenden). — Dort alte Germanenreste?

Vröden — ein urk. älterer Name des Ortes ist mir leider nicht zur Hand. — Vreden (Westf.) hieß 839 Fredenna 1014 Wrethun, Wreten, Frethunensis (vielleicht gleich Friedzaun d. h. die Dorf- oder Escheinfriedung, Flurzaun); ähnlich möchte der Name der alten Feste Breten im Fischerdorf Altenhof am Ostufer des Werbellin zu deuten sein. — Für unsere Gegend ist indeß auch eine sl. Ableitung aus Prêton, Prĕtŭn d. h. Platz vor der Tiefe des Wassers, Ort vor der Untiefe nicht undenkbar. (Auch Durchhau, Lichtung im Walde).

Gente — soll von Gent (Ostfl.) übertragener Name sein. Die flandr. Stadt hieß um 608 Gandu, Gande, 792 Ghent, seit 875 bis 1302 Gennt, Gent f. Sie führt ihren Namen nach der zwischen vielen Wasserarmen auf weißem (Brand) Boden gelegenen ältesten Burgstelle und hieß keltisch vielleicht Gand — avum d. h. (am) Glanzwasser von canto — ganto — glänzen. Andererseits kann auch der Brandboden der Burgstelle den Namen gegeben haben vgl. engl. gaunt (gant), norw. gand = dürre, mager. Im übrigen ist der Flußname Ganda, Gandbach (Gambach) mehrfach bezeugt. (An die obd. gand aus roman. ganda, gonda = Felsenschutt, Gerölle ist hier wohl kaum zu denken; sonst ist der Gant auch ein Balkenbaum, Eisbrecher im Wasser an Mühlen).

Hieß Gente, dessen urk. älterer Name mir fehlt, früher vielleicht Gentow, Gandow? Nach Mucke ist Gandern aus sl. u. altp. konjare d. h. (Siedlung der) Pferdewärter herzuleiten; ebenso Gandenitz aus altw. altsl. Konĕtnica d. h. (Ansiedlung bei der) Pferdezüchterei.

Linthe — vgl. bei Österley verschiedene Linthow, Lintov, Lintowa vgl. dazu „der Lindberg“.

Mügeln — darf gewiß nicht mit dem Namen der Stadt Mecheln (Prov. Antwerpen) verglichen werden. Die belgische Stadt hieß 697

Digitized by Google

Machlinium, Maghlinia (= linni — macus?) 870 Maalinae 1107 Mallines, 1135 Machele (Mechele), 1299 Mechelinia. Ich möchte ihren kelt. Grundnamen Mag — linia (= lindi — macus?) mit „Wasserfeld“ erklären (die zahlreichen von Ebbe und Flut beeinflußten Dyle = Arme in ihr!)

Mygeln's urk. älterer Name fehlt mir zwar, aber er scheint in seinem Analogon Mügeln (Sachsen) deutlich erhalten (mit Altmügeln n. Döbeln): Mogelini, Mogilina urbs, 1216 Mugelin, 1249 Müglin. — Ferner Mügeln bei Pirna: 1311 Mogelin — beides ohne Frage von asl. mogyla Hügel, Erdhügel (polab. = Hügelgrab). Also Mügeln etwa = Hügelheim.

Zeuden — gewiß nicht nach dem Zuyder See (d. i. Südsee) so geheißen! Zeuden heißt in ältesten Formen Zuden, Czuden von wendisch sud („das Gericht“), wohl Kürzung von sudna (wes) d. h. Gerichtsdorf, Gerichtsstätte, daher auch bei Altlandsberg der Sudenz (Land des Ortsrichters), bei Beeskow schon früh in Sautantz verdreht, wie auch die Altlandsberger Flur jetzt amtlich Saudenz heißt (aber der Volksmund sagt noch hartnäckig Sudenz). Vgl. auch Brockhaus „Cuden“.

Deutsch u. Wendisch Borck — 1375 Dutschen — slavica Borck deutet (ähnlich dem Rücklaufe: Pank, Panke, Pankow) die älteren und nicht mehr erhaltenen Namensformen Borke, Borkow an. Pol. Pom. bork, bark, berk (asl. brŭkŭ) = Achsel, Schulter. Daher Borkow = Besitzdorf des Bork (Borko); der Personenname wieder ist eine Kürzung (Koseform — ähnlich deutsch Lude statt Ludwig) von Borko-sław d. h. der durch breite Schultern berühmte, „Breitschulterruhm“ oder auch von Borkonoš d. h. Breitschulterträger. (Ähnlich kann Lude auch aus Lothar, Liutolf gekürzt sein!)

Der Ortsname Borck bedeutet also m. Erachtens: „Besitzstück des Breitschultermanns“.

Will man indeß den Rücklauf auf Borkow (was ich vieler Analoga wegen vorziehen muß) nicht annehmen, dann könnte der Name borek (bork) = (Siedlung am) kleinen Föhrenwald bedeuten (borĭkŭ).

Dietersdorf — 1375 Dydericksstorp, Dorf des Dietrich.

Lüdendorf — 1375 Luderstorf (das Litzkendorp in einer Rochow-Urk. von 1375?) — Lützeken demin. Koseform von Luder, Lothar) = Dorf des Lothar. (Es hieß im 13. Jahrh. anscheinend auch Ludekestorf — gleichfalls Koseform von Lothar). — Lüdenscheid (Westf.) dagegen um 1100 Liudolfescetha von Liodolf!

Frohnsdorf — 1375 Fronstorff (Dorf des Lokators bezw. Lehnschulzen Fron). Man möchte Fron als Kürzung von Froben, Frowin ansehen; aber dann wäre wohl Fröhmsdorf daraus geworden. Darum ziehe ich nach Österley u. A. Frohnsburg heran (1190 Vronsperg, 1212 Vriuntsperch, 1230 Freundesberch, 1281 Vruintsperch, Freundsperg, Frohnsberg). Frohnsdorf also Dorf der Lokators p. Freund.

Grabow — eig. Grabowa (sc. wes) Dorf am „Weißbuchenhain.“

Digitized by Google

Der Musterplatz — weil er „ein musterhafter Platz“ ist? Das Wort „Muster“ ist sehr jung. — Für Fluren möchte man eher an Mnd. Mustert d. h. Senf denken; auch eine sl. Verstümmelung ist nicht ausgeschlossen!

Die Kronenhorst — bei Wendisch Borck — bg. = Krähenhorst.

Die Wühlmühle bei Gömnick — Gömnick im 14. Jahrh. noch Gomenik von asl. gum'no = Hofstelle mit Hof, Tenne, Scheunenplatz, Vogelherd. — Die Wühlmühle (die Deutung der merkwürdigen Mühlennamen hat ihr großes „Aber.“ Oft steckt in ihrem Charakteristikum der dauernd erhaltene Name eines einstigen Müllers, oft die Benennung ihres sie treibenden Wassers). Man könnte obd. Wuhle, wuol herbeiziehen eig. Vule (faule — sl. Löcknitz) vom sumpfigen Wasserstau des vielleicht sehr großen einstigen Mühlenteiches. Der Name der Wuhle auf dem Niederbarnim, der so aufzulösen ist, heißt im Volksmund auch „Vüle.“ An hybr. wili sl. = groß, also Groß-Mühle ist doch nicht gut zu denken.

Schlalach — 1375 Slanloch, 1577 Schlanlach. Fluren: In der Schlah oder Schlahe (auf der Schlann) finden sich im Bergischen häufig und haben ihren Namen aus Schlade, Schladen pp. gekürzt. Leithäuser bemerkt für diese Namengruppe (S. 85): „Ähnlich wie bei Klinge scheint sich aus der urspr. Bedeutung Einschnitt, enges Tal, Bergschlucht, durch welche Wasser fließt, weiterhin die von Sumpf und Lache entwickelt zu haben, die Arnold und Vilmar für die urspr. halten.“ Zu Loch (S. 67) „es bezeichnet Höhle, Schlucht, Tal (falls nicht auf mhd. lôch, ahd. loh = Gebüsch, niedriges Holz zurückzuführen, was zu prüfen ist.“) Für Slanloch (Schlalach)'s Feldmark käme also aus diesen Aufklärungen eine deutsche Herleitung = „Talsumpf, Muldenwische“ heraus.

Auch das Wendische etwa mit „Slana-Luch“ d. h. Salzwasser-Luch läßt vielleicht nicht im Stich.

Niebel — 1375 Nywal (Nywel?) — Ich finde dafür aus sl. Sprachgebiet nur Nüwele (Novele) d. h. Neusiedler(ort) eig. Neumann! Und wenn man in „Nywal“ den Übergang des „w“ in „b“ (Niebel) beobachtet, möchte man ihn auch für Nieplitz voraussetzen (aus Nüwelaici) d. h. Neusiedlerwasser (vgl. Nievelitz bei Ülzen). Für unser Niebel fand ich einst aus Nywal die deutsche Deutung „Neuer Wall“; aber diese will mir nicht recht einleuchten, weil dann der Ortsname „Nyenwal“ heißen müßte. Denn im Verhältnis zum Walle ist er eine „Flurlage“ und bedingte die urspr. Gesamtbezeichnung: (To dem) Nyenwal.

In Nordbrabant findet sich der Ort Niewaal, der aber 1031 noch Niwele und um 1242 f. Nuvele, viel später erst Niewaal geheißen ist. Sein Name konkurriert mit Nivelles (fläm. Nyvel), das sich 639 als Nivella, 867 als Nigella, 870 als Niella und um 1336 als Nevele zeigt. Tacitus (hist. 5, 26) spricht im Bataveraufstande von einem Nabalia

Digitized by Google

flumen und Buck (S. 191) erklärt die Flußnamen „Nibel“ aus Nivalus (= Navalus) für vordeutsch von kymr. nov = Bach (altfr. nave = Aue). Ptolemäus (2, 11, 12) erwähnt zugleich mit Asciburgium ein Navalia. Den Fluß- oder Fließnamen Nabalus, Navalos darf man recht eigentlich mit „Wiesenbach“ wiedergeben, ein Wasser, welches als Nov (vgl. Niemegk) durch terrae crassae geht und sie zu humidae macht. Dies trifft insbesondere für die alte Flur von Niewaal und Nivelles zu.

Für unser Niebel, Nieplitz möchte ich indeß an keine Namensübertragung durch Holländer denken, sondern eine sl. Deutung vorziehen.

Pechüle — 1268 Pechuele, 1637 Pechül, 1680 Pechiele — möcht' ich aus sl. pügülje „Flur an der Heide entlang“ übersetzen.

Über Quellenmaterial zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte.

Aus der Praxis für die Praxis.

Von Superintendent a. D. A. Petri, Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Es ist eine bedeutsame Erscheinung in unseren Tagen, daß die Geschichtsforschung sich regt wie noch nie zuvor, überhaupt diejenigen Wissenschaften, welche es mit den Realitäten des Lebens zu tun haben, vor allen Naturwissenschaft und Geschichte der Heimat in hohem Maße gepflegt werden. Letztere erfreut sich namentlich unzähliger Vereine, und die Vereine für die kirchliche Ortsgeschichte sind die neuesten unter diesen.

Ein solcher, angeregt durch den am 13. Mai 1902 auf der kirchlichen Konferenz der Kurmark in Potsdam gehaltenen Vortrag des Superintendenten Niemann in Kyritz über „die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte zur Weckung und Vertiefung des kirchlichen Sinnes“, besteht seitdem für die Provinz Brandenburg, eben solcher seit 1903 auch für die Provinz Sachsen, die Wiege der Reformation. Andere Provinzen, wie Rheinland und Westfalen, Schlesien und Hannover, auch andere Landeskirchen, wie Sachsen, Hessen und Württemberg sind mit ähnlichen Vereinigungen bereits erfolgreich vorangegangen.

Von allen aber werden auch besondere „Jahrbücher“ herausgegeben, welche sich namentlich der Spezialgeschichte und der Erforschung heimatlicher Sitte und Vorgeschichte in Kirche wie Haus als Organe dankenswert darbieten. Aufgefordert und ermutigt zur Erforschung der

Digitized by Google

kirchlichen Ortsgeschichte sind wir Geistliche vielfach worden in früherer wie neuester Zeit, von Behörden und Einzelstimmen. An Quellenmaterial hat es auch nie gefehlt.

Nächst den von einer Visitations-Kommission des Kurfürstlich-Brandenburgischen Kirchen-Regiments alsbald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in den einzelnen Gemeinden des Landes aufgestellten Kirchen- und Pfarr-Matrikeln enthalten die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Indaganda“ vom Kirchen- und Schul-Regiment gestellten und von den Pfarrern beantworteten, meist allerdings nur noch in den Ephoral- bezw. Regierungsakten befindlichen „Fragen“ auch für die Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte vielfach wertvolles Material.

Ihre gründliche Weiterbildung erfuhren dieselben durch die im Regierungsbezirk Potsdam bereits in den 60er Jahren, im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. und in der Stadt Berlin erst seit 1882 zur Einführung gelangten kirchlichen Lagerbücher.

Nach der Instruktion des Königlichen Konsistoriums zu Berlin vom 24. Mai 1882 soll das Titelblatt eines jeden Lagerbuches den Namen der Kirche, Nachrichten über die zu derselben eingekirchten Ortschaften und Gutsbezirke, Angaben über die Seelenzahl, das Patronat, die Geistlichen, das Parochialverhältnis pp. enthalten.

Wenn auch die juridische Gültigkeit des Lagerbuches — namentlich bei Führung von Prozessen — vielfach schon beanstandet worden ist, so steht die kirchliche Bedeutung derselben außer Frage. Die späteren Geistlichen werden es ihren Vorgängern im Amte großen Dank wissen, wenn diese die Titelblätter der Lagerbücher mit chronikartigem Stoff reich versehen haben.

Und nicht bloß im Interesse des Pfarramts, sondern im allgemeinkirchlich-konservativen Interesse ist es, zumal unter dem großen Neuerungsdrange der Gegenwart: sich so viel als irgend möglich mit der Lokalgeschichte der eigenen Gemeinde bekannt und vertraut zu machen. Das erfordert freilich nicht geringe Mühe und Zeit. Aber es ist auch richtig, was D. Wilhelm Baur in seinem im Jahre 1877 erschienenen sehr dankenswerten Buche über „das deutsche evangelische Pfarrhaus“ sagt: „Kein anderer Stand ist durch erfolgreiche Nebenbeschäftigung so bekannt als der geistliche. Es sind dazu weder die theologisch-wissenschaftlichen Leistungen, noch die vielen Volksschriften, welche auf die christliche Gestaltung des Volkslebens einwirken, zu rechnen, denn beide stehen mit dem Beruf des Geistlichen im unmittelbarsten Zusammenhang. Allein in erster Reihe der Nebenbeschäftigungen steht die Erforschung der Ortsgeschichte. In Hessen-Darmstadt ward vor 20 Jahren die Anordnung getroffen, daß jeder Pfarrer eine Ortschronik seiner Pfarrei herzustellen habe. Zur Einleitung sollte eine

Geschichte des Orts bis zur Gegenwart gegeben und dann in jedem Jahre, was sich wichtiges ereignet, eingetragen werden. Sofort kam eine große Bewegung in die Archive der Pfarreien. Zwar seufzten die einen, daß sie den Staub der Vergangenheit aufrühren sollten, die anderen aber gingen frisch ans Werk, als hätten sie nur auf die Anregung gewartet. Eine große Anzahl sorgfältiger Arbeiten kam zu stande, und für die Landesgeschichte lieferte die Ortsgeschichte manchen erwünschten Beitrag. Diese Forschung ist auch für die Einwohner des Orts zur Belebung der Heimatsliebe und des geschichtlichen Sinnes ein Bedürfnis. Doch ist dies nicht der einzige Gewinn, den die Ortschronik bringt. Ein anderer kommt unmittelbar dem geistlichen Amte zu gute: die Gegenwart der Gemeinde wird aus ihrer Vergangenheit verstanden, die Zusammensetzung der Bevölkerung, der aristokratische Stolz dieser, die bescheidene Stellung jener Familien, die wirtschaftliche Lage und die konfessionelle Gestalt des Ortes. Gelingt es dem Geistlichen, auch die Sagen, Gebräuche, Lieder usw., welche in der Gemeinde heimisch sind, zu erfahren, so wird ihm dieses farbenhelle Bild des Volkslebens, das er gewonnen, eine Ermunterung mehr, mit seiner Predigt ins volle Leben hineinzugreifen."

Und Pastor Ludwig Harms in Hermannsburg, dieser Meister in der Erforschung der Ortsgeschichte und im Erzählen derselben sagt in der ersten seiner unter dem Titel: „Goldene Äpfel in silbernen Schalen" veröffentlichten Erzählungen: „Ich will jetzt 1000 Jahre zurückgehen und eine mir sehr liebe Missionsgeschichte erzählen, die ich teils im Pfarrarchiv von Hermannsburg, teils in einigen alten Lüneburgischen Chroniken gefunden habe. Ich sage: mir ist diese Missionsgeschichte sehr lieblich, denn nächstdem daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Seele, und kein Land in der ganzen Welt geht mir über die Lüneburger Heide. Und nächstdem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsburger, und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf in der Heide. Diese Missionsgeschichte betrifft aber eben mein liebes Hermannsburg. Von Jugend auf bin ich so eine Art Bücherwurm gewesen, und konnte ich etwas über Deutschland oder gar über die Lüneburger Heide oder gar über Hermannsburg finden, wie habe ich mich gefreut! Schon als Knabe, da ich das Buch des römischen Schriftstellers Tacitus über das alte Deutschland verstehen konnte, kannte ich keine größere Freude, als mit meinem Tacitus in der Tasche durch die Heide und Sümpfe und Waldungen zu streifen. Da las ich denn, wie unsere alten Vorfahren so tapfer und stark gewesen — — daß sie so keusch und züchtig waren, gastfrei und edel. — — Aber mein Herz blutete auch, wenn ich ihre Sünden und Laster las, wie unersättlich die Kriegslust, die Raubsucht, wie furchtbar der Zorn, wie viehisch die Sauf- und Spielwut unter unsern Vorfahren gewesen ist, ihren unmensch-

by Google

lichen Götzendienst, bei dem sogar Menschen auf blutigen Steinaltären geschlachtet wurden, andere in tiefen verborgenen Landseen ersäuft, — dann staunte ich schon als Knabe über die wunderbaren Wirkungen des Christentums!“

Und die zweite Erzählung: „Beschreibung der Hermannsburger Kirche“ beginnt er mit den Worten: „Es ist doch etwas Großes und Schönes, von dem Ursprunge und der Geschichte der Kirche, in der man anbetet und Gott dient, etwas zu wissen. Schon der Gang zur Kirche über den Kirchhof ist mir erbaulich. Mir ist es immer, als ob dann der Vorhang zerrissen wird, der die Kirche dort oben und die Kirche hier unten trennt. Wo ich bin, da haben die Entschlafenen auch einst in Gegenwart angebetet, und wo sie nun sind, da will ich auch sein. So kann ich mit seligem Glauben ausrufen: Eine heilige christliche Kirche! Auf der ganzen Welt ist mir doch kein Ort so lieb als die Kirche, meine liebe Kirche.“

Wie wichtig ist es, namentlich in der Predigt, besonders aber in der Missionspredigt unsern heutigen Gemeinden aus ihrer eigenen Geschichte das „Sonst und Jetzt“ in religiöser Hinsicht, in Haus und Staat und Schule aufzeigen und sie zur Dankbarkeit für den Segen des Christentums und ihr evangelisches Bekenntnis ermahnen und sie dringen zu können: zu halten, was sie haben, daß niemand ihre Krone nehme.

Es erscheint daher nicht zufällig, daß gerade der Gründer der Hermannsburger Mission, Pastor L. Harms, auch ein so warmer Freund der Orts-, insonderheit der kirchlichen Ortsgeschichte ist.

Auch die verdienstvolle, vom Baseler Missionshause herausgegebene kleine „Missionsgeschichte Deutschlands in sechs Heften“ sagt im Vorwort des ersten Heftes: „Vor allem möchte Verfasser den Christen in der Heimat aufs neue in Erinnerung bringen, daß unsere Vorfahren auch einmal Heiden gewesen sind und des Lichtes des Evangeliums entbehrt haben, und sie hierdurch zum Dank ermuntern für die Segnungen des Christentums. Leider schätzen wir die Wohltat, inmitten der Christenheit geboren zu sein, viel zu wenig. Wenn hoch vom Turm die Glocke zur Kirche ruft — — wem fällt es ein, dem HErrn zu danken, daß wir Sein Wort, Prediger und Kirchen haben und nicht, wie unsere heidnischen Vorfahren, den stummen Götzen opfern? Sehet alle die Anstalten tätiger Liebe, Stiftungshäuser, Spitäler, Zufluchtsstätten aller Art: wer schuf sie? das Christentum!“

Auch der Berliner „Missionsfreund“ hat in den Jahren 1875—77 eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: „Wie die alten Deutschen Christen wurden. Wie die Wenden Christen wurden“ — gebracht, letztere von dem damaligen Pfarrer Fiensch in Wolfsburg, späteren Missions-Inspektor der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft in

Digitized by Google

Brecklum verfaßt. Derselbe — i. J. 1902 heimgegangen — schrieb dem Verfasser, seiner Zeit Missions-Inspektor in Berlin:

„Wie ungemein anregend ist doch die Beschäftigung mit der heimischen Mission, wie Du sie jetzt treibst. Ich habe mich mit unserer Gegend in den letzten 2 Jahren auch sehr eingehend beschäftigt. Für P. Stutzer's Volksblatt schrieb ich die Christianisierung der Braunschweigschen Gebiete."

Ein größeres Quellenwerk in einem starken Bande: „Aus der Wendenmission" — hat Pfarrer Nottrott in Spickendorf bei Halle a.S., der Bruder des Gossnerschen Kols-Missionars Dr. A. Nottrott, verfaßt. In demselben heißt es u. a., die Mark Brandenburg betreffend (Seite 496—97):

„Nachdem sich der Markgraf von Brandenburg und der Erzbischof von Magdeburg i. J. 1250 oder 51 in den Besitz des Schlosses und Landes Lebus gesetzt, teilten sie dasselbe unter sich. Der markgräfliche Teil bestand in einzelnen Distrikten sowohl diesseits als jenseits der Oder. Zum Magdeburger gehörte die Gegend um Müncheberg, Sternberg und Fürstenberg, wohl auch die von Göritz. An der Germanisierung arbeiteten beide gemeinschaftlich. Sie zogen deutsche Priester, Mönche, Ritter und Edle, Handwerker und Kolonisten ins Land. Besonders energisch verfuhren die Askanier. Sie sollen den ferneren Gebrauch der wendischen Sprache bei Todesstrafe verboten haben.

Wenn die Bischöfe sich im Lebusischen aufhielten — bei weitem größeren Besitz hatten sie in Russisch-Polen — so hatten sie ihren Wohnsitz in Göritz oder Seelow. Die Grenzen ragten über die Schlaube hinaus bis in die Nieder-Lausitz und nördlich bis Königsberg N. M. und Landsberg a. W. — Im Jahre 1400 bestand die bischöfliche Diözese aus 8 Bezirken, deren Mittelpunkte waren: Frankfurt a. O. mit 15 Kirchen, Falkenhagen mit 26, Müncheberg mit 25, Seelow mit 12, Drossen, die Hauptstadt der „Lande Sternberg" mit 42, Zielenzig mit 19, Reppen mit 10, Küstrin mit 17 Kirchen." Auch über das Alter der genannten Städte gibt dieses Quellenwerk Auskunft: nach ihm soll Zielenzig im Jahre 1244, Frankfurt 1253, Sternberg 1266, Sonnenburg 1292, Lagow 1299 Stadt geworden sein. Die Erhebung Drossen's zur Stadt hat jedenfalls vor diesen allen stattgefunden.

Wertvolles Quellenmaterial bieten auch die Schriften des „Vereins für Geschichte der Neumark", im Auftrage des Vorstandes desselben herausgegeben vom „Wissenschaftlichen Ausschuß": Prof. Dr. Wessel in Küstrin, Prof. Dr. Schwartz-Berlin und Oberlehrer Dr. van Nießen-Stettin. In Heft VII vom Jahre 1898, S. 51—189 sind die sämtlichen slavischen Ortsnamen der Neumark in sehr gründlicher Weise erklärt unter folgenden, für die Benennung der einzelnen Orte maßgebend gewesenen Ansiedelungs-Gruppen: I. Garde oder Burgwälle. II. Geschlechtssitze

Digitized by Google

oder Sippendörfer. III. Besitzdörfer oder Rittersitze. IV. Abbauorte oder Neudörfer. In den Sippendörfern sind die ältesten, in den Neudörfern in der Regel die jüngsten Ansiedelungen zu erblicken.

Sehr dankenswert ist auch das Unternehmen von R. Voigtländers Verlag in Leipzig: „Die Geschichtlichen Lehrbücher und die Reform des Geschichtsunterrichts", welchen 6 Farbendruckbilder zur deutschen Kulturgeschichte mit Text beigeheftet sind.

Das erste Bild zeigt und beschreibt eine germanische Ansiedelung, das zweite den Kirchbau im heidnischen Lande, das dritte den Ausritt zum Kreuzzuge, das vierte eine deutsche Stadt des 16. Jahrhunderts, das fünfte die Zeit des Rokoko, das sechste die erste Eisenbahn.

Ein Quellenwerk ersten Ranges in der Tat, wie es Superintendent Niemann in seiner grundlegenden Schrift über „die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte" nennt, ist der Codex diplomaticus Brandenburgensis von Prof. Riedel mit seinen ca. 40 Bänden. Was von der Prignitz a. a. O. gesagt ist, daß aus dieser allein im Codex 1200 Urkunden aus älterer Zeit veröffentlicht sind, gilt mehr oder weniger auch von anderen Landesteilen der Mark Brandenburg.

Speziell für die Neumark und zur Erforschung der Geschichte derselben sind unentbehrlich: Kletke's „Regesten zur Geschichte der Neumark", 3 Bände, (enthalten in den Forschungen zur märkischen Geschichte Bd. X, XII und XIII).

Ein besonderes Ehren- und Dankdenkmal soll zuletzt auch in diesen Blättern dem Pastor Franz Winter gesetzt werden, dem ebenso von katholischer wie von evangelischer Seite gefeierten Verfasser von zwei großen Werken über die Missions- und Kirchengeschichte der Wendenlande. Sie heißen: „Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Christianisierung und Germanisierung des Wendenlandes" und: „Die Cisterzienser des nordöstlichen Deutschlands. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters."

Pastor Winter, des Verfassers lieber Freund und Amtsbruder einst in der Diözese Atzendorf in der Magdeburger Börde, war zuerst Lehrer am Kloster U. L. Fr. in Magdeburg, dessen reiche literarische Schätze seinem Forschergeiste die erwünschteste Nahrung boten. Was er dort gesammelt, hat er später als Geistlicher in Schönebeck a. E. nach vielen Reisen, auch durch die Klöster der katholischen Kirche als sicheres Resultat veröffentlicht.

Er war es auch, der infolge seiner lokalgeschichtlichen Studien von dem Wert derselben für das geistige Amt so sehr durchdrungen wurde, daß er i. J. 1877 in der Evangelischen Kirchenzeitung (No. 5) einen Aufsatz „Über die Gewinnung lokalgeschichtlicher Kenntnis, ihren Wert für das geistliche Amt und ihre Nutzbarmachung für die Gemeinde"

Digitized by

schrieb, in welchem er u. a. sagt: „Kein Pastor kann sich des Interesses für die Vergangenheit seiner Gemeinde entschlagen, wenn er nicht ein Mietling werden will — — Ubi patria — ibi bene! und zum Vaterland wird dem Pastor seine Gemeinde, wenn er ihre Geschichte erforscht. — — Die Börde, die große Kornwüste, ist wohl eine der unschönsten Landschaften, und doch muß ich gestehen, daß mir in ihr noch kein Weg langweilig geworden ist, weil ich ihre Hügel, Senkungen und Dörfer mit geschichtlichem Blick betrachte. Ja, erwidert man mir, das verstehen wir: aber woher nehmen wir die geschichtliche Einzelkenntnis? Es kann doch nicht jeder die Lokalgeschichte zu seiner Lebensaufgabe machen. Nun, es ist mehr nicht nötig als ein historischer Sinn: der Stoff liegt näher als einer meint — — der Pastor braucht nur auf die Mitteilung der Alten in der Gemeinde zu lauschen, um Stoff genug zu finden, aus dem er ein kulturhistorisches Bild der Vergangenheit auf dem Papier entrollt, und er ist damit bereits in die historische Vergangenheit seiner Gemeinde zurückgestiegen: er ist Geschichtsschreiber seines Orts geworden. — — Zu diesen mündlichen Mitteilungen werden wohl die Akten auch manches Detailmaterial liefern. — Diese sind auf dem Dorfe meist allein in den Händen des Pastors. Die kirchlichen Akten und insbesondere die Kirchenbücher sind Geschichtsquellen. In einer Zeit, in der die Kirchenbücher nicht nach dem trockenen Linienschema geführt wurden, hat mancher Pastor geschichtliche Ereignisse darin verzeichnet. Aber auch da, wo dies nicht der Fall ist, läßt sich aus den Namen und Zahlen des Kirchenbuches viel geschichtliches Material gewinnen. Die Höhe der Einwohnerzahl, ihre Beschäftigung u. s. w. geht daraus hervor. Wessen Kirchenbücher oder Kirchrechnungen noch bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges zurückreichen, der hat an ihnen sehr wichtige Quellen für die Zustände seines Orts zur Zeit dieses schrecklichen Krieges, und wenn er seiner Gemeinde aus diesen seinen Forschungen gelegentlich in der Predigt oder im persönlichen Verkehr Mitteilungen macht, so wird er sofort merken, mit welcher Spannung man ihm folgt.

Eine Fundgrube für die Ortsgeschichte ist dem Pastor ferner die Kirche und der Kirchhof. Wenn beim Kirchengebäude die Schriften schweigen, so müssen für ihn die Steine reden, auch alte Grabsteine, die nicht selten von alten Vorgängern und adligen Gutsbesitzern Zeugnis geben. — — Was im Orte an historischen Nachrichten nicht vorhanden ist, das ist in den Archiven der kirchlichen und amtlichen Behörden zu suchen.“

Als anläßlich des geplanten Erneuerungsbaues der alten Kirche in Padligar, Kreis Züllichau, aus welchem schließlich ein völliger Neubau wurde, zum Besten desselben im Jahre 1880 „Gedenkblätter aus der Geschichte des Kirchspiels Padligar. Ein Beitrag zur Mis-

Digitized by Google

sions- und Kirchengeschichte der Neumark"*) geschrieben wurden, wandte sich Verfasser an seinen Freund, Pastor Winter, mit der Bitte um Auskunft über manches Dunkel. Er antwortete — nicht lange vor seinem am 22. Dezember 1879 erfolgten frühen Ableben — mit folgenden eingehenden Worten:

„Es hat mich sehr gefreut, von Dir etwas Eigenhändiges zu erhalten; ich wußte nur, daß Du an einen ganz polnischen Ort im Reg.-Bez. Frankfurt a. O. gegangen warst, und habe, offen muß ich es bekennen, erst jetzt nach einigem Suchen Dein Padligar zwischen ganzen, halben und viertel-Polacken entdeckt. Dein Züllichau-Schwiebuser Kreis ist so ein Allerweltskind: polnisch, schlesisch, brandenburgisch. Die ältesten Nachrichten findest Du in den schlesischen Quellen, und dazu empfehle ich Dir insbesondere: „Grünhagen, Regesten zur schlesischen Geschichte." Das Cisterzienser-Kloster Trebnitz hatte im Kreise reichen Besitz, fast den ganzen südwestlichen Teil von Schwiebus an. Dieses Kloster hat dort um 1250 die deutschen Kolonisten eingeführt und das ist des Kreises Missionsgeschichte. Die älteste Namensform Deines Padligar ist entstanden von Padlagora. Gor, gora ist auf polnisch so viel als Berg. Die erste Hälfte setze ich aus po (an, bei, unter) und dol (Tal) zusammen, also: am Talabhange. Sieh' zu, ob die Erklärung zur Lage paßt." Und solches ist der Fall.

Über mein Padligar erhielt ich auch vom Königlichen Staatsarchiv in Breslau, bezw. vom Präsidenten desselben Geh. Archivrat Professor der Geschichte Dr. Colmar Grünhagen, an welchen ich mich direkt gewandt hatte, sehr dankenswerte Winke, und auch der Codex diplomat. Brandenb. gab manches Licht, namentlich über die früheren Patrone.

Ein Nachkomme der von Troschkes, welche die Herren von Padligar und Trebschen bis gegen 1720 waren, ein preußischer Kavallerie-Offizier, schrieb am 2. September 1900 als ein mir gänzlich Unbekannter: „Ihr sehr interessantes kleines Büchelchen „Gedenkblätter aus der Geschichte des Kirchspiels Padligar" ist mir dieser Tage erst zu Gesicht gekommen. Verschiedentlich sind darin als die ersten Patrone jener Kirche, von etwa 1613 an, meine Vorfahren erwähnt. Ich wäre nun — beschäftigt mit der Familiengeschichtsschreibung — Ihnen sehr dankbar, wenn Sie

*) Nach einem Eingangs-Kapitel anstatt der Vorrede vom Wert der Erforschung der Ortsgeschichte enthält die Schrift einen allgemeinen Teil (1. Aus der alten Heiden-Zeit. 2. Wann und wie sind die Bewohner unserer Gegend Christen geworden. 3. Die Cisterzienser-Mönche an der Obra. 4. Das Nonnenkloster Trebnitz) und einen speziellen Teil (1. Kirche und Pfarrei, Patrone und Pfarrer. 2. Die ehemaligen Grenzkirchen von Glauchow und Trebschen. 3. Das Reformations-Jubiläum von 1817 und die Zeit der religiösen Separation — Alt-Lutheraner und Menzelianer. 4. Die Schulen und Lehrer der Parochie).

Digitized by Google

mir eventuelle weitere Nachrichten über meine Familie zugehen lassen könnten."

Und ein Glied der gegenwärtigen Fürstlich-Reußischen Patronatsherrschaft schrieb mir nach Empfang der „Gedenkblätter" aus der Ferne:

„Die Gedenkblätter haben mich wahrhaft ergriffen. Das Bild meines teuren Vaters erschien mir wie der Mittelpunkt derselben, und wie vor Gott die Länge der Zeit oder des Lebens so garkeine Bedeutung hat, wie Er gerade auf dies kurze Leben einen so besonderen Segen gelegt; was es für ein Geheimnis ist um das Werk in Gott getan, und welch' ein Glück, welch' ein Sporn, die Kinder eines solchen Vaters zu sein. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie ihm dies schlichte und doch so hehre Denkmal gesetzt, in dem er auch für mich, der ich ihn ja kaum gekannt, wieder lebendig geworden ist. Ach, wie beweglich überhaupt die ganze Geschichte der Padligarschen und Trebschener Parochie, der „Hütte Gottes", der Verfolgungen und Bedrängnisse, es hat mich alles so brennend interessiert, es ist ja unsere eigentliche Heimat; wir (meine Schwester und ich) haben unsere ganze Kindheit in Trebschen verlebt unter den Augen des besten, herrlichsten Großvaters."

Auch seitens des Königlichen Staatsarchivs in Posen wurde ich sehr freundlich belehrt, jedoch mit dem Bemerken, daß die gedruckten Schriften ohne höhere Genehmigung, die ungedruckten nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Dr. Sybel (Königl. Geh. Staatsarchiv) in Berlin überlassen werden dürften.

Mit letzterem habe ich mich — allerdings fast 20 Jahre später — aus anderem Anlaß ebenfalls in Verbindung gesetzt. Es galt die Jubelfeier des 600jährigen Bestehens der St. Jacobi-Kirche zu Drossen im Jahre 1898.

Bereits im Jahre 1888 hatten wir das 350jährige Gedächtnis der Einführung der Reformation daselbst gefeiert, wozu ich als Denkschrift eine „Kurze Geschichte der St. Jacobi-Kirche" herausgab, zu welcher ich außer der „Chronik der Stadt Drossen nach vorgefundenen Bruchstücken bearbeitet von A. F. Knuth, Lehrer an der Stadtschule in Drossen", fast nur lokal-kirchliche Quellen benutzt habe, welche reiches und noch wohl erhaltenes Material trotz aller Kriegsstürme und Brände enthalten.

Die Stadt und Kirchengemeinde Drossen ist in der seltenen Lage, den Namen ihres Reformators zu kennen: Johannes Mangold heißt er und war vordem katholischer Pfarrer an St. Jacobi daselbst, auch Jahr und Tag der Einführung der Reformation in Drossen durch Übertritt des Pfarrers Mangold zur evangelische Kirche ist bekannt, es war der Mittwoch nach Cantate des Jahres 1538.

Digitized by Google

So ist die St. Jacobi-Kirche im Besitz der alten Bibliothek mit vielen wertvollen Büchern geblieben; auch im Besitz einer geschriebenen lateinischen Bibel in Folio vom Jahre 1407 mit eiserner Kette am oberen Deckelrand sowie einer Anzahl alter, noch gut erhaltener Meßbücher mit dem Posener bischöflichen Wappen versehen.

Zur Feier des 600jährigen Bestehens unserer Kirche reichten unsere Quellen aber nicht aus. Auf eine Anfrage bei der Königlichen Regierung zu Frankfurt a. O. nach urkundlichem Material erhielten wir den Bescheid, daß sich in dortigen Akten über das Alter der Drossener Kirche nichts weiter finde als was in den mit dem Berichte vom 6. Dezember 1844 vorgelegten Indaganden enthalten sei, welche der urkundlichen Form entbehrten. Darin steht unter No. 7: „Die Kirche ist im Jahre 1298 fundiert und dem St. Jacob geweiht worden.“ Die Verfügung der Königlichen Regierung sagt ferner: „Die urkundliche Matrikel vom 23. September 1693 enthält keine Angabe über das Alter der Kirche, wohl aber über das Vorhandensein älterer Bücher bei derselben. Unter diesen wird eine Chronologia: Hoc est omnium temporum et annorum ab initio mundi usque ad annum a nato Christo M. D. L. II. Autore Johanne Funccio Norimbergense genannt. Vielleicht sind die Bücher, von denen letzteres einen Aufschluß geben könnte, wenn sie nicht mehr dort vorhanden sein sollten, an eine öffentliche Bibliothek abgegeben worden.“ Die Bücher sind sämtlich noch im Besitz der Kirche, und der Foliant von Funcke ist wiederholt durchgesehen worden, hat aber keine Daten für das Alter derselben ergeben.

Ebenso lautete der Bescheid des Königlichen Staatsarchivs in Posen, daß sich in demselben Nachrichten über die Gründung der St. Jacobi-Kirche nicht finden. Es sei aber nicht ausgeschlossen, daß das Königliche Geheime Staatsarchiv in Berlin, in dem sich die Archivalien der Provinz Brandenburg befänden, nähere Auskunft erteilen könne.

Der Bescheid von dort lautete: daß sich über die Fundation der St. Jacobi-Kirche nichts habe ermitteln lassen. Die erste urkundliche Erwähnung einer Kirche in Drossen finde sich, so weit sich in Berlin habe feststellen lassen, in einer in der Diekmannschen Abschriften-Sammlung befindlichen Urkunde vom 1. Januar 1350 (Gedruckt Riedel Cod. Dipl. Brandbg. XIX. 132).

So war man auf ein altes vergilbtes Blatt des Matrikel-Buches angewiesen, welches nur die Überlieferung enthält: „Nach den alten Nachrichten von der Haupt-Stadt Drossen ist Anno 1298 die hiesige Kirche fundiret und St. Jacobs-Kirche genannt worden. Durch einen den 12. Mai 1596 in der Stadt ausgebrochenen unglücklichen Brand aber ist selbige gänzlich eingeäschert, jedoch im Jahre 1608 mit samt dem Turm wieder erbaut worden.“

Digitized by Google

Dieses Blatt wurde anläßlich der Bitte um Genehmigung der Feier dem Königlichen Konsistorium in Berlin mit überreicht.

Hierauf erfolgte der Bescheid, daß es, behufs Verhütung unerwünschter Folgen von einer öffentlichen Sechsjahrhundertfeier, deren geschichtliche Unterlagen nicht ganz sicher seien, erforderlich erscheine, zur möglichsten Feststellung der Daten über die Gründung der St. Jacobi-Kirche im Archiv des Vatikans in Rom die Vermittelung des Evangelischen Ober-Kirchenrats nachzusuchen. Nach 14 Tagen aber schon erschien eine weitere Verfügung mit der Nachricht, daß der Evangelische Ober-Kirchenrat von Nachforschungen nach dem Gründungsjahr unserer Kirche in Rom absehe und der Feier, zu welcher auch das Erscheinen eines Vertreters des Königlichen Konsistoriums verheißen wurde, nichts mehr im Wege stünde.

So konnte und durfte mit gutem Gewissen das lange schon vorbereitete Jubiläum gefeiert werden, und es war eine herrliche Feier! Die altehrwürdige große St. Jacobi-Kirche, neu geschmückt wie eine Jubelbraut, wurde beglückwünscht und gesegnet von Nah und Fern.

In der Festpredigt über I. Kön. 8, 54 - 58 wurden wir zunächst in die Zeit vor 600 Jahren versetzt. Wir sahen im Geist die alten Cisterzienser-Mönche vom Erzbistum Magdeburg mit christlichen Handwerkern und Kolonisten in unsere Gegend einziehen, eine kleine Zahl der heidnischen Eingeborenen um sich sammeln, an einem günstigen, besonders hochgelegenen Ort die erste Kirche bauen und mit der kleinen Schar ihrer Anhänger den Anfang eines christlichen Gottesdienstes machen mit Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Wir sahen ferner im Geist allmählich die Götzen und den Götzendienst, das heidnische Verbrennen der Toten und das Eingraben ihrer Asche im nahen „Heidenberg“ schwinden, wo noch immer Reste von Urnen ausgegraben werden.

Nächst den alten Mönchen dankten wir den Landesherren, welche Hand in Hand mit ihnen die Kirche und das Evangelium ausbreiten halfen, insonderheit unserem gegenwärtigen Herrscherhause, dessen Königliche Huld und patronatliche Fürsorge mit unauslöschlichen Zügen in der Geschichte unserer Kirche eingeschrieben steht.

Mit gebührendem Dank gedachten wir der zweiten großen Errettung aus der Finsternis durch die Einführung der Reformation in unserer Stadt und Kirche, welche mit dem Namen „Johannes Mangold“ für alle Zeit genannt wird werden, und gelobten Glauben und Treue bis in den Tod.

Herrliche Worte spendeten uns darnach die zur Feier erschienenen Vertreter der hohen Kirchen- und Staatsbehörde. Als krönender Schluß traf im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs, an welchen anläßlich der am Festtage stattfindenden Einsegnung der beiden ältesten Prinzen-Söhne ein Segenswunsch-Telegramm gesandt worden war, als

Digitized by Google

Antwort ein ebensolches folgenden Inhalts ein: „Seine Majestät der Kaiser und König lassen der dortigen Kirchengemeinde für die Allerhöchst Ihnen und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zur Einsegnung Allerhöchst Ihrer beiden ältesten Prinzen-Söhne dargebrachten Segenswünsche herzlich danken und der Gemeinde eine segensreiche Weiterentwicklung unter Gottes Schutz und Beistand wünschen."

Und ein auf besondere Einladung von auswärts zur Feier erschienener Festgast schrieb alsbald nach der Rückkehr in seine Heimat: „Noch tief durchdrungen von der Heiligkeit des Festes, dessen erhebende Feier mir nicht nur unvergeßlich sein wird, sondern wie ein hellstrahlender Stern an meinem Abendhimmel noch hinüberleuchten wird in die unbekannten lichten Sphären der Ewigkeit — soll es mein erstes sein, Ihnen nochmals den innigsten Dank abzustatten. — Diese jüngst in Drossen verlebten Tage zählen zu den schönsten meines Lebens."

Die nicht geringen Mühen und großen Unruhen, welche mit der Vorbereitung des Festes und dem Verlauf desselben verbunden waren, wurden also reich gelohnt, und in der Gemeinde selbst, bei Jung und Alt, wurde noch lange Zeit von dem „schönen" Fest und seinem Segen gesprochen.

Wenn ich im Vorstehenden aus eigener Erfahrung die Quellen zeigte, welche mir zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte in 2 Gemeinden der Neumark gute Dienste geleistet haben, so soll damit nicht gesagt sein, daß das die einzigen Quellen der Art wären. Gewiß gibt es noch viele andere, namentlich auch in städtischen Archiven und und Patronats-Bibliotheken, nur daß sie dort oft nicht genug bekannt, weil nicht gesichtet und geordnet sind.

Es darf gehofft werden, daß durch die Gründung von Vereinen für die Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte, welche bereits eine stattliche Reihe der Orts- und Kirchen-Chroniken von entschieden wissenschaftlichem Wert, namentlich auch in der Provinz Brandenburg haben ins Leben rufen helfen, eine neue Zeitperiode angebrochen ist, welche auch die städtischen Archive und größeren Privatbibliotheken mehr und mehr den wichtigen Interessen des kirchlichen Gemeindelebens erschließen wird.

Digitized by Google

Notizen zu Niederschönhausens Geschichte.

Von Lehrer Porth.

Einleitung. — Niederschönhausen, ein Ort von ungefähr 9300 Einwohnern, hart an Berlin gelegen und grenzend, kann mit Recht ein anmutiges Dorf genannt werden. Es macht mit seinen Landhäusern und Villen einen recht freundlichen Eindruck. Ein großer Teil der Gehöfte zieht sich an dem herrlich gelegenen Schloßpark hin, welcher dieselben mit fruchtbaren Gärten nach hinten abschließt. Dieser Schloßpark, welcher dem Publikum zu Besuch und Aufenthalt frei gegeben ist, verschönert naturgemäß die Dorflage ungemein. Schöne große und alte Bäume sind die Zierde des von der Panke durchflossenen Parkes; lange Alleen gehen nach allen Seiten hin und geben der Umgebung einen ganz besonderen Reiz. Bequeme Verbindung (elektrische Straßenbahn) mit der Reichshauptstadt lockt alljährlich Tausende von Berlinern des Sonntags in unsern Vorort hinaus. Auch nehmen hier viele Sommerfrischler etliche Monat dauernden Aufenthalt, sodaß der Ort in jedem Jahre vom Mai ab in seinen Bewohnern ein ganz anderes Aussehen gewinnt, die sich hauptsächlich mit Gartenarbeit und Gartenbau beschäftigen.

Schloß. — Niederschönhausen ist historisch schon früh unter den Namen „Schonhusen bassa, Nydern Schönhawsen, Nydderen Schönhuszen“ erwähnt. Es gehörte um 1350 dem Peter Lettow, der es 1370 an Tytze Neuendorff verkaufte mit 48 Hufen Landes, wovon 4 der Pfarre, 10 dem Gutsherrn und 34 den Bauern gehörten, welche Pacht, Zins wie Bede der Herrschaft entrichten mußten. Im Jahre 1450 erwarb es Hans von Waldow, der es 1480 an Caspar von Waldow vererbte. Zu dieser Zeit waren dem (Nonnen) Kloster zu Spandau 22 Hufen zinspflichtig und vereignet, die auch den Namen „Klosterhufen“ trugen und deren Genuß (Pacht und Zins) zur Zeit der Reformation auf den Kurfürsten Joachim II. überging. Um diese Wende trat auch die Niederschönhausener Gemeinde zur Lutherischen Lehre über und wurde evangelisch. Während des 16. Jahrh. kam das Dorf in den Besitz derer von Barfuß und darauf erwarb es Sigismund v. Barfuß für 4500 Reichsgulden, welcher noch 2 Bauernhöfe dazu kaufte und auf letzteren eine Meierei errichtete, aus der sich der spätere „Schloßhof“ und dann das Schloß gebildet hat. Er selbst hatte in Malchow seinen Wohnsitz.

Seine Nachkommen veräußerten den Besitz weiter an die Gräfin von Dohna, deren Söhne Carl Emil und Theodor nacheinander Dorfinhaber waren. Der letztgenannte Graf Dohna überließ es dem Geheimen Rat v. Grumbkow. Im Jahre 1691 wechselte es abermals seinen Besitzer; Kurfürst Friederich III. (der spätere König Friederich I.) kaufte es für 16 000 Reichsthaler, ließ an das bereits bestehende herr-

schaftliche Haus (der einstigen, obengenannten Meierei) von seinem Baumeister Eosander v. Goethe zwei Pavillons anbauen und den Garten zum Parke einrichten. Ebenso sorgte sein Nachfolger König Friederich Wilhelm I. für weitere Verbesserung und Instandsetzung der Parkanlagen. Des Weiteren ließ Friederich d. Große für seine Gemahlin, die Königin Elisabeth-Christine das Schloß ausbauen und den Park bedeutend erweitern, worauf er ihr den Besitz zur dauernden Wohnung und zum steten Aufenthalt anwies; sie lebte im Schlosse von 1745 bis zu ihrem Todesjahre 1797, in der Zwischenzeit 1760 vor den einfallenden Russen nach Magdeburg flüchtend. Der Feind plünderte, verwüstete und zerstörte vieles am und im Schloß — der König sorgte nach dem 7 jährigen Krieg für umfangreiche Wiederherstellung der Schäden und weiteren Schmuck.

Die kleinen Pavillons, welche einst die Gebäudeenden gebildet hatten und überaus baufällig geworden waren, riß man ab und rückte die Gartenfront mit einem Vorsprung weiter vor. In der Mitte des eigentlichen Schloßgebäudes lesen wir heute noch unter und als Anfangsbuchstaben E C den Namen der Königin Elisabeth-Christine. Nach ihrem Tode gewährte das Schloß dem Erbstatthalter von Holland Zuflucht, dann bezog es der Herzog von Cumberland, nachmaliger König Ernst August von Hannover, dessen Sohn Georg hier erblindete. Im 19. Jahrh. verschönerte Lenné den Park. Später gewährten die preußischen Könige verschiedenen Gästen das Schloß mit seinem herrlichen Park zum Sommeraufenthalt, z. B. den Prinzessinen v. Carolath mit ihrer Hofdame Fräulein v. Reiher. Wenn auch jetzt dem Publikum der Besuch des unbewohnten Schlosses und seiner Zimmer nicht gestattet ist, so doch der des vorzüglich in Ordnung gehaltenen und gepflegten Schloßparkes, den ein Hof- oder Schloßgärtner (zur Zeit der Schloßgärtner Müller) besorgt, darin von verschiedenen Gärtnergehülfen unterstützt. Die Schloßgebäude beaufsichtigt der Kastellan Fredrich; Parkwächter bewachen die großen und ausgedehnten Gartenanlagen des Nachts. Alle angeführten Beamten haben ihre Dienstwohnungen in den zum Schloß gehörigen und ihm angrenzenden Häusern.

Schmiede. — Eins der ältesten Gebäude Niederschönhausens ist die Schmiede, in der Kaiser Wilhelmstraße 9 gelegen, deren zeitiger Inhaber Meister Lehmann ist. Giebt die Schmiede der Straße auch grade kein gutes Aussehen, so ist sie doch für den jetzigen Besitzer eine gewiß ihm teure Hinterlassenschaft seiner Vorfahren und Erinnerung an jene Zeit, in welcher diese schon dem ehrsamen Schmiedehandwerke nachgingen. Das vor der heutigen Schmiede im Betrieb gewesene Schmiedegebäude, dessen Baujahr ich nicht ermitteln konnte, stand der jetzigen Schmiede gegenüber auf dem Grundstück der Schubert'schen Villa. Weiter geht aus einer „Erbverschreibung über die von dem

Digitized by Google

Schmidt Christoph Lehmann neuerbaute Schmiede auf des Coßäten Christian Mollenhauer daselbst in Niederschönhausen abgetretenen Platz“ hervor, daß als Ersatz der alten Schmiede im Jahre 1757 die neue (jetzige) entstanden sein muß. Dieser Erbvertrag wurde zwischen den beiden Beteiligten im Beisein des Geheimen und Landrats v. Nüßler am 4. August 1757 vor dem Kgl. Prß. Kurmärkischen Domänenamt Niederschönhausen geschlossen. Inhalts dieses Vertrages trat der Kossät Mollenhauer an den Schmied Christoph Lehmann das zu seinem Hofe gehörige Stück Land, welches „an der Straße und der alten Schmiede gegenüber liegt, und 58 Schritt lang und 20 Schritt breit“ ist, zur Erbauung einer neuen Schmiede ab. Dafür war Christoph Lehmann verpflichtet, alljährlich zwei Scheffel Roggen an Mollenhauer als einen „Canonem“ abzutragen und das erhaltene Stück Land nach dem Felde hin, nach der Straße und nach dem Bauernhof „Großkopf“ zu in „gutem Zaunwerk“ zu erhalten.

Die Niederschönhausener Schmiede hatte die Schmiedegerechtigkeit über das Dorf Niederschönhausen, Pankow und Blankenfelde — in ebiden letzteren sehr wahrscheinlich als sog. Laufschmiede. Dies läßt sich aus einem Kontrakt vom 30. September 1750 erkennen, welchen der Oberamtmann Niethe zu Blankenfelde der Kgl. Prß. Kurm. Krieges- und Domänen-Kammer zur Genehmigung einreichte. Nach diesem Erbkontrakte soll der Schmied Christoph Lehmann, dessen Erben und Nachkommen „bei dieser Schmiede Gerechtigkeit gegen Jedermanns Beeinträchtigung in allen Punctis und Klausuln“ geschützt werden. Wie bekannt, ja berühmt aber Meister Lehmann und seine Niederschönhausener Schmiede gewesen, geht aus der Gewerks-Bekundung vom 23. März 1785 hervor, welche die Altmeister der Gerberinnung unterzeichnet haben. In ihr heißt es:

> „Wir Endes Unterschriebenen, Altmeister und Meister des hochlöblichen Gärber-Gewerckes, bezeugen auf unser Gewissen hiemit, daß der Huf- und Waffenschmidt Christoph Lehmann zu Nieder Schönhausen, uns unser Handtwercks-Zeug in solcher Güte gelieffert hat, wie es uns hier im Lande niemandt zu verfertigen im Stande ist. Da Wir ehemaln unsere benöthigten Werck-Zeuge aus England mit großen Kosten haben müßen herschicken laßen, so haben wir jetzt dieß nicht nöthig, da vorgedachter Meister Lehmann uns ebenso gutes, oft noch beßeres Handtwercks-Zeug machet.“

Ein weiteres Zeugnis des Kgl. Prß. Tierarznei-Schulkollegiums vom 18. Mai 1810 bekundet in schöner Schrift, daß „Carl Wilhelm Lehmann zu Niederschönhausen 2 Jahre und 9 Monate auf der Kgl. Tierarznei-Schule studiert und nach sehr gutem Examine Jedermann als praktischer Tierarzt empfohlen werden“ kann.

Digitized by Google

Schule — Auch über unser Schulwesen lagen mir verschiedene Bekundungen vor, welche sich auf dem hiesigen Gemeindeamt befinden. In der Vocation des Schulmeisters Tobias Böldicke (1748—1759) vom 21. Februar 1748 ist folgendes zu finden, was insbesondere seine Pflichten angeht:

> „Er hat alle bei diesem Amte vorkommende Verrichtungen bestens abzuwarten, die Jugend in aller Gottesfurcht wie auch im Lesen, Rechnen und Schreiben mit aller Treue und mit unermüdetem Fleiße und sonderlich im Frankfurter Katechismus zu unterrichten, dem Königl. Amte und seinem vorgesetzten Herrn Prediger mit allem schuldigen Respect und Gehorsam zu begegnen und mit seinen Nachbarn daselbst friedlich und freundlich zu leben."

An Gehalt empfing er (wurde ihm „gereichet"):

1. 5½ Scheffel Roggen von der Gemeine
2. 1 Thaler Geld
3. Vor ein Kind, so es (nur) lest (d. h. lesen lernt), wöchentlich 6 Pfg. und vor ein Kind, das (lest und) schreibet, (wöchentlich) 1 Groschen.

Für dieses Gehalt mußte er ferner als Küster:

1. Im Sommer von Ostern bis Michaelis an Sonn- und Festtagen (Lesepredigten) ablesen
2. Mittags und Abends die Bet-Glocke rühren und
3. Fest- und Sonntags einläuten.

Übrigens „muß er mit seinem Gehalt zufrieden sein undt von der Gemein ein Mehreres nicht fodern".

Böldicke's Nachfolger 1759—1776 war der bis dahin in Mehrow bestallte Schulmeister Friedrich Wilhelm Schmidt, der 1759 berufen wurde; sein Gehalt erfuhr bereits eine kleine Aufbesserung; ihm „wurde gereichet":

1. 7 Scheffel Roggen
2. 1 Thaler für's Läuten
3. 2 Groschen, die Uhr zu stellen
4. Für jedes Kind wöchentlich 6 Pfg., für diejenigen aber, welche (auch) schreiben lernen, 1 Groschen.

Im Jahre 1776 (bis 1784) folgte ihm Spaete (auch: Speete, Späte, Spät, Spaethe geschrieben), über den weiteres nicht zu ermitteln ist; ebenso wenig über seinen in Aussicht genommenen Nachfolger Schürmann (1784). Desto mehr Nachricht findet sich aber über den Schulmeister Carl Paul Seidel (1784—1832), welcher statt Schürmann eintrat.

Digitized by Google

Auch schon zu damaliger Zeit hatte die Gemeinde das Recht, ihre Lehrpersonen vorzuschlagen und wünschte als Spaetes Nachfolger den Küster Schürmann zu Heinersdorf. Indessen wurde nach verschiedenen Verhandlungen der Präparande Seidel mit dem Lehramte betraut, den das „Königl. Consistorium im Examine vor sehr gut befunden“ hatte. Inzwischen war wieder eine Einkommensaufbesserung eingetreten und vom 1. März 1785 an erhielt Seidel aus der eingerichteten Schulkasse wie an andern Gefällen:

A. 111 Thaler 18 Groschen und zwar auf . . . und jedes Mal mit 25 Thlr. und 21 Gr. Auf Reminiscere und Trinitatis jedes Mal mit 30 Thalern fällig, wobei bemerkt wird, daß die übrigen an dem Schulhaltergehalte fehlenden 8 Thlr. 6 Gr. durch das zu 5 Thlr. und 6 Gr. gerechnete Getreide und durch die von der Gemeinde gegebenen 3 Thaler ergänzt und deshalb von dem Gehalte abgezogen sind.
B. Ferner erhält er jährlich von der Gemeinde
   1. Sieben Scheffel Roggen
   2. Drei Thaler baar für das Läuten und Uhrstellen.
C. Die noch fehlenden 8 Thlr. 6 Gr. sind an Naturalien zu leisten. Die Gemeinde ist verpflichtet, ihm freiwillig und unentgeltlich das Brennholz heranzufahren.
D. Aus der Kirchenkasse bekommt er jährlich 10 Groschen für das Glockenschmieren.
E. Zu diesen Einnahmen tritt noch freie Dienstwohnung nebst dem dazu gehörigen Garten.

Hinsichtlich der freien Holzanfuhr durch die Gemeinde scheinen aber Schwierigkeiten entstanden zu sein, wie aus des Schulhalters Beschwerdeschrift vom 5. September 1788 hervorgeht: „Die Bedingungen seiner miteingesendeten Vocation würden nicht erfüllt, die Gemeinde verweigere ihm die freien Holzfuhren!“ Das Oberkonsistorium wies aus der Matrikel von 1716 nach, daß dergleichen Fuhren ein altes Recht der Schulhalterei seien und daher Seidel bei diesem Rechte zu schützen sei. Desgleichen hatte bereits der abgesetzte Schulhalter Schmidt die Berechtigung freier Weide in seiner Vokation zu stehen, die in Seidels Bestallung fehlte und natürlich verweigert wurde. Die Streitigkeiten erfuhren am 20. Februar 1789 durch folgenden Bescheid ihr Ende: „Das Holz, welches der Schulhalter Seidel zum Heizen der Schulstube gebraucht, ist aus der der Gemeinde angewiesenen Jungfernheide zu entnehmen und von der Gemeinde frei heranzufahren. Außerdem muß die Gemeinde zu Nutzen des Schulhalters und für ihn eine Kuh und zwei Schweine, weidegeld- und hütelohnfrei, mit auf die Gemeindeweidung treiben lassen.“

Digitized by Google

War in solcher Weise einige Regelung der Differenzen eingetreten, so bereitete die Aufbringung des Holzgeldes in der Folge neue Zwietracht. Im Januar 1826 zählte die Schule 66 Kinder, von denen 24 „in“ der Gemeinde — 42 „außer“ der Gemeinde standen; für jedes Kind mußten 4 Groschen Holzgeld entrichtet werden, dessen Einsammlung Sache des Schulzen Lüdersdorf war. Bis zum Jahre 1825 war kein Streit über die Einziehung dieses Geldes gewesen; im Jahre 1826 aber wurde gerügt, daß die Kinder der Bauern für ihren entsprechenden Beitrag frei gelassen und die ganze Summe von 6 Thalern auf Büdner und Einlieger allein verteilt wurde. Letztere erhoben deshalb Klage; die Bauern glaubten von der Aufbringung befreit zu sein, weil sie ja schon die verhältnismäßig weite Holzanfuhr besorgen und die Mittel für Orgelspiel und Uhrstellen aufbringen müßten, wofür Büdner und Einlieger nichts beizutragen hätten. So wenigstens bekundeten sie in einem vom Pankower Pastor Weiße vollzogenen Protokoll. Der Streit wurde schließlich dahin geschlichtet, daß der Niederschönhausener Schulhalter für die Verzichtleistung auf die freien Holzfuhren 6 Thaler als bare Entschädigung erhielt, daß ferner der Holzgeldbeitrag auf alle Kinder, also auch auf die der 11 Bauern verteilt wurde und nur die Kinder davon frei blieben, welche freien Unterricht genossen. Die Holzfuhrenentschädigung wurde in der Folge und bald von 6 auf 9 Thaler erhöht.

Im Jahre 1799 unterbreitete der Küster und Schulhalter Seidel dem Landesherrn die Bitte um Überweisung eines Flecks Landes zur Anlegung einer Maulbeerbaumplantage. Er erhielt auch gegen 2 Morgen am Königlichen Schloßpark, dem ehemaligen Förstergarten, der auch die „alte Baumschule“ heißt. Als sich Seidel in einem Alter von 78 Jahren am 1. April 1832 pensionieren ließ, sollte dieser Garten wieder an das Kgl. Hofmarschallamt zurückgegeben werden. In diesem Falle wäre aber der alte Emeritus in seinem Pensionsbezuge geschädigt worden, denn die Grundstücksnutzung war ihm mit 8 Thaler in sein Ruhegehalt eingerechnet. Seine Vorstellungen hatten nach langen Verhandlungen den Erfolg, daß er den Nießbrauch des Plantagengartens bis an sein Lebensende behalten durfte.

Nachdem Seidel am 1. April 1832 sein Amt aufgegeben, wurde sein bisheriger Adjunkt Voigt zum Küster und Schullehrer bestellt, bald aber noch als zweiter Lehrer der Schullehrer Thiele angenommen. Als später Voigt einem Rufe nach Rosenthal folgte, rückte Thiele in die erste Lehrerstelle, während für die zweite der Lehrer Mohr berufen wurde. Thiele trat am 1. Oktober 1863 in den Ruhestand und starb nicht allzulange nachher. Statt seiner wurde nicht Mohr, sondern der Lehrer Zeitz mit der ersten Stelle betraut, während Mohr sich nach Berlin wandte und in dem Lehrer Freund seinen Nachfolger fand. Die Zunahme der Schülerzahl nötigte bald zur Errichtung einer dritten

Digitized by Google

Lehrerstelle, die zuerst mit dem Lehrer Musold besetzt wurde; an Freunds Stelle, der nach Linum ging, trat der Lehrer Gramzow ein.

Mit dem 1. Juli 1877 begann in dem Aufsichtsverhältnis der hiesigen Schule insofern ein neuer Abschnitt, als dieselbe mit diesem Tage aus ihrem bisherigen Kreis-Inspektionsbezirk (Niederbarnim) Berlin-Land ausschied und dem „Landkreise Berlin“ zuerteilt wurde, dem die Kgl. Regierung in der Person des Dr. Tietz einen besonderen Kreisschulinspektor (Wohnsitz Berlin) vorordnete.

Die Schulgebäude. — In Niederschönhausen sind zwei massive Schulhäuser vorhanden: Das alte, zugleich Küsterei, war einstöckig und lag in der Kaiser Wilhelmstraße. Es stößt an den alten Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche liegt. In ihm befanden sich zwei Schulklassen, deren eine nicht benutzt wurde, ferner die Wohnung des ersten Lehrers und Küsters. Letztere bestand aus folgenden Räumen: Zwei Stuben, einer Kammer, Küche und einem Keller im unteren Raum — einer kleinen Stube nebst Kammer auf dem Boden des Hauses; auf dem Schulhofe lag des 1. Lehrers Stallgebäude, ebenso vor dem Hause und am Hofe das ihm zur Benutzung überwiesene eingezäunte kleine Schulgärtchen. Im Jahre 1875 wurde dazu durch den Bauunternehmer Wilhelm Köhler zu Niederschönhausen ein neues zweistöckiges Schulhaus in der Buchholzerstraße 5 erbaut. Zuerst erhielt dasselbe 2 Schulklassen im Erdgeschoß und 2 entsprechende Lehrerwohnungen im oberen Stockwerk. Die Wohnung des zweiten Lehrers bestand aus 2 Stuben, Kammer, Küche, Keller und Bodenraum; die des dritten Lehrers desgleichen (ohne die Kammer). Endlich barg der Bodenraum noch eine Wohnung für den vierten Lehrer, aus Stube und Kammer bestehend.

Den Garten vor diesem Hause nutzt der zweite Lehrer; der Hof bot auch Raum für den Turnplatz, auf welchem die für diesen Unterrichtszweig nötigen Gerätschaften aufgestellt waren. Der Bau der soeben erwähnten Baulichkeiten hatte lange Erwägungen über das „Wo?“ und das „Wie?“ gezeitigt. Die Gemeinde hatte die Absicht, das alte Küster- und Schulhaus so umzubauen, daß in ihm 4 Klassenräume und 3 Lehrerwohnungen hergestellt würden. Mancherlei Gründe bewogen den ersten Lehrer zu Gegenvorstellungen, zunächst bei der Gemeinde vergeblich, weil ihr die Ausführung ihres Vorschlages mit den wenigsten Kosten verknüpft schien Indeß wurde auf Grund der Untersuchungen und Darlegungen des Kreisbaubeamten pp. schließlich doch der geschilderte Neubau ausgeführt.

Um wieder in die Lehrertafel zurückzukehren, zunächst die Bemerkung, daß unsere Schule am 1. Oktober 1863 drei Klassen hatte und über drei Lehrkräfte verfügte: 1. Lehrer, Küster und Organist August Zeitz, 2. Lehrer Albert Musold, 3. Lehrer Christian Gramzow.

Digitized by Google

Das Einkommen der 1. Lehrerstelle betrug mit Einschluß der Erträgnisse aus den Nebenämtern 1618 M. neben freier Wohnung und 16 2/3 m Brennholz, wovon auch die Schulklasse mitzuheizen war. Im Jahre 1875 wurde der Dienstacker der 1. Stelle an den Bauerngutsbesitzer Päntz hierselbst für 15 000 M. verkauft; es sei bemerkt, daß die Schule durch die Separation diesen Acker zugewiesen erhalten. Da der Erlös mit 5% verzinst wurde, so erhielt der Küster und Lehrer jetzt jährlich 750 M. Nutzung, während ihm die Pacht nur 120 M. eingebracht hatte. Außer den Gartenstücken am Hause hatte er noch einen Fleck Gartenland von ungefähr 1 Morgen von den Königlichen Gärten im Nießbrauche. Schließlich gestaltete sich die Einkommenübersicht folgendermaßen:

Aus der 1. Lehrerstelle:		
	1. Gehalt von der Gemeinde	654,— M.
	2. Schulackerzinsen	750,— „
	3. Jüterbocksches Legat	30,— „
	4. Vom Hofmarschallamt für den Garten	18,— „
Aus der Küsterei:		
	1. Aus der Kirchenkasse	2,25 „
	2. Küstergehalt von der Gemeinde . .	6,94 „
1885 abgelöst	3. 77 Stück Eier	3,— „
	4. 11 Scheffel Roggen à 5,75 M. . . .	63,25 „
	5. Accidenzien	91,— „
	zus.	1618,44 M.

Das Einkommen der 2. Lehrerstelle belief sich auf 1350 M. Gehalt neben freier Wohnung und 16 2/3 m Holz, wovon das betreffende Schulzimmer mitzuheizen war; das Einkommen der 3. Lehrerstelle betrug 900 M. neben freier Wohnung und 16 2/3 m Brennholz, unter letzterem die Heizung der Klasse miteinbegriffen. Für den Handarbeitunterricht erhielt Fräulein Marié Lomba jährlich 60 Thaler; hierfür hatte sie in der I. und II. Klasse wöchentlich 4 Stunden zu unterrichten.

Die Holzregulierung. — Bis zum 1. Juli 1886 erhielt jeder der 3 Lehrer jährlich 16 2/3 m Holz für seine Klasse und seinen eigenen Bedarf; jedes Lehrers Pflicht war es, das Holz auf eigene Kosten zerkleinern und sein Klassenzimmer heizen zu lassen. Weil aber der bewilligte Holzvorrat niemals ausreichte, so beantragte Lehrer Gombert bei der Kgl. Regierung eine Holzregulierung, deren Resultat dahin ging, daß der 1., 2. und 3. Lehrer jährlich 100 M und der 4. unverheiratete Lehrer 60 M Entschädigung erhielten, und von jetzt an die Gemeinde für die Klassenräume das Heizmaterial selbst liefern wie auch diese heizen lassen mußte.

Digitized by Google

Mit dem Tode des Lehrers Zeitz, der am 3. Mai 1887 erfolgte, kam in die 1. Lehrerstelle Lehrer Musold, in die 2. Stelle Lehrer Gombert, in die 3. der Lehrer Spies und in die 4. der Lehrer Rehfeldt. Am 1. Oktober 1893 wurde Lehrer Otto Krüger als der 5. Lehrer angestellt, der in die 1. Stelle rückte, als 1896 der Hauptlehrer Musold verstarb. Im folgenden Jahre wurde die 6. Stelle durch den Lehrer Märker besetzt. Im Jahre 1899 starb Krüger. Am 1. April 1899 wurden die Lehrer Wolter und Waßmund, am 17. April desselben Jahres der Lehrer Valentin berufen. Ein Jahr darauf ward Waßmund nach Lichtenberg versetzt und in seine Stelle Lehrer Cavet angenommen. In die Stelle des Lehrers Märker, der am 15. Oktober 1901 aus dem Dienste schied, trat am 7. April 1902 der Lehrer Albert Porth, vordem in Sachsenhausen; gleichzeitig kam der Rektor Koball aus Bärwalde (N. M.) an die Schule. Am 4. Juni 1902 wurde die Ortsschulinspektion aufgehoben und die nunmehrige Rektoratsschule direkt der Kreisschulinspektion unterstellt. Sonst wirken an hiesiger Schule noch 3 Lehrerinnen und 2 Handarbeitlehrerinnen und sind zum Schluß bis 1905 des weiteren anzuführen: die Lehrer Heyde (Borsigwalde), Strei (Bärwalde), Eberling (Hohenschönhausen 1904), Engelhardt (Dahlwitz 1904), Vettin (Blankenburg-Berlin 1904), Feiler (1904), Pankow (Liebenwalde 1904), Geselle (Bärwalde 1905), Schröder (Velten). Ferner die Lehrerinnen: Fräulein Diener, Scheib, Bergemann, Krüger (techn. Lehr.) und Frau Meyer (Handarbeit).

Ein kurzer Rückblick über die Niederschönhausener Schul- und Unterrichtsentwicklung zeigt innerhalb 40 Jahren einen großen Umschwung: Aus den 3 Klassen des Jahres 1863 sind jetzt 14 Klassen mit 750 Kindern geworden!

Die Separation. — Die Separation oder Aufteilung der Niederschönhausener Feldmark, deren Obereigentümer der Fiskus war, erfolgte durch Receß vom 12. November 1830 zwischen 10 bäuerlichen Wirtschaften „Joachim Friedrich Rathenow und Genossen“ unter Beitritt der Kgl. Regierung Abt. III. Diese Special-Separation wurde am 12. Jannar 1822 durch den Ökonomie-Commissarius Wernicke eingeleitet und darauf hin zwischen nachbenannten Interessenten vorgenommen:

I. dem Königl. Fiskus als Grundherrschaft, vertreten durch den Kgl. Rentbeamten Eyber zu Niederschönhausen

II. den bäuerlichen Wirten
   1. dem Joachim Friedrich Rathenow
   2. dem Bauer und Gerichtsmann Michael Friedrich Frädrich
   3. der verwitwet gewesenen Moldenhauer unter Beistand ihres Ehemanns des Bauern Kraft

Digitized by Google

4. der verwitwet gewesenen Rühl unter Beistand ihres Ehemanns Christian Friedrich Liedemiet
5. dem Bauern Georg Christian Pänz
6. dem Bauern und Schulzen Johann Christoph Lüdersdorf
7. dem Bauern und Gerichtsmann Grunenthal
8. der verwitweten Liedemiet
9. der Ehefrau des Bauern Grunow unter Beistand ihres Ehemanns Grunow
10. dem Bauern Carl Lindemann

III. der Schule und für dieselbe

1. dem Rentbeamten Eyber
2. dem Prediger Weiße zu Pankow
3. dem zeitherigen Kantor und Schullehrer Seidel
4. den Kirchenvorstehern Frädrich und Grunenthal

IV. dem Schmiedemeister Lehmann.

Außer den vorgenannten Interessenten befindet sich niemand weder im Orte noch außerhalb, der irgendwie beeinträchtigt werden könnte, und somit sind die 10 bäuerlichen Wirte durch ein Attest des Justiz-Amtes zu Niederschönhausen vom 9. März 1830 als rechtmäßige erbliche Besitzer ihrer innehabenden Laßhöfe legitimiert.

Gemeindeverhältnisse. — In den Jahren 1819—1820 hat in Niederschönhausen bereits eine Separation stattgefunden, welche darin bestand, daß die außer den Höfen der 10 bäuerlichen Laßwirte bestehenden beiden Bauerngüter, deren Besitzer Herr Kaufmann Kranz ist, zu einem Plan zusammengelegt und dadurch aus der Gemeinschaft der übrigen Gemeinde ausgeschieden wurden. Mit der fremden Aufhütung ist die bäuerliche Feldmark nur insofern belastet, als in früherer Zeit ein Königliches Ökonomieamt in Niederschönhausen bestand und dieses das Recht hatte, die bäuerliche Feldmark mit 300 Stück Schafen in der Brache, Saat und in den Stoppeln täglich zu behüten, welche Berechtigung später bei der Einziehung des Amtes von der Kgl. Regierung der Gemeinde gegen Entrichtung einer Geldpacht und einer Quantität Dünger verliehen worden ist. Bei der gegenwärtigen Separation trug die Kgl. Regierung auf Ablösung dieser Schafhütungs-Berechtigung durch Feststellung einer jährlichen Körner-Geldrente an. Da aber die Gemeinde behauptete, daß sie die Berechtigung bereits erbpachtweise besäße, so wurde von Seiten der Kgl. Regierung richterliche Entscheidung gefordert.

Messung und Bonitierung. — Nachdem eine vorhandene Karte der Feldmark Niederschönhausens von 1774 von Faber nebst dem dazugehörigen Register von dem Geometer Regler für ungültig erklärt worden, so fertigte dieser eine neue Karte an; diese wurde zur Zugrundelegung

Digitized by Google

der Separation anerkannt. Nach dieser Vermessung hat die bäuerliche Feldmark im ganzen einen Flächeninhalt von:

987	Morgen	92	□k	Acker
30	„	70	„	Wiese
619	„	144	„	Hütung
32	„	89	„	unbrauchbar
Summe 1671	Morgen	35	□k	

Einteilung der Feldmark. — Von der Parzellierung ausgeschlossen und zu gemeinschaftlicher Nutzung sind folgende Stücke geblieben:

1. die große Laake
2. die kleine Laake
3. das große Luch
4. die Kirchenheide an der Plantage mit Einschluß der Iderfemor*) (ist ein Graben)
5. die große Heide
6. die Sandberge
7. ein Fleck jenseits der Panke.

Mit Einschluß des unbrauchbaren Landes war es ein Terrain von 652 M 52 R. Hieran hatten alle 10 bäuerlichen Wirte gleiche Teile

Die ganze Feldmark, nach Abzug des Vorstehenden und der

25 M	90 R.	Acker
	144 „	Wiesen
26 M	54 R.	

welche zur Abfindung des Schul- und Schulzenamtes, der Schmiede sowie zu Wegen und Triften, Baumschule etc. ausgesetzt wurden, kam nun mit 991 M 138 R. an die bäuerlichen Wirte in gleichen Teilen und zwar in 6 verschiedenen Schlägen zur Verteilung. Gleichzeitig wurde auch die bisher stattgehabte gemeinschaftliche Behütung aufgehoben.

Im Frühjahr 1825 haben sämtliche Interessenten die Separationspläne anerkannt und seit dieser Zeit die Nutzung davon gezogen, somit waren sie für ihre Forderungen allseitig entschädigt, und die gemeinschaftliche Hütung aufgehoben. Die Grenzen wurden überall durch Scheidlinge festgelegt, ebenso auch mit den benachbarten Gemeinden Französisch-Buchholz, Blankenburg, Pankow, Reinickendorf, Rosenthal und Blankenfelde.

Dotation des Schulamts. — Wegen Verbesserung des Schulamtes, welches bisher (nur) einen kleinen Garten von 18 Ruten vor dem Schulhause besessen und hierzu noch von dem Kgl. Hofmarschallamte für die Lebenszeit des gegenwärtigen Schullehrers Seidel einen

*) d. h. Iderfenn = Moor? Eiderfenn?

Digitized by Google

Garten von 1 M. und 34 R., der an der einen Seite mit dem Garten des Bauern Rathenow und an zwei Seiten mit dem Königlichen Garten zusammenkommt. Außerdem hat er auch die Weideberechtigung mit einer Kuh und einigen Schweinen in der Gemeindehute gehabt — wurde zwischen der Gemeinde Niederschönhausen und dem Schullehrer Seidel mit Zustimmung der Kgl. Regierung folgendes festgesetzt:

a) inklusive und im Anschluß des der Schule bei der früheren Separation zugeteilten Landes erhält derselbe eine Fläche von drei Morgen Gartenland;
b) neben diesem Abfindungsplane längs des Gartens der im Orte wohnhaften Madame Fetschow und dem Acker des Bauern Rathenow wird ein 8 Fuß breiter Weg gelegt mit 34 R. Inhalt.
c) Damit nun dieser Weg der wirtschaftlichen Benutzung des Schullandes nicht hinderlich, der Schullehrer vielmehr gegen allen möglichen Schaden gesichert sei, so wird derselbe jederzeit verschlossen gehalten. Vor dem Eingang des Weges ist eine Thür zu setzen. Es hat sowohl der Schullehrer Seidel als auch der Besitzer Rathenow das daran befindliche Schloß in Ordnung zu halten und beim Ein- und Ausgehen jederzeit hinter sich zu verschließen.
d) Der gedachte Weg darf nur von dem Bauer Rathenow und seinem Nachfolger zum Gehen und zu zweispännigen Fuhren benutzt werden, von dem Schullehrer Seidel aber nur zur etwaigen Behütung und zum Grasschnitt.
e) Sollte aber der p. Rathenow vorstehende Vorkehrungsmittel ungeachtet lassen, dem Schullande zu nahe treten und den Feldfrüchten Schaden zufügen, so ist derselbe verpflichtet, den Weg durch einen Rickzaun einzufassen und diesen allein zu unterhalten. Andernfalls der Schullehrer berechtigt bleibt, sich an die Gemeinde zu halten und diese den Schaden ersetzen muß.

Demnach hat das Schulamt unter Aufhebung der bisherigen Weideberechtigung einen Besitz von 3 Morgen 18 □Ruthen. Das Land liegt an der Landstraße von Blankenfelde, auf der andern Seite an dem Garten der Madame Fetschow, auf der dritten Seite an dem sog. Kreuzgraben.

Abfindung des Schmiedes. — Auch die Schmiede hatte bisher Weideberechtigung mit einer Kuh und zwei Schweinen. Als Abfindung erhielt der Schmied Lehmann auf der Gemeindefeldmark Niederschönhausen eine Fläche von 3 Morgen angewiesen. Dieses Land lag auf der rechten Seite des Blankenburger Weges unmittelbar am Schloßgarten und ist von der Gemeinde an den Schmied Lehmann und seine Nach-

Digitized by Google

kommen als uneingeschränktes Eigentum abgetreten worden. Bezüglich der Grenze wurde bestimmt, daß der Bauer Fredrich einen Strich Landes von $^1/_2$ Fuß an dem Zaun des Schmiedes als Grenzscheidling stehen läßt.

Ferner wurde bestimmt, falls die alte jetzt im Dorf befindliche Schmiede durch einen Neubau ergänzt werden soll, so ist dieselbe außerhalb des Dorfes zu errichten. Hierzu ist ein Stück Land von 9□R rechts vom (Franz.) Buchholzer Wege am Bauer Pänz'schen Schlage abzutreten.

Abfindung des Schulzenamtes. — Auch das Schulzenamt erhielt eine Zulage an Land. Dasselbe lag zwischen der Panke und Allee und betrug 3 Morgen. Hierzu kommen noch 1 Morgen und 18 Ruten, sodaß es im ganzen 4 M. 18 R. Schulzenland waren. Dieses Land war Gemeindeeigentum und der jeweilige Schulze hatte die Nutzung. Daneben blieb aber eine weitere Geldabgabe von 4 Thalern Courant seitens der Gemeinde an das Schulzenamt (als Remuneration p.) bestehen.

Zuchtstier und Bullenwiesen. — Für die Rindviehzucht hielt sich seit Alters die Gemeinde, also die Hüfner einen Zuchtstier oder Gemeindebullen, welcher nach der Observanz von den 10 Bauern reihum je auf ein Jahr gefüttert und erhalten werden mußte. Aus Gelegenheit der Separation wurde neben dem Schulzenacker ein Stück Land von 3 M. 60 R. für den Gemeindestier zum Weideplatz bestimmt, die noch heut bekannte Bullenwiese.

Echte Baumschule. — Neben dem Kirchhofe in Niederschönhausen befand sich eine wilde Baumschule und diese sollte in eine echte umgewandelt werden. Die Pflege und Unterhaltung derselben übernahm der jedesmalige Schullehrer, wie sie auch damals dem Schullehrer Seidel übertragen war, der für ihr gutes Gedeihen bestens Sorge zu tragen versprochen hatte. An Stelle dieser wilden Baumschule wurde zwischen dem Fischergraben und der Panke auf einem Fleck von 45 Ruten eine andere angelegt, die von der Gemeinde gepflegt und unterhalten werden mußte.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Trapa natans in der Umgegend von Cüstrin. Professor Conwentz in Danzig führt in seiner Schrift, die sich mit der Gefährdung und Erhaltung der Naturdenkmäler beschäftigt, eine Reihe von Pflanzen an, die in sehr vielen Gegenden unseres Vaterlandes gefährdet sind, deren Erhaltung aber wegen ihrer Seltenheit und Eigenart, oft auch im Interesse der landschaftlichen Schönheit notwendig ist. Zu diesen Pflanzen rechnet er u. a. die zur Familie der Nachtkerzengewächse gehörige Wassernuß, die, wie Professor Ascherson in seiner Flora der Provinz Brandenburg ausführt, wegen der Gestalt ihrer Früchte von Linné nach dem französischen Worte „chausse-trape“ (Fußangel) den Namen „Trapa“ erhalten hat. In einigen Gegenden der Mark war sie früher häufiger zu finden. Ich selbst habe sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach im Faulen See bei Tzschetznow in der Nähe von Frankfurt a. O. beobachtet; dort ist sie aber nach den Angaben, die Professor Huth im Jahre 1895 in seiner „Flora von Frankfurt a. O. und Umgegend“ macht, verschwunden. Auch an verschiedenen anderen Orten, an denen sie früher gefunden wurde, sucht man sie jetzt vergebens, z. B. im Luckauer Stadtgraben, im Müllroser See und im See bei Neuhaus. Dagegen scheint sie sich in der Gegend von Cüstrin erhalten zu haben. Nach den Notizen des Dr. Massute, der in den Jahren 1876—1879 die Umgegend durchforschte, fand sie sich im Sonnenburger Komat. Dort hat sie auch einer meiner Schüler im vorigen Jahre noch gesehen. Leider war es mir nicht möglich, seine Angaben einer Nachprüfung zu unterziehen. Seit mehreren Jahren, wenn ich nicht sehr irre, seit 1901 findet sich Trapa natans nun auch im Festungsgraben vor dem Kietzer Tore. Im vorigen Jahre waren allerdings nur sehr wenige Pflanzen vorhanden, so daß ich fürchtete, sie würde gänzlich eingehen. In diesem Jahre aber hatten alle Freunde der Pflanzenwelt an den sehr zahlreichen Exemplaren ihre große Freude. Die Wasserfläche machte dort mit den rotbraunen Blattrosetten der Pflanzen einen hübschen Eindruck. Hoffentlich sorgt die Königliche Fortifikation dafür, daß die so seltenen Gäste nicht wieder vertrieben werden.

Mittelschul-Rektor A. Thur in Cüstrin.

Der Neumannspfahl bei Bötzow. Es sind nunmehr weit über 100 Jahre her, da lebte in Bötzow ein gewisser Neumann, dessen Frau dahin starb, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben hatte. Als der Sohn bereits erwachsen war, heiratete der Vater ein junges, ausnehmend schönes Mädchen, starb aber bald darauf, und nun faßte der junge Neumann, der die schöne Stiefmutter schon längst nicht mehr mit kindlichen Blicken betrachtet, vielmehr eine sündhafte Neigung zu der Frau seines Vaters gefaßt hatte, den Plan, die Witwe zu heiraten.

Aber obgleich seine Werbung Erhörung fand, scheiterte doch die Sache an dem Widerstande des alten Dorfpfarrers, der eine derartige Ehe für

Digitized by Google

unzulässig erklärte und die Trauung verweigerte. Aus Rache steckte nun Neumann die Scheune des Pastors in Brand; doch bald wurde er als der Täter ermittelt, in das Amtsgefängnis gebracht und dann nach Spandau geführt, wo über ihn der Urteilsspruch gefällt werden sollte. Indessen brach Neumann vor dem Gerichtstage aus dem Gewahrsam aus, kehrte nach Bötzow zurück und zündete nun das Pfarrgehöft zum zweiten Male an, wobei auch das Pfarrhaus in Flammen aufging.

Wiederum ergriffen, wurde der Missetäter nochmals nach Spandau gebracht und bald darauf zum Tode verurteilt. Weil er aber dieselbe Schuld zweimal begangen hatte, genügte den Richtern die damals in solchem Falle übliche Sühne — der Tod durch das Feuer — nicht, und deshalb sollte Neumann zuerst geköpft und dann verbrannt werden. Man schleppte ihn nach Bötzow, errichtete in der Nähe des Teerofens, eine Viertelstunde nördlich vom Dorf einen Pfahl nebst einem Scheiterhaufen und führte den Verbrecher hinaus. Schulkinder, Knaben und Mädchen, gingen dem Zuge voran und sangen Sterbelieder. Dann legte ihm der Henker den Kopf vor die Füße, und bald darauf wurde der Leib des Gerichteten den Flammen übergeben. Der Pfahl jedoch, an welchen man ihn gebunden hatte, blieb stehen und hieß jahrzehntelang der „Neumannspfahl“. Vorübergehende warfen nach altem Brauch ein Zweiglein daneben, und man pflegte dabei zu sagen: „Wir wollen Neumann einen Zacken mitnehmen!“

Vor etwa 60 Jahren wurde der „Brandpfahl“ endlich morsch und brach um. Die Begebenheit selbst fällt in die Zeit von 1785—90. Damals gab es noch viele Brandpfähle in der Mark. Bis vor 20 Jahren stand z. B. noch der sogenannte Schröderpfahl in der Nähe von Zehlendorf bei Oranienburg. Hier war die Brandstifterin Schröder eingeäschert worden. In der Mark Brandenburg dürfte es jetzt keine Brandpfähle mehr geben. Doch stand noch 1902 ein Brandpfahl auf der Insel Usedom, 1½ Meile südwestlich von Heringsdorf. Die Mitteilung über den Brandpfahl bei Bötzow verdanken wir dem besten Kenner der Gegend, Herrn Gastwirt Kraatz in Bötzow.

Wie nachträglich verlautet, wurde früher von dem Brandpfahl, an welchem der Brandstifter Neumann eingeäschert worden war, Holzteilchen abgeschabt, und zu abergläubischen Zwecken — vermutlich zu Krankenheilungen — verwandt. Das wäre mindestens nicht ungewöhnlich; in dem Dorfe Neumarkt (Vorort von Jüterbog) steht z. B. ein uraltes Sühnkreuz dicht an der berühmten Schmiede, und es ist dort allgemein bekannt, daß abergläubische Leute nachts zwischen 12 und 1 zu diesem Kreuz schleichen, kleine Stückchen davon abschlagen, sie zu Pulver reiben und dieses unter Mixturen und Salben mischen. Das soll dann ein probates Mittel gegen — Kreuzschmerzen sein. Glaube macht selig! Otto Monke.

Der Reiter ohne Kopf in der Kossätenheide. Wie die Volkssage berichtet, kann man zuweilen nachts zwischen 12 und 1 in der Kossätenheide bei Bötzow einen Mann ohne Kopf reiten sehen. Das soll der Brandstifter Neumann sein, den man köpfte, bevor man ihn verbrannte. Manche Leute wollen behaupten, diese Sage habe eine bestimmte, wirkliche

Digitized by Google

Ursache. Es lebte nämlich in Wansdorf ein Bauer, der an Krämpfen litt. Nun hatte man ihm gesagt, er könne durch das Blut eines Gerichteten von seinem Leiden befreit werden.

Als jetzt Neumann geköpft wurde, nahm der Bauer einen Nampf, setzte sich aufs Pferd, ritt zur Gerichtsstätte, fing das Blut des Gerichteten auf und trank es aus. Dann kehrte er schleunigst um, sprach kein Wort und sah sich nicht um. Man behauptet nun, die Sage vom Reiter ohne Kopf sei auf diesen Vorgang zurückzuführen. Doch ist dieser Versuch der Erklärung schon insofern zurückzuweisen, als ja der Bauer aus Wansdorf immerbin einen Kopf besaß, obgleich er wohl hinsichtlich seines Aberglaubens nur als ein schwacher Kopf angesehen werden muß. Sodann bedarf es keiner Erklärung; denn die Sage vom Reiter ohne Kopf ist in der Mark so ungeheuer weit verbreitet, daß es wohl kaum eine Gegend gibt, in der sie nicht bekannt wäre.

Auch zwischen Lietzow und Nauen kommt sie vor, wo sich der kopflose Reiter am sogenannten Kuhdamm zeigt. Trotzdem wird es mit der Kur gegen die Krämpfe schon seine Richtigkeit haben; denn das Blut der Gerichteten, sowie gewisse Körperteile derselben galten von jeher als Heil- oder Schutzmittel. (Finger des Gehängten.) Von den Alraunen sagte man sogar früher, sie wüchsen unter dem Galgen aus den Tränen der unschuldig gehängten Menschen, und wie dieser Aberglaube noch heut fröhlich wuchert, sieht man am besten daraus, daß man selbst noch im Jahre 1904 in dem mittelsten Mittelpunkt aller Intelligenz, in Berlin, in den Apotheken Alraunmännchen und Weibchen nicht nur feilhält, sondern auch sogar verkauft.

Otto Monke.

Der dreibeinige Hase bei Satzkorn. Der Dorfkrug in Satzkorn führt das Bild eines dreibeinigen Hasen im Schilde, und die Volkssage berichtet, daß sich zuweilen abends in der Nähe des Kruges ein solcher Hase zeige. Er kommt von der zwischen dem Dorf und der Chaussee gelegenen Brücke her, humpelt bis zum Kruge und kehrt nach einiger Zeit wieder um. Dorfkrüge und einsame Wirtshäuser an der Landstraße nach Tieren zu benennen, ist besonders im Havellande nichts Seltenes.

Wir kennen einen Finkenkrug, einen Schwanenkrug, einen Sperlingskrug, ja einen Ziegenkrug im Krämerwalde westlich von Spandau. Aber der Hase gehört sonst zu den Tieren, die „einen schlechten Ausgang haben", d. h. es hat eine üble Vorbedeutung, wenn sie einem begegnen oder gar über den Weg laufen, und deshalb ist sein Vorkommen im Wirtshausschilde scheinbar auffallend. Doch ist der dreibeinige Hase im Gegensatz zu seinem vierbeinigen Kollegen ein Glückstier, wenn er auch etwas Spuk- und Gespensterhaftes an sich hat.

So lernte Verfasser d. Z. vor kurzem in Helle (Ostpriegnitz) die Sage von einem dreibeinigen Hasen kennen, der um die Äcker eines dortigen Besitzers herumläuft, sie bewacht und sich auf diese Weise nützlich macht, und in Nieder-Finow bei Eberswalde erzählt man von einem dreibeinigen Hasen, welcher im Keller eines Bauernhauses nachts am Butterfasse stand

Digitized by Google

und so fleißig butterte, daß die Hausfrau bald sehr reich wurde. Auch dort zeigt sich der Hase wie in Satzkorn dann und wann nachts auf der Straße im Mondenschein.

Der dreibeinige Hase ist demnach ein nützliches, ja geradezu glückbringendes Tier, und wenn man davon in Satzkorn nichts mehr weiß, wie es scheint, so geht aus dem Vergleich mit den beiden andern Sagen hervor, daß man diesen Hauptzug der Sage in Satzkorn eben nur vergessen hat.

Otto Monke.

Die Riesenkiefer in der Königlichen Oberheide bei Bötzow. Im Jagen 226 der Königlichen Forst steht eine Kiefer, die in fachkundigen Kreisen als die größte der Mark angesehen wird. Bestätigte sich das Urteil, so wäre es insofern noch besonders interessant, als dann der Boden des osthavelländischen Kreises die beiden größten Bäume ihrer Gattung hervorgebracht hätte: die Königseiche bei Pausin und die genannte Kiefer bei Bötzow. Letztere hat in $1^3/_4$ m Höhe einen Umfang von 360 cm; sie ist etwa 22 m hoch, und ihre Holzmasse wird auf 25 Festmeter geschätzt. Die Verästelung beginnt in etwa 10 m Höhe. Ob sie von der berühmten Königskiefer bei Eberswalde (Belauf Bornemannspfuhl, Jagen 105) nicht doch noch übertroffen wird, vermögen wir nicht zu sagen, da uns die Maße der Königskiefer nicht bekannt sind; doch das eine steht fest, daß die Riesenkiefer bei Bötzow nicht nur ein gewaltiger, sondern auch ein hervorragend schön gewachsener Baum ist.

Leider ist er sehr schwer zu finden. Man hat zunächst den zum Teerofen führenden Weg, der bei der Bötzower Schmiede abgeht, 20 Minuten lang zu verfolgen. In der Nähe des Teerofens zweigt sich links ein deutlich erkennbarer Promenadenweg ab, der nach 5 Minuten in einen Fahrweg mündet. Nach weiteren 10 Minuten gabelt sich derselbe beim Jagenstein 220, 221 und 221. Man gehe auf dem Wege rechts weiter bis zu einer jungen Eiche, deren Krone sich laubenartig ausbreitet. Hier teilt sich der Weg wieder. Verfolgt man jetzt den links abführenden Weg, so erreicht man nach 7 Minuten die Riesenkiefer. Otto Monke.

Der Teufelssee bei Forsthaus Blocksbrücke. Eine halbe Stunde westlich vom Forsthause Blocksbrücke liegt in der Königlichen Unterheide zwischen Schönwalde und Bötzow eine dem Stadtverordneten Kochhan-Berlin gehörige, 33 Morgen große sumpfige Wiese, die gewöhnlich im Frühjahr bis in den Sommer hinein teilweise unter Wasser steht und nur im Hochsommer völlig trocken wird. Doch an einer tiefen Stelle bleibt der Boden auch in den heißesten Jahren feucht, und hier kann man mit der längsten Stange unten keinen festen Grund finden. In früheren Jahrhunderten lag dort ein See, der Teufelssee, und dieser Name ist noch heut gebräuchlich, obgleich der See längst ausgetrocknet ist. Trotzdem weiß man sogar noch, wie der See entstanden ist.

Digitized by Google

Früher stand nämlich an dieser Stelle ein Dorf; eines Tages aber versank dasselbe spurlos in die grundlose Tiefe bis zur Hölle, und es bildete sich ein See darüber, den man den Teufelssee nannte. Der Ort ist noch jetzt nicht ganz ungefährlich; vor einigen Jahren versank und ertrank dort ein Kutscher, der sich zuweit ins Bruch hineingewagt hatte. Teufelsseen und Teufelsbrüche sind in der Mark nicht selten. (Spandauer Stadtpark, Ravensberge bei Potsdam, havell. Luch etc.) Nicht weit davon liegt ein ähnliches, aber kleineres Wiesenstück, welches den Namen „Schmiedsloch" führt, weil es dem Schmiedemeister in Bötzow gehört. Früher befand sich auch dort ein See; das Grundstück ist etwa 20 Morgen groß. Otto Monke.

Volkstümliche Orts-, Straßen- und Flurnamen in und bei Nauen. Neuerdings hat man sich beim Studium der Heimatkunde auch der Erforschung alter volkstümlicher Flur- und Ortsnamen zugewandt, und es ist nur verwunderlich, daß die oft eigenartige Form dieser Namen das Interesse nicht längst herausgefordert hat. So heißt der nördliche Teil der Potsdamerstraße, die früher eine Sackgasse bildete, die Nobbe. Man hat diesen sonderbaren Ausdruck von „nobel" ableiten wollen; doch ist diese Erklärung etwas gewaltsam; auch wohnen oder wohnten noble Leute nicht ausschließlich am Ende der Potsdamerstraße.

Das Wort nowen, noppen oder nobben kommt in der Tuchmacherei vor. Man bezeichnet damit das Entfernen alter zufällig in ein Gewebe gekommener fremdartiger Körper und bedient sich dabei eines Nopp- oder Nobbeisens oder der Noppmaschine. Nun hat zwar die Tuchmacherei in Nauen niemals in besonderer Blüte gestanden; doch steht fest, daß im nördlichen Teile der Potsdamerstraße früher Tuchmacher gewohnt und in bescheidenem Umfang ihr Gewerbe ausgeübt haben, z. B. Glei Potsdamer-Straße 58 und der Tuchmacher Bade (bis ca. 1864). Es wurde dort also tatsächlich genobbt.

Für den ähnlich klingenden Flurnamen „Nöpe", der eine zu Nauen gehörige Wiese im N.W. der Stadt bezeichnet, fehlt z. Z. noch jegliche Erklärung.

Von selbst erklärt sich der Name „der Berg", und auch der „Zickenberg", das Gebirge, über welches die Wallgasse führt, erinnert uns direkt und ohne Umschweife an die vergangenen Tage, an welchen dort oben einsam die Nauner Gemsen, im Volksmunde Zicken genannt, grasten.

Der Dudel (der Teil der Hirtengasse, von der Mauerstraße bis zu dem Winkel, den die Gasse nach Osten macht) und der Vogelsang, auch Vogelgesang (da wo sich Wallstraße, Lindenstraße und Wallgasse berühren) gehören entschieden zu den poetischen Winkeln der Stadt. Beide Namen sind indessen nicht spezifisch Nauener Fabrikate. Einen Dudel gibt es z. B. in dem Dorf Petershagen bei Straußberg und einen Vogelsang in Treuenbrietzen, bei Stettin und in verschiedenen holländischen Städten. Ebenso häufig ist bekanntlich der Name Bullenwinkel, den z. B. früher auch das östliche Ende der Taubenstraße in Berlin führte. In Nauen trug die Neue Straße bis zur Mittelstraße früher diesen Namen. Mit Vergnügen vermissen

Digitized by Google

wir in der allzeit braven und sittsamen Stadt den Ausdruck Rosengasse und mit Befremden einen Kietz; denn Nauen führt seit 1638 den Fisch im Wappen und Kietz kommt her von kaiza = Fischerhütte.

Die obengenannte Hirtengasse leitet ihren Namen ab von dem ehemaligen Hirtenhaus (Hirtengasse No. 1 und 2), das später zum Armenhause gemacht und vor kurzem abgerissen wurde.

Die Wanderung durch diese Straßen ist zum Teil recht interessant; sie führt uns vorüber an vielen alten Fachwerkhäusern mit stark gekrümmten Holzbalken, den Kennzeichen des Alters. Das Haus Wallgasse No. 17 fällt besonders auf. Es trägt eine Tontafel aus dem Jahre 1756 mit der Inschrift: „Mache dich auf und gehe hinab in des Töpfers Haus daselbst will ich dich meine Worte hören lassen". Darunter sind figürlich dargestellt 2 Kinder und ein Mann; vermutlich ein Töpfermeister; links unten bemerkt man einen Turm. Das Haus führt den Namen „das Töpferhaus", weil es früher einem Töpfer (zuletzt Schulz) gehörte. Otto Monke.

Aus Zernikow bei Gransee, Kreis Ruppin. Nach Mitteilung des Herrn Pastors X. in Woltersdorf liegt vor der Kirche in Zernikow (Filial von Woltersdorf) ein „Teufelsstein" mit Fingereindrücken. Der Teufel hat ihn geworfen; er wollte damit die neuerbaute Kirche treffen. O. Monke.

Die Wappenschilder an den Kirchenstühlen in Blankenburg bei Berlin tragen folgende Umschriften:

A.
Kuno v. Barfus
Maria Lucretia
von Santerslebin

von des vattern Seyte.

B.
Bernd Heinrich v. Barfus
Barbara Sophia v. Barfüssin
1692

C.
Barbara Tugentr.
v. Borgstorffin
Joachim Valtin
v. Barfus

von der Frauen Seyte.

Um 1375 war die Familie von Röbel in Blankenburg ansässig; in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir dort die Familie Barfus. Im 18. Jahrhundert war Blankenburg königl. Domäne und stand als Amtsvorwerk unter dem Amte Niederschönhausen. 1811 verkaufte der Fiskus das Gut an den Berliner Kaufmann Johann Heinrich Neumann, welcher am 24. 12. 1849 starb.

Digitized by Google

Seine Tochter, Frau Oberstleutnant von Gumtau, veräußerte es 1850 an Ludwig Dobert; dann ging Blankenburg in die Hände des Ministers von Friedenthal über, der es schließlich an die Stadt Berlin verkaufte, die einen großen Teil der Ländereien zu Rieselfeldern machte. O. Monke.*)

Das Wahrzeichen der Stadt Peitz bildet eine etwa 120 jährige Kiefer hoch oben auf dem alten massigen Turm der Zitadelle der ehemaligen Festung. Man nennt diesen Baum scherzweise wohl die „Peitzer Stadtheide“ und erzählt, auf welche Weise die gute Stadt in den Besitz dieses „Hochwaldes“ gekommen ist. In den vierziger Jahren kam nämlich der König Friedrich Wilhelm IV., von einer Reise aus Schlesien heimkehrend, durch die Stadt Peitz. Wegen eines kleinen Unfalles — es mußte unterwegs ein Rad ausgebessert werden — verzögerte sich aber die für den frühen Vormittag angesagte Ankunft des Königs bis zum Nachmittage. Die Herren vom Rat, die sich rechtzeitig im höchsten Wichs zur Begrüßung auf dem Marktplatz eingefunden hatten, glichen nun aber keineswegs den törichten Jungfrauen, die das Öl für ihre Lampen vergessen hatten; sie gossen beinahe zuviel des Guten auf die Lampe und brachten schließlich in feucht-fröhlicher Stimmung ein Hoch nach dem andern auf ihren geliebten Landesherrn aus. Endlich gegen 3 Uhr rollte der Wagen des Königs heran; leider aber dauerte nun, weil man sich zu sehr verspätet hatte, der Aufenthalt des Königs nur wenige Minuten. Nach der Begrüßungsrede des Bürgermeisters fragte der König kurz: „Habt Ihr noch einen Wunsch?“ Verdutzt standen alle da. Endlich platzte einer der Stadtväter mit der Antwort heraus: „Majestät möchten uns den alten Turm der Zitadelle schenken!“ „Den sollt Ihr haben!“ erwiderte der König, nickte gnädig den Herren vom Rat zu und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Nun erst fiel den Ratsherren ein, daß es doch viel verständiger gewesen wäre, wenn man sich einen Teil der umliegenden riesigen Forsten erbeten hätte; die Zitadelle besaß man ja sowieso; aber man hatte keinen Wald. Flugs setzte sich nun der Bürgermeister aufs Pferd, ritt dem Könige nach und sagte zu ihm: „Majestät, wir haben uns die Sache überlegt, wir möchten lieber ein Stück Wald als Stadtheide haben!“ Der König aber schlug die Bitte ab, indem er entgegnete: „Es bleibt dabei, Ihr bekommt die Zitadelle und die Stadtheide, die oben darauf wächst!“ Seitdem nennt man den Baum dort oben die „Peitzer Stadtheide“.

Berl. Lok. Anz. v. 2. 8. 1905.

Otto Monke.

---

*) Die sechs Beiträge (S. 98 — 102) sind vom Verfasser schon im Osthavelländischen Kreisblatt veröffentlicht worden.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Standorte interessanter Pflanzen der märkischen Flora.

Mitgeteilt von R. Jülicher, Rixdorf.

In der Brandenburgia v. 1902 teilte ich einige Standorte nicht überall verbreiteter Pflanzen in unserer Mark mit. Ich möchte die Notizen heute durch einige andre Nachrichten ergänzen.

7 Jahre meiner amtlichen Tätigkeit habe ich in den fruchtbaren Gefilden der Uckermark (nördlich und südlich) zugebracht, daher ist auch meine Kenntnis von Standorten hauptsächlich auf diese Gegenden beschränkt. Die Fruchtbarkeit des größeren Teils dieser Landschaft verdanken wir bekanntlich dem von der Eiszeit her hier reichlich abgelagerten Geschiebelehm; und wo gar, wie an nicht wenigen Stellen besonders im Kreise Prenzlau (Schmölln, Grimmen mit aufgeschlossenen Kreidelagern) kohlensaurer Kalk einen namhaften Bestandteil der Bodenkrume bildet, da muß man staunen über die Üppigkeit des Wuchses und über die Individuen- und Artenzahl gerade der zierlichen und bunten Schmetterlingsblütler. Erreichen die Saubohnen dort auch nicht die phänomenale Stengelhöhe von über 1,75 m, wie wir es bei dem Dorfe Hainrode am Südrande des Harzes (Nordrand der goldnen Helmeaue!) fanden, so ist doch immerhin ihr Wachstum über das Gewöhnliche hinausgehend. Infolgedessen finden wir hier üppige Felder dieser Bohnen, dazu Linsen- und Erbsenacker, (Krup-) und Staude-Bohnen pflanzt der intensiv wirtschaftende Uckermärker gern zwischen die Reihen seiner gleichfalls üppigen Kartoffelfelder. Wogend wallen die meergleichen Ährenfelder goldenen Weizens; häufig allerdings durchsetzt von Kornrade, mehreren Mohnarten, Cyanen und — sehr gehaßt — von Hederich, Ackersenf und einer bösen Kratzdistelart.

Der Kreis Prenzlau erfreut um Pfingsten das Auge durch weite goldgelb blühende Rapsfelder, in denen der Leindotter und der Erdrauch neben dem stengelumfassenden Bienensaug häufige Gäste sind, während

Digitized by Google

wir am Wegrande die Feldkresse ebensowenig vermissen, als das kahle Turmkraut und die vielen Knötericharten neben allen möglichen Arten der Gattung Hahnenfuß. Häufig windet sich auch Vicia villosa um die Getreidehalme.

Die leider der immer intensiver arbeitenden Landwirtschaft fast gänzlich zum Opfer fallenden tiefen Gräben, die früher bis oben heran mit Kreuz-, Weiß- und Teufelsdorn bestanden waren und so den Singvögeln geschützte Niststätten boten, waren auch dem Botaniker eine reiche Fundgrube. Denn hier fand man fast jede wildwachsende Wickenart, dazu auch die im Lenz so massenhaft die Wiesen schmückende Primula officinalis und elatior. Bergholz und Grimmen bei Brüssow sind ja übrigens klassische Fundorte der nicht häufigen „Mehlprimel“ Primula farinosa. Auf Ruinen hausen außerdem verschiedene Veilchenarten, und von Salvia pratensis durfte ich in den Kreisen Prenzlau und Angermünde wiederholt rosa- resp. weißblühende Exemplare sammeln.

Viola arenaria haust — gemischt mit weniger zahlreichen Exemplaren der lieblichen Kuhschelle — massenhaft auf den Sandhügeln und unmittelbar hinter dem Bahnhof Schönermark (Stettiner Bahn) und hart dabei habe ich außer der in der Mark häufigen Kronenwicke dort Botrychium Lunaria gefunden. Verfolgt man den Weg von dort weiter über die Ziethensche Mühle nach Frauenhagen zu, so bietet das Mühlteichbruch neben verwilderten Stachelbeersträuchern reichlich Paris quadrifolia, auch manchmal Chrysosplenium alternifolium (diese auch in Brüchen am Wege Trampe-Brüssow etc.). Aber im Sommer findet man dort auch Anemone vernalis sowohl in der größeren gelbstrahligen, als in der kleinblütigen roten Form.

Saxifraga tridactylites ist dort fast gemein und doch fand ich an der Wiese bei der Breitenteicher Mühle nur selten und vereinzelt einmal Ophioglossum vulgatum; dagegen im Bruch viele Exemplare von Ranunculus Lingua, verschiedene Weidenarten und mehrere Orchideen, darunter die schon erwähnte, durch äußerst kräftigen gedrungenen Wuchs ausgezeichnete Varietät von Orchis palustris (O. ochroleuca Wüstnei-Garcke). Das Dorado der Orchideensammler sind aber die Wiesen des Randowbruchs bei Battin und Bagemühl (bei Prenzlau), wo es auch an Carices etc. nicht mangelt. Eine größere Strecke an der Welse bei Frauenhagen (8 km östl. von Angermünde) trägt im April den lieblichen Schmuck der Kugelblume = Trollius europaeus; dazu an flachen Gewässern Batrachium aquatile (bei Trampe-Brüssow) auch die Var. B. divaricatum bei Carmzow-Brüssow im Park mehrere Hieracien, dort am Teich häufig die Landform von Polygonum amphibium. P. Bistorta, dort Hammelschwanz genannt, ist häufig, aber auch Rumex Hydrolapathum findet sich auf den Wiesen bei Frauenhagen. Auf meinem Schulhofe zu F. erwuchs alle Jahre wieder ein stattliches Exemplar von Silybum

Digitized by Google

Marianum, und der sandige Fahrweg von F. nach Pinnow wimmelte in seinem ersten Teil von starken Exemplaren der Xanthium Strumarium. Ackergauchheil war nicht gerade häufig; aber im Bache ragte stolz auf Eupatorium Cannabinum, und mit Schmerzen mußte ich erleben, daß das einzige Exemplar von Centaurea solstitialis, das ich wie meinen Augapfel hütete, dem Pfluge zum Opfer fiel. So ist es auch hier bei Marienthal-Baumschulweg gegangen mit der zierlichen Anemone pratensis; den Laubenkolonien an der Chausseekreuzung ist sie, die ich dort jahrelang in etwa 10–12 Exemplaren hegte, gänzlich zum Opfer gefallen. Massenhaft — zum Mähen dagegen fand man diese sonneliebende reizende Blume auf dem niederen Fläming, wo sich tausende auf sonnigen Hügeln am Waldrande bei Petkus-Liessen (Kreis Jüterbog-Luckenwalde) im Lenze drängten; oft genug fanden wir darunter rosa und seltener gelblich gefärbte Blüten. Vereinzelt stand sie auch nahe dem Megalithgrab an der Grenze Brüssow-Frauenhagen (vgl. Schumann Die Steinzeitgräber der Uckermark, Prenzlau, Mieck 1904).

Drei verschiedene Arten der Wiesenraute (Thalictrum) sind gleichfalls in der Uckermark zu finden, und neben der häufigsten Anemone nemorosa etwas weniger verbreitet. A. ranunculoides auf Stelle am Hohlwege von Crussow nach Stolpe a. O. und Ranunculus lanuginosus, der Buchenwaldflora angehörig, im Kreise Angermünde ziemlich zahlreich im Suckower Walde bei Bahnhof Wilmersdorf (hinter Greiffenberg), — da ist er vergesellschaftet mit Veronica serpyllifolia, Vicia lathyroides und Lathyrus montanus, ferner Orobus vernus, massenhaft Trifolium alpestre, Myosotis palustris und Myosotis hispida, Hepatica triloba, Geum intermedium, Oxalis Acetosella, Vicia hirsuta, Milium effusum, Goldnessel, Convallaria, Polygonum, Majanthemum, endlich auch Ervum silvaticum und Scorzonera humilis. Dazwischen auch mancherlei nicht allzu häufige Weidenarten, ein Strauch von Rosa rubiginosa, Carex montana und leporina, und die zierliche Melica nutans. Sehr reichlich ist übrigens in diesem Walde die nützliche Kreuzotter vorhanden, ähnlich zahlreich wie bei dem romantisch an Wald und Seen gelegenen Görlsdorf im Kreise Angermünde; hier neben der eben aufgeführten Buchenwaldflora mehrere Exemplare gefunden von Pirola uniflora, auch Bärlapp, Wachtelweizen, Potentilla alba (diese noch nahe Cöpenick und an den Waldseen zwischen Niederlandin und Felchow (Kreis Angermünde). Von dort sind übrigens noch aufzuzählen: im Park teilweise durch den Zaun nach der Chaussee strebend, mir bekannter einziger Standort: Doronicum Paralianches; häufig ist dort auch Polygala vulgaris und Chrysosplenium natürlich auch Paris und Galeobdolon; am Waldrande nach Welsow zu aber mehrfach die niedliche Gnaphalium dioicum.

Ein reiches Sammelfeld für den Botaniker bietet dann wieder der Buchenwald von Caselow, 1 Stunde nördlich von Brüssow, in dessen

Tiefen am rauschenden Bach, von fruchtbarem Obstgarten umgeben, die idyllische Heidemühle liegt. — Hier unter starken Rotbuchen hat sich die typische Buchenwaldflora ganz besonders üppig und zugleich artenreich entwickelt; außer den bekannten Vertretern sammelten wir hier neben anderen Orchideen die seltsame Vogelnestwurz; aber auch Waldmeister, Stellaria Holostea, Carex muricata, Pirola rotundifolia, Dianthus Carthusianorum, Campanula persicifolia. — Die Uckermark ist auch Heimat fast der allermeisten Arten von Campanula — so C. bononiensis häufig am Wege Frauenhagen-Greiffenberg und C. glomerata — dann aber: Genista pilosa (zerstreut), und seltene Phyteuma spicata; häufiger Sanicula europaea. Die ziemlich feuchten Waldwiesen am Rande prangen im Lenz mit allen möglichen Kamillenarten, dann die häufigen Leucanthemum vulgare und hier, wie auch nahe bei Grimmen Myosotis versicolor (nur 2 Stellen) und Veronica serpyllifolia. — Die verwandte Veronica spicata fand ich mehrfach am Wegrande bei Kloster Chorin (an mehreren Stellen), sonst auch an erhöhten Grenzrainen bei Trampe etc., wo sie sich gern mit dem Sandruhrkraut und der Steinnelke vergesellschaftet. In mehreren Gräben bei Trampe fand ich Sommers den biologisch interessanten Wasserschlauch (Utricularia), dann auch Myosurus minimus, Polygala amara, Majanthemum bifolium und Melandryum rubrum. Die Potentillarten sind auch in verschiedenen Spezies und Varietäten vertreten — beide Geum — mehrere Viola und (meist angebaut) fast alle Trifoliumarten — besonders auch der schöne Wundklee — und an den Wegrändern häufig der duftende Trifolium montanum.

Die Erinnerung an das Heer der Viola odorata, das am Ende April so massenhaft die oft schon eingefallenen Grabhügel der uckermärkischen Dorffriedhöfe schmückt, bewegt mich, noch zweier Stätten zu gedenken, bei deren Maienflor das Herz nicht nur des Botanikers, sondern auch schon des nicht so interessierten Wanderers lachen muß. Der erste Ort liegt im Kreise Prenzlau hart an der dort die Grenze gegen den pommerschen Kreis Randow bildenden Randow, dem in einem breiten, ehemaligen Odertal träge dahinschleichenden Landgraben. An dessen nördlichem Ufer erhebt sich ein steiles nicht sehr umfangreiches Hügelgebiet mit geringen alten Burgresten bestanden, die sogenannten Räuberberge bei dem uckermärkischen Dorfe Schmölln, 17 km östlich von Prenzlau. (Vgl. Beschreibung von H. Langhans, Uckerm. Kurier 1906 No. 296.) Hier prangt im Mai an den steilen Abhängen des ehemaligen Burgwalls zu Tausenden das wohlriechende Veilchen, dann an dem rauschenden kühlen Bach Scharen von Mercurialis perennis, auch Vinca minor, beide Anemonen, das Lungenkraut, in unzähligen Mengen auch die kleine Adoxa moschatellina, Goldnessel; auch findet man dort die schmarotzende Lathraea Squamaria und viel Oxalis Acetosella; dann aber auch Milzkraut und noch in der Masse vom nahen Radewitzer

Digitized by Google

Wald mit seinen großen Granitfindlingen übertroffen (jenseits der Randow) Leberblümchen in vollster Pracht. Der zweite liebliche Ort liegt im Kreise Angermünde: es sind die „Hellberge“ — wald- und buschbestandene Parklandschaft zwischen Crussow und Stolpe. Hier ist Gypsophila und beide Arten Stipa zu finden; hier wächst Sanguisorba, Möhringia, Lithospermum, Camelina, Prunella grandiflora, Dipsacus und dann weiter im Park von Stolpe: Tithymalus paluster (riesig), Anthericum Liliago und ramosum — letztere auch am Werbellinsee und bei Lichterfelde-Eberswalde. Es ließe sich noch viel mehr davon plaudern, doch genug für heute.

Märkischer Volksglaube.

Von R. Jülicher.

Gelegentlich einer Besprechung alten Volksglaubens (Aberglauben, Vorzeichen etc.) erließ ich eine Umfrage unter meinen Schülern (I. Kl. in Rixdorf, Knaben) die diesmal allerdings nur eine geringe Ausbeute ergab; eine längere Zusammenstellung wird in der Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundschau erscheinen (1905 veranstaltet). Doch mag das Wenige der letzten Ernte hier zusammengestellt werden.

Fast alles Hierhergehörige dreht sich darum, aus gewissen kleinen äußerlichen Anzeichen auf Geld, Glück und Gelingen, oder Verlust, Ärger und Mißlingen zu schließen. Zwar ist nicht alles Mitzuteilende spezifisch märkisch, doch ist ja solche Zeichendeuterei auch unter Kulturmenschen etwas „Allzumenschliches“.

Zum Kapitel des Ärgers: Es gibt Verdruß wenn man a) einen Schuh auf den Tisch stellt (Hinterpommern), b) einen Stiefel auf den Tisch legt, c) wenn man ein Brot auf den Rücken legt, d) wenn einem eine Katze über den Weg läuft, e) wenn man den Tisch mit Papier wischt.

Auf Glück deutet folgendes: Brennen zwei Lampen zugleich in der Stube, so bedeutet das eine heimliche Braut. Leckt die Katze die Pfoten, so bedeutet das kommenden Besuch. Derselbe soll ein Mann mit einem Bart sein, wenn man in der Stube einen Strohhalm mit einer Ähre findet. Wenn man morgens nüchtern dreimal niest, bekommt man ein Geschenk.

Auf bestimmt angegebenen Verdruß bezieht man folgende Zeichen: Verschüttet man Salz, so gibt es Streit oder — man muß noch viel weinen — Prügel gibt es, wenn man den Tisch mit Papier abwischt.

Digitized by Google

Am zahlreichsten sind die Anzeichen des Todes. Da glaubt man in der Mark folgendes:

Wenn man viel von Handschuhen träumt, stirbt einer aus der Familie. Ein heftiger Sturm zeigt an, daß sich jemand erhängt hat. Einen Todesfall bedeutet es auch, wenn 13 Personen zugleich am Tische sitzen, desgleichen, wenn die Tür der Uhr von selber aufspringt. Fällt aber eine Photographie von der Wand, so soll derjenige, den das Bild darstellt, im Laufe des Jahres sterben. Wer am Freitag erkrankt, soll sterben. Wäscht man zwischen Weihnachten und Neujahr, so erhängt sich einer. Legt man einem Toten einen Kranz auf das Bett, so stirbt bald einer nach. Es stirbt auch jemand, wenn eine Krähe übers Haus fliegt. (Anders: Wenn eine Krähe auf dem Dache dreimal krächzt oder wenn ein Vogel ans Fenster geflogen kommt und hereinsieht, so bedeutet das Unglück. Um das Nachsterben eines Familiengliedes zu verhüten, verhänge man den Spiegel und kehre die Stühle um, auf denen der Sarg stand.) Von mir sogar in einem märkischen Pfarrhause erlebt.

Vermischtes: Blutroter Himmel zeigt Krieg an. Trägt man einen Stuhl mit den Füßen nach oben, so sticht man dem lieben Gott die Augen aus. Regnet es am Freitag, so regnet es die ganze Woche. Die Fährleute am Flakensee sagten vor 30 Jahren etwas abweichend:

Wie's Wetter sich am Freitag hält,
So es sich auch am Sonntag stellt.

Freitags soll man sich weder Haare noch Nägel beschneiden. Wenn man die Tür schon zugemacht hat, soll man nicht wieder zurückkommen, sonst hat man kein Glück (Hinterpommern). Am Johannistage nagelt man einen Holunderstrauch an die Stalltür, um das Stroh gegen Behexen zu schützen.

Berliner Kneipsprüche.

Gesammelt von R. Jülicher.

Die im Jahrgang 1904 der Brandenburgia von Herrn O. Monke mitgeteilten Sprüche aus Berliner Kneipen möchten wir hierdurch mit einer ganzen Blütenlese solcher erweitern und ergänzen. So finden wir in der Patzenhoferkneipe am Köllnischen Fischmarkt den Spruch:

Als Moses an den Fels einst klopfte,
geschah's, daß Wasser ihm enttropfte;
Viel größer ist das Wunder hier:
Man klopft ans Glas, und es fließt Bier.

Digitized by Google

Zum Trinken wird man ermahnt: Lauf oder sauf.

oder: Lerne zu saufen, ohne zu schlucken.
und: Tu den Mund nicht unnütz auf,
red' vernünftig oder sauf.

So mahnt auch zum Vernünftigreden beim Hasenwirt in der Hasenheide: Quatsche zu Hause!

Irgendwo lasen wir auch einmal:

Es darf Humor den durst'gen Kehlen
beim Weinvertilgen niemals fehlen.

Über die unvermeidlichen Folgen einer langen Sitzung tröstet ein Wandspruch der Akademischen Stehbierhalle hinter der Universität:

Harre und hoffe, daß sichs wende,
Jeder Kater nimmt ein Ende.

Der Zecher aber liebt auch Musik; denn Bischofstraße heißt es:

Ein Lied bei edlem Saft
gibt Frohsinn, Mut und Kraft.

Vom nervus rerum heißt es verschieden:

Hast du Geld, um zu berappen,
Gibt's gut Bier und guten Happen;
oder: § 11. Geborgt wird nicht; das halt ich für das Beste;
Sonst verliert man sein Geld und obendrein die Gäste;
oder ganz lakonisch: Geborgt wird am 30. Februar.

In dem längst ausgewanderten Krug zum grünen Kranze (Friedrichstraße) jetzt Spandauerbrücke, hießen die Sprüche also:

1. Wo heiter die Wirtin und kühle der Trunk,
Wird jeder Gast munter und trinkt sich gesund.

2. Amate, so ihr jung noch seid,
Cantate, so ihr traget Leid;
Doch ob ihr habt Lust oder Weh,
Ob jung, ob alt seid: bibite!

An einem Keller in der Stallschreiberstraße lesen wir über der Tür:

Gott verläßt keinen Deutschen;
hungert's ihn nicht, so dürstet's ihn doch.

Den Segen des Kneipens rühmt ein auf der Straße ausgeteilter Einladungszettel:

Ein kühler Trunk, ein voller Tisch
Erhebt den Geist, hält's Herze frisch.

Digitized by Google

Friedrichstraße 250 wird die Behauptung aufgestellt:

Die alten Deutschen tranken immer noch eins,
und die jungen Deutschen würden noch zwei
trinken, wenn sie Geld hätten.

Folgende beiden Verse sind in Berlin auch wohl weiter verbreitet, als im Deutschen Wirtshaus zu Rixdorf, wo es heißt:

Das Trinken lernt der Mensch zuerst,
Viel später dann das Essen;
Drum sollst du dankbar einst als Greis
Das Trinken nicht vergessen.

Stark antisemitisch heißt es im Deutschen Wirtshaus:

Nicht leichter kommt man durch die Welt,
Als wenn man zu Juden und Judenart hält.

Das Spatenbräu in der Friedrichstraße verzapft folgende Sprüche der Trinkerweisheit:

Sitzt't du gut, so sitze feste,
Alter Sitz, der ist der beste.

Guter Wille führt zum Ziel,
Trinke oft und trinke viel.

Guter Dinge gibt es vier:
Liebchen, Karten, Sang und Bier.

Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann,
Ist besser als ein Schwur getan.

Abendläuten, Hahnenschrei,
Ist dem Trinker einerlei.

Verwandt mit letzterem Sprüchlein ist auch die Inschrift eines Bierkruges:

Und wie auch die Uhr und das Weiberl uns winkt,
In Frieden geht nur, wer sein Stehseidel trinkt.

Auf andere Krüge heißt es recht leichtfertig:

Alte Taler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber;

aber auch: 'raus mit dem Wort, wenn es wahr ist,
hinab mit dem Trunk wenn er klar ist.

Digitized by Google

In der Vereinsbrauerei heißt es vom Maß:

Ob Seidel oder Töpfchen,
Ob Kuffe oder Krug,
Ob Flasche, Maß ob Schöppchen,
Man trinkt doch nie genug.

Von der guten Wirkung des Gerstensafts ebendort:

Wer traurig ist bei Bier und Wein,
Der muß ein Erzphilister sein.

Im stattlichen Ratskeller zu Schöneberg, dessen Wände jetzt mit hübschen Freskogemälden geschmückt sind, fand ich ehedem folgende nette Verse:

Der Liebe nicht jedes gelingt,
Der Durst aber alle bezwingt.
Fröhlich Gemüt gibt frisches Geblüt.
Ein volles Maß, ein braves Weib
Und frohes Herz erhält den Leib.
Alte Lieb' und alter Span
Brennen leichtlich wieder an.
Borgen und Schmausen
Endet mit Grausen.

Als Mahnung an die Stadtväter ist aufzufassen:

Bedacht beim Rat, bedacht beim Wein,
Wird euer Spruch ein weiser sein.

Etwas philisterhaft klingt die Behauptung:

Wo Fürst und Volk vereint in Kraft
Das Vaterland beschützen,
Da trinke deinen Gerstensaft
Und bleibe ruhig sitzen.

Jeder aber mag sich hinter die Ohren schreiben:

Verrate nie leise, verrate nie laut,
Was ein Freund beim Glase
Dir anvertraut.

Den großen Reiz des Bieres preist ein Vers:

Hätt' Adam bayrisch Bier besessen,
hätt' er den Apfel nicht gegessen.

Digitized by Google

Im Berliner Ratskeller stand einst (ob jetzt noch) u. a. folgende Sprüche:

Wer Neider hat, hat Brot,
Wer keine hat, hat Not — und die Wahrheit:
Ein versöhnter Freund, ein erkaufter Freund,
Sind zu einer Brücke ungeschickte Stücke.

Auf einem Humpen in der Leipzigerstr. hieß es:

Ein nüchterner Mann, ein armer Mann,
Ein König, wer singen und trinken kann.

In Britz lesen wir in einer Wirtschaft:

Bei Sonntagsschützen ist's Brauch und Sitt',
Gibt es nicht Wildes, geht Zahmes mit.

Ein Zecher in Rixdorf behauptet als Plakatinschrift:

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht,
Daß ich aber, wenn ich lebe,
Trinken werde,
Das ist ganz gewiß.

Wider den Kater, Stallschreiberstraße:

Der Kater aus Erfahrung,
Er stirbt am sauren Harung.

Etwas kühn ist die Schlußkette (Haidereiter-Hasenheide):

Wer gut trinkt, schläft gut,
Wer gut schläft, sündigt nicht,
Wer nicht sündigt, kommt in den Himmel,
Also: Wer gut trinkt, kommt in den Himmel.

Ein schwächlicher Hausherr tröste sich an dem Spruch in Marienthal b. Baumschulenweg:

Es gibt der edle Gerstensaft
Sogar Pantoffelhelden Kraft.

In einem Ausschank der Süddeutschen Brauerei wird gemahnt:

Trinke nie ein Glas zu wenig,
Denn kein Pfaffe oder König
Kann von diesem Staatsverbrechen
Deine Seele ledig sprechen.

Digitized by Google

Wir schließen unsern feuchtfröhlichen Streifzug mit einem Vers aus dem Krug zum grünen Kranze:

Ein Liter frisches, echtes Bier,
Wie brickelt's in den Nüstern!
Drum ruf' ich Heil, Gambrinus Dir,
Nach Deinem Trank stets lüstern.

Inschriften und Grabschriften im Ruppiner Lande.

Mitgeteilt von R. Jülicher, Rixdorf.

Auf zwei Wanderfahrten durch das schöne Ruppiner Land entdeckte ich folgende Inschriften.

a) an Gebäuden: In der von Fischern und Schiffern bewohnten Straße „Der Kietz" zu Alt-Ruppin sind mehrere Haustüren oben mit einem (schwarzen oder goldenen) Fisch geziert. Das Haus No. 7 (61) trägt unter einem solchen goldenen Schuppentier die Worte:

Christus kehrte einst bei einem Fischer ein,
drum läßt Gott dieses Haus gesegnet sein,
wer nur fromm und gut hier wohnt,
dem Gott mit reichem Segen lohnt.

Eduard Luhn 1876.

Das nahe diesem Hause gelegene einfache Kriegerdenkmal des Städtchens hat man für die Gefallenen (1864—1866; 1870/71. 5 Mann) mit einer Inschrifttafel folgenden Wortlauts geschmückt:

Ehre den tapfernen Kriegern,
die siegend ihr Leben geopfert,
schirmend den heimischen Herd.

Am Ostufer des schönen Ruppiner Sees erstreckt sich lang hin das alte große Dorf Karwe, dessen Rittergut mit schönem efeuumsponnenen Schlößchen seit 1722 im Besitze der freiherrlich von dem Knesebeck-Mylendonckschen Familie ist. Dort vermochte ich auch mehrere Inschriften zu sammeln. Die Straßenfront eines stattlichen Wirtschaftsgebäudes zeigt neben dem Schmuck steingeformter Ähren und Weintrauben die frommen Worte:

Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Wir müssen besser werden.
Man baue auch die Herzen an,
So folgt die Frucht der Erden.

Digitized by Google

Das Pfarrhaus neben der Kirche trägt den Spruch: An Gottes Segen ist alles gelegen; während von der Tür des gegenüberliegenden Schulhauses die Aufforderung herableuchtet:

Die Kindlein lasset mir kommen,
Daß Christi Wort sie hier lernen,
Und Freude habt ihr durch sie.

Damit auch der Humor seine Stätte finde, hat man auf den spitzbogigen Raum über der Tür des zierlichen Nachtwächterhauses folgendes Freskobild gemalt: Im Vordergrund eines mit Gesichtsmondsichel und Sternen besetzten schwarzen Nachthimmels sitzt auf einem Steingeländer in bunten Farben gemalt mit besonders leuchtenden Augen eine Eule — so den Inhaber des Häuschens neckisch täglich an seine Berufspflichten mahnend.

Ermüdet erquicken wir uns ein wenig im nächsten Wirtshause, wo wir schnell die beiden Kneipsprüche notieren:

Dieses Hauses höchste Zier —
ist reiner Wein und gutes Bier

und: Wenn du gehst aus diesem Haus,
Was dir vertraut, nicht plaudre aus.

Dann wenden wir uns zum nahen um das alte Kirchlein belegenen Friedhof und finden auf der einen Seite des hohen Tores die goldnen Worte:

Die sanft hier ruh'n, sie sind verwandelt,
Befreit von Erdensorg' und Pein,
Und wer nach Christi Wort gehandelt,
Darf sich der Gnad' des Richters freu'n.

Mitten unter ihren Dorfeingesessenen sind hier die Glieder der Gutsherrschaft begraben, darunter auch ein General-Major von Bojanowski. Unter einer mächtigen Linde steht ein großer Granitfindling mit den gotischen Majuskeln:

Der Knesebecken Grab.

Ich erzähle hier (nach K. E. Haase „Sagen der Grafschaft Ruppin") folgende Sage:

Der Grabstein derer von dem Knesebeck zu Karwe. Der Stein wurde 1846 von der Grenze zwischen der Karwer und Lichtenberger Feldmark an seinen jetzigen Ort gebracht; zu seinem Transport waren 16 Pferde erforderlich. Die an ihn sich knüpfende Sage lautet: In uralter Zeit kämpften zwei Hünen mit einander. Der eine stand diesseits, der andere jenseits des Ruppiner Sees. Da sie nun nicht aneinander kommen konnten, beschloß der an der Westseite des Sees, sich einen Weg durch die Wellen zu bahnen. Daher raffte er eine große

Digitized by Google

Menge Sand in seine Schürze, schüttete sie ins Wasser und ein Viertel des Weges, wohl 50 Schritt oder mehr, war fertig. Als er die zweite Schürze voll herbeischleppte, zerriß das Schürzenband, und er mußte sein Vorhaben aufgeben. In seinem Grimm faßte er nun den gewaltigen Stein und warf ihn auf seinen ihn verhöhnenden Gegner. Die Fingereindrücke waren ehemals noch deutlich auf dem Stein sichtbar. Noch heute ist die im See verschüttete Stelle wegen ihrer sehr geringen Tiefe den Schiffern höchst gefährlich. Sie befindet sich beim sogenannten „Krähenschuster“, einem einzelnen Hause, dem Dorfe Gnevikow gegenüber. Wir notieren einige interessante Grabschriften von dort:

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu?
Dich besitzet doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebest du.
Ewig lebst Du dort im Licht;
Meiner Liebe starbst du nicht.

Für einen biedern Landmann scheint mir der Grabvers (genau so auch im Dorfe Protzen) etwas verfehlt zu sein:

Rastlos war dein Geist hienieden,
Anmutsvoll dein mattes Herz;
O, genieß den ew'gen Frieden,
Ob auch groß ist unser Schmerz.

Durch segenschwere goldenschimmernde Weizenfelder wandern wir 4 km nördlich nach dem stattlichen Dorfe Radensleben, berühmt durch den gelehrten Konservator der Kunstdenkmäler Preußens Ferdinand von Quast, der nicht nur einen herrlichen Edelsitz seinem Geschlechte erbaut, sondern auch seiner Dorfgemeinde durch kunstverständige Wiederherstellung eine der schönsten und stimmungsvollsten Kirchen geschenkt hat. Er starb 1877 und ruht in einem eignen schönen kleinen Kirchhof am Ostgiebel der Kirche, neben seinem auf einer Forschungsreise in Kleinasien zu Eskischeïr früh verstorbenen Sohne Siegfried.

In der zur Andacht stimmenden erfreulicherweise im Sommer dem Fremden stets geöffneten Kirche finden wir eine Nachbildung des großen Radkronleuchters aus dem Hildesheimer Dom, dann außer Kanzel und Altar aus gebranntem Ton (Charlottenburger Kunstwerk) ein altes Taufbecken von 1689 mit der bekannten Darstellung von Adam und Eva am Baume der Erkenntnis, verehret von Simon Jahne Nehbees und seiner Eheliebsten. Ein großes altes Ölbild stellt das jüngste Gericht dar; dann ist noch an der Nordwand ein altes Bild mit sehr langem Text bemerkenswert; es stellt die Verurteilung Christi dar. Wie aber in der Karwe gegenüber am Westufer liegenden Kirche des Dorfes

Digitized by Google

Wustrau ein charakteristisches Marmorprofilbild des alten Hans Joachim von Zieten hängt, so finden wir zu Radensleben ein noch heute lebensprühendes farbiges Medaillonporträt (neben der Kanzel) eines jungen Reiteroffiziers, über welchen uns das umliegende Sandsteinepitaph folgendermaßen belehrt: Herr Hans George von Quast, geboren 3. Juli 1710. Verstand, Mut und Lebhaftigkeit begleiteten ihn; er erwarb die gnade des Königs, die Gewogenheit der Oberen, die Liebe beider Regimentern, der Leibgarde und der Karabiniers. Jedermann wünschte ihm Glück. Dieses zu befördern, ward er von einem Regiment zu diesen versetzt; aber es beförderte seinen Tod. Er blieb den 10. April 1741 in der blutigen Schlacht bei Mollwitz. Der Geist ging zu Gott, der Leib ward von den siegenden Gefährten zu Grüningen bei Brieg beerdigt, und dies Denkmal setzten seine tiefbetrübten Geschwister v. Byern geb. v. Quast, G. L. v. Quast und O. Fr. v. Quast. In dem kleinen Camposanto ruht auch Wilhelm v. Diest, Hauptmann im Inf.-Rgt. 66. „Sein teures Leben endete vor Straßburg in der Nacht vom 25./26. August 1870." Auch ein Hauptmann a. D. von Wussow, im Alter von 83 Jahren gestorben, ruht auf dem allgemeinen Kirchhof, bei dessen Grabdenkmälern es uns auffällt, daß oft der Leichentext mit angegeben ist, während zu Herzsprung bei Angermünde vielfach die Sitte herrscht, das Leichenlied dem Stein anzuvertrauen.

Da die überwiegende Zahl der Grabdenkmäler sehr sinnig gewählte Bibelworte trägt, teilen wir nur folgende schöne Profaninschrift mit:

Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht.
Ob auch die Seel' im Kampfe bricht,
Herr Jesu Christ, dich laß' ich nicht.

Wir wenden uns zur Stadt Neuruppin, wo wir in der von dem großen Brande von 1787 verschonten uralten Fischbänkenstraße das älteste Gebäude der Stadt — Fachwerkbau mit geringer Vorkragung finden (Nr. 21?) — leider ohne Jahreszahl; doch trägt das Haus Schulzenstraße 22 am entgegengesetzten Stadtende, in den Holzbalken eingeschnitzt die Jahreszahl 1689. Sehr beliebt sind an den Häusern und Türen Stein- oder Holzreliefs von Menschen- oder Pferdeköpfen, ebenso auch interessante Türgriffe und Tür-Schnitzereiverzierungen.

Wandeln wir durch das Rheinsberger Tor vorbei an dem alten — fast im Efeu vergrabenen — Kapellchen zu St. Jürgen mit seiner eigentümlich verschnörkelten Windfahne und dem vielzackigen Kreuze auf dem Giebel, so grüßt uns von seiner Nordfront das große Holzbild des Gekreuzigten mit dem Sprüchlein: „Fürwahr er trug" — und: „Hastdu

Digitized by Google

viel, so gib reichlich; hast du aber wenig, so gib das wenige mit treuem Herzen.“ Wir gelangen dann nach anmutiger Wanderung in ½ Stunde in die entzückenden Anlagen des Stadtparks mit dem fichtenumrauschten Goldfischteich. Diesen Schmuck verdankt Neu-Ruppin dem früheren Obersten von Wulffen, dessen Andenken ein Stein mit Goldschrift ehrt. Bei einem Kreuzwege dieses Parks trägt ein vom Verschönerungsverein errichteter Obelisk auf seinen vier Seiten folgende Mahnung:

Natur und Kunst, dein hehres Bild zu ehren,
Mag Frevel nie dein Blütenreich entweih'n,
Nie eine Hand des Parkes Schmuck zerstören,
Es soll der Mensch des Schönen sich erfreu'n,
Er ladet arm und reich in seine Hallen
Und Schonung sei der stille Dank von allen.

Bald schimmert der See durch Bäume und Büsche, und eine kurze Wanderung führt uns durch eine Allee von gespensterhaften merkwürdig verknorrten Hagebuchen auf die Höhe des ehemaligen Weinbergs, wo wir unter einer gewaltigen Eiche auf einem Steinsitz Rast machen, um von dort aus den ganz wunderlieblichen Blick auf das in Obstgärten vergrabene Idyll der kleinen Stadt Alt-Ruppin andächtig zu genießen. Wir werfen endlich einen Blick über uns hinauf zu den Wipfeln des Eichenriesen, da grüßt uns von einer eisernen Tafel in leuchtenden Goldbuchstaben des armen Hölty hier sehr zutreffendes Wort:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert, darauf vergnügt zu sein!“

Diese Stimmung begleitet uns, als wir steil hinabsteigen zur Uferwanderung am See auf Alt-Ruppin zu, und unter dem leisen Glucksen der ans Ufer schlagenden Wellen, begleitet vom vielstimmigen Vogelchor formen sich uns im Geiste folgende Verse, die wir auf einer Ruhebank im Angesicht der weiten blauen Seefläche niederschreiben:

Eines Wanderers Gruß an die Mark.

Wo fänd' ich Worte, dich zu preisen,
O Mark, in keuscher Schönheit Zier!
Laß andre Meer und Land durchreisen,
Ich wahre deutsche Treue dir.
In deine grünen Wälder tauchen
Laß wieder mich mit frohem Sinn,
Den Duft der stillen Seen hauchen
Und fühlen, daß ich selig bin.

Digitized by Google

Nicht prahlst du ja mit Felsenzinken,
Und Gletscher blinken nicht ins Land,
Doch träumerische Seen winken
Aus schilfumsäumtem grünen Rand.
Der stolze Hirsch eilt durch die Wälder,
Belebt von munterm Vogelschall,
Leis zieh'n die Bäche durch die Felder,
Der Frieden Gottes weht durchs All'.

Die Rose wieder will ich stecken
Auf meinen braunen Pilgerhut,
Und wandernd froh die Glieder strecken
In starker Eichen treuer Hut.
Von deinen Hügeln will ich schauen
Weit über wiesengrüne Flur
Und überall mir Hütten bauen
In deiner reizvollen Natur.

R. Jülicher 10. 7. 1905.

Mit dem Rechte des Dichters, Raum und Zeit zu überspringen, versetzen wir uns von hier aus 2 Stunden weit nördlich zwischen den Tetzen- und Zermützelsee, auf den kleinen von Fontane so musterhaft geschilderten Kirchhof der Zwergkolonie Stendenitz im Schirm der Waldkiefern. Die Grabschrift des tapferen Schneiderkanoniers hat der Zahn der Zeit vertilgt; aber gestorben wird hier doch noch, und so rufen denn die Kinder ihrer 1900 gestorbenen Mutter liebend nach:

Du warst stets einfach hier im Leben,
Nichts brauchtest du für dich;
Nur für die Deinen streben,
Hieltst du für deine Pflicht.
Uns bleibt nichts mehr dich zu erfreuen,
Als Blumen auf dein Grab zu streuen.

Und daneben heißt es auf einer altertümlich geformten Holztafel:

Du sollst uns unvergeßlich sein;
Die Tränen, die wir jetzt dir weih'n,
Versiegen einst beim Wiederseh'n,
Wenn wir dir nach zum Himmel geh'n.

Doch kehren wir an das Rheinsberger Tor zu Neu-Ruppin zurück. Da besuchen wir den unter dem Kapitel „Am Wall“ von Fontane, dem Ruppiner Kinde, so rührend beschriebenen alten Kirchhof der Stadt, auf dem wir doch neuere, ihm damals noch nicht bekannte Gräber finden. Zuerst verweilen wir mit stiller Andacht an dem im Efeu ganz

Digitized by Google

verhüllten Grabe, auf dessen Marmorstein wir lesen: Emilie Fontane, geb. Labry, † 13. Dezember 1869. — Es ist des Dichters Mutter, die fern von dem Gatten, von dem sie sich getrennt hatte, hier ruht. — Manch altertümliche Kreuze und Steindenkmale wunderlicher Formen mit Schmetterlingen, umgestürzten Fackeln und andern veralteten Symbolen erheben sich hier aus der teilweis verwilderten Stätte — viele Gräber von Offizieren und ihren Familienangehörigen; aber das Standardwork dieses Ortes ist das mit der lebensprühenden Marmorbüste des (von Fontane ausführlich geschilderten) tatkräftigen Mannes Christian Gentz geschmückte Erbbegräbnis dieser hochverdienten Familie, wo es hoch über den im Efeu begrabenen Marmorplatten in Goldbuchstaben heißt:

Ungunst und Wechsel der Zeiten
Zerstörte, was wir geschaffen;
Die wir im Leben gekämpft,
Ruhen im Tode hier aus.
(Ganz nahe bei Fontanes Mutter.)

Verschwunden ist jetzt die merkwürdige Grabschrift, die sich ein früherer Steuerbeamter Pobantz erwählt hatte; nur der Sockel des Kreuzes ist noch da; sie lautete:

Bergauf, bergab bin ich gerannt
Nach sechs Brettern und zehn Ellen Leinwand.

Dagegen ist noch vorhanden das Wort, das er seinem neunjährigen Sohne gewidmet hat:

Lob oder Tadel erreichen ihn nicht mehr.

Mag es die Leser nicht ermüden, noch einige charakteristische Verse von dort zu lesen:

Der vierjährigen Tochter eines Majors:

Zu gut warst du für diese Erde
Und früh gereift zu einer bessern Welt;
Es trug ins Land der Ruh dich Gottes Engel,
Wo sich des Schicksals Nacht erhellt.
Unsere einzige Tochter.

Am Grabe von Schinkels Onkel heißt es (nach der Weisheit Salomonis): Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an. Bäckermeister W., gestorben auf seiner Reise in Kalisch. Frau S. hinterließ 2 Töchter; zufrieden lebten wir in der Ehe $9^1/_2$ Jahre. Sehr schön der Grabvers einer Predigerfrau:

Reißt dir der Tod das Liebste hin,
Sagt Jesus: Weine nicht! Ich bin,
Der's wiedergibt, gedenke d'ran,
Was ich zu Nain hab' getan.

Recht wortreich heißt es auf den Grabkreuzen zweier neben einander ruhenden Geschwister: a) Dem Andenken meines geliebten Bruders und Gilde-Ältesten J. B. † 1838. Beweint von seiner vielgeliebten Schwester, dei nur die Verheißung eines jenseitigen Wiedersehens zu trösten vermag. b) Hier ruht an der Seite ihres vorangegangenen Bruders Jungfrau D. B. † 1849. Sie starb wie sie gelebt hatte, in dem frommen Glauben eines ewigen Lebens und der Wiedervereinigung mit ihren frühverstorbenen Angehörigen, betrauert von ihren nächsten Verwandten. Aus einem namenlosen Grabe ist, ähnlich wie beim Kleisthügel, eine riesige Eiche erwachsen. Wir scheiden von dieser Stätte des Friedens, um nach kurzen Schritten den neuen weiten Friedhof der Stadt zu betreten. Da fällt uns die schöne Sitte auf, daß die einzelnen Hügel oder Gräbergruppen mit schön gepflegten Hecken junger Rottannen eingefaßt sind. Aus neuester Zeit finden wir das Doppelgrab zweier 24er, die beim Spielen mit einer Granate in dem Quartier zerrissen wurden.

Eine Witwe ruft ihrem Manne nach:

Der Tod schlägt tiefe Wunden,
Das hab' auch ich empfunden,
Indem ich dich verlor.
Ich traure mit den Kindern,
Den Schmerz kann Gott nur lindern,
Zu dem ich weinend blick' empor.

Kürzer und schöner aber kann wohl niemandes Leben charakterisiert werden, als auf die Weise, wie man nach Jesu Wort (Marc. 14,8) hier einer Frau nachruft: Sie hat getan, was sie konnte. — Noch erwähnen wir den Granitobelisk des Pharmazeuten Hager, welchen seine dankbaren Fachgenossen ihm errichteten und das Denkmal mit dem sprechend ähnlichen Bronzemedaillon des Verstorbenen und der ehrenden Inschrift schmückten: Abiit, non obiit. (Er ist dahingegangen, aber nicht gestorben.) Doch finden wir, wie in Süddeutschland besonders häufig, auch auf diesem Kirchhof zwei Inschriften, die einen ungewollt komischen Anstrich haben. So rufen die betrübten Eltern einer 21jährigen Jungfrau nach:

Ach, unsre Mathilde ist nicht mehr,
Ihr Platz in unserm Kreis ist leer,
Sie reicht uns nicht mehr ihre Hand;
Der Tod zerriß das schöne Band,
Sie blühte wie ein Röselein;
Sie wuchs und blühte Eltern fein,
Und als sie in der Blüte stand,
Da fiel sie ab und ward getragen bis ins Grab.

Digitized by Google

Von einem der 24er Musketiere, die ihrem 23jährigen Kameraden Albert W. das Denkmal gestiftet haben, rührt wohl auch die Strophe her:

Mit Mut und Mitleid ausgerüstet,
Tat als Soldat er seine Pflicht,
Und jederzeit auf das Verzicht,
Wonach den bösen Mann gelüstet.
Drum sei denn auch vor Gottes Thron
Ihm nun das schönste Los zum Lohn.

Über den Wall mit dem Stumpf der mächtigen Kurfürsteneiche gelangen wir dann zu dem jetzigen Kreis-, früher „Tempelgarten", den Friedrich d. Gr. als Oberst besaß. Christian Gentz hat ihm hier in den Anlagen des wunderschönen stillen Gartens einen malerisch von Efeu umrankten Gedächtnisobelisk gesetzt, dessen Tafel folgende Worte lesen läßt: Im Schatten dieser Bäume überdachte Friedrich der Einzige als Kronprinz die Pläne, die er als Kurfürst zur Ausführung brachte 1733. Wir wenden uns dann auf die Friedrich Wilhelmstraße und finden dort, dem Kriegerdenkmal mit den Namen von Hunderten gefallener Offiziere und Krieger gegenüber, das Bronzestandbild des Wiedererbauers der Stadt, Friedrich Wilhelms I., mit der Inschrift: . . . Die dankbare Stadt Neu-Ruppin. Vom Frontispiz des Gymnasiums gegenüber leuchtet in Goldbuchstaben die Widmung: Civibus aevi futuri (Den Bürgern des künftigen Geschlechts.) Von der in dieser selben Straße gelegenen Löwenapotheke herab kündet uns eine Tafel mit Goldschrift an: In diesem Hause wurde Theodor Fontane am 30. Dezember 1819 geboren, und wenig davon entfernt hinter der sehr nüchternen im Innern theatermäßig anmutenden Kirche von 1801 steht das Standbild seines großen Landsmannes des Künstlers in Farbe, Stift, Erz und Stein, das bezeichnenderweise nur den Namen Schinkel trägt. — Gehen wir dann in den ganz alten, von der Wut der Feuersbrunst verschonten Teil der Stadt, so treffen wir in der altertümlich engen gassenschmalen Siechenstraße ein wohlerhaltenes Kirchlein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, das Siechenkirchlein mit interessanten Säulenkapitalen im Chorgewölbe — oben auf dem Chor einen Bruder des Holzchristus vom St. Jürgenkirchlein. An der Nordwand aber belehrt uns neben den alten rostigen Schwertern eine Inschrift über den Stifter des noch heute dauernden Werkes christlicher Milde (St. Laurentiuskapelle ist der heutige Name): „Anno 1491 stiftete Klaus Schmidt, Schwertfeger, dies Hospital." — Den Beschluß unserer kulturhistorischen Wanderung durch die alte Stadt Neu-Ruppin bilde ein kurzer Besuch in der herrlichen, fast vom See bespülten Klosterkirche neben der uralten, mehrfach gespaltenen Wichmann-Linde. Hier wollen wir nur ein merkwürdiges Bild betrachten. In einem Gewölbezwickel — auf der Rippe im westlichen Teil der Kirche sehen wir noch heute in

Digitized by Google

unerloschenen Farben eine laufende Ratte gemalt, die von einer Maus verfolgt wird. Dieser Darstellung soll folgender sagenhafte Vorgang zu Grunde liegen: Zur Zeit der Reformationseinführung in Ruppin soll einmal ein schon evangelisch gewordener Pfarrer mit einem katholischen Priester der Stadt durch diese Kirche gewandelt sein, diskutierend über die neue Lehre Luthers. In seinem Eifer habe der Römische donnernd ausgerufen: „Eher wird eine Maus eine Ratte verfolgen, als daß die neue Lehre sich behaupten wird!“ Schweigend und mit Lächeln soll aber der Gefährte auf die Decke gewiesen haben, wo das geforderte Wunder sich eben vollzog, das dann eine spätere Zeit im Bilde festhielt.

Wenn ich nicht schon zu geschwätzig wäre, so möchte ich die Leser im Fluge noch über einige Kirchhöfe des schönen Ruppiner Landes führen; aber nur einem wählerischen Schmetterling gleich, der nur die schönsten Blumen seines Besuches würdigt. In Wuthenow, dessen schöner Kirchturm von Neu-Ruppin aus das Seebild würdig abschließt, hören wir ein nur 14 Tage alt gewordenes Knäblein vom Grabe klagen:

Kaum blüht' ich auf, da fiel ich ab,
Schon von der Wiege bis ins Grab.

Ein trauernder Witwer aber ruft der Geschiedenen nach:

Du kommst nicht wieder her zu mir
In dies betrübte Leben.
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Da werd' ich mit dir schweben
In höchster Freude, Wonn' und Lust,
Die deine Seele täglich kost't,
Darauf ich mich schon freue.

In dem Dorfe Kränzlin, nach dessen Pfarrhause Schinkel an seinen Schwager die berühmten Briefe aus Italien richtete (und wo die besten seiner Jugend-Malereien noch heute als kostbarer Schatz gehütet werden), lesen wir als Nachruf an zwei binnen einer Woche verstorbene Kinder folgende gläubige Worte:

Wohl euch, ihr lieben Kinder,
Ihr ginget nur geschwinder
Als wir ins Himmelreich.
Ihr seid nun ganz vollkommen,
Der Erdennot entnommen
Und eurem lieben Heiland gleich.

Einem 65jährigen Verstorbenen aber setzte man dort aufs Kreuz:

Die Hand der Liebe deckt dich zu,
Sanft sei dein Schlaf und süß die Ruh'.

Digitized by Google

In Bechlin, an dessen Kirchengiebel das sagenumsponnene sichelartige Messer noch heute hängt, liest man auf einem Steinkreuz des Gottesackers (etwas ruhmredig):

Was unser Vater uns gewesen,
Das sagt wohl dieser Leichenstein;
Doch Mit- und Nachwelt sollen lesen,
Daß wir ihm Dank auf ewig weih'n.

Auf diesem Kirchhof wie auch in Wustrau ist mir die große Zahl kleiner ärmlicher kaum 2 Finger breiter und dicker ungestrichener Holzkreuzchen einfachster Art, teilweis gar ohne Namen, aufgefallen. Und da ich gerade Wustrau nannte, möge hier, in der Voraussetzung, daß die den alten Zeiten betreffenden Inschriften und Tafeln allgemein bekannt sind, eine etwas sonderbare, mindestens aber wahrhaftige Inschrift mitgeteilt werden. Auf einer, in der ganzen Gegend (neben der ihres Mannes) einzigen mächtigen Bronzetafel, welche das ganze Grab deckt, ist Frau A. F. zu lesen: (81 Jahre alt geworden.) „Früh verwaist, verehelichte sie sich . . . nach 10jähriger Treue mit K. A. F. Sie starb am . . . und hinterließ von 10 Kindern nur 4 und 12 Enkel. Ihr Leben war Mühen, Sorge und Kummer. Sie ertrug sie in der Regel mit Geduld und Liebe und schied mit einem sanften Tode." Weil aber bis zu meiner Reinigung des Grabsteins von dichter Flechtenwucherung die Inschrift sehr schwer leserlich war, erlaube ich mir doch, hier zu verzeichnen die Widmungsworte von der Sandsteinplatte auf dem Grabe der zweiten Gemahlin des alten Husarengenerals Zieten: „Frau H. A. v. Z., geb. von Platen aus dem Hause Mesendorf. Sie ward geboren 1735, vermählte sich 1764 am 23. August (da war ihr Gemahl 65 Jahr alt) mit dem Kgl. Preuß. General der Kavallerie Ritter p. p. Erbherr auf Wustrau und Brunn, H. J. v. Z. In ihrer glücklichen Ehe ward sie Mutter von 3 Kindern, von denen zwei an ihrem Grabe trauern. Sanft endete sie 1818 am 6. September im 81. Lebensjahre. Fromm und edel, verständig und anspruchslos wandelte sie durch ihr tätiges Leben. Heil ihr".

Nur ein anmutiger viertelstündiger Weg trennt uns von dem an Einfluß des Rhins in den Ruppiner See gelegenen kleinen Dörfchen Alt-Friesack, in dessen Torfmoor man vor Jahren jenes merkwürdige Holzbild (jetzt im Märkischen Museum) aufgefunden hat. Noch tiefer im Waldschatten gelegen ist sein kleiner Gottesacker, wo wir diese 2 Verse mitnehmen:

a) Deine Asche ruht in Frieden,
Aber für uns viel zu früh;
Aus der Liebe Arm geschieden,
Aus dem Herzen aber nie.

Digitized by Google

b) Ich habe Christi Kreuz getragen,
Wie er zu leiden, war mein Sinn;
Hört auf, mein Sterben zu beklagen,
Des Lebens Kron' ist mein Gewinn.

In einem der vielen Dörfer Werder, die sich in der Mark finden (bei Bechlin), ruft man einem 76jährigen Bauern nach (so auch in Protzen):

Ob die ganze Welt dich nennt,
Oder kaum dein Nachbar kennt,
Du wirst dulden, leiden
Und von hinnen scheiden.
Ob du arm bist oder reich,
Beides ist zuletzt doch gleich;
Jeder Mensch auf Erden
Muß zu Staube werden.

Und auf dem Grabe einer Mutter las ich:

Die Stunde schlug; du mußtest von uns scheiden;
Die Hand des Herrn brach deinen Wanderstab,
Schlaf wohl, geliebte Mutter, es begleiten
Der Kinder Dank und Gatten Liebe dich ins Grab.

Nur noch wenige Plätze: Dörfer etwas entfernter vom Ruppiner See wollen wir zu unserer Sammlung durchwandern: Auf dem Friedhofe zu Nietwerder, wo die Toten unter ausnahmsweise dickstämmigen weitschattenden Linden und zahllosen Centifolien schlummern, redet eine Jungfrau die Hinterbliebenen an:

Noch netzet ihr die Wangen,
Ihr Eltern, über mir,
Euch hat das Leid empfangen,
Das Herze bricht euch schier.
Des Vaters treue Liebe
Sieht sehnlich auf mein Grab;
Die Mutter siehet trübe
Und kehrt die Augen ab.

Gleichfalls eine ungeheuer dicke, tiefgespaltene Linde, beschirmt den Eingang zu dem Kirchhof des großen Dorfes Wulkow, auf dessen weiter Dorfaue mehrere fast ideal gewachsene alte Eichen mit wunderschöner Krone stehen. (Zwei der ältesten und dicksten Eichen stehen übrigens noch heute in voller Kraft an der Dorfstraße des kleinen Dörfchens Treskow nahe am See.) Hier zeichnen wir auf:

Ich fürchte nicht, von Gott bewacht,
Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht,
Der Herr ist meine Zuversicht,
Der läßt mich auch im Tode nicht.

Digitized by Google

Nach langem Weh fand ich im Tode Ruh,
Frohlockt mit mir, ich eil' der Heimat zu.

Wenn ich müde werde,
Geh' ich ein zur Ruh';
Eine Hand voll Erde
Decket mich dann zu,
Hier trifft mich kein Kummer,
In der kühlen Gruft,
Ruh' ich sanft vom Schlummer,
Bis Jehova ruft.

Das Dorf Molchow, eine der Eingangspforten der „Ruppiner Schweiz", hat im Waldesschatten seinen neuen Friedhof angelegt. Dort fanden wir auf einem Grabstein die Worte:

Süße Mutter, unsre Tränen
Sind die Blumen für dein Grab;
Unser Wünschen, unser Sehnen
Geht zu deiner Gruft hinab;
O wie oft batst du mit Tränen
Nur zu deiner Kinder Wohl,
Und wir haben oft gesehen,
Muttersegen tut uns wohl.

Zu Lüchfeld (einem Dorfe auf der Höhe): Bruder und Schwester 34 und 29 Jahre:

Schlummert sanft im Schatten kühler Palmen,
Engel sangen euch zum Schlummer ein.
Um euer Grab ertönten Siegespalmen:
Die Ewigkeit wird uns verein'n.

Endlich treten wir noch auf den Kirchhof des reichen Luchdorfes Protzen dicht an der Grenze des Kreises Osthavelland. Nahe der Kirchhofspforte winkt uns von dem Marmorkreuz einer Jungfrau der zartinnige Vers:

Vom Himmel kam die zarte Knospe nieder,
Um unschuldsvoll und himmlisch-schön zu glüh'n.
„Komm, Himmelsgärtner, komm und nimm mich wieder,
Hier ist's zu rauh, ich kann allhier nicht blüh'n."

An ein ruchloses Verbrechen erinnert ein schon ganz eingesunkener Grabhügel am Fuße des Kirchturms (dessen Türschloß einen sehr kunstvollen Schmiedeeisenbeschlag zeigt). Infolge mutwilliger Brandstiftung, deren Täter leider nie entdeckt wurde, kamen zwei junge Knechte in

Digitized by Google

den Flammen um. Davon zeugt noch eine auf dem Orgelchor aufbewahrte Holztafel, deren Inschrift ich abschrieb; sie lautet:

Wilhelm Hirt wurde ein Raub der Flammen den 2. April 1831.

Dein Will', Herr, mag geschehen,
Groß ist der Flamme Pein,
Erhör' mein jammernd Flehen,
Laß bald mich bei dir sein!
Schon stürzt es auf mich nieder,
Hier ist nicht Hülf' noch Macht,
Dort sehen wir uns wieder.
Ihr Lieben, gute Nacht!

Damit schließen wir für heute unsere Wanderung durch Städte und Dörfer des Landes Ruppin.

Ein „Toter Mann“ im Lande Ruppin.

Mitgeteilt von R. Jülicher.

Zu dem in der Brandenburgia schon häufig behandelten Thema des „Toten Mannes“ kann ich heute auch einen Beitrag aus dem Lande Ruppin geben. Dort befindet sich an der Chaussee von Neu-Ruppin nach Wittstock, vor Kunsterspring (Eingangspforte der Ruppiner Schweiz) bei Kilometerstein 2,7 ein etwa 80—90 cm hoher Granitstein, roh behauen, der auf weiß gekalkter Vorderseite einen großen Totenkopf mit zwei Knochen und den Worten: Memento mori zeigt. Das Volk nennt diese Stelle „den Totschlag“ und man erzählt darüber folgendes: Vor etwa 50 Jahren traf in einem noch heute bestehenden Chausseekrug ein Soldat der Ruppiner Garnison einen Viehhändler mit schwerer Geldkatze, der seiner Aussage nach in den Dörfern auf Wittstock zu große Vieheinkäufe machen wollte. Der wohlgefüllte Geldriemen erweckte die Habgier des Soldaten, und dieser entfernte sich mit schlimmer Absicht. Mochte nun der Händler gewarnt sein oder aus einem anderen Grunde, kurz, er bog unterwegs von der ursprünglich gewählten Straße ab, und der Soldat, welcher sich im Chausseegraben auf die Lauer gelegt hatte, erschoß mit seinem Dienstgewehr statt seiner einen ahnungslos des Weges kommenden armen Handwerksburschen, der die Stiefel um den

Digitized by Google

Hals gebunden tragend, barfuß daher ging und nun so plötzlich dahingerafft wurde.

Wiederholt hatte sich durch das Reisauflegen den Vorüberwandernden an jener Stelle ein mächtiger Reisighaufen gebildet, bis endlich die Gutsverwaltung von Gentzrode statt jener lästigen Denkmalsweise den oben beschriebenen Stein an den Grabenrand setzte.

Besucht 3. August 1905. R. Jülicher.

Ein andres Memento mori ist auch jenes Grabkreuz im Dorf Zechlin (Kr. Ostprignitz), auf welchem man liest: Hier ruht Marie Böhm, ermordet von bekannter Hand. Erst Jahre nachher fand die grausige Tat, daß der Bräutigam mit einem Helfershelfer die eigne Braut ermordet hatte, durch das von Erfolg gekrönte Geschick eines sehr bekannten Berliner Kriminalkommissars (Weien) ihre Sühne. Beide Mörder sitzen auf Lebenszeit in der Strafanstalt zu Sonnenburg (seit 1881 oder 1882).

Die Eberswalder St. Gertrudskapelle.*)

Von Rudolf Schmidt-Eberswalde.

Während in der Stettiner Vorstadt sich als ältestes Wahrzeichen der Stadt die 1359 zum erstenmal urkundlich erwähnte St. Georgskapelle durch die Jahrhunderte hindurch gerettet hat, ist die St. Gertrudskapelle seit 50 Jahren gänzlich verschwunden.

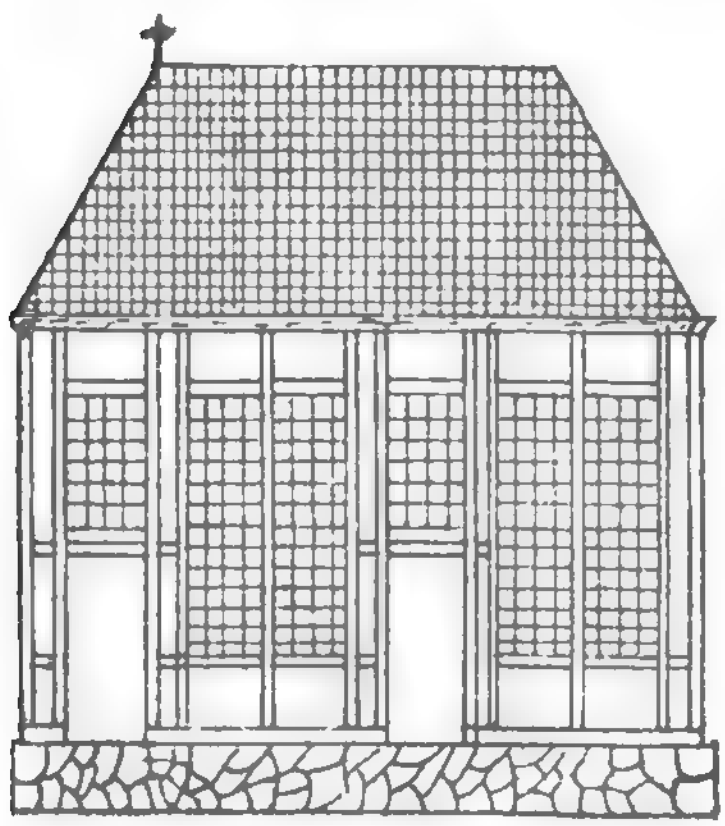
Gertrudskapellen sind in einer Reihe von märkischen Städten vorhanden oder vorhanden gewesen. Sie sind benannt nach der heiligen Gertrud, der Tochter des fränkischen Majordomus Pippin von Landen, welche im Jahre 659 als Äbtissin des Klosters zu Nyvel starb. Im Volksmunde trat sie als Schutzheilige der Reisenden und fahrenden Brüder, die ihr zu Ehren die Gertrudsminne tranken, an die Stätte der altheidnischen Göttin Freyja. Ferner galt die Heilige als Schutzherrin der Spitäler und Krankenhäuser, demnach als Trost der Armen, der schwachen und kranken Leute. Der Volksglaube hielt auch gern an der Vorstellung fest, daß die den Lebenden so gütige Herbergspatronin auch den Verstorbenen freundlich gesinnt sein werde; und so entstand wohl die Vorstellung, daß die Toten die erste Nacht bei der heiligen Gertrud einkehren und schlafen (vergl. hierzu die interessanten Ausführungen E. Lembkes in Brandenburgia XII Seite 445).

*) Vom Verfasser für das Monatsblatt erweiterter Abdruck aus der „Eberswalder Zeitung“ 1904 No. 296.

Digitized by Google

Die märkischen Gertrudskapellen werden unzweifelhaft alle zu gleicher Zeit, d. h. zu einer Zeit, als der Kultus der heiligen Gertrud besonders gepflegt wurde, entstanden sein, wie diese Annahme ja auch für unsere märkischen Kirchen sich mehrfach als zutreffend erwiesen hat. Wir hätten danach die Zeit der Entstehung der Eberswalder Gertrudskapelle und des dazugehörigen Hospitals St. Gertrud bereits ins 13. Jahrhundert zu setzen, also in eine Zeit, die mit Begründung Eberswaldes als Stadt zusammenfällt. Wenn diese Annahme richtig ist, so gewinnt auch die weitere an Wahrscheinlichkeit, daß die Gertrudskapelle vielleicht vordem als Burgkapelle der Eberswalder Burg auf dem Hausberg, von der wir leider ebenfalls so gut als garnichts wissen, gedient haben könne. Dann freilich würde ihre erste Anlage noch älter sein.

Leider lassen uns, wie gesagt, die Urkunden vollständig im Stich, während die Georgskapelle doch wenigstens schon Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, trotzdem auch sie viel älter ist.



Die verschwundene Gertrudskapelle
(Rekonstruktion).

Erst durch das Visitationsprotokoll vom Jahre 1542 erfahren wir zuerst etwas von dem Vorhandensein der Gertrudskapelle. Es werden in diesem Protokoll „alle Lehen, Gut und Einkommen“ der Eberswalder Kirche registriert, und ersehen wir, daß das Einkommen der St. Gertrudskapelle im ganzen betrug 13 Schock (Getreide), 52 Groschen 7 Gulden und 8 Groschen und zwar zählt das Protokoll diese Einnahmen im einzelnen wie folgt auf: 32 gr. von 8 Schock Hans Trewe auf seinem Garten bei dem Upstall, fällig an St. Gallustag; 20 gr. von 5 Schock Caspar jerick auf seinen Garten nach dem Upstall, St. Andreastag; 12 gr. von 3 Schock jores Bunger der schmidt auf „sein anbold vnd an schmidt gezeugen“ (also auf Ambos und Schmiedewerkzeuge, welche Eigentum der Kirche bezw. der Stadt waren), zu Nativitatis Christi; 8 gr. von 2 Schock Heinrich Bermbaum (die Familie Beerbaum ist heute noch in Eberswalde ansässig) auf seinen Garten bei der Wolffberck (Wolfsbach) gelegen, Lätare; 20 gr. von 5 Schock Jorg Sasse (Sasse bekannte Eberswalder Familie) auf seinen Garten an dem Angermündischen Wege, Martini; 8 gr. von 2 Schock Laurentz Stadtaw auf seinen Garten am Paschkenberg (Paschenberg, südlich vor der Stadt

Digitized by Google

gelegen), Pfingsten; 20 gr. von 5 Schock Their Hasse auf seinen Garten nach dem Upstall, Maria Magdalenen; 4 gr. von 1 Schock Mertten Zernikaw auf seinen Garten an der (städtischen) Ziegelscheune, St. Apostelstag; 4 gr. von 1 Schock Mertten glaubig auf seinen Garten hinter seinem Haus, Estomihi; 20 gr. von 5 Schock Ludwig Coppe auf sein Haus und Hof und was darin „bewagen vnd vnbewagen ist“ (beweglich und unbeweglich?), penteevstes; 8 gr. 2 Schock Thewes kurtz auf seinen Garten hinter dem Paschenberg, Weihnachten; 8 gr. von 2 Schock Johans Probstin auf ihren Garten an dem Angermündischen Wege, purificationis; 32 gr. von 8 Schock jorg sasse auf seinen Werder an der Monchen bruck (jetzt Ausbau Polenzwerder an der Mönchsbrücke in der Chorinschen Heide) gelegen, „vnd sein Redeste guter“ omnium Sanctorum; 8 gr. von 2 Schock Heinrich Bernikow auf seinen Garten bei der Wolffsberg gelegen „vnd sein Redeste guter“, St. Lucastag; 8 gr. von 2 Schock weber auf sein Land bei der Schwertze (Schwärzefluß) gelegen, Simon Juda; 10 gr. von 3 Schock Mathias Blumaw auf seine Hufen, Reminiscere; 10 gr. von 3 Schock Krantz Palm auf seine Hufen. Summa 13 Sch. 52 gr. 7 sl. 8 gr. Ferner erfahren wir, daß das Einkommen des St. Gertrudshospitals „so zur Unterhaltung der Armen gestiftet und gebraucht wird“ in Summa 31 Groschen betrug und zwar 28 gr. von 7 Schock giebt Andres Rucker, auf seine Wiesen auf dem Upstall bei Peter Nickells Wiesen gelegen, ist ungefähr seit zehn Jahren den Zins schuldig. Um die Rückstände endlich zu erhalten, sind die Vorsteher (des Hospitals) in Beisein Hansen Teltaws, Bürgermeister, übereingekommen mit Rücker, daß er die Schuld wie folgt tilgen soll: 2 Sch. Michaelis, 1 schock vnd volgig vff negstkunftige Ostern das ander Schock sampt den 28 gr. Zins, so alsdan von den 7 schock vortagt werd, enthrichten soll vnd also dan die 7 schock der ein jdes mit 4 gr. verzinsen bis so lang es dieselbigen auch vff drei tagzeit als alle mhal vff Ostern ablege. Solchs hat er mit Hand vnd Munde zu haltten zugesagt. 4 gr. giebt jährlich Bürgermeister Hans Teltaw von einer dem Hospital gehörigen Wiese, zahlbar Katharinae „Es soll auch hinfürder, mit der Vorsehung der armen Leutte, wie biß daher ader aber ein Rath nochmals verorden wird, bis zw Weitteres Visitation gehalten werden“. Summa 31 gr.

Dem Hospital waren im Laufe der Zeit einige Vermächtnisse zugeflossen, deren Erträge auf Zinsen ausgeliehen wurden. U. a. schenkte eine Frau Weidemann jr. 10 Schock (Erträgnisse von ihrem Acker), welche vom Rat vereinnahmt und mit 20 Silbergroschen verzinst wurden. 1574 „standen 37 Schock aus, wovon die Zinsen nicht deutlich berechnet sind“, erzählt der Chronist. Von einem gewissen Garten hinter dem Hausberge, „welcher dem Bürgermeister Gabriel Wensikendorf gehörte, und worauf er 4 Schock geliehen hatte, nachher aber in dem Cataster von 1658 Schubarts Landgarten genannt wird“, waren dem Hospital

Digitized by Google

statt 16 Groschen Pacht jährlich 16 Pfund Fleisch zu liefern. Auch sonst war für die Hospitaliten, falls das zu zahlende Einkaufsgeld nicht ausreichte, in ausreichender Weise gesorgt, indem ihnen neben Testamentsgeldern, Vermächtnissen, Erträgnissen (Pensionen) von Ländereien und Wiesen zugewendet wurden die Almosen, welche in einer Büchse durch die Stadt ostiatim eingesammelt wurden, die Erträgnisse der sogen. Kirchenbuden (d. h. der Stände an der Kirche auf den Jahrmärkten), das was in den „Armenstock am Wege“ neben dem Hospital eingelegt wurde, durch Brot „so alle Sonntage durch eine Magd mit einem Korb in der Stadt zusammengebeten wurde“, endlich das Klingelbeutelgeld.

Anno 1600 bestand das Vermögen des Hospitals aus 67 Schock 95 Groschen in bar, und 47 Gulden 4 Groschen 3 Pfennig in rückständigen Zinsen.

Die Hospitalräumlichkeiten sind im 30jährigen Kriege zerstört worden; ihre Einkünfte wurden später mit denen der Pfarrkirche bezw. der Kämmerei vereinigt und als Grundstock für die noch jetzt bestehende Hospitalkasse benutzt.

Nach dem 30jährigen Kriege war nur noch die kleine Kapelle, in welcher bis vor dem Kriege immer noch ein Sonntagnachmittags-Gottesdienst gehalten worden war, übrig geblieben, wie wir sie auf dem Merianschen Bilde der Stadt Eberswalde aus dem Jahre 1652 sehen. Sie stand auf dem Kapellen- oder Hospitalberg. Dort in der Nähe, wo sich auf dem ältesten Teile des jetzigen Friedhofes noch der aus großen und starken Feldsteinen gemauerte, ohne Mörtel angesetzte, alte Brunnen befindet, der letzte Überrest des ehemaligen Hospitals. Ihr früher Verfall ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Kapelle nicht allein der Kriegsfurie, besonders während des 30jährigen Krieges, ausgesetzt war, sondern durch ihre exponierte Lage auf einem die Stadt überblickenden Berge auch Wind und Wetter mit der Zeit besonders fühlbar wurden.

Die Kapelle war aus Holz, mit ausgemauerten Fächern. Sie besaß auch einen kleinen Turm, welcher auch später zusammenfiel. Darauf ließ der damalige Bürgermeister Samuel Mainert die Kapelle auf eigene Kosten baulich in Stand setzen und statt eines Turmes eine Windfahne, mit seinen Namensbuchstaben S. M. und der Jahreszahl 1688, auf dem Dache befestigen. An der Kanzel befand sich ein wertvolles Ölgemälde, Christi Gebet am Ölberge darstellend. Ein darin befindlicher Leichenstein deckte die Asche eines Eberswalder Kaufmanns namens Walter, wie überhaupt noch „einige angesehene Personen“ hier begraben sein sollen.

Nachdem die Kapelle so in Stand gesetzt war, konnte sie auch wieder zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt werden. Dauernd geschah dies vom Jahre 1693 ab, nachdem sie auf kurfürstlichen Befehl den

Digitized by Google

damals eingewanderten Schweizern zur Abhaltung ihrer Gottesdienste überlassen wurde. Der Kurfürst hatte unterm 11. März 1693 an den Kommissionsrat Grohmann u. a. geschrieben: „Dabey hast du in Unserm hohen Namen zu versichern, daß die Kirche nebst ihren Intraden und was dazu gehöret, ihnen (den Lutheranern) doch verbleiben, und ebenfalls freystehen solle, nach wie vor ihren Gottesdienst darin zu halten". Die Gertrudskapelle wurde also sozusagen nur „auf Widerruf" den Schweizern überlassen.

(1691 wurden auf Kurf. Befehl 27 Schweizer Familien hier angesiedelt, ihnen ihre eigene Straße, die heutige Schweizerstraße, gegeben und abgabenfreie Häuser überlassen. Ihre vornehmste Aufgabe war, das vielfach schlechte Land in gutes Kulturland zu verwandeln und haben sie dies hauptsächlich an Waldparzellen versucht, jenseits der Stettinerstraße, welche noch heute die Schweizer Hufen genannt werden.)

Außer der reformierten Schweizer-Kolonie wurde die Kapelle „auch wohl zuweilen denen Katholiken von der Garnison, wenn sie das Sakrament des Nachtmahls hielten, zum gottesdienstlichen Gebrauch vergönnet", auch „noch bis 1706 die jährliche Bet-[Buß-]predigt in derselben, welche der Diaconus vermöge einer alten Stiftung alle Jahre den Dienstag nach Rogate halten muß", gehalten.

Als im Jahre 1717 die Schweizer ihre eigene Kirche, die St. Johanniskirche (jetzt das Kaufhaus Lagro) bezogen, verödete die Gertrudskapelle gänzlich. Die noch vorhandene kleine Glocke, welche bisher in einem freien Glockenstuhl aufbewahrt worden war, wurde den Schweizern „zur Anschaffung eines Geläutes" für ihre neue Kirche überlassen und eingeschmolzen, desgleichen nahmen sie die aus dem frühesten Mittelalter stammende Kanzel nebst Altaraufbau mit hinüber in ihre neue Kirche.

Hin und wieder als Leichenhalle benutzt, wurde aus der Kapelle mit der Zeit ein sogenanntes Kronenhaus. Die inneren Wände bedeckten sich nach und nach immer dichter mit Jungfern- und Junggesellenkronen, von denen viele Seidenbänder herunterhingen, die mit dem Namen des Verstorbenen, seinem Geburts- und Todestag und in der Regel mit einem Bibel- oder sonstigen christlichen Spruch bestickt waren. Es befanden sich darunter recht wertvolle Exemplare. Die schöne Sitte wird zwar in Eberswalde seit langen Jahren nicht mehr geübt, wohl aber haben bis heute einige der umliegenden Dörfer an dem alten Brauche der Totenkronen festgehalten.

Im Jahre 1855 brannte die Gertrudskapelle plötzlich ab; wie man sagt, ist das Feuer von böswilliger Hand angelegt worden. Die übrig gebliebenen sehr großen Fundamentsteine wurden im Mai 1886 blos-

Digitized by Google

gelegt, als letzter Rest dieses Gotteshauses aus der Erde gegraben und anderweitig benutzt. — Ein Bild des interessanten Gebäudes existiert anscheinend nicht mehr, das von uns beigegebene bildet eine Rekonstruktion aus dem Gedächtnis, angefertigt nach den Angaben eines alten Eberswalders.

Bücherschau.

Hue guet Brandenburg allewege. Blätter für Heimatkunde. Herausgegeben von Walther Specht. Bd. 1 u. 2. 8° je 160 S. Rathenow, M. Babenzien, 1904 u. 1906. Jeder Band gebd. 1,75 M.

Manch wertvoller Beitrag zur märkischen Heimatkunde, sei es eine Urkunde, ein Brief, eine zeitgenössische Schilderung oder ähnliches, erscheint in den Provinzblättern oder in den Veröffentlichungen lokaler Vereine und wird von den beteiligten Kreisen gelesen, um dann wieder der Vergessenheit anheimzufallen. Nur selten findet eine solche Veröffentlichung für kleinere Kreise den Weg in die große Öffentlichkeit und wird von weiteren Schichten beachtet, meist, wenn sie überhaupt Beachtung findet, wandert sie in die Sammelmappe eines Geschichtsfreundes oder in das Archiv eines Museums, um dort zu ruhen, bis ein interessierter Forscher sie wieder gelegentlich ans Tageslicht zieht. Derartige Veröffentlichungen müßten von maßgebenden Persönlichkeiten, von Vereinen oder Behörden in gewissen Zeitabschnitten gesammelt und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet herausgegeben werden, um sie auf diese Weise der Allgemeinheit nutzbar zu machen, und im Laufe der Jahre würde ein ganz schönes Material für die märkische Heimatkunde zusammenkommen. Ein bescheidener Versuch dieser Art, der sehr zu loben ist, wird seit einigen Jahren von dem um die Heimatkunde verdienten Lehrer Walther Specht in Rathenow gemacht, der die im „Kreisblatt für das Westhavelland“ erscheinenden Aufsätze über märkische Geschichte und Heimatkunde sammelt und alle zwei Jahre in Buchform unter dem Titel „Hie guet Brandenburg allewege. Blätter für Heimatkunde“ herausgibt. Bisher sind zwei Bände von je 20 Heften erschienen, die eine Fülle von Stoff besonders zur Geschichte und Heimatkunde des Westhavellandes, enthalten und die Beachtung der Geschichtsfreunde verdienen. Neben Altbekanntem findet sich viel Neues, und manche Urkunde, mancher Brief, manche private Aufzeichnung ist in diesen Blättern zum ersten Male veröffentlicht. Hierher gehören beispielsweise eine Reihe von Sammlungen von abergläubischen Gebräuchen aus dem Westhavellande, Urkunden und geschichtliche Beiträge für die Orte Semlin, Premnitz, Plaue, Heiligengrabe, Friesack und Hohennauen, Schilderungen aus der Geschichte des Zieten-Husarenregiments, das Tagebuch eines Rathenower Landwehrmannes aus den Freiheitskriegen, Briefe des Generals Friedrich von Bismarck u. a.

Digitized by Google

Der Umkreis der heimatkundlichen Darstellungen ist keineswegs auf das Westhavelland beschränkt, auch die Altmark, die Prignitz, das Osthavelland und die Zauche finden Berücksichtigung und in den nächsten Bänden soll das Gebiet der Veröffentlichungen auf weitere benachbarte Kreise ausgedehnt werden. Es wäre zu wünschen, daß in Zukunft neben geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufsätzen auch solche aus der Vorgeschichte, Naturkunde und Kunstgeschichte Aufnahme fänden, damit die „Blätter für Heimatkunde“ recht vielseitig werden. Jedenfalls ist dem Unternehmer die weiteste Verbreitung und der beste Erfolg zu wünschen.

Dr. Gustav Albrecht.

Kleine Mitteilungen.

Von der alten Linde am Forsthause in Klein-Glienicke (bei Potsdam) berichtet die Sage, daß in ihrem Schatten neun Söhne eines Müllers beerdigt sind, welche die Pest dahinraffte. Zur Wendenzeit, so meldet die Sage, lebte auf dem Glienicker Werder bei Potsdam in einer Hütte an derjenigen Stelle, an der heute das Forsthaus steht, ein Handwerker, der feste Steine zu Mühlsteinen verarbeitete und nebenher allerlei mechanische Sachen anfertigte. Er hatte nur geringen Verdienst und mußte mit seiner Frau und seinen neun Kindern oft Not leiden. Da die Frau ihm beständig Vorwürfe machte, daß er seine Zeit mit Anfertigung von kleinen Maschinen, die niemand kaufte, verbringe und dadurch an aller Not schuld sei, ging der Handwerker zuletzt in den Wald und wollte seinem Leben ein Ende machen. Da trat ein schwarzer Geist zu ihm und versprach, ihm zu helfen, wenn er dafür eine Seele zu eigen gebe. Davon wollte der Mann nichts wissen. Auch bei einer anderen Gelegenheit, als er wieder verzweifelnd in den Wald gegangen war und der böse Geist ihm den gleichen Vorschlag machte, wies er diesen zurück. Erst beim dritten Male, als seine Frau zufällig Zeuge des Gesprächs war und ihn bestürmte, einzuwilligen, schloß er den Vertrag mit dem Teufel ab. Als er aber darauf erfuhr, daß die Seele eines seiner Kinder dem bösen Geiste verfallen sei, tat ihm der Handel leid, aber da er nicht mehr zurückkonnte, folgte er dem Schwarzen, der ihn auf einen nahen Berg führte. Hier warf der böse Geist drei Rabenfedern in die Luft, und sofort brach ein heftiger Sturm los, der den Griebnitz-See aufwühlte und über seine Ufer trieb. Als der Sturm sich gelegt hatte, führte der Geist den Mann zu der Hütte zurück und zeigte ihm einen Bach, der neben jener rauschend dahinschoß: der Griebnitz-See hatte sich einen Durchbruch zur Havel gebahnt. Der Schwarze lehrte den Handwerker sodann eine Wassermühle bauen, und deren Ertrag brachte dem Müller große Reichtümer. Als

Digitized by Google

die Zeit des Vertrages mit dem bösen Geist um war, schickte dieser die Pest ins Land, an der alle Kinder des Müllers starben. Verzweifelnd stürzte sich der Mann in den Mühlbach, während die Frau trauernd die neun Söhne unter der großen Linde begrub. Nach ihrem Tode ist sie dann noch oft am Grabe bei der Linde erschienen, und noch heutzutage wollen Leute nachts eine graue Gestalt unter der Linde bemerkt haben.

Tägl. Rundschau 8. 9. 1905 Dr. G. A.

Vom Rittergut Wilsikow, Kreis Prenzlau. Im Jahre 1889 übernahm Herr von Holtzendorff das väterliche Gut. Wilsikow ist mit Neuhof 4500 Morgen groß, und wird durch Herrn von Holtzendorff mit Hilfe eines Inspektors bewirtschaftet. Er war früher Offizier im 2. Garde-Regiment zu Fuß, und ist jetzt ein passionierter Landwirt. Durch viele Verbesserungen hat er die Ertragfähigkeit des Bodens sehr erhöht. Die das Gut durchziehende Hügelkette hat Herr von Holtzendorff mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt, ebenso im Tanger hat er weise gewirtschaftet, so daß das Gebrauchsholz allein vom Gut bezogen werden kann. Herr von Holtzendorff hat in 16jähriger Tätigkeit viel geleistet, trotz aller materieller Arbeit hat er aber stets Zeit gefunden, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Als großer Shakespeare-Verehrer gilt sein Hauptstudium diesem großen Dichter. Der Brite ist der Lieblingsdichter des Herrn von Holtzendorff, weil seine Werke unerschöpflich an Lebensweisheit sind, und die Sprache so wunderbar schön ist. 310 Jahre sind seit Shakespeare verflossen, und trotzdem passen seine Gedanken und Aussprüche in unser modernes Zeitalter. Zu Ehren dieses Dichters setzte Herr von Holtzendorff einen Denkstein. Das Denkmal steht am Wege, der von Wilsickow nach Luckow führt. Der Stein wurde auf dem Felde gefunden, konnte absr seiner Größe wegen nicht weiter fortgeschafft werden. Er ist daher nicht weit von der Fundstelle am Wege gesetzt worden, und steht 1 Meter tief in der Erde. Wilsikow besitzt aber noch ein Denkmal: das Bismarckdenkmal, das 1891 gesetzt wurde. Es steht am Park, einen stimmungsvollen Hintergrund dazu bilden die Bismarcksanlagen. Eine Brücke führt zur Bismarcksinsel, die das Erbbegräbnis derer von Holtzendorff werden soll. Das Bismarckdenkmal besteht aus zwei Teilen. Der untere Teil ist ein roher Stein, in dessen Mitte ein großes eisernes Kreuz ist, umgeben von einem goldenen Lorbeer- und Eichenlaubkranz. Auf diesem Untergestell steht ein kleinerer, oben abgerundeter, polierter Stein. In der Mitte ist ein goldenes Kleeblatt eingemeißelt, darum steht der Spruch:

In Trinitate Robur.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

21. (9. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. März 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende gedenkt des wohlgelungenen Stiftungsfestes vom 9. d. M. in der Ressource Oranienburger Straße, hebt hervor, daß die gegen früher veränderte Einteilung des Abends großen Beifall gefunden habe und dankt Namens des Vorstandes besonders denjenigen Damen und Herren, Mitgliedern und Nichtmitgliedern, welche durch ihre vorzüglichen Darbietungen die Teilnehmer erfreut haben.

II. Heimatschutz. a) Ausliegend die Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. II. Jahrg. März 1906. Nr. 3—4; darin behandelt die Begründung eines Heimatschutz-Vereins für Mecklenburg in dessem Sinne besonders u. M. Herr Direktor Franz Goerke tätig ist, indem er u. a. am 5. k. M. einen Lichtbildervortrag über Mecklenburg im Kgl. Museum für Völkerkunde halten wird, zu dessen Beteiligung, nach Maßgabe des ausliegenden Programms, hierdurch bestens eingeladen sei. b) Bericht über die Jahresversammlung des deutschen Bundes für Heimatschutz in Goslar vom 12. bis 14. Juni d. J. Die 40 meist wohlgelungenen, typischen Abbildungen werden Ihren Beifall finden. — c) Dem Preußischen Herrenhaus ist ein sehr beachtenswerter Gesetzesentwurf zugegangen, welcher der Polizei gestatten soll, bei verunstaltenden Bauprojekten in Städten dagegen verhindernd einzuschreiten. — d) in Sachen der Schonung des hiesigen sogen. Lessing-Hauses, Am Königsgraben Nr. 10, für dessen möglichste Erhaltung eine von mir in voriger ordentlicher Sitzung erwähnte Petition an die hiesige Stadtverordneten-Versammlung gerichtet war, hat diese die Magistrats-Vorlage auf Verkauf des Hauses an den erwähnten Kauf-

Digitized by Google

lustigen zwar abgelehnt, aber doch im Prinzip den Verkauf (statt für 421 000 M, für ungefähr 580 000 M) beschlossen. Ein neuer Käufer hat sich noch nicht gefunden. Demselben soll auferlegt werden, daß die Lessing-Büste mit Erinnerungstafel aus Bronze, gestiftet seiner Zeit durch den Verein für die Geschichte Berlins, an der Außenfassade wieder angebracht werde. Der Magistrat wird dem Beschluß der Versammlung zweifellos beitreten. (Späterer Zusatz: Ist geschehen.)

III. „Das Unternehmen für billige Touristenfahrten zur See“ (Firma Kinne & Co., Invalidenstr. 20) ladet in dem kursierenden Prospekte für den Sommer 1906 zu sehr wohlfeilen drei- und viertägigen Fahrten nach Bornholm ab Stettin ein. Der Dampfer heißt Bornholm und wird von dem den Berliner Touristen wohlbekannten Kapitän Blanck befehligt.

IV. Neu-Ruppin. Auf Wunsch des Bürgervereins für Städtische Angelegenheiten zu Neu-Ruppin lege ich ein Schreiben des Vorstandes, wonach er zu einer Wanderfahrt der Brandenburgia freundlich einladet, desgl. zur Verteilung eine Anzahl Prospekte „Neu-Ruppin, die Perle der Mark“ und „Führer durch Neu-Ruppin und Umgegend mit einer Routenkarte der Ruppiner-Schweiz“, 2. verbesserte Auflage (Neu-Ruppin, Buchdruckerei von H. Streul) einschickt, mit bestem Dank vor. Da wir für 1906 bereits reichlich besetzt sind, werden wir leider einen Ausflug nach Neu-Ruppin erst für 1907 ins Auge fassen können. Daß derselbe sehr lohnend ist, kann ich versichern; Neu-Ruppin ist eine überaus freundliche und ansprechende Stadt mit vielen geschichtlichen Erinnerungen. Die wald- und wasserreiche Umgegend gilt mit Recht als eine der anmutigsten unserer Mark.

V. Nach Prenzlau ist für den 17. Juni d. J. eine Wanderfahrt geplant, wobei wir auf freundliches Entgegenkommen des dortigen Uckermärkischen Geschichts- und Museums-Vereins bestens rechnen können. Der uns befreundete, im brandenburgischen Heimatforschungskreise rühmlichst bekannte Herr Landgerichtsrat Dr. Philippi zu Prenzlau hat die Güte gehabt, die Vorbereitungen in die Hand zu nehmen.

B. Persönliches.

VI. Im Laufe dieses Monats verstarb zu unserm Bedauern Herr Rentier Fritz Schulz, Albrechtstr. No. 16, seit April 1896 Mitglied.

VII. Von Karthago entsendet freundliche Grüße unser verehrtes weitgereistes Mitglied Herr Postrat a. D. Steinhardt. Die miteingesendeten Ansichtspostkarten beziehen sich, wie Sie ersehen wollen, auf die großartigen römischen Ruinen von Timgad in Algerien (Trajans-Bogen) und auf die mir aus eigener Ansicht wohl bekannten punischen Höhlengräber am Fuß der Byrsa von Karthago.

Digitized by Google

VIII. Unser Mitglied Her Ingenieur Hermann Knauer hat die Mitgliedschaft als „Gönner“ der Brandenburgia durch Einzahlung von 500 M erworben, wofür hiermit verbindlichst gedankt wird.

IX. Es findet die Wahl des Vorstandes auf Grund § 19 und gemäß § 21 statt. Auf Antrag mehrerer ordentlicher Mitglieder wird der bisherige Vorstand durch mündliche Zustimmung ohne Widerspruch vom 1. April 1906 ab auf zwei Geschäftsjahre wieder gewählt, d. h.:

Ernst Friedel	als	I. Vorsitzender,
Emil Uhles	„	II. „ ,
Carl Bolle	„	I. Beisitzer,
Emil Bahrfeldt	„	II. „ ,
Eduard Zache	„	I. Schriftwart,
Otto Pniower	„	II. „ ,
Ernst Rönnebeck	„	Schatzmeister,
Carl Altrichter	„	Archivar,
Karl Müllenhoff	„	Bibliothekar.

Der I. Vorsitzende spricht den Dank für die Wiederwahl aus.

C. Naturkundliches.

X. Von dem Illustrierten Jahrbuch der Naturkunde, welches unser geschätztes Mitglied Herr Hermann Berdrow herausgibt, lege ich Ihnen den IV. Jahrgang 1906 vor, der mit einem Titelbild Ernst Haeckels in Jena ausgestattet und wie sein Vorgänger ungemein inhaltsreich ausgefallen ist. Die Darstellung ist klar und flüssig, auch dem Gemeinverständnis, für welches diese Zeitschrift berechnet erscheint, durchaus bestens angepaßt.

XI. Von den beliebten interessanten und prächtig ausgestatteten „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke“ wird Heft 3, März 1906, Jahrgang II vorgelegt. Ich mache besonders auf die Darstellung der Festbeleuchtung an Kaisers Geburtstag sowie auf die elektrische Beleuchtung unsers hübschen und eleganten Borsigstegs zwischen Schleswiger- und Bundesrats-Ufer aufmerksam.

XII. Karl Möbius, unser hochverehrtes Mitglied, übersendet einen seiner geistreichen und gleichzeitig lehrreichen Vorträge, die er in der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften gehalten, diesmal in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 22. Februar 1906: „Können die Tiere Schönheit wahrnehmen und empfinden?“

Man möchte die Frage ohne weiteres z. B. mit Hinblick auf die Vogelwelt bejahen. Bei den monogamisch lebenden Schwänen gleichen sich beide Geschlechter völlig. Bei den polygamisch lebenden Vögeln z. B. den Enten, den Truthühnern, den Pfauen u. s. w. zeichnen sich die Männchen vor den Weibchen durch besondere Farbenpracht aus. Sir Charles Darwin hat die Frage in seinemb erühmten 1871 erschienenen

Digitized by Google

Werke: „die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ mit folgenden Worten bejaht: „Das Gefühl für Schönheit ist für ein dem Menschen eigentümliches erklärt worden. Wenn wir aber sehen, wie männliche Vögel mit Vorbedacht ihr Gefieder und dessen prächtige Farben vor dem Weibchen entfalten, während andere nicht in derselben Weise geschmückte Vögel keine solche Vorstellung geben können, so läßt sich unmöglich zweifeln, daß die Weibchen die Schönheit ihrer männlichen Genossen bewundern.“

Obwohl dies der große Forscher noch weiter zu begründen versucht hat, stellt sich Karl Möbius auf einen gegensätzlich verneinenden Standpunkt und stützt sich dabei auf eine Reihe von Beobachtungen, welche die Gleichgültigkeit beispielsweise jener weiblichen Vögel ihren prächtigen Männchen gegenüber offenbaren. Darnach wäre die Pracht derselben, ebenso wie die Hautlappen, leuchtenden Kämme u. dergl., welche viele männliche Lurche zur Paarungszeit zeigen, nur der Ausdruck des höchsten Kraftgefühls und daß diese kräftigsten Männchen den Sieg gegenüber weniger schön ausgestatteten Mitbewerbern bei den Weibchen davon tragen, ergebe sich als natürliche Folge, die schönere Ausstattung habe also mit einem Lustgefühl, einer Schönheitsempfindung seitens der Weibchen nichts zu tun.

Möbius schließt: „Ich habe versucht nachzuweisen, daß wir den Tieren das Vermögen, Schönheit wahrzunehmen, deshalb nicht zuschreiben dürfen, weil sie nicht im Stande sind, das Gesetzmäßige in den auf sie einwirkenden Naturerscheinungen zu erkennen.“ —

Was meinen persönlichen Standpunkt anlangt, so kann mich als alten Tierfreund und unablässigen Tierbeobachter die Möbiussche Anschauung nicht völlig befriedigen. Ich habe mir zum öftern gelegentlich dieser meiner tierpsychologischen Tätigkeit bei dem höchst seltsamen gewissermaßen menschlichen Verhalten von Tieren die Frage vorlegen müssen: Gibt es Tiere welche eitel sind? Ich muß diese Frage an der Hand der Erfahrung, die bei den Naturwissenschaften ja doch den Ausschlag gibt, bejahen. Unter den edelsten Pferderassen beispielsweise gibt es Tiere, welche wir zweifellos für eitel halten, z. B. unter den arabischen Vollblutpferden und den ostpreußischen Trakehner-Pferden. Dieselben gebehrden sich schon ohne Aus- und Aufputz mitunter derartig, daß man deutlich sieht, wie sie auffallen wollen. Besonders ist das aber der Fall, sobald sie prächtig aufgezäumt oder als Wagenpferde bunt und gleißend aufgeputzt werden. Natürlich nur junge Pferde; alte abgelebte sind nicht mehr eitel, gerade wie bei uns Menschen. Worauf sind diese Tiere eitel? doch auf sich selbst, auf ihr Gehabe und Getue, ihren Auf- und Ausputz und dies kann doch nicht anders ausgelegt werden als, daß sie auf ihre Schönheit eitel sind.

Digitized by Google

Das gilt auch von Hunden. Beispielsweise kenne ich einen rasseechten männlichen schwarzen Königspudel, der wie versessen auf das Ausgeputztwerden ist und mit Bändern, Häubchen und dergl. Verschönerungen gern herumstolziert und sich dann bewundern läßt, was er dankbar anerkennt. Auch dies Tier ist zweifellos auf seine wirkliche oder vermeintliche Schönheit stolz.

Das wäre subjektive Wahrnehmung und Empfindung von Schönheit. Es kommt aber auch rein objektive dergleichen Wahrnehmung und Empfindung vor, wie nachfolgender Fall erweist. Ich kannte viele Jahre hindurch einen grünen Amazonen-Papageien, der hervorragend farbenfreudig war und jedesmal seinem Entzücken unzweideutig Luft machte, sobald seine Herrin und deren Tochter sich putzten und schmückten; namentlich für helle Kleider und bunte Hüte schwärmte er. Schlichtarbige Anzüge ließen ihn dagegen völlig gleichgültig.

Ja das sind eben Haustiere oder (Papageien) domestizierte Tiere, keine wilden Tiere, wird man vielleicht einwenden. Ich kann diesen Einwand nicht gelten lassen, er beweist nur wie hochgradig das Schönheitsgefühl bei den Tieren gesteigert werden kann, es muß also doch der Ansatz dazu im Tier stecken.

Ich empfehle dies ungemein interessante psychologische Problem, über das ich mich selbstredend nicht abschließend heut äußern kann, Ihrer besondern Aufmerksamkeit, die Beschäftigung hiermit ist in jeder Beziehung höchst lohnend.

XIII. Dr. Otto Zarachias: Über die systematische Durchforschung der Binnengewässer und ihre Beziehungen zu den Aufgaben der allgemeinen Wissenschaft vom Leben. Der geistvolle biologische Schriftsteller und verdiente Direktor der weitbekannten Biologischen Station zu Plön erfreut die Brandenburgia wiederum mit einer interessanten Denkschrift (Sonderabdruck aus dem XII. Bande der Plönir Forschungsberichte, 1905), welche sich, dem Spezialforschungsgebiet des Verfassers einreihend, hauptsächlich mit den niederen Süßwasserorganismen beschäftigt, die zum Teil auf der schwierigen Grenze zwischen Pflanzen- und Tierreich stehen. Die Zachariasschen Arbeiten sind sowohl für die Naturforscher als auch für die Land- und Wasserwirte von größtem Interesse, für die letzteren, weil sie Winke geben, wie selbst unbedeutende kleine Wasserflächen noch ertragsfähig auszunutzen wären. Eine angenehme Zugabe ist es, daß sich der Verfasser nicht auf sein engstes Heimatgebiet beschränkt, sondern noch viele Länder außerhalb Deutschlands desgl. in Amerika zum Vergleich heranzieht.

Namentlich im nationalökonomischen und im Interesse der Heimatforschung wünschen wir der Denkschrift weiteste Beachtung und Beherzigung.

Digitized by Google

D. Kulturkundliches.

XIV. Rolandschau. Fortsetzung.

a) Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Mit diesen Versen Heinrich Heines ist der steinerne Roland von 1717 gemeint, der an der südlichen Seite des roten Turms zu Halle a. S. aufgestellt ist und von dem es in einem anderen Liede heißt:

Roter Turm, des Blutes Zeichen,
Das Gerechtigkeit vergossen,
Bei dem Rolandsbild geflossen,
Unter Beil- und Schwerterstreichen.

Vgl. Sello: Vindiciae Rolandi Bremensis. S. 24 u. 37.

b) Die genaue Kopie des Brandenburger Rolands welche auf meine Veranlassung vor dem Neubau des Märkischen Provinzialmuseums aufgestellt wurde, ist jetzt freigelegt. Das von mir in der Höhlung des Hauptes gepflanzte Donnerkraut (Sempervivum tectorum) ist gut angewachsen.

c) Der Roland von Ragusa. Mein verehrter Freund Spiridion Brusina, Professor der Zoologie und Palaeontologie, in der kroatischen Hauptstadt Agram (Zagreb) welcher sich sowohl dem Märkischen Museum wie der Brandenburgia wiederholt dienstbereit erwies, hat die große Güte gehabt, zwei kürzlich aufgenommene schöne Photographien (die kleinere in Visitenkartenformat) mir zur Verwendung in der Brandenburgia zuzusenden, welche eine deutliche Vorstellung des berühmten Orlando di Ragusa, in jener alten Handelsstadt republikanischer Verfassung darbieten, die lange Zeit den Süden der östlichen Gestade des adriatischen Meeres beherrschte und noch jetzt einer der Haupthandelsplätze Dalmatiens ist. Wir reproduzieren das größere Bild. (Abbildung Seite 143.) Der als jugendliche Ritterheld gestaltete Roland steht vor der Sankt Blasius-Kirche (ital. San Biagio, kroatisch Sveti Vlaho). Das Bildwerk stellt einen schönen Mann in tadelloser Rüstung dar, nicht plump und grotesk wie die meisten Rolandsbildsäulen, sondern in einer für unser ästhetisches Empfinden durchaus ansprechenden Ausgestaltung. Die Zeichnung Sellos a. a. O. zu Anm. 119 ist hiernach zu ergänzen.

XV. Aalspeer aus der Gegend von Oderberg i. M. Auf Veranlassung unsers für das Märkische Museum unermüdlich tätigen Mitgliedes Herrn Rektor Otto Monke hat Herr Restaurateur Klapper, Gerichtsstraße 60, die Güte gehabt, diesen vielzackigen altertümlichen eisernen Fischstecher, dessen Anwendung seit längerer Zeit bei uns fischereipolizeilich verboten ist, dem genannten städtischen Institut zu schenken.

Digitized by Google

Herr Monke bemerkt: Der Aalspeer wurde noch bis zum Jahre 1860 in der Gegend von Oderberg vielfach benutzt und bestand aus einer an

Roland von Ragusa.

einer langen Stange befestigten eisernen Gabel, deren Schenkel zunächst ein unten offenes Oval bildeten, in welches eine mit Widerhaken versehene Eisenspitze von 10 cm Länge hineinragte. Die Harpunenspitze

Digitized by Google

stand genau in der Mitte der 1 cm weiten Öffnung des Ovals. An dieser Stelle waren die Schenkel der Gabel rechtwinklig nach außen gebogen, und da ihre Endpunkte 18 cm auseinander lagen, so war es nicht schwer, die Gabel über einen im Schlamm des Gewässers erblickten Aal zu setzen. Drückte man nun die Gabel in den Boden, so wurde der Aal, der seitlich nicht entweichen konnte, auf die Harpune gespießt und in das Oval getrieben, so daß die Spitze wieder frei wurde. Auf diese Weise konnte man drei, vier Aale stechen, ohne den Aalspeer inzwischen aus dem Wasser zu ziehen. Der Aalspeer, dessen primitivste Form wir in dem mit einfacher Knochenspitze bewehrten Holzschaft zu suchen haben, gehört sicher zu den allerältesten Fanggeräten, die bereits der prähistorische Mensch ersann, weil ihm das Haschen der Fische mit der Hand nicht mehr „zeitgemäß“ erschien; aber auch in seiner letzten Entwicklungsstufe verleugnet das Gerät nicht die Erinnerung an sein Urbild, die Hand mit gespreiztem Daumen.

U. M. Herr Wilke fügt folgendes hinzu: Man glaubt allgemein, daß durch das Gesetz und durch das Verbot der Fischerinnungen der Aalspeer verdrängt wäre; dem ist jedoch nicht so. Das Aalstechen stand zwar in den 60er Jahren in schönster Blüte, jedoch wird diese Tierquälerei wohl auch heute so leicht noch nicht auszurotten sein. Es bestand in Oderberg und Umgegend bis zu den genannten Jahren ein Recht für jedermann, daß man den Aal stechen konnte. Da nun die geschädigten Fischereien gegen die verbrieften Rechte nicht anlaufen konnten, so gehörte es noch 1865 nicht zu den Seltenheiten, daß das Korps der Aalstecher mit Musik, den Fischern zum Trotz, zum Aalstechen zog. Erst später drang das Gesetz durch, und die offizielle Aalstecherei hörte auf, wird aber bis heute noch heimlich fortgetrieben. Der Knochenspeer, der sicherlich früheren Jahrhunderten angehörte, ist längst durch den eisernen ersetzt. Auf den Gewässern der alten Oder zwischen Oderberg und Hohensaathen, dem zukünftigen Brennpunkt des Berlin—Stettiner Großschiffahrtsweges, kann man in den Wintermonaten bei guter Eisdecke manchen Aalstecher beobachten, und zwar am hellen Tage. — Mit Eissporen an den Stiefeln, die Axt über der Schulter, das Netz in der Tasche und eine 4—5 m lange Stange nach sich ziehend, sieht man einen Mann des Weges kommen, der scheinbar harmlos seine Straße zieht. Auf einer für ihn passenden Stelle angekommen, zieht er das Eisen aus dem Rock und befestigt es an der Stange. Nun wird ein Loch geschlagen, etwa so groß wie ein runder Stuhlsitz, und zwar an einer solchen Stelle, an der sich möglichst warme Quellen befinden, an denen sich erfahrungsgemäß die Aale im Schlamm verkriechen. Diese Stellen kennt der erfahrene Aalstecher an den vielen Luftblasen im Eise. Jetzt wird der lange Speer in den Schlamm gestoßen, dies wiederholt sich fortwährend und so weit am Grunde, wie der Speer

Digitized by Google

reicht. Ist nun ein Aal aufgespießt worden, so schlängelt er sich schnell um den Spieß uud windet sich in seinem Schmerz an jenem. Diese Bewegungen sind bemerkbar an der langen Speerstange. Sofort wird der Speer herausgeholt und mit dem Stiefel vom Aal befreit. Nun wird der Aal getötet, indem ihm mit dem Taschenmesser die Kehle durchschnitten wird. Nachdem noch viele solcher Löcher geschlagen sind und noch mancher Aal gespießt worden ist, tritt der Aalstecher, zufrieden mit seinem billigen Gericht, das manchmal 10—15 Pfund schwer ist, den Heimweg an.

XVI. Eine altgermanische Grabstätte in Potsdam. Mit 2 Abbildungen. Unter dieser Überschrift veröffentlicht Herr Baumeister C. Enders in Potsdam in der Illustrierten Zeitung vom 18. Februar 1904, S. 240, einen Bericht, worin es heißt, daß auf der höchst gelegenen Stelle der Berliner Vorstadt unfern der Glienicker Brücke eine altgermanische Grabstätte in Form eines Kahnes auf dem Endersschen Gelände ausgehoben wurde. Herr Dr. Götze vom Völkermuseum assistierte. Inhalt: eine 26 cm hohe schlichte Urne, 24 cm größter Durchmesser. Von einem schüsselartigen Gefäß bedeckt. Südlich davon in schräger Stellung ein kleineres Gefäß ohne Inhalt, 8 cm hoch, 11 cm breit und westlich ein Henkelgefäß 11 cm hoch, 11,5 cm breit. In den Brandresten zwei größere und zwei kleinere Bronzeringe sowie mehre Bronzeplättchen. Im übrigen ist der Bericht unklar und phantastisch. Germanenzeit und Wendenzeit geht bunt durcheinander. Auf dem über dem Grabe befindlichen Lawn-Tennisplatze haben sich Scherben und Knochen gefunden, E. bringt das mit der großen Wendenschlacht von 1136 in Verbindung. In der einen Urne fanden sich anscheinend Wurzelfasern von hineingedrungener Vegetation, ein überaus häufiges Vorkommen in Urnen. E. hält das für „Überreste von verwitterten Fleischfasern, also Speisereste“. Dergl. animalische Reste würden sich selbstverständlich nicht haben in der Erde mehrere Jahrtausende erhalten können. — Ich füge hinzu, daß in der Gegend sich nicht selten Reste von zerstörten Brandgräbern gefunden haben und daß mutmaslich jene Scherben davon herrühren. Ich selbst habe in früheren Jahren in den Gartengrundstücken zwischen der Neuen Königstraße, der Chaussee am Jungfernsee bis zum Hasengraben nicht selten germanische Scherben gefunden. Zuerst machte mich der als Altertumsforscher geschätzte Pastor emer. Bernhard Ragotzky, der dort in einer Villa wohnte, auf diese Vorkommnisse aufmerksam. Daß auch Wirtschaftsreste der wendischen Bevölkerung in dieser einst ungemein fischreichen Gegend an der Wasserlage vorkommen, darf man von vornherein voraussetzen.

Die ärmliche Ausstattung dieser angeblich aus dem ersten Jahrhundert vor Chr., also aus der la Tène-Zeit, stammenden Brandgräber ist für zahlreiche ähnliche Gräberfelder unserer Mark typisch.

Digitized by Google

XVII. Franz Scheffler: Das La Tène-Gräberfeld von Altranft bei Freienwalde a. O., mit Abbildungen. Freienwalde a. O. Emil Pilgers Buchdruckerei 1906 (Programm Nr. 83).

U. M. Herr Scheffler hat in sachkundiger und erfreulich lichtvoller Weise die Untersuchung einer Reihe von Grabfunden beschrieben, welche westlich vom Dorf Altranft i. J. 1904 auf dem dem Grafen von Heck gehörigem Lande südwestlich vom Kreuzungspunkt der Bahnstrecke Wriezen—Freienwalde gemacht wurden. Die Abbildungen, namentlich der bekannten Schwertertypen, sprechen von vornherein für la Tène. Scheffler's Beschreibung ist äußerst sorgfältig, bei der ethnographischen und chronologischen Würdigung wird überall die Literatur und ein reiches Museumsmaterial gebührend berücksichtigt.

Als Ergebnis fast Sch. folgendes zusammen: „Für die Zeitstellung ist das von Götze für die Neumark Gesagte auch für unser Gräberfeld maßgebend. Die Metallgegenstände (Schwert, Fibel und Gürtelhaken) tragen den ausgeprägten Charakter des Mittel-La Tène-Typus. Die provinzial-römische Schnalle und die römischen Fibeln sind nicht festzustellen gewesen, ebenso wenig Metallbeigaben der Spät-La Tène-Zeit, so daß in Rücksicht auf die Metallbeigaben das Gräberfeld dem Ende der Mittel-La-Tène-Kulturperiode zuzuweisen ist. Bei den Gefäßen deuten die Scherben der Gefäße mit eingezogener Halse und reliefartigen Henkelverzierungen (Höcker, Halbmond) auf den Einfluß der provinzial-römischen Kultur. Die Rollradverzierungen endlich, ein zwar nicht-römisches Ornament, kamen gegen das Ende der La Tène-Zeit und im Anfang der Beeinflussung durch die provinzial-römische Epoche in Aufnahme. Wir haben infolgedessen unser Gräberfeld in das erste nachchristliche Jahrhundert zu setzen."

Ich kann mich dieser Schlußfolgerung bezüglich dem jüngsten Stücke der Funde nur anschließen. Vor Jahren habe ich bei Besprechung eines Gräberfeldes aus der Neumark dem Oberamtmann Augustin gehörig, die Funde im Märk. Museum, darauf hingewiesen, wie weit sich die La Tène-Grabfelder noch in die christliche Zeitrechnung hineinerstrecken. Scheffler bildet sogar ein Henkelgefäß mit Mäander-Verzierung (I. Nr. 2c) ab. Namens der Brandenburgia danken wir Herrn Scheffler für die erfolgreiche wissenschaftliche Untersuchung.

[Späterer Zusatz: Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märk. Museums nach Freienwalde a. O., am 19. August d. J., hatte Herr Scheffler die Güte, uns seine ansprechend aufgestellte Ausbeute in dem kleinen Museum zu Freienwalde a. O. zu zeigen. E. Friedel.]

XVIII. Die Lehndorf-Gräber in der Kirche zu Haffstrom bei Königsberg, Ostpr. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Der Deutsche Herold" 1906.) Der uns befreundete Verf. Herr Dr. Gustav Sommerfeldt hat um Vorlegung dieser Abhandlung in der Brandenburgia

Digitized by Google

ersucht, wir kommen diesem Wunsche um so lieber nach, als es sich um Ahnherren der bekannten gräflichen Familie von Lehndorff handelt, von welcher letzteren uns die markante Gestalt des langjährigen Generaladjutanten Kaiser Wilhelms des Großen Exz. von Lehndorff sowie des Oberstallmeisters gleichen Namens vor Augen steht. Im übrigen ist die sehr fleißige Arbeit genealogische Detailarbeit, welche sich z. T. gegen den Geh. Archivrat A. G. von Mülverstedt wendet.

XIX. Das Königliche Schloß Bellevue bei Berlin und sein Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen von Dr. Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar. Mit zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen. 4°. 181 Seiten im illustriertem Umschlage. Preis elegant broschiert M 6.

Das am Berliner Tiergarten malerisch gelegene Schloß Bellevue mit seinem herrlichen Parke ist zu jeder Jahreszeit der Zielpunkt vieler

Prospect des Lust-Schlosses Belle-Vue von der Wasser-Seite anzusehen.

einheimischer und fremder Besucher, die sich angesichts der dort noch vorhandenen historischen Gedenkstätten von dem so lebhaften Treiben in der Glanzzeit des Parkes an den Höfen der Prinzen Ferdinand und August von Preußen eine Vorstellung machen können. Auch in neuester Zeit haben Ereignisse freudigster Art dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit wiederum auf das Schloß Bellevue zu lenken. Wie die Kaiserin Friedrich und unsere jetzige Kaiserin zog die Gemahlin unseres Kronprinzen, die Herzogin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin am 3. Juni 1905 von

Digitized by Google

dort in ihre neue Heimatstadt ein. Im Herbst dieses Jahres werden Prinz Eitel Friedrich mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg einige Monate nach ihrer Ende Februar stattgefundenen Vermählung das Schloß zu ihrem Wohnsitz erwählen.

Die auf eingehendsten urkundlichen Forschungen beruhende Arbeit des Königlichen Hausbibliothekars Dr. Bogdan Krieger ist im Auftrage des Oberhofmarschallamts Seiner Majestät des Kaisers und Königs mit bereitwilligstem Entgegenkommen der verschiedensten öffentlichen Behörden unternommen worden. Zahlreiche bisher unveröffentlichte, auf die Geschichte des Schlosses und Parkes, sowie das Leben seiner prinzlichen Bewohner bezügliche Tatsachen werden dem Leser zur Kenntnis gebracht, und die Verlagsbuchhandlung hat es sich angelegen sein lassen, dem Werke eine selten reiche Ausstattung von Vollbildern, Bildnissen, Plänen und Textillustrationen zu geben, die dem Buche auch für eine ferne Zukunft einen unvergänglichen geschichtlichen Wert verleihen.

Das schöne Werk, welches ich Ihnen, ich sage es gern: mit Vergnügen vorlege, wird Ihnen den überaus zahlreichen Besuch unserer Mitglieder in Bellevue am 6. September 1905 ins Gedächtnis zurückrufen.

Es freut uns ferner, daß der Verleger Herr Ernst Frensdorff, selber ein vorzüglicher Kenner und Schilderer unserer Heimat, unser geschätztes Mitglied ist.

Bei dem reichen Material in tadelloser Ausstattung, welches uns hier geboten wird, ist der Preis des Buchs ein auffallend geringer.

Auch als Geschenk empfehlen wir das Buch hierdurch bestens.

XX. Kleine Leute, Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzde. (Verlag des Märk. Bundes, Berlin 1906.)

Der als fleißiger Mitarbeiter an der Brandenburgia und gemütvoller märkischer Dichter uns wohl bekannte Verfasser*) beschreibt mehre typische Figuren unserer Mark. Zunächst „Blind“ (ergreifende Erzählung betreffend einen des Augenlichts Beraubten). — Andreas Lindeman (das traurige Schicksal eines Schäfers). — Christnacht im Schnee. — Ein Traum. — Weihnacht. — Das Meer (Geschichte eines von Sehnsucht nach der See verzehrten Träumers). — Wolf Heinert. — Alles wehmütig stimmende, rührende Schicksale und Erlebnisse kleiner Leute, in deren Dichten und Trachten Kotzde meisterlich einzuführen versteht. Schade, daß sämtliche Erzählungen trüb und traurig enden. Allerdings ist dieser elegische Zug die eigentliche Dominante überhaupt der Kotzdeschen Weise. Ob der begabte Verfasser uns auch einmal mit etwas Freundlichem und Befriedigendem überraschen möchte?

*) Vgl. Kotzdes frühere Schriften: Schulmeister Wackerat. Roman — Der Schwedenleutnant. Märk. Erzählung aus der Zeit des Großen Krieges. — Horst und Heide. Lieder und Balladen. — Kiwitt. Ein Scherzbuch für Kinder.

Digitized by Google

XXI. Vom Katalog der Stadtbibliothek des Berliner Magistrats lege ich Ihnen den ersten vom Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz verfaßten, soeben erschienenen Band vor. Es ist eine sehr reichhaltige Sammlung geschichtlicher Bücher. Noch vier ähnliche Bände über andere Teile derselben Bücherei werden in raschem Tempo folgen. Hoffentlich wird sich in einigen Jahren ein eigener Bau für die Stadtbibliothek in Berlin C erheben. Um die aufgespeicherten ungemein reichen Büchermassen inzwischen nutzbar zu machen, wird man versuchen, in dem Gebäude Zimmerstr. 90/91 in den Räumlichkeiten, die z. Z. noch das Märk. Museum innehat, eine Bücherausgabe mit Lesehalle einzurichten.

XXII. Viktor Laverrenz: Deutschlands Kriegsflotte. Eine Darstellung der Entwicklung und des gegenwärtigen Bestandes der gesamten Reichsmarine, ihrer Organisation und ihres Materials. Mit vielen Abbildungen. Wir Brandenburger, speziell wir Berliner, betrachten seit Alters die deutsche Kriegsmarine als von uns ausgegangen, gewiß mit Recht, denn die maßgebenden Beschlüsse hat der Große Kurfürst bei uns gefaßt und noch jetzt erinnert die Straße Raule's Hof an den ersten Marine-Direktor Benjamin Raule. So dürfen auch wir dies schöne Prachtwerk des Verfassers von „Deutschland zur See“, „Unter deutscher Kriegsflagge“, „Prinz Heinrichs Amerikafahrt“ u. s. w. mit Fug und Recht begrüßen.

Der geschmackvollen Ausstattung geht der inhaltreiche Text ebenbürtig parallel. Wir wollen dem Verfasser wünschen, daß ihm für seine mühevolle, ernste und doch vollkommen volkstümliche Arbeit der volle Lohn, den sie durchaus verdient, zu teil werde. Daß dies Buch für junge und alte Deutsche sich besonders als Geschenk eignet, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung.

Ich möchte dies kurze Referat abschließen mit einem Abdruck des deutschen Flottenliedes, welches Georg Herwegh (geb. 1817 zu Stuttgart, † 1875 zu Lichtenthal bei Baden) i. J. 1841 in seinen Gedichten eines Lebendigen veröffentlichte:

Die deutsche Flotte.

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach, mein Volk, heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Digitized by Google

Hinweg die feige Knechtsgebärde!
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus;
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

Es wird geschehn! Sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde,
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europas Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt,
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute!
Schon lehn' ich mich, ein deutscher Argonaute,
An einen Mast und kämpfe mit der Laute
Um's gold'ne Vlies der Welt.

Dem Dichter ist es ja noch vergönnt gewesen die Erhebung des geeinigten Deutschlands und die Anfänge eines großzügigen Flottenplanes zu erleben. Wie aber haben sich die Anschauungen über die deutsche Kriegsflotte seither gerade in denjenigen Kreisen geändert, welche in den vierziger Jahren v. J. gleich Herwegh die eifrigsten Marinefreunde waren. Als erstes kriegsflottenfreundliches Gedicht wird Herweghs Lied allzeit heimatgeschichtliche Beachtung beanspruchen können.

E. Bildliches.

XXIII. Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz 1906. Verlag von Jos. Scholz. Fol. 30 Tafeln.

Eine höchst erfreuliche Folge von Reproduktionen des beliebten Malers, der als Bauersohn zu Bernau im Schwarzwald am 2. Oktober 1839 geboren und in Karlsruhe ausgebildet wurde. Der Zahl nach überwiegt, wie Kotzde in seiner sinnigen, liebevoll geschriebenen Einleitung hervorhebt, das Landschaftsbild bei Thoma. Der Mensch ist ihm, gleich den mythischen Gestalten, nur ein Formwerden der Seele, die in der Natur waltet. Was mit dem Eindringen des Christentums dem Deutschen vor tausend Jahren unmöglich war, zum bildnerischen

Digitized by Google

Gestalten seines mythischen und mystischen Empfindens fortzuschreiten, in Thoma's Schaffen hat es sich wie in dem Arnold Böcklins erfüllt. Es ist unter den deutschen Künstlern vordem nur ein Ahnen dieser Welt gewesen, das einmal aufzuckt bei Albrecht Dürer und Moritz von Schwind; in Böcklin und Thoma ist es, sagt Kotzde, zum sieghaften Schauen geworden. So konnte Thoma Bilder schaffen wie das Meereserwachen und den Hüter der Täler.

Die Auswahl der Bilder und ihre Darstellung ist in jeder Hinsicht wohl erwogen und vortrefflich ausgefallen.

Unserer Lehrerschaft gereicht diese schöne Veröffentlichung, welcher hoffentlich noch andere folgen, in jeder Beziehung zur Ehre.

XXIV. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage von Alt-Berliner Ansichten:

Das ganze überhaupt existierende Material der Alt-Berliner Ansichten ist allen Interessenten nun schon so bekannt und auch weiteren Kreisen namentlich durch die Reproduktionen des Verlegers Spiro zugängig gemacht, daß nach dieser Richtung kaum noch etwas Neues, d. h. bisher Unbekanntes, zum Vorschein kommen kann.

Aber alle diese Bilder, von den Merianschen, Stridbeckschen und Rosenberg'schen bis zu den vielen Blättern aus dem 19. Jahrhundert, zeigen die Ansicht immer nur perspektivisch, von einem Punkte aus, so daß nur der Vordergrund deutlicher hervortritt.

Dagegen ist uns in der hier ausgestellten langen Lithographie aus den 1820er Jahren ein ganzes Straßenbild, ein Panorama der Straße Unter den Linden, erhalten, das die ganze Straße gleichmäßig, Haus für Haus und beide Häuserreihen, nebst dem Straßenverkehr, so zeigt, als wir sie sehen würden, wenn wir die ganze Straße von Anfang bis zu Ende durchwandert und nacheinander jedes Haus und den Verkehr betrachtet hätten.

In den achtzig Jahren, die zwischen der Herstellung dieses Bildes und heute liegen, hat sich natürlich fast alles verändert. Geblieben sind wohl nur noch die Säulenvorbauten vor dem Niederländischen Palais (No. 36) das einst die Rietz, die Gräfin Lichtenau, bewohnte und vor dem Hause No. 21, wo in den ersten Jahren des 19. Jahrhundert sich die Artillerie-Akademie befand; außerdem ist noch mit geringen Veränderungen das Meyer Cohnsche Haus, No. 11 erhalten geblieben. Alles andere ist verschwunden, teils wesentlich umgebaut, teils gänzlich abgebrochen und die Stelle von Grund aus neu bebaut. Diese Umwandlung hat sich zum größten Teil allerdings erst in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen, nachdem die politische Weltstellung Deutschlands der Entwickelung der Hauptstadt einen neuen Impuls gegeben hatte.

Digitized by Google

Viele von den jetzt Lebenden haben daher noch die meisten der hier dargestellten Häuser gesehen und die auf den Schildern vorkommenden Namen sind uns alte Bekannte, wie Jagor, Habel, Stobwaßer p. p.

Von den wenigen Bauwerken der Straße, die auch ältere der jetzt lebenden Berliner wohl nicht mehr gesehen haben, sind namentlich die großen Pontonschuppen zu nennen, auf deren Grund (No. 74) später die Kriegs-Akademie erbaut wurde.

Kurz vor dem Erscheinen dieser Lithographie hatte die Verlagshandlung L. W. Wittich begonnen, ein Lieferungswerk herauszugeben, das Ansichten von Berlin, Potsdam p. p. in Querfolio-Kupferstichen brachte. Es sind die hier vorliegenden in den Jahren von 1819 bis 1824 erschienenen 5 Hefte mit 40 Blättern, von denen ich diejenigen, die die Gegend vor und hinter den Linden darstellen, die also die Wanderung durch die Linden an beiden Enden erweitern, mit ausgestellt habe.

Die Originalaufnahmen zu diesen Kupferstichen waren von dem Maler F. A. Calau, einige auch von Schinkel, Schwechten, Mauch jun., Delkescamp, Laurent und Ludwig Meyer künstlerisch gemalt worden.

Im Jahre 1831 ließ die Firma eine Serie aller ihrer Kupferdruckblätter genau nach den gemalten Vorbildern kolorieren und in einen Band fassen.

Ebenso hielt sie die Originale selbst, die wirkliche Kunstwerke sind, in einem Bande vereinigt.

Beide Bände waren als Erbstücke im Besitz der Wittichschen Nachkommen verblieben, zuletzt bei einem in Sachsen lebenden ehemaligen Offizier.

Durch Vermittelung eines Dresdener Antiquars sind im vorigen Jahre beide Bände in den Besitz des Märkischen Museums gelangt.

Den Band mit den kolorierten Kupferstichen zeige ich hier vor, der andere mit den kostbaren 45 Original Bildern wird später im Neuen Museum ausgelegt werden.

XXV. Herr Kustos Buchholz legt ferner vor 2 Urnen und 1 Kinderklapper. In der Forst von Kutzdorf im Kreise Königsberg i. M. wurden vor einigen Monaten beim Fällen von Kiefern mehrere altgermanische Gräber aufgedeckt. Herr Lehrer Budde in Kutzdorf, der dem Märk. Museum von dem Funde in anerkennenswerter Weise Kenntnis gab und die von ihm geretteten 3 Gefäße aus jenen Gräbern freundlichst stiftete, berichtet darüber, daß die Urnen gegen 2 m tief in der Erde auf Steinplatten standen und mit Steinplatten überdeckt waren. Die beiden Urnen sind mittelgroß, die eine mit Strichen und Kerben, die andere nur mit Strichen, verziert und jede mit 2 kleinen Henkeln versehen. Da über metallische Beigaben nichts verlautet, so kann man nur aus den Gefäßen selbst schließen, daß die Gräber dem von der

Digitized by Google

Elbe bis nahe an die Weichsel ausgedehnten ostdeutschen Typus angehören und in den letzten Jahrhunderten vor Christus angelegt sind.

Das kleine Beigefäß hat die Form einer eng- und langhalsigen bauchigen Flasche. Bei näherer Betrachtung findet man, daß der Hals nicht hohl, sondern massiv ist, auch unter dem überstehenden Rande mit einem kleinen durchgehenden Loch versehen ist, das sich zum Durchziehen einer Schnur eignet. Der scheinbare Hals ist daher als Griff anzusehen und das Ganze entpuppt sich als eine Kinderklapper, wie sie in verschiedensten Formen namentlich in den Lausitzer Gräbern gefunden werden. Der Bauch, der mit Strichen verziert ist, ist leider

2 Urnen und 1 Kinderklapper aus Kutzdorf.

— wohl aus Neugierde seitens der Finder — angeschlagen, so daß die Steinchen, die zum Klappern jedenfalls darin waren, herausgefallen sind. Über Kinderklappern in altgermanischen Gräbern habe ich hier schon im Jahre 1893 unter Vorlage von 14 verschiedenen Exemplaren berichtet (Monatsblatt Bd. II. S. 193ff.), desgleichen in den von Virchow herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde", Jahrg. 1896. S. 14ff.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger: Märkischer Sand. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte zum Abdruck bringen zu können.

XXVII. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Rathauskeller.

Digitized by Google

1. (1. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 7. April 1906, nachm. 3 Uhr. Besichtigung der Marienkirche.

Nachdem Herr Geheimrat Friedel, der I. Vorsitzende, die Versammlung begrüßt und Herr Kustos Buchholz die wichtigsten Daten aus der Geschichte des Gotteshauses nebst den nötigen Erläuterungen von seinen Kunstwerken gegeben hatte, ergriff der Herr Professor Dr. Seelmann das Wort zu dem Vortrage:

Der Totentanz von St. Marien in Berlin.

Den Totentanz hier vor uns hat vor mehr als vierhundert Jahren ein unbekannter, längst vergessener Mönch an die Wände der ehemaligen Kapelle gemalt, in der wir uns befinden. Seine handwerkmäßige Kunst reicht bei weitem nicht an die des Antwerpener Meisters heran, der fast 200 Jahre später in dem Grabdenkmale des alten Feldmarschalls Sparr, das uns im Innern dieser Kirche gezeigt wurde, ein Werk geschaffen hat, welches uns die Höhe der altflandrischen Kunst bewundern ließ. Trotzdem beansprucht die schlichte mittelalterliche Malerei in mehr als einer Beziehung höheres historisches Interesse. Die Figurenreihe, welche in einer Länge von fast 70 Fuß sich vor uns hinzieht, ist das älteste und größte gemalte Bildwerk, welches uns aus dem alten Berlin erhalten blieb, und in den Versen darunter, welche in der Sprache längst vergangener Jahrhunderte zu uns reden, erblicken wir die älteste berlinische Dichtung.

Bei keinem der alten Chronisten, in keiner der vielen uns erhaltenen mittelalterlichen Urkunden findet sich eine Erwähnung dieses Totentanzes. Die Reime und Sprachformen seiner Verse geben allein Zeugnis über die Zeit, welche sie geschaffen hat. Schreibung und Sprache weist deutlich auf das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Dichter muß ein Berliner oder doch ein Märker gewesen sein, denn seine Sprache bietet unverkennbar die landschaftlichen Eigentümlichkeiten der in Berlin und der Mark Brandenburg früher gesprochenen mittelniederdeutschen Mundart.

Die erste Erwähnung des Totentanzes findet sich in einer 1729 verfaßten Beschreibung der Marienkirche. „Nun wollten wir uns“, wird darin gesagt „zur Tür, so die Glockentür genannt wird, hinverfügen und zur linken Hand, wenn man zur Tür hineinkommt, an der Kirchenmauer inwendig den Totentanz ansehen. Allein dieser ist bei Renovierung der Kirche mit Kalk überstrichen und also, wenn ihn nicht

Digitized by Google

jemand mit seinen Figuren und alten Verschen abgeschrieben, unter die res deperditas zu zählen".

Gerade dieser Absicht einer früheren Zeit, den damals wohl schon beschädigten Totentanz ganz zu vernichten, verdankt dieser seine Erhaltung. Die durch neuen Überstrich stetig verstärkte Kalkschicht, die ihn zerstören sollte, legte sich wie eine Schutzdecke über ihn. Als 1860 entdeckt wurde, daß bemalter Stuck sich unter der weißen Kalkschicht befinde, gelang es, diese vorsichtig loszulösen und den alten Totentanz dem Tageslichte wiederzugeben. Das in Berlin, welches an fremden Altertümern reich, an eigenen ärmer als manche kleine Stadt ist, durch eine glückliche Fügung entdeckte Denkmal war man bestrebt, vor künftigem Untergange zu retten. Die Behörde bewilligte die Mittel, durch Auffrischung und Übermalung von Künstlerhand die alten Figuren und Buchstaben in neuer Farbenfrische wieder hervortreten zu lassen und durch behutsame Ergänzungen einige zerstörte Teile in den Figuren wieder zu ersetzen. Auf die Ergänzung der fehlenden Verse mußte man notgedrungen verzichten. Die Lücken, welche Sie innerhalb des Textes sehen, zeigen, daß eine nicht kleine Anzahl Zeilen und Worte dem zerstörenden Zahne der Zeit zum Opfer gefallen ist.

Ehe ich auf die Erläuterung von Bild und Schrift eingehe, möchte ich Ihnen in aller Kürze einen schnellen Überblick über die Geschichte der mittelalterlichen Totentänze und ihre verschiedenen Gestaltungen geben.

Die Kirche hat sich stets angelegen sein lassen, dem Menschen die Nichtigkeit des irdischen Daseins vor Augen zu führen und in Hinblick auf das unerbittlich einmal kommende letzte Stündlein warnend zu mahnen, sich zeitig durch gute Werke, d. h. besonders Spenden zu frommen Zwecken, zur Reise in das andere Land, in das Jenseits, zu rüsten. Dieser Tendenz verdanken die Totentänze ihre Entstehung und ihren Gedankeninhalt. Sie sind ihrem Wesen nach allegorische Darstellungen. Die mumienhaften Gestalten, welche Sie sehen, stellen nicht Tote dar, sondern die Personifikation des Todes, welcher die Menschen vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Papste bis zum Küster, vom Kaiser bis zum Narren und Kinde zu seinem Tanze, d. h. zum Gange ins Grab abholt.

Das Ursprungsland der Totentänze ist Nordfrankreich, die älteste Erwähnung aus d. J. 1376. Von Frankreich aus haben sich später die Totentänze über fast das ganze Abendland, besonders aber außer Frankreich in Deutschland, in der Schweiz und in Norditalien verbreitet. Von den ungezählten Hunderten, welche es einst gegeben haben mag, ist heute nur eine kleine Anzahl noch erhalten.

Die meisten alten Totentänze waren monumentale Gemälde, welche die Mauern der Kirchen und Leichenhäuser friesartig umzogen. Eine

Digitized by Google

zweite Art stellen die Totentänze in Büchern dar, deren Bilder mit der Hand gezeichnet oder in Holzschnitt gedruckt sind. Ein solches Totentanzbuch ist auch der berühmte, unendlich oft neu herausgegebene Totentanz Holbeins.

Zu diesen beiden Arten tritt als dritte das Totentanzdrama. Die ehemalige Existenz desselben ist schon für das fünfzehnte Jahrhundert durch Nachrichten aus demselben bezeugt. Gute Gründe nötigen uns, demselben ein noch höheres Alter zuzuschreiben.

Es ergibt sich also die Frage, welche von den verschiedenen Arten des Totentanzes die älteste, die ursprüngliche ist. Diese Frage ist früher viel umstritten worden. Nach den neueren Forschungen*) kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Urform unserer Totentänze ein kleines Drama, eine sogenannte Moralité war, daß diese in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfaßt und in einem nordfranzösischen Kloster zum ersten Male aufgeführt wurde, und daß der Text dieser Moralité uns in niederdeutscher Übersetzung und teilweiser Umarbeitung in den Versen des ältesten Lübecker Totentanzes erhalten ist.

Das Mittelalter kannte keine Schauspielhäuser, und die meisten der Dramen, welche aus dem 14. und 15. Jahrhundert uns erhalten sind, haben einen sehr geringen Umfang und entbehren vielfach, insbesondere die Moralités, einer eigentlichen Entwicklung der Handlung. Sie waren kaum etwas anderes als eine Art Deklamatorien, welche von kostümierten Sprechern im Rezitativton vorgetragen wurden. Der alte lübische Totentanz umfaßte ursprünglich über 400 Verse. Wenn, wie anzunehmen ist, das Drama, aus welchem er enstanden ist, denselben Umfang gehabt hat, muß man es schon den größeren dramatischen Spielen seiner Zeit zurechnen.

Was ihm aber einen besonderen Reiz gegeben und gewiß zu seiner Beliebtheit beigetragen hat, war die große Menge und die Mannigfaltigkeit der prachtvollen Kostüme, welche die Zuschauer zu sehen bekamen. Traten doch Papst, Kaiser und Kaiserin und alle die geistlichen und weltlichen Würdenträger nach einander vor das Auge der Zuschauer. Auch der Reiz der Musik fehlte nicht. Ein oder zwei Pfeifer begleiteten mit ihren Tönen die Worte, und eine Stelle des Textes läßt sogar darauf

---

*) Vgl. W. Seelmann. Die Totentänze des Mittelalters. Norden 1893; Derselbe, Der Berliner Totentanz, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1895, S. 81 ff., un die daran anknüpfende Literatur. F. A. Stoett, Jets over doodendansen. Noord an suid, Bd. 16, S. 1 ff.; J. F. Moraaz, Nog iets over dodendansen. Ebd. Bd. 16, S. 240 ff. Gaston Paris, Romania Bd. 24, S. 129 ff.; Raphael Meyer, Den gamle danske Dödendans. Köbenhavn 1896; Bäumker, Kirchenlexikon. 2. Aufl. Bd. 11, Sp. 1883 ff.; A. Goette, Holbeins Totentanz und seine Vorbilder. Straßburg 1897; W. L. Schneider, Zeitschrift für Bücherfreunde Jg. 2, Bd. 2, S. 291 ff.; P. Kupka, Über mittelalterliche Totentänze. Untersuchungen über ihre Entstehung und ihre Verwandschaftsverhältnisse. Stendal 1905 (Programmbeilage).

Digitized by Google

schließen, daß die Verse des Textes nicht gesprochen, sondern gesungen wurden.

Die monumentalen Gemälde stellen die zweite Entwicklungsform der Totentänze dar: sie sind gemalte Darstellungen des alten Dramas. Während in diesem ein einziger Tod agiert hatte, erblicken wir auf den Totentanzgemälden eine große Anzahl Gestalten, welche den Tod darstellen, indem jeder einzelnen menschlichen Figur ein besonderer Tod als Partner beigegeben ist. Der Grund ist leicht erkennbar. Das Drama kann zeitlich auf einander folgenge Vorgänge vorführen, das Gemälde ist auf die bildliche Wiedergabe dessen beschränkt, was das Auge in ein und derselben Zeit erschaut. Es war unmöglich den Tanz in seinem Verlaufe, wie derselbe Tod nach einander Papst, Kaiser, Kaiserin usw. zum Tanz auffordert, zu malen. Der Künstler ergriff den Ausweg, den Tod so oft darzustellen, als er das Wort ergreift. Die Folge war, daß so viele Tanzpaare entstanden, als geistliche und weltliche Stände vertreten sind. Diese Tanzpaare sind in manchen Totentanzbildern zu einem großen Ringelreigen vereinigt. Es ist das wahrscheinlich der ältere, ursprüngliche Typus. Ein jüngerer Typus, welchen bereits die Pariser Danse macabre von 1425 aufweist, ist dadurch entstanden, daß die einzelnen Tanzpaare getrennt gemalt sind. Den äußeren Anlaß hierzu mag der Umstand geboten haben, daß der Maler der Pariser Danse macabre Rücksicht auf die Arkaden am Kloster der Saints Innocents nahm, zwischen die er den Todesreigen zu malen hatte. Jede Arkade bot nur für zwei Paare Raum.

Die Pariser Danse macabre und der Lübecker Totentanz sind beide Nachbildungen ein und desselben älteren Bildwerkes, welches das ursprüngliche Totentanzdrama zuerst in malerischer Darstellung geboten hatte. Während das Pariser Gemälde das mittelbare Vorbild der süddeutschen Totentänze geworden ist, wurde der Lübecker Totentanz in norddeutschen Städten nachgebildet. Daß auch der Berliner Totentanz zu diesen Nachbildungen gehört, wird durch einige Übereinstimmungen in den Figuren und mehrere wörtliche Anklänge in den Versen bewiesen. Anderseits findet sich aber auch eine wörtliche Übereinstimmung mit einem Buchtotentanze, welche nicht aus dem Lübecker monumentalen Gemälde stammt. Wir müssen deshalb folgern, daß nicht dieses selbst, sondern eine etwas abweichende, von dem Verfasser des Buchtotentanzes benutzte Nachahmung, vermutlich der früher in der Hamburger Franziskanerkirche Kirche St. Maria Magdalena befindliche Totentanz, das Muster gewesen ist, nach welchem ein Berliner Geistlicher das hiesige Bildwerk entworfen hat.

Während sonst Regel ist, daß je ein geistlicher und je ein weltlicher Würdenträger abwechseln, ist in Berlin mitten in den Totentanz ein Kruzifix gemalt, auf dessen einer Seite, mit dem Kaiser beginnend, die

Digitized by Google

Weltlichen, auf der andern die Geistlichen, vom Papst bis zum Küster, den Reigen treten. Zur Erklärung dieser einzig in Berlin sich findenden Besonderheit läßt sich nur eine Hypothese aussprechen. Wir wissen aus einer Urkunde, daß sich in dieser Turmkapelle 1469 ein Altar befand. Die örtlichen Verhältnisse drängen zu der Annahme, daß dieser seine Stelle vor demselben Eckpfeiler hatte, welcher jetzt das Bild des Kruzifixes trägt. Die Stellung dieses Altars bedingte eine Unterbrechung des Totenreigens, um Raum für ein Altarbild zu gewinnen. Der Maler fand den Ausweg, daß er am Eckpfeiler über dem Altare Christus am Kreuze derartig malte, daß das durch besondere Linien eingerahmte und hervorgehobene Bild zugleich als Altargemälde dienen und doch als Teil des Totentanzes aufgefaßt werden sollte. Die bloß äußerliche Einfügung des Kruzifixes in den Totentanz genügte hierzu nicht, dieser mußte so gegliedert werden, daß die Einreihung des Kruzifixes und seine bedeutungsvolle Stellung im Totentanze sich auch aus inneren Gründen rechtfertigte. Er schied die geistlichen und weltlichen Stände, jene links, diese rechts vom Kruzifixe derartig anordnend, daß der sterbende Christus zwischen Papst und Kaiser gestellt zur vornehmsten Figur des Totenreigens und zum Mittel- und Hauptstücke des Gesamtbildes wurde. Auch der Gottessohn ist als Teilnehmer am Todesreigen aufgefaßt

Vor juw mut ik dragen vom scharpen Darne enen Krantz
Kamet al met my an den Dodendantz!

Aber ihn hat nicht der Tod, dessen Figur darum neben ihm fehlen darf, zum Tanze in das Grab aufgefordert, er ist freiwillig für die Menschheit gestorben.

Ein Ausflug ins Land der Abotriten.

Wanderfahrt der Pflegschaft des Märkischen Museums
am 22. September 1901.
Mitgeteilt von Dr. Gustav Albrecht.

Hart an der märkischen Grenze, dort im Norden, wo sich zwischen Lychen und Gransee zwei Landstreifen von Brandenburg und Mecklenburg gleichsam die Hand drücken, liegt das kleine mecklenburgische Städtchen Fürstenberg. Fast rings von Wasser umgeben — drei Seen bespülen die Scholle, auf der das Städtchen liegt — gewährt es, zumal vom Ufer des Baalensees aus, ein anmutiges Bild, und da die Umgebung

Digitized by Google

reich an schönen Waldpartien und lieblichen Seen ist, so wird Fürstenberg alljährlich viel von Ausflüglern aufgesucht, die von hier aus entweder ins Brandenburgische nach Kloster Himmelpfort und Lychen und nach Neu-Globsow und zum Stechlinsee, oder ins Mecklenburgische an den Seen entlang bis Neu-Strelitz wandern.

Am 22. September 1901 hatte die Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums die Stadt Fürstenberg zum Ziel eines Ausfluges erkoren, indem sie einer Einladung des Staatsarchivars und Museumsdirektors Dr. von Buchwald in Neu-Strelitz folgte, an einer Ausgrabung in der Nähe von Fürstenberg teilzunehmen. Die Eisenbahnfahrt ging über Oranienburg, Nassenheide und Gransee durch die Kiefernheiden des Barnimer und Ruppiner Plateaus und hinter Gransee durch die mit Buchwaldungen besetzten Vorberge der mecklenburgischen Seenplatte. Bei Dannenwalde erreicht die Bahn mecklenburgisches Gebiet und nun geht es durch eine anmutige, bewaldete Hügellandschaft bis Fürstenberg. Der Besichtigung der Stadt wurde nur eine kurze Zeit gewidmet und das großherzogliche Schloß, die Kirche auf dem Marktplatz und das Schliemann-Haus in der Karlstraße, wo der berühmte Forscher 1836—41 in einem Kolonialwarengeschäft tätig war, in Augenschein genommen. Dann schritt man über die Havel, die hier den Röblin- und den Baalensee verbindet und die Maschinen des städtischen Elektrizitätswerks treibt, nach dem Baalensee hinunter, an dessen südlichem Ufer die Ausgrabung stattfinden sollte.

Das Gelände steigt vom See aus sanft an und wird auf der Höhe von spärlichem Waldbestand umschlossen. Etwa 500 Meter vom Ufer entfernt zieht sich ein ausgedehntes Gräberfeld aus der Vorzeit hin, und hier waren zwei Gräber soweit blosgelegt, daß mit der Ausgrabung unverzüglich begonnen werden konnte.

Die beiden Grabstellen boten zunächst den Anblick von Brandherden, wie sie die Völker der Urzeit zum Verbrennen der Leichen aufgeschichtet haben, dar. Sie waren etwa $2^1/_2$ Meter lang und $1^1/_4$ Meter breit und ziemlich $^1/_2$ Meter hoch aus Feldsteinen aufgebaut, über die Steine war schwärzliche Erde gebreitet. Sobald die ersten Steine entfernt waren, kamen Scherben zum Vorschein, zuerst dünne, glatte Scherben von schwärzlicher Färbung mit Strichornamenten, die nach dem Bodenstück zu zusammenliefen, und ähnliche von gelblicher Farbe ohne Verzierung, dann sehr dicke, grobgearbeitete Gefäßreste von rötlichem Aussehen, wie man sie auf Ansiedlungsstätten findet. Daß kein vollständiges Gefäß gefunden wurde, erklärt sich daraus, daß die Ackerfläche, unter der die Gräber liegen, seit Jahren bewirtschaftet wird und daß beim Pflügen die Steine auf die Gefäße drückten und diese zerstörten. Beim weiteren Nachgraben wurde zwischen den Scherben eines dünnwandigen Gefäßes Leichenbrand gefunden und dann auch bei anderen

Digitized by Google

Urnen, und an einigen Stellen war die Asche einfach im Sande beigesetzt. Konnte man nach den ersten Funden noch zweifeln, ob es sich um eine Hausstätte, worauf die Scherben der dickwandigen Wirtschaftsgefäße hindeuteten, oder um einen Begräbnisplatz handelte, so schloß das Vorhandensein von Leichenbrand jeden Zweifel aus, daß man es mit einer Grabstätte zu tun hatte. An ein Einzelgrab war bei der Ausdehnung der Anlage nicht zu denken, vielmehr an eine Vereinigung von Gräbern, also wohl an die Begräbnisstätte einer Familie, deren Mitglieder nach einander dort beigesetzt waren, worauf auch die verschiedene Art der Gefäßscherben hindeutete. Als Beisetzungsgefäße sind die dünnen, feiner gearbeiteten Urnen, bei denen sich der Leichenbrand fand, anzusehen, die dicken Wirtschaftsgefäße sind lediglich als Beigaben beigesetzt worden. Merkwürdig war der Umstand, daß sich Leichenbrand lose in der Erde, entfernt von Scherben, vorfand, doch ist es sehr wohl möglich, daß dieser Leichenbrand von Dienern oder Sklaven herrührt, deren Asche in einem gemeinschaftlichen Grabe beigesetzt wurde.

Der wichtigste Fund wurde in der zweiten östlichen Hälfte der Grabstätte gemacht, nämlich eine Anzahl von Bronzeschmucksachen, die gut erhalten und schön patiniert waren. Zunächst wurden zwei Armbänder für die Handgelenke, ein dünner Fingerring und ein schmaler Bandring, die mit Überresten anderer Bronzesachen auf einer großen flachen Schale lagen, ausgegraben, dann folgten mehrere runde Knöpfe mit Ösen an der Rückseite, Bruchteile von Nadeln, mit rundem Durchschnitt, Spiralen und kleine Nadeln, ein mit Erde verklebtes Gebilde, einer Fibula nicht unähnlich, wieder mehrere Knöpfe, Bruchteile von Schmucksachen und Schlacken von Bronze. Die Gegenstände sind gut erhalten, aber sehr brüchig, da die Bronze dünn und schlecht ist, und dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Zeit der Entstehung dieser Grabstätten in die Übergangsperiode von der Hallstatt- zur La Tène-Zeit zu setzen ist, da in der Bronzezeit Sachen von so schlechter Zusammensetzung der Bronze nicht vorkommen. Die Bronzegegenstände lagen teils zwischen Scherben, teils im Leichenbrand, der größte Teil derselben fand sich jedoch in der schwarzen Erde im östlichen Abschnitt der ganzen Anlage zerstreut. Die schwärzliche, mit Kohlenstücken gemischte Erde und verschiedene vom Feuer zermürbte Steine lassen erkennen, daß auf dem Begräbnisplatz selbst die Verbrennung stattgefunden hat und der Leichenbrand gleich an Ort und Stelle beigesetzt wurde. Auch scheint sich bei der Grabstätte eine Art Hausaltar befunden zu haben, da im Osten der Anlage eine Anzahl ziemlich großer unbehauener Feldsteine eingefügt waren, während die übrigen, zur Aufschichtung der Stätte verwendeten Steine, nur klein sind. Die zweite, ungefähr 10 Meter nordwärts liegende Grabstätte glich der ersten in ihrer ganzen Anlage, nur fand sich an der Ostecke zwischen den großen

Steinen eine von behauenen Steinen gebildete kleine Steinkiste, in der etwas Leichenbrand lag. Näher untersucht wurde dies Grab der vorgerückten Zeit wegen nicht.

Die Teilnehmer der Exkursion begaben sich nach erfolgter Ausgrabung zum See hinunter und fuhren dann auf den Fürstenberg umgebenden Seen und auf der Havel, die an jener Stelle „Sichelhavel“ (früher „der Sichel“) heißt, nach Kloster Himmelpfort, dessen Ruinen und Umgebung besichtigt wurden. Kurze Zeit nur war es uns vergönnt, auf der lieblich von Wald und Wasser umgebenen Klosterinsel zu weilen, bald führte uns der Dampfer nach Fürstenberg zurück, wo ein gemeinsames Abendessen die Herren aus Fürstenberg und Neustrelitz mit uns, den Angehörigen einer „fremden Rasse aus Preuß'sch-Berlin vier Meilen hinter Potsdam“, wie Dr. Buchwald launig bemerkte, bis kurz vor Abfahrt des Zuges vereinigt hielt.

Bücherschau.

Max Kühnlein. Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seiner Umgegend. Berlin. 55 S. 4°.

Die kürzlich erschienene, höchst geschmackvoll ausgestattete Schrift des auf dem Gebiete der märkischen bezw. berlinischen Kirchenbaugeschichte wohlbewanderten und bekannten Verfassers bietet eine Reihe mit mühseligem Fleiß und umsichtiger Sorgfalt bearbeiteter statistischer Tabellen zur Geschichte der Glocken der evangelischen und katholischen Kirchen Berlins und seiner Umgebung. Diese Tabellen enthalten Angaben über das Material, aus dem die Glocken bestehen, über die Kirchen, denen sie angehören, über das Jahr des Gusses und den Gießer, über den Ton der Glocken, ihren unteren Durchmesser und ihr Gewicht, über Inschriften und Verzierungen, die sich auf ihnen befinden, und zahlreiche sonstige Notizen zur Geschichte der einzelnen Glocken.

Aus der reichen Fülle des dargebotenen Materials notieren wir kurz die Tatsache, daß die älteste ermittelte Glocke aus dem Jahre 1322 stammt und in Buckow zu finden ist. Fast 100 Jahre jünger ist eine Glocke in Boezow bei Velten. Als ihr Entstehungsdatum konnte das Jahr 1422 festgestellt werden. Dann folgen die Glocken in Blumberg aus dem Jahre 1467, in Pankow 1470, in Weißensee 1474, Mariendorf 1480, Reinickendorf 1491, Heinersdorf 1500, Werder 1515, Carow 1552 usw. Während eine große Zahl der Kirchenglocken in Berlins Umgebung auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken dürfen, sind die Glocken in der Reichshauptstadt selbst meist jüngeren Datums. Verhältnismäßig früher Zeit, nämlich d. J. 1471 gehört nur

Digitized by Google

eine der Domglocken an. Sie befand sich ursprünglich in Wilsnack und gelangte dann in die alte Dominikanerkirche auf dem Schloßplatze. Diese wurde bekanntlich 1747 abgebrochen, worauf die Glocke eine Unterkunft im Dom am Lustgarten fand.

Das Buch wird durch ein mit instruktiven Zeichnungen ausgestattetes, von nicht gewöhnlicher Sachkunde zeugendes Kapitel wirksam eingeleitet. Es enthält in knappen, aber zu schneller Orientierung durchaus genügenden Zügen eine Geschichte der Glocken von den ältesten Zeiten an. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über Glockenweihe, Schmuck, Namensgebung und Tonhöhe, über Läutevorrichtungen usw. In Summe: wir haben es hier mit einem anziehenden kulturgeschichtlichen Gemälde zu tun, das wohl geeignet ist, das „Interesse und die Liebe zur engeren Heimat“ zu fördern und deshalb aufmerksame Beachtung und weite Verbreitung verdient. S.

Kleine Mitteilungen.

Verkehrtbäume. In der Brandenburgia ist wiederholentlich der „Verkehrtbäume“ gedacht worden, deren Ursprung, soweit es nämlich gewisse Eigentümlichkeiten des Baumes anbetrifft, sich noch in Dunkel zu hüllen scheint.

Bei einem vorübergehenden Besuch (1904) der Hauptstadt Oldenburg besuchte ich auch die dortige „Kirchhofslinde“, wie sie allgemein heißt. Sie steht auf dem alten Kirchhof bei der evangelischen Sankt Gertrudenkapelle und hat allerdings ein sehr auffälliges Aussehen. Am Stamm in einer Höhe von vielleicht 10 Fuß breiten sich fünf sehr starke Äste strahlenförmig aus, insoweit ich richtig gezählt habe. Einer dieser riesigen Äste teilt sich wieder in drei sehr starke Äste. Alle Äste sind meiner Erinnerung nach in gleicher Höhe und strecken sich wagerecht aus. Über diesen Kranz der wagerechten Äste erhebt sich der weitere Stamm zu stattlicher Höhe und bildet einen regelrechten Baum. An den fünf baumstarken Ästen sieht man wie in folge der wagerechten Lage der Saft sich an manchen Stellen fast beutelartig gesackt, auch überall auffällige Verwallungen gebildet hat, die hier, wie auch wohl anderweitig, ebenso wie Stellung und Lage der Äste, vielleicht neben anderen Gründen, sicher beigetragen haben zu der Auffassung, daß diese Äste eigentlich Wurzeln seien. Dann lag es nahe, eine besondere Ursache zu suchen. Das aber zeigt der Augenschein klar, daß diese Äste vormals künstlich in ihre Lage gebracht worden sind, und es fragt sich nur, aus welchem Grunde?

Auf meine Bitte hatte Frau Margarethe Kathmann in Oldenburg die Güte mir eingehende Mitteilungen über die Kirchhofslinde zu übersenden. In dem übersandten „Jahresbericht des Oldenburgischen Kunstgewerbe-Vereins für 1894 und 1895“ heißt es (S. 21, 22) . . „geradeaus gelangte man zum

Digitized by Google

Siechenhause (1345 schon vorhanden) mit der Gertrudenkapelle. Zwischen Pforte (des Kirchhofes) und Kapelle grünt noch immer die berühmte Linde, welche bereits 1610 in ihrer laubenartigen Gestalt vorhanden war, und einer Sommerkanzel zum Schutz diente . . Schon unter Graf Anton Günther wurde der Gertrudenkirchhof erweitert und in häufigere Benutzung genommen.“ In der erwähnten Schrift wird dann gleichzeitig verwiesen auf„L. Strackerjan, die Kirchhofslinde zu Oldenburg, in dessen: „Von Land und Leuten.“ „S. 19 ff.“ An die Kirchhofslinde schließt sich, wie auch anderwärts, eine Sage an, die ich auszugsweise nach der Mitteilung von Frau Kathmann (nach „L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen, Band II“) mitteile.“ Aus dem dürren Zweige, den ein Mädchen, unschuldig zum Tode verurteilt, vor ihrer Hinrichtung verkehrt in die Erde steckte, daß er ausschlage zum Zeugnis ihrer Unschuld, erwuchs die Kirchhofslinde. Ebenso ist die Sage auch jetzt noch im Volksmunde lebendig.

Als ich vor einigen Jahren am Fuße des Schwarzwaldes, im Acherer oder Bühler Tal, durch eine Ortschaft (Kappel Windeck?) kam, deren Name mir entfallen ist, fiel mir inmitten des Ortes auf dem alten Kirchhof vor der Kirche eine alte, sehr schöne und starke Linde auf, deren unterer Teil tatsächlich eine Art Laube bildet, über die der übrige Stamm sich dann in regelrechter Weise erhebt. Es gehen wagerecht und strahlenförmig, wie Speichen eines Rades, zwölf gewaltige Äste von dem Hauptstamm, etwa in einer Höhe von 10 Fuß (?), ganz gleichmäßig aus. Sie bilden einen vollständigen Kranz. Sind es wirklich 12 Äste, wie ich mich entsinne, so dürfte die Zahl 12 mit Absicht gewählt sein. Sie scheint in dieser Hinsicht in der Volksüberliefernng Deutschlands weiter nachweisbar und geht vielleicht auf eine ältere Vorstellung zurück. Wenigstens hörte ich (1881?) von einer alten sagenkundigen Frau aus Beinuhnen (Ostpreußen), daß im Angerburgschen Walde „ein Lind“ (wie sie immer sagte) gestanden, bei „dem“ sich allerhand Wunderbares zutrug und vor Jahren etwas Verwünschtes gewesen sein soll. Auch wenn man die Zacken abschnitt, hat es geblutet. Einer hat gesagt: „Ach, wer wird mir was tun“ und hat sie abgehauen. Nach hause gekommen, ist er gestorben. Darnach sind 12 Stämme von der Linde ausgeschlagen, und sie wird wohl noch da stehen, fügte die Frau hinzu. — Auf meine Nachfragen in jenem badener Ort über die denkwürdige Baumbildung sagte man mir wörtlich, „die Äste wären s. Z. einokuliert worden“. Näheres konnte ich bei meinem flüchtigen Aufenthalt nicht feststellen. Tatsächlich war die laubenförmige Bildung der Äste die gleiche wie an der Kirrhhofslinde in Oldenburg.

Von der berühmten Linde zu Annaberg in Sachsen (vergl. Rosenkranz, Pflanzen im Volksglauben, 1896) ist die Sage, daß ein junger Mensch, der nicht an die Auferstehung glaubte, zum Geistlichen auf dem Gottesacker gesagt: so wenig eine junge Linde, verkehrt in die Erde gesteckt, wachsen würde, so wenig würden die Toten auferstehen. Der Geistliche habe ein Bäumchen so eingepflanzt und die Linde prange heute als mächtiger Baum. Die Annaberger Linde hat (nach Stehle) 11 Ellen im Umfang und eine Höhe von nur 3 Ellen. „Nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache

Digitized by Google

aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste geschah das erste Mal 1693. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel (!) als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen. Also ebenso wie in Oldenburg und im Badenschen. „Es ist ein alter ehrwürdiger Brauch, daß zu Annaberg unter der großen Linde, die auf dem dortigen Friedhof steht, alljährlich der Geistliche zur Osterzeit von der Auferstehung predigt“ (Rosenkranz nach Grube IV, 201, 202). Also auch hier Predigt unter dem Lindendach. Es ist deshalb anzunehmen, daß solche künstlich gebildeten Lauben gewisser Kirchhofslinden als Schutzdach für den Pfarrer und die Gläubigen dienten, während die Sage über die Entstehung des Laubdachs vermutlich erst später hinzugekommen ist.

Ebenso wie in Oldenburg wird es mit den drei großen Linden auf dem Kirchhof des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin gewesen sein.

W. v. Schulenburg.

Aus Basdorf, Kreis Niederbarnim haben wir bereits im Monatsblatt XIV. 300 flg. einiges mitgeteilt. Zur Untersuchung der dort mitgeteilten Angaben ward am 23. August 1905 unter Führung des Geheimen Regierungsrates Friedel eine Pflegschaftsfahrt unternommen. Besichtigt wurde zunächst die interessante, anscheinend aus dem 14. Jahrhundert stammende Dorfkirche, die zurzeit durch Baurat Jaffe einer gründlichen Renovierung unterworfen wird. Bekanntlich lebt in Basdorf die Sage, daß in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Kirche bis nach den nördlich vom Dorfe gelegenen „Burgwällen“ geführt habe; teilweise durch Mörtel zusammengehaltenes Mauerwerk, auf welches man auf der Nordseite der Kirche bei Aushebung von Gräbern stieß, gaben dieser „Volkssage“ neue Nahrung, und als man bei den Renovierungsarbeiten im Innenraum der Kirche auf der Nordseite eine vermauerte Tür entdeckte, glaubte man bestimmt, den Anfang des unterirdischen Ganges gefunden zu haben. Doch ergaben weitere Nachforschungen die Haltlosigkeit dieser Annahme. Die Tür, deren Schwelle etwas tiefer lag als der Fußboden der Kirche, bildete ohne Zweifel den Eingang zu einer Sakristei, die sich ehemals an der Nordseite der Kirche befand und das Mauerwerk, welches man früher auf dem Kirchhofe gefunden hatte, das Fundament dieser Sakristei. Die Anlage eines unterirdischen Ganges nach den „Burgwällen“ erscheint auch schon deswegen ausgeschlossen, weil diese vom Dorfe durch einen noch heut fast unergründlichen Morast getrennt werden, den ein kleines von Osten her kommendes Fließ durchschneidet. Daß eine Sakristei tiefer liegt als der Fußboden der Kirche, ist nichts Neues. An manchen Orten (Sommerfeld bei Kremmen) nennt man derartige Räume neben der Kirche „Schlangenkeller“. An der Außenwand der Kirche, besonders an der Plinthe entdeckte Herr Geheimrat Friedel eine große Anzahl von Schleifrillen und Näpfchen, d. h. längliche oder rundliche Vertiefungen, die im Mauerwerk alter Kirchen, z. B. in Bernau, vielfach vorkommen und abergläubischen Gebräuchen ihren Ursprung verdanken. Die Längsrillen sollen, wie man sagt, durch Wetzen der Schwerter ausziehender Krieger entstanden

Digitized by Google

sein, die Näpfchen dagegen durch Reiben mit Münzen, die man hinterher in die Opferbüchse der Kirche warf. In Bernau sagt man auch wohl, die Längsrillen seien Erinnerungszeichen an die Geburt eines Knaben, die Näpfchen würden dagegen in die Steine gerieben, wenn ein Mädchen geboren sei. Die Basdorfer Kirche steht auf dem sogenannten Götzen- oder Götschenberge, auf welchem früher auch die Götzenscheune stand. In der Nähe des Bahnhofes gibt es noch einen Götzberg am Zühlsdorfer Wege und am südlichen Ausgang des Dorfes zwischen den Kühn'schen und Langnickel'schen Gehöften einen „Götzhof", einen Acker, bezw. eine jetst wüste Hofstelle, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts einem gewissen Götze oder Götzen gehörte, vermutlich demselben, dessen Name auf der 1637 gegossenen großen Glocke im Turme der Basdorfer Kirche genannt wird. „Wüste Höfe" gibt es in und bei Basdorf noch mehrfach, so zwischen dem Gemeindehause und dem Grundstück des Büdners Schiele, sodann am Südausgang des Dorfes zu beiden Seiten der Straße. Sie gehören jetzt den Besitzern Grenz, Hinze und Rührmund, Radebold und Haberstroh. Vielleicht sind diese alten Hofstätten im dreißigjährigen Kriege wüst geworden. Auf eine große Zahl auffallender Flur- und Hügelnamen machte der Lehrer des Ortes, Herr Wiegand, die Teilnehmer an der Exkursion aufmerksam. So gibt es am Zühlsdorfer Wege in der Nähe des Bahnhofes „Gänsematten", „Buchten", Gründe, im Norden einen Hauberg oder Heuberg, einen Vierrutenberg, eine Kehlheide (mit zahlreichen Sanddünen, die wie Hünengräber aussehen), im Süden einen von der Chausse geschnittenen „Wieser- (nicht Wiesen-) Berg" und ferner im Osten ein „Pfleck" oder „Fleck". Endlich ist zu erwähnen, daß im Schulgarten an der Dorfstraße vor Jahren die Fundamente eines Gebäudes und die Reste eines Gemäuers gefunden wurden, die wahrscheinlich von einem alten Brunnen herrührten. Die Burgwälle liegen einige 100 Schritte nördlich vom Dorfe und werden sowohl von der Chaussee, als auch von der Eisenbahn geschnitten; sie sind namentlich im Süden und Westen von Sümpfen umgeben, deren Wasser dem nahen Rahmersee zufließt, während das durch die „Gründe" nordöstlich vom Bahnhof gehende Fließ den Anfang des Mühlenbecker Fließes bildet. Die Burgwälle gewähren wegen ihres leichten, sandigen Bodens dem Besitzer nur geringen Ertrag, aber auch dem Prähistoriker nur magere Beute. Es wurden nur einige mittelalterliche und wenige vorwendische Gefäßreste gefunden, so daß man annehmen muß, daß die Burgwälle nur selten und ganz vorübergehend als Zufluchtsstelle zu Zeiten der Gefahr gedient haben können.

Otto Monke.

Sagen aus der Prignitz. Aus dem Volksmunde. Gesammelt von Hedwig Schulz.

I. In Helle (Ostprignitz) lebte eine Frau W., die mit dem Teufel im Bunde gestanden haben soll. Wurde in der Scheune Korn gemessen, so fegte er, wenn der letzte Scheffel nicht voll wurde, die Scheune aus, die von den Knechten schon gekehrt war, und sagte dabei „Er muß doch voll werden". Da fanden sich dann immer noch soviel Körner, daß der Scheffel gefüllt werden konnte.

Digitized by Google

War im Herbste das Obst reif, so saß der Teufel, ihr Schwiegervater, als Katze auf einem der Obstbäume; wollte jemand Obst stehlen, so sprang die Katze dem Diebe auf den Rücken und blieb ihm bis zur Mitternacht darauf sitzen.

An der Ackergrenze lief er als dreibeiniger Hase herum und bewachte sie. Nach dem Tode des Bauern zeigte sich der Teufel dem Sohn und der Schwiegertochter als feuriger Drok. Verschiedene Leute behaupten, er habe Geld und andere Dinge durch die Giebelluke ins Haus gebracht; zuweilen kam er auch durch den Schornstein.

Wenn die Frau Kühe oder Schweine anderer Leute ansah, so erkrankte das Vieh. Gelang ihr's einmal nicht, andere Menschen auf diese Weise zu schädigen, so brachte es ihr selbst Schaden; sie mußte ihr eigenes Vieh hingeben.

II. In Helle wohnte ein Bauer mit Namen Langfeld; in jeder Neujahrsnacht erkrankte sein Vieh. Einst fand er am Neujahrsmorgen ein Stück verfaultes Fleisch; daher legte er sich in der folgenden Neujahrsnacht auf die Lauer, um zu beobachten, ob wieder jemand kommen würde, um dem Vieh etwas anzutun.

Bis Mitternacht stand er hinter der Küchentür, die aus Ober- und Untertür bestand. Punkt 12 näherte sich eine weiße Gestalt. Der Bauer hetzte auf sie seinen Hund; dieser aber war anfangs nicht zu bewegen, auf die Gestalt loszugehen, sondern knurrte nur.

Endlich näherte sich die Erscheinung dem Brunnen; jetzt sprang der immer von neuen angefeuerte Hund auf die Gestalt zu, die sich nun entfernte und nicht wieder zurückkehrte. Das Vieh blieb daher in diesem Jahre gesund.

III. Als der Bauer Langfeld in Helle noch unverheiratet war, wollte er einst die Mädchen in der Spinnstube belauschen. Der Besitzer des Hauses, in welchem die Spinte abgehalten wurde, konnte, wie man sagte, mehr als andere Leute. Als sich L. nun leise aus Fenster schlich, spaltete sich ohne Veranlassung sein Holzschuh, und als er nun unter dem Fenster horchte, hörte er, wie der Wirt sagte: „Es ist heut so heiß; wir wollen den Ofen hinauskehren!“ Mit diesen Worten ergriff er eine Peitsche und trieb den Ofen damit zur Stubentür hinaus. Darauf sagte er: „Wir werden hier belauscht; aber er soll es nicht zum zweiten Male wagen!“ Nun entfernte sich Langfeld; aber auf dem Heimwege spaltete sich der andere Holzschuh. Das war die Strafe für seine Lauschen.

IV. Im vorigen Jahrhundert lebte in einem Dorfe der Ostprignitz ein Bauer Brandt. Einst klopfte es um Mitternacht an das Fenster seines Schlafzimmers und zweimal hintereinander ertönte der Ruf: „Marie, komm nach dem Mühlberg, dort brennt das Geld, hole es dir!“ In der nächsten Nacht hörte man die Stimme nochmals. Da sagte Brandt zu seiner Frau: „Kommt es wieder so, dann gehe hin!“ In der dritten Nacht wurde wieder gerufen, und nun ging die Frau hinaus an den Mühlberg, und sah das Geld brennen. Es wurde aber von einem schwarzen Hunde bewacht, und die Frau dachte, das wäre der Teufel und kehrte um.

Man sagt, man müsse, wenn man Gold brennen sähe, ein Taschentuch oder einen anderen Gegenstand, den man gerade zur Hand hat, hineinwerfen, dann könne man sich soviel Geld nehmen, wie man wolle; dieses verwandle

Digitized by Google

sich dann zu Hause in Gold. Wer nichts hineinwirft, aber nur ein Wort sagt, der ist den Flammen preisgegeben und verbrennt sich. Der Hund läßt ihn nicht an das Geld herankommen und bald wird es ganz dunkel.

Auch in der Nähe der Schule in Helle brennt zuweilen das Geld; denn dort hat der Teufel seine Schätze vergraben. Ab und zu aber läßt er es brennen, um den Leuten zu offenbaren, wo es liegt.

V. In einem Dorfe bei Perleberg nahm ein Mädchen, welches abends zur Spinnstube ging oder von der Spinnstube wieder heimkehrte, seinen Weg stets über den Kirchhof. Man wunderte sich darüber, daß sie sich nicht fürchtete. Einst ging sie wieder in der Nacht den gewohnten Weg; da sah sie eine Gestalt, welche in ein weißes Laken gehüllt war. Sie glaubte, ein Bekannter der Spinnstube mache sich einen Scherz, um sie zu erschrecken, riß der Gestalt das Laken herunter und nahm es mit nach Hause. In der folgenden Nacht erschien jemand vor ihrem Fenster und rief: „Mädchen, mach das Fenster auf und gib mir das Laken heraus!“ Das Mädchen fürchtete sich jedoch und öffnete das Fenster nicht. In nächster Nacht wiederholte sich die Geschichte und nun gab sie das Laken heraus. Doch gleich darauf war es wieder in ihren Händen und sie hörte die Worte: „Wo du es hergeholt hast, da bring es wieder hin und zwar in der Nacht um 12 Uhr!“ Nun fürchtete sich das Mädchen und erzählte die Geschichte ihrem Herrn; dieser riet ihr, sich dem Pastor und dem Küster anzuvertrauen. Beide erboten sich das Mädchen auf den Kirchhof zu begleiten. Sie nahmen es in ihre Mitte und gingen kurz vor 12 Uhr auf den Kirchhof. Doch als die Uhr die Mitternachtsstunde verkündete, verschwand das Mädchen mit samt dem Laken und wurde seitdem nicht wieder gesehen. Seit dieser Zeit geht dort niemand mehr des Nachts über den Kirchhof.

VI. Einst gingen 2 Männer, Onkel und Neffe, vormittags durch den Wald von Mertensdorf nach Triglitz. Plötzlich sahen sie einen Menschen ohne Kopf am Wege stehen, daneben hing ein toter Hund an einem Baume. Als sie näher hinzukamen, verschwand die Gestalt, nur der Hund hing noch da. Sie besahen ihn genau, und der Onkel schnitt dann den Hund ab. Als sie nun weiter gingen und an die Sache garnicht mehr dachten, schlug die Turmuhr des nahen Triglitz die Mittagsstunde, plötzlich kamen sie auseinander, der Neffe ging den richtigen Weg, der Onkel aber kroch durch niedriges Gebüsch und Tannengestrüpp. Jeder dachte bei sich: wo will denn der andere hin? Aber einer kümmerte sich nicht um den andern. Der Neffe erreichte sein Ziel, der Onkel dagegen langte kurz vor 1 Uhr bei Mertensdorf an, von wo er gekommen war, er hatte sich am hellen lichten Tage verlaufen. Erst jetzt gingen ihm die Augen auf, und nun erst bemerkte er, daß der Neffe nicht bei ihm war. Nach einer Stunde erst langte er in Triglitz an, wo er mit Ungeduld erwartet wurde.

VII. Zwischen Wolfshagen und Helle führt eine Brücke über die Stepenitz. Hier, an der Grenze der beiden Ortschaften, spukt es. Einst kam in der Nacht bei hellem Mondschein ein Mann über die Brücke, da gewahrte er ein Tier, das er für ein Reh hielt. Aber es bellte wie ein Hund. Als er weiter ging, hörte er ein Rascheln im Grase und Pferdegetrappel, doch er sah nichts, nur das Reh stand noch auf demselben Platze. Als die Mitter-

Digitized by Google

nachtsstunde vorüber war, fand er sich auf der Brücke wieder, aber er war ganz in Schweiß gebadet. Die Leute sagten nachher: wer sich dieser Gestalt nähert und nur ein Wort sagt, dem springt der Teufel in Gestalt einer Katze auf den Rücken.

Einem andern Manne ist es ähnlich ergangen. Er sah dort auch ein Reh, als er aber näher kam, bemerkte er statt dessen 3 Katzen, welche sich bissen. Er wollte sie auseinanderbringen und schlug mit seinem Stock dazwischen. Da standen plötzlich 3 Frauen mit Federpuscheln in der Hand vor ihm und schlugen ihn damit solange, bis die Geisterstunde vorüber war.

Der Verlobungs-Schimmel im Volksglauben. Als ich am 16. Mai 1905 die Schülerinnen der 1. Klasse der 70. Gemeindeschule zur Urania führte, bemerkte ich, daß einige Mädchen unterwegs den an uns vorüberfahrenden Fuhrwerken und Reitern ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten und die Schimmel zählten. Noch bevor wir die Taubenstraße erreichten, war zur Freude der Zählenden die Zahl 100 erreicht. Natürlich wagte niemand, mir den Grund seiner freudigen Erregung zu offenbaren. Indessen war er mir auch so bekannt: wenn nämlich eine junge Dame bei einem Spaziergange die Schimmel zählt und dabei bis No. 100 kommt, so wird derjenige junge Mann, der ihr unmittelbar darauf begegnet, ihr Bräutigam. Man sagt auch, wer sie zuerst grüßte, werde ihr Bräutigam, oder wer aus dem Hause komme, vor welchem ihr der 100. Schimmel begegne, sei der Auserwählte. Hoffentlich bewahrheitet sich diesmal der Volksaberglaube nicht; denn sonst könnte dem Jüngling noch etwas bevorstehen: 60 Verlobungen und 59 Entlobungen oder ein interessanter Bigamie-Prozeß; denn gezählt haben doch sicher alle 60 Der Schimmel ist auch sonst in Berlin ein Unglückstier. Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Führung durch die Marienkirche zu Berlin.

Vortrag, gehalten von Kustos Buchholz.*) Beim Besuch der Marienkirche durch die Brandenburgia am 7. April 1906.

Hochverehrte Versammlung!

Bevor wir die einzelnen Merkwürdigkeiten dieser Kirche betrachten, lassen Sie uns in möglichster Kürze auf ihre Vergangenheit eingehen.

Im Zusammenhang mit der Entwickelung und Ausdehnung der ältesten Stadt Berlin während des 13. Jahrhunderts ist auch die Marienkirche entstanden.

Der von den ersten Askanischen Markgrafen herangezogene Strom deutscher Kolonisten hatte nicht allein das wendische Fischerdorf auf der Spreeinsel (Kölln) angefüllt, sondern auch zur Besiedelung des nördlichen Spreeufers geführt in dem Maße, daß diese „to dem Berlin“ genannte Ansiedelung schon um 1230 Stadtrechte erhielt und sich als feste Stadt eingerichtet hatte.

Diese älteste Stadt Berlin nahm ungefähr die Fläche ein, die heute von der Spree, der Klosterstraße und der Königstraße begrenzt wird.

Als aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Ansiedlerzustrom fortdauerte, wurde eine Erweiterung der Stadt nach Norden hin auf die doppelte Größe vorgenommen.

Der so entstandene neue Stadtteil erhielt als Zentrum den „Neuen Markt“ (im Gegensatz zum Markt der alten Stadt) und für ihn wurde dann auch eine Kirche gebaut, die der Jungfrau Maria gewidmet wurde. Das ist der Ursprung der Marienkirche.

Urkundliches Material über den ersten Bau dieser Kirche hat sich nicht erhalten. Man kennt deshalb auch nicht das Jahr des Baubeginns, aber nach den sonstigen ortsgeschichtlichen Verhältnissen darf man es in das 3. Viertel des 13. Jahrhunderts schätzen.

Die älteste noch erhaltene Urkunde, in welcher die Marienkirche erwähnt wird, datiert vom Jahre 1294. 6 Bischöfe sichern darin allen

---

*) Vergl. S. 154 d. vorg. Heftes.

Digitized by Google

denen einen 40 tägigen Ablaß zu, die dem aus der Marienkirche zu einem Kranken getragenen heiligen Sakrament folgen. Solche Ablaßbriefe, auch auf diejenigen bezüglich, die der Kirche Geschenke machen, wiederholen sich dann später mehrfach.

Der ursprüngliche Bau scheint kein sehr dauerhafter gewesen zu sein, denn nach einer Urkunde von 1340 borgte der Rat von Berlin von dem Münzmeister Otto von Bueck 50 Mark Silber (= circa 20 000 M heutigen Geldes) zum Ausbau der Marienkirche.

Der große Brand von Berlin im Jahre 1380 zerstörte auch jene erste Marienkirche, und der Wiederaufbau in den noch heute erhaltenen Mauern wurde bald darauf begonnen. Papst Urban VI beförderte ihn durch einen besonderen Ablaßbrief von 1381, in welchem allen, die zum Wiederaufbau beitragen, ein 100 tägiger Ablaß verheißen wird.

Um den Bau weiter zu fördern und zu Gaben anzuregen, wurde die Bedeutung der Kirche gehoben, indem man sie reichlich mit Reliquien versah. Über die Fülle von Reliquien, die in jener Zeit der Marienkirche überwiesen wurden, gibt ein noch vorhandener Ablaßbrief Aufschluß, durch den Bischof Johann von Lebus am Freitag nach dem Sonntag Judica d. J. 1405 „allen den wahrhaft reuigen und zerknirschten Christgläubigen, die eine der Reliquien in der Kirche der heiligen und gebenedeiten Jungfrau Maria in der Stadt Berlin mit Andacht angeschaut, fromme Gebete zum Himmel gesandt und ihre Sünden bereut haben würden", einen vierzigtägigen Ablaß erteilte. Als Reliquien werden hierbei erwähnt: Gebeine Johannes des Täufers, der Märtyrer Georg, Dionys, Christophorus, Moriz, Stephanus; der Apostel Andreas, Bartholomäus, Jakobus, Judas, Simon, Thomas; der Jungfrauen Agathe, Agnes, Katharina, Maria Magdalena und von den heiligen 11 000 Jungfrauen. Ferner ein Stück von dem Kreuze des Erlösers und von der Erde, auf die der Leib Christi fiel; von dem Grabtuche, von der Rippe des kaiserl. Märtyrers S. Heinrich, von dem Hirne der heiligen Bekenner Cyriakus und Eucharius, und von der Milch der heiligen Jungfrau Maria. Schließlich noch Gebeine vom Probst Sixtus und neun verschiedenen heiligen Jungfrauen, sowie von den 10 000 Kämpfern und vom heil. Simon, der das Kreuz des Herrn tragen half. Durch verschiedene Stiftungen füllten sich im Laufe des 15. Jahrhunderts die Seiten des Kirchenschiffs mit Nebenaltären an. Den ältesten stiftete Bischof Diderich von Brandenburg 1383 für die Heiligen Maria, Magdalena und Agnetis. Den nächsten 1417 Jacob von Lützen auf Falkenberg für Johann den Evangelisten, Bartholomäus und die heilige Agathe. 1423 widmete der Bürger Wilke Makopran einen Altar den Heiligen Barbara, Allegundis, Brigitta und Jakob. Dieser Altar wurde bald darauf von der Elendsgilde mit 1 Schock Groschen Jahreseinkünften bedacht, und 1490 schenkte ihm Bürger Johann Bekendorf sein Haus. Bürger Johann Schulte hatte

Digitized by Google

1466 letztwillig einen Altar zu Ehren der Mutter Gottes, der heiligen Dreieinigkeit und mehrerer Heiligen mit 60 Schock Groschen gestiftet. Außerdem bestanden noch Altäre des heil. Erasmus, Jakobs, Andreas, Moritz und der 11 000 Jungfrauen.

Abgesehen von einem 1514 durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brande, der Turm und Dachstuhl zerstörte, hat die Kirche auch sonst mehrfach Schaden erlitten, so daß Reparaturen auch im Innern nötig wurden 1614, 1694, 1757, 1818 und 1893. Bei der letztgedachten Renovierung wurden die im 17. Jahrhundert an den beiden Seitenschiffen und unter der Orgel angelegten hölzernen Emporen, sowie mehrere Grabgewölbe beseitigt, dagegen auf der Südseite der Magistrats-Chor angebaut und seitwärts darüber eine Königsloge errichtet. Die Grabsteine und Epitaphien wurden dabei zum Teil an andere Stellen gesetzt.

Die Seiten-Altäre wurden nach Einführung der Reformation 1539 beseitigt und deren Einkünfte den Kirchenbedienten überwiesen.

Den innern Zustand der Kirche im Jahre 1817 beschreibt der damalige Stadtrat Klein wie folgt: „Die Emporen traten vor den Pfeilern auf eine höchst unförmliche Weise hervor. Die Balken und Träger derselben waren unbekleidet. Die Logen und Sitze verrieten, wie sie nach und nach entstanden waren und wichen in Form und Größe bedeutend von einander ab. Die an den Wänden angebrachten Logen bildeten unförmige Kasten, zu denen verschiedenartige Treppen führten. Hohe Gitter versperrten den Überblick über die Kirche. Die Gänge zu den Sitzen lagen großenteils tief unter diesen, und einzelne Logen waren als besondere Emporen über die großen Emporen gelegt. Ähnliche Unregelmäßigkeiten bestanden im unteren Raum des Schiffs. Durch fremdartige Einbaue war dieser sehr beschränkt, das Pflaster an vielen Stellen gesunken. Überall vermißte man Licht, am meisten an der Turmseite. Der Aufgang zum Turm war nicht vom innern Kirchenraum getrennt, der ohnehin durch die zu den Emporen führenden Treppen verunziert war. Um Ansichten auf die Kanzel zu gewinnen, waren viele Pfeiler beschlagen.“

Die vorstehend als Übelstände hervorgehobenen Verhältnisse sind bei der Renovierung 1818 gebessert worden. Wie das Innere dann bis 1893 aussah, ist aus einer im Märk. Museum befindlichen Photographie ersichtlich.

Der alte noch aus katholischer Zeit herrührende Altar wurde erst 1757 abgenommen und durch einen neuen nach den Entwürfen von Baumeister Andreas Krüger ersetzt. In dieser Form ist er auch bei den großen Innen-Reparaturen 1818 und 1893 ziemlich unverändert geblieben. Klein sagt von ihm: Dieser Altar entspricht allerdings nicht allen Anforderungen der Kunst und der Hoheit des Kirchengebäudes. Er wurde unter Verwendung von 200 Taler Vermächtnis der Hofrätin Wilke geb.

Digitized by Google

Moritz und von 100 Taler des Kaufmanns Spatzier für 1153 Taler vom Bildhauer Meyer nach Zeichnungen des Baumeisters Andreas Krüger aufgeführt und am 24. Januar 1762 durch Probst Köppen eingeweiht. Sechs korinthische Säulen, von Holz gedreht, rötlichem Marmor ähnlich staffiert, mit vergoldeten Kapitälen, tragen ein einfaches Gesimse, auf dem der Erlöser, in Wolken triumphierend, das Kreuz im Arm, zur Erde blickt. Zwei Engel beten knieend den Auferstandenen an; aus Rauchgefäßen lodern Flammen empor. Dieser Aufbau faßt den Altartisch ein und ist gefüllt durch 4 Gemälde von Bernhard Rode (* 1715 † 1797): In der Mitte die Abnahme Christi vom Kreuz, zur Linken Christi Leiden am Ölberg, zur Rechten Thomas, die Finger in die Wundenmale des Auferstandenen legend; das Kleine über dem Tisch: Die Jünger von Emaus, den Herrn am Brodbrechen erkennend.

Außer dem Totentanz, über den besonders gesprochen werden wird, hat sich aus katholischer Zeit noch der vor dem Altar stehende Taufstein erhalten. Dieser ist ein Kunstwerk, im Jahre 1437 aus Bronze gegossen. Die Wandung ist mit den hocherhabenen Figuren der Maria, Christi und der 12 Apostel in 14 Feldern geschmückt und darunter steht: „ik hette ene dope werliken ik dene den armen also den riken anno domini MCCCCXXXVII“ (ich heiße eine Taufe wahrlich, ich diene den Armen wie den Reichen 1437). Den mittleren runden gegliederten Fuß unterstützen im Tragen des Gefäßes 4 nach außen gewendete Drachen. Die beiden jetzt darin befindlichen Taufschüsseln rühren aus der protestantischen Zeit her. Sie zeigen außer dem bekannten gotischen Buchstabenring die Gruppe des englischen Grußes; die größere hat außerdem am Rande 2 Reihen Hirsche.

Weiter rührt noch das außen links vom Haupteingang stehende steinerne Kreuz aus dem Mittelalter her. Der Propst Nicolaus von Bernau, der als Anhänger des Ballenstedters bei den für Markgraf Ludwig eintretenden Berlinern im Jahre 1323 in der Marienkirche Propaganda gemacht hatte, wurde nach dem Verlassen der Kirche auf dem Neuen Markt vom Volk erschlagen, wofür die Stadt Berlin in den Bann getan wurde. Dieser schwer auf der Stadt lastende Bann wurde erst im Jahre 1335 durch Vergleich gehoben, nachdem die Stadt dem Bischof 750 Mark Silber zahlen und auf dem Neuen Markt an der Mordstelle einen Altar und ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe errichten mußte. Die Mordstelle lag dort, wo später das Grundstück Spandauer Str. 70 abgegrenzt wurde; das Kreuz wurde im Jahre 1726 nach erheblicher Kürzung an die Westseite der Marienkirche gesetzt.

Die Kanzel, ein hervorragendes Werk Schlüters, 1703 auf Kosten der Fehr'schen Eheleute aus Marmor hergestellt, ist sowohl für sich als Kunstwerk, wie auch nach der Art ihrer Aufstellung beachtenswert. Schlüter nahm nämlich den unteren Teil des Pfeilers ab und ersetzte

Digitized by Google

ihn durch 4 Säulen, um zwischen diesen einen die Symmetrie nicht störenden Zugang zu seinem Kunstwerk zu erlangen. Den Schalldeckel bestrahlt eine aus Engel tragenden Wolken hervorbrechende Sonne.

Die Orgel, die 1722 von Wagener auf Frau Anna Stillers Kosten erbaut wurde, hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Bei der letzten Renovation im Jahre 1893 ist sie zwar im wesentlichen erhalten geblieben, aber von ihren ursprünglichen 2231 Pfeifen mußten 467 defekte ausgeschaltet werden, dagegen kamen 2146 neue hinzu, sodaß das Werk jetzt 3920 Pfeifen enthält.

Wir hätten jetzt noch die einzelnen Denkmäler zu betrachten, die allerdings zum größten Teil nicht mehr an der ursprünglichen, die Grabstätte bezeichnenden Stelle sich befinden.

Zunächst hier auf dem hohen Chor das bedeutendste, das des Kurfürstlichen Feldmarschalls Otto Christoph von Sparr.

Es schmückt noch heute den niedrigen Eingang zu dem dahinter liegenden Grabgewölbe der Familie Sparr. Das Denkmal hat der Feldmarschall selbst im Jahre 1663 durch Artus Quellinus aus Antwerpen errichten lassen*. Der kniend betende Ritter dürfte den Feldmarschall selbst darstellen; wenigstens ergibt das ein Vergleich mit dem an der südlichen Chorwand hängenden gemalten Portrait. Der unter der Betpultdecke vorlugende Hund ist in das Bild gebracht zur Erinnerung daran, daß Sparr auf seiner Reise in Italien durch das Anbellen seines Hundes auf einschleichende Räuber aufmerksam wurde und zu seiner Rettung noch rechtzeitig die Waffen ergreifen konnte. 4 Gemälde stellen den Feldmarschall und 3 Verwandte dar, auch Wappentafeln der Sparrs hängen dabei, auf einer Gedächtnistafel unter andern die Bemerkung, daß Joachim von Sparr als Johanniter-Ritter in der Schlacht im Golf de Levante siegreich gegen die Türken geblieben am 7. Oktober 1571.

Außerdem befinden sich an den Wänden des hohen Chors noch folgende Epitaphien pp.:

Frau Bürgermeister Tieffenbach geb. Reichardt. † 1669
mit den Portraits des Ehepaares. (vergl. Nordseite.)
Ratsfrau Kath. Elisabeth Weiße geb. Seidel, † 1673.
Hofrat Joachim Lietzmann † 1712. Großes Denkmal.
Balthasar v. Schlieben und Gattin Anna geb. v. Krummensee.
Jobst. Friedr. v. Götzen, Oberst und Kommandant von Memel, † 1669.

Wappenschild. An der Nordseite des Schiffes, zunächst an der Querwand: das große Denkmal für das Erbbegräbnis der Familie v. Röbel. Zwei kniende Figuren, das v. Röbel'sche Ehepaar, betend gegen ein Kruzifix

*) Vergl. hierzu den nachfolgenden, 1893 geschriebenen Artikel von unserm Mitglied, Prof. Dr. Georg Galland.

Digitized by Google

Kruzifix gerichtet und die Figuren des Johannes und Petrus. In dem zugehörigen Gewölbe stehen auch Särge mit den Namen v. Canstein; dort ruht auch der Dichter Friedrich Rudolf v. Kanitz (* 1654 † 1699) und seine von ihm unter dem Namen Doris besungene Gattin Dorothea Emerentia geb. v. Arnimb.

Es folgen der Reihe nach die Denkmäler, Epitaphien pp. für:

Kinder des Predigers Lubath † 1690.
Anne Sibylle Otto geb. Krause.
Archidiakonus Bandeko, † 1725, Bild in Lebensgröße.
Prediger Roloff † 1743. Marmorfigur und Epitaph.
Frau Kaufmann Hoffmann.
Kaufmann Korn, kräftige Figur eines Betenden.
darüber ein Bild: Prediger Rösner.
Kaufmann Leonhardt, darüber Steinbrecher Epitaph; darüber Maria mit Kind.
Bürgermeister Weber † 1694, oben: Prediger Berco * um 1670.
Bürgermeister Reiche 1550; oben: Maria mit Kind.

Über der Nordtür:

Christus mit Brot und Kelch, Wandmalerei für Förster.
Prediger Naseband † 1756, oben: Geschnitztes Wappen.
Prediger Müllensiefen, † 1893. Gemälde, oben: Prediger Dietrich.
Prediger Zöllner † 1804.
Bürgermeister Tieffenbach, Doppeltafel; oben 2 kleine Gemälde.

Unter dem Orgelchor:

Denktafel für Christian Weiler und Frau.
Denktafel für Benedikt Reichardt † 1637.

Südseite:

Im Magistratschor 2 große Gemälde.
Grabsteine der Familie Stiller. Darüber verschiedene Gemälde.
Grabsteine der Familie Koch, Sartori.

Über der Sakristeitür:

Kleines Marmorepitaph, (Grablegung?). Darüber Gemälde von B. Rode.

Weiter an der Wand:

Steindenkmäler:

Seger, Gerichtsassessor Pollborn, Hacker, Leibarzt Martin Weiße, Advokat Königsdorf, Kaufmann Meyer und Hospitalvorsteher Rücker. Besonders aber die Denkmäler für die Simonische Gruft, errichtet 1715, mit schönen Figuren.

Über den Steindenkmälern eine Anzahl Gemälde von B. Rode, eins davon zeigt die Portraits von Voigt und Zingeler.

An der Bibliothekwand noch ein Steinrelief für Magdalene Engel und Epitaphien für

Digitized by Google

Geheimrat Joachim Christian Lüdke,
Prediger Lubath und Ritter.
In der Turmhalle außer dem Totentanz:
Grabsteine mit Figuren:
Joachim Steinbrecher der Ältere † 1598.
Elisabeth Keller † 1599.
Georg Steinbrecher † 1598.
4 alte Gemälde: Christi Geburts- und Leidens-Geschichte.
Neben der Treppe:
Gemälde: Joachim von Sparr.

Einige alte Gemälde sind noch hinter dem Altar einstweilen zurückgestellt.

Die Glasfenster im hohen Chor sind teils von 1819, teils 1858, teils 1893. Die im Kirchenschiff sind sämtlich von 1893 und zeigen die Bilder von 42 Vorreformatoren, Reformatoren und Beschützern der Reformation nach Zeichnungen von Paul Mohn.

Der Meister des Sparrschen Grabdenkmals in der Marienkirche zu Berlin.

Von Georg Galland.

Auf einer meiner Studienreisen nach Holland lag mir im Haag und in Amsterdam besonders am Herzen, weiteres archivalisches Material für die Beziehungen Niederländischer Meister zu Brandenburg und Berlin zu finden; und meine Ausbeute war keine geringe. Eine der kunstgeschichtlich wichtigen Fragen betraf die Urheberschaft des Grabdenkmals des Feldmarschalls Otto Christoph von Sparr († 1668) in der Berliner Marienkirche. Da die hohe Altertümlichkeit des Gotteshauses diese Frage auch für jeden gebildeten Laien meiner Heimat interessant macht, so will ich mich an dieser Stelle mit genannter merkwürdiger Kunstschöpfung eingehend beschäftigen — merkwürdig, weil sie „das bedeutendste Kunstdenkmal der Kirche“ und „das erste Marmorepitaphium in Berlin“ ist, wie R. Bormann in seiner erschienenen Berliner Kunsttopographie sehr richtig schreibt.

Eine alte Tradition, auf die schon Friedrich Nicolai allerdings mit großer Vorsicht hinwies, verband dieses schöne Werk mit dem Namen des ältern Artus Quellinus, der eine Zeitlang im Dienste der mächtigen reichen Amstelstadt die überaus herrlichen Skulpturen des dortigen Rat-

Digitized by Google

hauses, des jetzigen königlichen „Paleis“, schuf. Das war zu jener Zeit, als Rembrandt und Spinoza am Y wohnten, nnd Joost van den Vondel in einer Dichtung stolz behaupten durfte, Amsterdam trage die Krone von Europa. Damals baute Daniel Stalpert nach den Plänen Jakob van Kampens jenen ungeheuren Stadtpalast, den außer Quellinus, die Maler Ferdinand Bol, G. Flinck, Jan Lievens, Stockade, Juriaen Ovens u. A. mit Darstellungen des Pinsels schmückten. Welche Summen der verschwenderische Magistrat für die mannigfaltigsten Unternehmungen und Zwecke hingab, beweisen die damaligen Geschenke an Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte und Künstler. Bei der Taufe des brandenburgischen Kurprinzen Karl Aemil (1655) schenkte die üppige Stadtrepublik, die sich in Berlin durch einen ihrer Bürgermeister, Huydekooper van Maarsseveen, vertreten ließ, dem Sohne der Louise Henriette von Oranien eine Jahresrente von 10 000 Gulden als „Pillegift“, wie es in den Urkunden heißt. Quellinus erhielt im Jahre 1663, wie ich aus einer alten Notizensammlung des obigen Archivs entnehme, welche den Titel „Rapiamus“ führt, als Abschlag für die „modellen vande copere beelden, die gestelt sullen werden op het stadhuys“ die ansehnliche Summe von 6000 Gulden. In den Rechnungen jener Jahre findet man den Namen des Meisters ziemlich oft. Nirgends aber werden wir über seine Beziehungen zum Ausland unterrichtet. Und doch war sein Ruf so groß, daß er gewiß von allen Seiten, von fremden Fürsten und reichen Städten, künstlerisch in Anspruch genommen wurde.

Daß er der Urheber des erwähnten kolossalen Grabreliefs der Berliner Marienkirche nicht sei, schien mir anfänglich aus verschiedenen Gründen offenbar. Denn erstens war Quellinus in demselben Jahre (1668) wie der Stifter des Berliner Erbbegräbnisses gestorben, und zweitens schien mir eine gewisse Befangenheit in der Darstellung des knieenden gepanzerten Feldmarschalls von Sparr gegen die Autorschaft eines Bildners zu sprechen, dessen geistvolle Büsten mich stets durch die wahrhaft souveräne Art der Porträtgestaltung entzückten. Weit eher ließe sich, so war damals meine Überzeugung, angesichts dieses eigentümlichen Werkes an den minder berühmten Neffen des Meisters, den jüngeren Artus Quellinus, denken, der freilich erst im letzten Drittel des Jahrhunderts blühte . . . Als ich darauf im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin auf den obskuren holländischen Bildhauer Artus Sitte stieß, der im Jahre 1666 seine Bestallung als brandenburgischer Hofbildhauer ohne Gehalt erhielt und noch im Jahre 1673 in Berlin lebte, glaubte ich in ihm den unbekannten Schöpfer des Epitaphs der Marienkirche gefunden zu haben, zumal dieser Künstler einfach als Bildhauer „Artus“ erwähnt wird, und sein bei uns immerhin ungewöhnlicher Vorname leicht zur Legende von dem „Berliner Quellinus“ Veranlassung gegeben haben konnte.

Digitized by Google

Meine beiden Hypothesen fanden insofern Anerkennung, als nach mir Bormann in seinem inhaltreichen Werke, das übrigens eine sehr schöne Reproduktion des Denkmals enthält, den jüngeren Quellinus, Cornelius Gurlitt aber in seiner sehr lesenswerten Schlüter-Biographie den Artus Sitte, einen „Schüler des Quellyn", als den mutmaßlichen Urheber des Sparrschen Monumentes anführten. Bezüglich Sittes mußte ich freilich später selber hinzufügen: „Nur schwebt das Alles tatsächlich in der Luft. Denn wir sind leider nicht in der Lage, ein beglaubigtes Werk Sittes zum Vergleich heranzuziehen. Selbst unter den oben berichteten Umständen erscheint es uns bedenklich, eine ausgezeichnete bildnerische Leistung einer doch völlig obskuren Künstlerpersönlichkeit zuzuschreiben." Den jüngeren Quellinus aber mußte ich fallen lassen, als ich vor einigen Jahren in Belgien Gelegenheit hatte, seine beglaubigten Werke zu studieren, und als ich ferner aus einer Notiz des Erziehungs-Journals Otto von Schwerin's d. Ält., eines Manuskripts des Berliner Geh. Staatsarchivs, entnahm, daß das Monument bereits im Jahre 1663, also noch bei Lebzeiten des Stifters, vollendet und im Chor der Kirche aufgestellt war. Und daß der Erzieher der Prinzen Karl Aemil und Friedrich von dem Denkmal und der Besichtigung desselben in Begleitung des Feldmarschalls von Sparr in so nachdrücklicher Weise sprach, darf als Beweis dafür gelten, daß das niederländische Skulpturwerk im damaligen Berlin in der Tat ein gewisses Aufsehen erregt haben mußte.

Nur in einem, allerdings dem wichtigsten Punkte blieb ich mir bei der Beurteilung der vorliegenden Schöpfung indes jederzeit treu. Ich zweifelte niemals einen Augenblick lang, daß wir es hier mit einer tüchtigen und charakteristischen Arbeit der Schule des Quellinus zu tun haben. Und dann fiel mir die Ähnlichkeit der Umrahmung unseres Wanddenkmals mit den von Quellinus d. A. geschaffenen Portalen im Hauptsaale des Amsterdamer Rathauses besonders auf. Diese Umrahmung besteht aus zwei korinthischen Säulen, die, auf einem Postamente stehend, ein Gebälk tragen, über dessen Mitte eine Minerva und eine andere weibliche Figur das Wappen des Feldmarschalls zwischen sich halten, während seitwärts zwei Paare gefesselter Männer ein bekanntes, hier zuerst in Berlin auftretendes Motiv bilden. Die Hauptdarstellung, ein Hochrelief in kräftigsten Formen, zeigt uns, wie schon erwähnt, den Feldmarschall in lebhafter Bewegung knieend vor einem Altar, hinter dessen Decke ein kleiner Hund spähend hervorblickt. Zur Linken trägt ein Edelknabe den Helm des brandenburgischen Truppenführers. In Holland selbst wird man vergeblich nach einem ähnlich konzipirten Grabmal jener Zeit suchen. Dort vermied damals der Bildhauer, z. B. an den Admiralsgrabstätten, den Hinweis auf die kirchliche Frömmigkeit der verherrlichten Persönlichkeiten. Dagegen besitzt in Belgien die kleine Dorfkirche zu Grimberghem (bei Dendermonde) in dem reizvollen Grab-

Digitized by Google

monument eines im frühen Mannesalter verstorbenen Grafen de Rusompré ein der Berliner Schöpfung sehr nahestehendes Werk der Quellinusschule.

Hier wie dort verrät sich dieselbe Befangenheit hinsichtlich der Komposition, eine sichtliche Unfreiheit der schöpferischen Gestaltung, worin sich, nach meinem Dafürhalten, nur der Konflikt eines modernen Künstlers mit der von dem aristokratischen Besteller offenbar gewünschten traditionellen Auffassung des Grabmals kundgibt. Wer aber, so fragen wir noch ein Mal, war dieser Künstler? . . . Wirklich kein anderer als der „große“ Artus, nämlich der ältere Quellinus (1609 — 1668), der begabteste, frischeste, phantasiereichste und geschmackvollste niederländische Bildhauer seiner Zeit! Also behält die alte Tradition doch recht. Was Nicolai vor hundert Jahren nur zaghaft auszusprechen wagte, was die späteren Autoren gedankenlos nachschrieben und was endlich neuerdings allgemein bestritten wurde, das hat durch eine harmlose urkundliche Notiz, die ich damals im Amsterdamer Stadtarchiv entdeckte, die vollste und endgiltige Bestätigung gefunden. Während mir nacheinander die Resolutie Boeken der Amsterdamer Ond-Burgermeestern, der Vroedschap und der Thesauriere (Schatzmeister) zur Durchsicht vorlagen, fiel mein Auge beim Durchblättern eines der riesigen Folianten der Thesauriere auf folgende interessante Notiz; „De Heer Burgermeester Witsen heeft my aengeseght dat de Heeren Burgermeestern hadden toe gestaen dat Artus Quellinus soude moghen gebruycken von Stadsmarmor so veel als hy tot 3 a 4 sepulturen ten Dienste van General Spar soude van noden hebben. Präsent etc. Actum den 24. January 1660“ (d. h. der Herr Bürgermeister Witsen hat mir mitgeteilt, daß die Herren Bürgermeister zugestanden hätten, daß Artus Quellinus gebrauchen sollte von dem Marmor der Stadt so viel als er für drei resp. vier Grabmäler im Dienste des Generals Sparr nötig haben sollte. Anwesend etc. Actum, den 24. Jan. 1660),

Daß diese Erlaubnis, von den Marmorvorräten der Amsterdamer Stadtverwaltung zu nehmen, nicht ohne Entschädigung der letzteren erteilt wurde, ergibt die später hinzugefügte Randbemerkung von anderer Hand: „Is naderhand verstaen dat hy die soude betalen tot 1 Rycxd de voet“ (d. h. ist nachher beschlossen, daß er ihn bezahlen sollte mit 1 Reichstaler den Fuß). Aus einer andern größern Notiz der Schatzmeister vom 1. Mai 1665 „Liquidatie met Artus Quellinus“ geht ferner hervor, daß der Künstler damals der Stadt noch immer Geld für $42^{3}/_{4}$ Fuß Marmor schuldete, wofür man ihm allerdings 171 Gulden, d. h. 4 Gulden pro Fuß, nachträglich berechnete und von seiner Forderung abzog. Wir haben es hier zweifellos mit dem für das Monument der Berliner Marienkirche verarbeiteten Marmor-Material zu tun. Somit ist uns die Entstehungsgeschichte des Sparrschen Grabmals jetzt völlig klargelegt. Nachdem der Feldmarschall, nach Bormann, schon am 4. August 1658

Digitized by Google

das besagte Erbbegräbniß in jenem Gotteshause erworben hatte, beauftragte er ungefähr ein Jahr darauf den berühmten Meister zur Anfertigung eines kolossalen Epitaphiums, das nach zwei oder drei Jahren in Berlin ankam . . . Gerade um diese Zeit hatte Quellinus auch die als Geschenk Amsterdams für den kurbrandenburgischen Statthalter Moritz von Nassau bestimmte Statue der Minerva vollendet, die sich noch heute in Cleve befindet und von der eine vergröberte und später restaurierte Kopie im Park zu Charlottenburg steht.

Die mehrjährige Amsterdamer Tätigkeit des vlämischen Bildhauers war nur eine Episode in seinem wenig gekannten Leben, allerdings eine inhaltreiche und überaus ehrenvolle. Er kehrte nach 1665 wieder in seine Vaterstadt Antwerpen zurück, wo er nach einiger Zeit starb. In der holländischen Hauptstadt aber ist er weder in die Metselaars-Gilde getreten, noch hat er anscheinend hier das Bürgerrecht erworben. Das „Gildebroeders Boeck“ umfaßt allerdings nur den Zeitraum von 1610 bis 1655 und das „Leer Jongens Boeck“ nur den Zeitraum von 1610 bis 1662; in beiden Listen kommt sein Name weder als Gildebruder, noch als Lehrherr vor. Seine Werkstatt befand sich am Südende der Keyzers Gracht, nahe dem Molenpad. Der Magistrat zahlte ihm in Amsterdam eine Wohnungsentschädigung (vermutlich 300 Gulden jährlich), denn diese Summe wurde ihm bei jener Liquidation von 1665 „over Huyshuur“ gut geschrieben. So dürfen wir dem ausgezeichneten Bildhauer eine hervorragende Schöpfung des Meißels, und der Berliner Marienkirche ein Anrecht auf den Namen eines der bedeutendsten Künstler seiner Zeit wiedergeben.

Das Kloster Gottesstadt in Oderberg.

Von Wilhelm Anton Wegener.

Die Stadt Oderberg (Mark) bestand in älterer Zeit aus zwei Ortschaften, aus Oderberg selbst an der Oder in der Richtung von Osten nach Westen und aus dem Dorf Barsdin, auch Bardin genannt, in der Richtung von Süden nach Norden. Bei dem jetzigen Marktplatz von Oderberg stießen diese beiden Ortschaften zusammen und hier lagen auch die beiden Fischerkietze, welche zu ihnen gehörten und noch heut die Namen Oberkietz und Unterkietz haben.

Als Markgraf Albrecht II., welcher 1205 bis 1220 regierte, wegen der Kriege mit den Pommernherzögen diese so aus vier Bestandteilen

Digitized by Google

zusammengesetzte, zum Teil wohl schon einheitliche Ortschaft Oderberg befestigt hatte, entstand unter der Herrschaft seiner Söhne, der Markgrafen Johannes I. und Otto III., in den Jahren 1231 bis 1233 ein kleines neues Kloster in Barsdin, jedoch war dasselbe schon vorher als ein Hospital vorhanden. Prämonstratensermönche des Bistums Kammin verwalteten dieses Kloster und noch jetzt sind der „Marienkirchhof“ und der „Mariensteig“ in Oderberg, östlich von der Angermünderstraße gelegen, Namen, welche die Erinnerung an dieses Kloster wacherhalten und seine Lage bezeichnen. Das Kloster selbst hieß „Gottesstadt“, es hatte aber nur kurzen Bestand, da bald nach seiner Gründung das Kloster Chorin entstand, und infolge dessen ging das Kloster Gottesstadt ein und seine Güter fielen mit dem Hospital an Chorin.

Über das Kloster Gottesstadt in Oderberg sind noch mehrere lateinische Urkunden im Geheimen Staatsarchiv von Berlin vorhanden und diese sind sämtlich unter den Choriner Klosterurkunden in Riedels Codex, Band 13 des ersten Hauptteils, abgedruckt. Sie enthalten über die Gründung und Auflösung des Klosters und hiermit auch für die ältere Geschichte der Stadt Oderberg manchen Beitrag.

In der ersten 1231 ausgestellten Urkunde überlassen die Markgrafen Johannes I. und Otto III. einem Geistlichen und seinen Ordensbrüdern, also Mönchen, das Dorf Barsdin zur Gründung des Klosters. In deutscher Übersetzung hat diese Urkunde folgenden Wortlaut: „Im Namen der heiligen und persönlichen Dreieinigkeit. Allen treuen Christen, welche in das vorliegende Schriftstück Einsicht erhalten, wünschen Johannes (I.) und Otto (III.), von Gottes Gnaden Markgrafen von Brandenburg, ein glückliches Leben für die Gegenwart und Zukunft. Wir werden einst alle vor dem Richterstuhl von Christus stehen, um nach unseren irdischen Taten unseren Lohn zu empfangen, und da wir Herrscher hier auf Erden nur leider zu wenig an die höheren himmlischen Dinge denken können, so müssen wir uns Freunde mit dem ungerechten Mammon (Reichtum) erwerben, unter deren Geleit wir nach dem Ausspruch des Herrn bei unserem Abfall von Gott einst eingehen in das ewige Gotteshaus. Aus diesen Gründen seien alle in der Gegenwart und Zukunft Lebenden hiervon unterrichtet, daß wir, die Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg, bei der uns so reichlich zuteil gewordenen himmlischen Gnade dem Herrn Dietrich, einem frommen Geistlichen, und seinen jetzigen und späteren (Ordens-) Brüdern zu unserem und zu unserer Eltern Seelenheil das Dorf, welches Barsdin genannt wird, mit allen seinen Gerechtsamen, mit jeder Nutznießung und Freiheit in den Weiden, in den bestellten und unbestellten Ackerländereien, in den Bächen, in den Bruchländereien, in den Werdern, in den Fischereien und in den Gehölzen verliehen haben. Hierbei leisten wir gänzlich Verzicht auf alles unser Recht, welches wir hieran haben oder haben dürften oder

in Zukunft erhalten könnten. Den hier öfter genannten Herrn Dietrich aber erklären wir für immer als den Besitzer dieser Ortschaft, sagen ihm mit seinen Brüdern und Nachfolgern unseren und unserer Nachfolger Schutz zu und erteilen ihm und seinen Brüdern oder Untergebenen, wie vorher bemerkt ist, vollständige Freiheit von allen Abgaben oder Rechtsansprüchen, welche uns in irgend einer Sache in der eben genannten Ortschaft oder in Oderberg zustehen. Wir stellen jedoch hierbei die Bedingung, daß er dort ein Kloster zur Ehre der ewigen Jungfrau Maria als Wohnstätte der Gottesdiener daselbst und zur Aufnahme von Fremden, Kranken oder Heimatslosen erbaut, damit diese für unser und unserer Eltern Seelenheil nnd stete Erlösung andauernd und unablässig beten. Um nun unserer Schenkung eine giltige und unverletzliche Rechtskraft auf die Dauer sicher zu geben und damit niemand diese Tatsache zu verletzen sich herausnimmt, deshalb haben wir das vorliegende Pergamentblatt schriftlich anfertigen und mit Anhängung unseres Siegels versehen und vollziehen lassen. Auch haben wir diese Schenkung unseres Eigentums, wie es gesetzmäßig ist, und klar und überlegt vollzogen und in Gegenwart von vielen hierbei anwesenden Männern sicher für die Folgezeit festgesetzt. Zeugen für diese Sache sind der Landgraf Heinrich (von Thüringen), der Graf Konrad von Regenstein, der Graf Heinrich von Dannenberg, der Abt Heinrich von Lehnin, Albert und Walter von Arnstein, Albert von Spandau, Heinrich von Stendal, der Vogt Gerhard von Oderberg und ich, der Notar Gontram. Verhandelt ist dieses im Jahr 1231 nach der Geburt des Herrn."

Hierauf überwies der Bischof von Kammin dem Kloster Gottesstadt zur Ausstattung 100 Hufen im „Land Liepe." Hierunter sind jedoch nur die beiden damals aneinanderliegenden Dörfer Oberliepe und Unterliepe zu verstehen, welche zusammen eine so große Hufenzahl hatten, nicht ein größerer Landbezirk Liepe. Die hierüber 1233 ausgestellte Urkunde hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Konrad, von Gottes Gnaden Bischof der Kirche von Kammin, wünscht allen treuen Christen, welche in das vorliegende Schriftstück Einsicht erhalten, Seelenheil in demjenigen, welcher das Seelenheil aller ist. Alle Taten der Menschen unterliegen dem Zeitstrom und mit dem Tode der Menschen gehen auch ihre Taten zugrunde. Deshalb ist es notwendig, daß ein Weinstock, welcher in der Kirche Gottes gepflanzt wird, um nicht unbrauchbar zu verwildern, sorgsam und ordentlich durch Umgrabung gepflegt wird. Und so haben wir mit Abraham in Ur im Chaldäerland, welches ein Ort des Elends genannt wird, und im Hinblick auf die unvertilgbare Gehenna (Hölle), welche ihre Günstlinge in den verderblichen Schlund hinabzieht, in dem Zustand unseres irdischen Elends auf Antrieb des heiligen Geistes zur Vergebung aller unserer Sünden und zum Preis unseres Herrn Jesus Christus und der seligen Jungfrau Maria dem

Digitized by Google

neuen Gottesstadt (civitas dei) genannten Kloster, welches früher den slavischen Namen Barsdin führte, hundert Hufen mit allem Recht in ihrem zusammenhängenden Grenzgraben, in den Weiden, in den Wiesen, in den Wäldern, in den Fischereien, in den Jagden und in allen übrigen, auch in Zukunft etwa dem eben genannten Kloster zukommenden Nutzwerten mit den besten Wünschen zugeeignet und als ersten Propst den Dietrich mit seinen nach der Regel Gott dienenden Brüdern dort eingesetzt und geweiht, damit so durch das eben genannte Kloster die Grenzen unseres Gebietes und Bistums unverletzt festgestellt werden. Damit nun diese unsere Schenkung eine giltige und unverletzliche Rechtskraft behält und im Lauf der Jahre nicht von Neidern schädliches Gift mit Schlangenzahn hierüber gespritzt wird, haben wir das vorliegende Schriftstück den vorher genannten Brüdern zum Zeugnis mit dem Siegel unserer Amtsvollmacht vollziehen lassen und für dessen dauernde Erhaltung Sorge getragen. Zeugen für diese Sache sind fromme Männer vom geistlichen Stand und Laien aus der Gesellschaft. Die von uns geschenkten hundert Hufen aber liegen in dem Land des slavisch Liepe genannten Ortes. Zeugen für diese Sache sind der Abt Otto von Belbuck (Kloster bei Treptow an der Rega), die Domherren Heinrich und Hugo in Kammin, der Bruder Kanut in Kolbatz (Kloster in der Nähe des Madüsee in Pommern), der Notar Wilhelm, der Kaplan Bertram, die Ritter Walter und Hermann in Oderberg und noch mehrere andere Männer. Verhandelt ist dieses im Jahr 1233 nach der Geburt des Herrn, im 15. Jahr unserer bischöflichen Kirchenleitung."

Außer dieser Schenkung erhielt das Kloster Gottesstadt 1233 auch die Bestätigung des Papstes Gregor IX. mit folgendem Wortlaut: „Bischof Gregor, der Diener der Diener Gottes, wünscht den lieben Söhnen, dem Propst und den Brüdern des Klosters der heiligen Maria, welches Gottesstadt genannt wird, vom Prämonstratenserorden der Kammineer Diözese, Seelenheil und erteilt ihnen den päpstlichen Segen. Da man an uns die Bitte gerichtet hat, daß wir dasjenige, was recht und ehrenvoll ist, wie die Billigkeit im Leben und die regelrechte Ordnung es erfordert, sorgsam kraft unseres Amtes zur gehörigen gesetzmäßigen Ausführung bringen, so sind wir euren rechtmäßigen Anträgen, im Herrn geliebte Söhne, gern und willig nachgekommen und haben euch persönlich und das Kloster, in welchem ihr eure gottesdienstlichen Handlungen verrichtet, mit allen Gütern, welche es gegenwärtig gesetzmäßig besitzt oder in Zukunft in rechtmäßiger Weise mit Hilfe des Herrn erhalten sollte, in des seligen Petrus und in unseren Schutz genommen. Besonders aber bestätigen wir euch und durch euch demselben Kloster mit der päpstlichen Machtvollkommenheit und sichern euch durch den väterlichen Schutz des vorliegenden Schriftstücks zu den Zehnt und die Besitzungen von dem Dorf Barsdin, die Ziegeninsel (bei Pehlitz) und ebenso die

Digitized by Google

Freiheiten und die Befreiungen, welche unser hochwürdiger Bruder, der Bischof von Kammin, als Diözesan des Ortes mit Zustimmung seines Domkapitels eurem Kloster in milder und sorglicher Freigebigkeit überlassen hat, wie es die hierüber ausgefertigten Urkunden enthalten und wie ihr dieses alles rechtmäßig und friedlich auch schon im Besitz habt. Deshalb soll niemand in irgend einer Weise dieses Pergamentblatt unseres Schutzes und unserer Bestätigung verletzen oder versuchsweise seinem Wortlaut zuwiderhandeln. Sollte aber jemand ein solches Wagnis unternehmen, so möge er bedenken, daß ihn der Zorn des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus hierfür treffen wird. Ausgestellt in Anagni (südöstlich von Rom) am 11. Oktober im siebenten Jahr unserer päpstlichen Oberkirchenleitung (1233)."

Das neugegründete Kloster nahm aber keinen guten Fortgang, denn die Kranken- und Armenpflege, welche dort gefordert wurde, war zu gering. Hierzu kamen dann auch noch die durch den Vertrag von Landin seit 1250 veränderten politischen Verhältnisse. Das Uckerland war durch diesen Vertrag in den Besitz der Brandenburger Markgrafen gekommen und diese gründeten nun am 2. September 1258 ein neues Cisterzienserkloster in Pehlitz, welches dann in Chorin an der Stelle des früheren Dorfes Ragösen erbaut und 1273 dorthin verlegt wurde. Infolgedessen wurde das Kloster Gottesstadt in Barsdin oder Oderberg aufgelöst, da der Markgraf Johannes I. den Hauptinhalt des Klosters, das von ihm ausgestattete Hospital, dem neuen Cisterzienserkloster an dessen Gründungstage überwies. Die hierüber von dem Markgrafen Johannes I. ausgestellte Urkunde hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Im Namen der heiligen und persönlichen Dreieinigkeit. Johannes, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, setzt mit Segenswünschen für alle folgendes für immer fest. Da von Gott dem Weltregierer jede ordnungsmäßige Regierung eingesetzt ist und wir, im Besitz der weltlichen Macht, seine Diener zur Bestrafung der Schlechten und zur Ruhe und zum Frieden der Gottesdiener sind, so haben wir kraft unseres Amtes deswegen die Verpflichtung, eine Mauer gegen die Übeltäter zu errichten und selbst auch die Grenzen der uns anvertrauten Machtvollkommenheit gegen heilige Örter und religiöse Personen in keiner Weise auszudehnen, sondern vielmehr für die Wahrung ihres Rechts eifrig einzutreten. Deshalb wollen wir, daß folgendes zur Kenntnis aller jetzt und später lebenden Menschen kommt. Wir haben das Hospital der heiligen Jungfrau Maria, in dem Barsdin genannten Ort bei Oderberg gelegen, da dessen Güter und Besitzungen bisher von ihren Verwaltern zu nicht gerade nützlichem und zu wenig ertragreichem Gebrauch für die dort weilenden Armen verwandt wurden, mit Zustimmung unseres Bruders, des Markgrafen Otto, und zugleich auch unserer Erben, mit allen seinen Besitzungen, welche unsere Vorfahren, wir und andere treue

Digitized by Google

Christen dem Hospital selbst zum Unterhalt der Armen, Kranken und Fremden dort geschenkt haben, den lieben Brüdern vom See der heiligen Jungfrau Maria (den Mönchen in Pehlitz) vom Cisterzienserorden übergeben, mit allen Landgütern, mit dem Zehnt, mit den Weinbergen und mit allen anderen Nutzwerten, welche das Hospital selbst von alter Zeit her in anerkannter Weise besessen hat, und dieses zum andauernden Besitz mit dem Titel des Eigentumsrechts, damit sie für die dort liegenden Kranken in mildtätigerer Weise Sorge tragen können. Damit aber diese unsere Schenkung niemand in Zukunft verletzen kann, haben wir das vorliegende Pergamentblatt mit Anhängung unseres Siegels und mit der Unterschrift der Zeugen vollziehen lassen. Zeugen aber der Schenkung sind folgende Männer, Jakob, der Propst der Klosterfrauen in Spandau, der Magister Gerbert, der Magister Albert, Domherr und Kustos in Stendal, der Bruder Thomas, Predigermönch von Strausberg, und die Ritter, der Schenk Heinrich in Spandau, Arnold von Bredow und der Vogt Holf, und noch mehrere andere Männer. Verhandelt wurde dieses am 2. September im Jahr des Herrn 1258. Ausgestellt in Spandau von der Hand unseres Notars Heidenreich."

Bald nach der Übergabe des Hospitals in Oderberg an die Pehlitzer Mönche setzte der Bischof von Brandenburg 1259 im Verein mit dem Markgrafen Johannes I. die Bedingungen fest, unter welchen das Hospital dem neuen Cisterzienserkloster angehören solle. Auch hierüber ist noch eine Urkunde vorhanden, welche in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut hat: „Otto, durch die göttliche Barmherzigkeit Bischof der Kirche von Brandenburg, und Johannes, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, setzen mit Segenswünschen für alle folgendes für immer fest. Da die Nachkommen das Andenken an die früher lebenden Menschen nicht recht wacherhalten, so wird durch ein gut verbürgtes Zeugnis hierfür Sorge getragen, daß Handlungen einsichtsvoller Männer sicher beglaubigten Schriftstücken zur andauernden Erhaltung anvertraut werden, aus welchen dann im Fall der Not die Wahrheit nachgewiesen und die Zweifel bei Meinungsverschiedenheiten beseitigt werden können. Deshalb wollen wir, daß durch das Zeugnis der vorliegenden Urkunde folgendes zur Kenntnis aller kommt. Wir haben nach vorhergehender Beratung mit angesehenen Männern den lieben Brüdern vom Sankt Mariensee vom Cisterzienserorden das Hospital der ruhmreichen Jungfrau Maria geschenkt, welches bei Oderberg in dem Barsdin genannten Ort liegt, mit allen seinen Besitzungen, welche es jetzt besitzt und infolge von Schenkungen oder Stiftungen treuer Christen von dem Eigentum derselben Besitzung, nämlich Barsdin, in Zukunft etwa besitzen wird, damit die eben genannten Brüder für die in dem genannten Hospital liegenden Kranken andauernd Sorge tragen und ihnen bei ihren Bedürfnissen hilfreiche Dienste leisten. Sollten jedoch die hier genannten Brüder das Vermögen des genannten

Digitized by Google

Hospitals versuchsweise veräußern, sodaß dann weder die Kranken in dem Hospital selbst Aufnahme finden, noch ihnen ausreichende Beihilfe geleistet wird, so fällt das Hospital wieder, wie früher, frei zur Benutzung an die Stadt (Oderberg). Die kirchlichen heiligen Handlungen aber, nämlich Abendmahl, letzte Ölung und Begräbnis, sollen nur für die in dem Hospital selbst liegenden Kranken vollzogen werden. Auch sollen sie Prozessionen um den Kirchhof nur an den beiden Festen der Himmelfahrt und der Geburt der ruhmreichen Jungfrau Maria (am 15. August und am 8. September) vornehmen und nur an diesen Tagen unverkürzt die Opfer in Empfang nehmen, nicht aber Abendandachten oder Gedächtnisfeiern für dargebrachte Opfer der zur Stadtkirche von Oderberg Eingepfarrten kirchlich abhalten. Außerdem werden die eben genannten Brüder zur Wahrung eines guten friedlichen Verhältnisses dem Herrn Heinrich, Pfarrer der Stadt Oderberg, auf Lebenszeit jährlich zwei Pfund (Pfennige) geben, das eine am Fest des seligen Michael und den Rest am Tag des seligen Martin, und einen Wispel Roggen, sechs Scheffel Gerstenmalz und sechs Scheffel Weizenmalz, jedoch sind sie nicht verpflichtet, dieses alles irgend einem seiner Nachfolger zu geben, und deshalb darf keiner derselben an sie irgend eine solche Forderung später stellen. Ferner werden die zu Barsdin gehörigen Leute ihr Recht, nämlich das Stadtrecht, auch von der Stadt (Oderberg) in Zukunft erhalten. Ausgenommen sind jedoch hiervon die Vorwerke, welche die Brüder mit ihren eigenen Händen bearbeiten und welche unter keiner weltlichen Gerichtsbarkeit in irgendeiner Art stehen. Damit aber diese unsere Anordnung und zugleich auch die Schenkung fest bestehen bleibt, haben wir die vorliegende Urkunde mit Anhängung unserer Siegel und unter Beischrift der Namen der Zeugen für die Dauer abfassen lassen. Die Namen der Zeugen sind folgende, der Pfarrer Heidenreich in Nauen, der Pfarrer Walter in Ziesar, der Pfarrer Heinrich in Oderberg und die Ritter, der Graf Ulrich von Regenstein, Johannes von Plotho, der frühere Marschal Albert, Albert von Kaakstedt und Dietrich von der Marwitz, und noch mehrere andere Männer. Dieses ist verhandelt am 26. Juni im Jahr des Herrn 1259, in der 25. Epakte, in der 2. Konkurrente, in der zweiten Indiktion."

Nach dieser Urkunde, in welcher auch die Barsdiner durch die Verleihung des Oderberger Stadtrechtes mit den Bürgern dieser Stadt vereinigt wurden, blieb das Marienhospital des früheren Klosters Gottesstadt damals noch in Oderberg, in späterer Zeit aber, im Jahr 1372, verlegte es der Markgraf Otto von Bayern nach Chorin selbst mit der folgenden Urkunde: „Wir Otto, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer des Heiligen Römischen Reiches, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, wollen, daß allen, welche in den Inhalt der vorliegenden Urkunde Einsicht erhalten haben, folgendes nicht unbekannt

Digitized by Google

bleibe. Aus besonderer Gunst und Gnade, welche wir für unsere uns ergebenen Lieben, den Abt und den Konvent unseres Klosters Chorin vom Cisterzienserorden, in anerkannter Weise haben, haben wir das Hospital, in Oderberg an dem Ort, welcher Barsdin genannt wird, gelegen, nach dem Hospital, welches innerhalb der Mauern des genannten Klosters Chorin liegt, verlegt und verlegen dasselbe kraft der vorliegenden Urkunde ganz in der Art, daß die Armen und die in dem Hospital in Oderberg liegenden, zu verpflegenden und zu speisenden Kranken von den Brüdern des genannten Konvents selbst in ihrem vorher genannten Hospital ohne Widerspruch von irgend jemand in Zukunft verpflegt und gespeist werden können und sollen, und hiermit übertragen wir das Hospital selbst den genannten Brüdern, wie diese auch für das Wohlsein der Kranken in aufmerksamer Weise sorgen wollen. Zur beständigen Sicherheit für diese Sache haben wir unser Siegel an die vorliegende Urkunde anhängen lassen. Als Zeugen waren hierbei gegenwärtig die tatkräftigen Männer, unser Kammermeister der Ritter Otto Greif von Greiffenberg, Heinrich von der Schulenburg, unser Vogt Friedrich von Stegelitz und Christof Frauenberger, mit noch anderen des Vertrauens würdigen Männern. Ausgestellt in Eberswalde am Tag des seligen Apostels und Evangelisten Johannes (am 27. Dezember) im Jahr des Herrn 1372."

Die Kirche des Marienhospitals wurde, wie aus den abgedruckten Urkunden hervorgeht, auch noch nach der Auflösung des Klosters Gottesstadt in Oderberg für den Gottesdienst benutzt, später aber kam sie in Verfall. Aus einem nach Eberswalde gerichteten Schreiben des Oderberger Kirchenvorstandes aus dem siebzehnten Jahrhundert geht hervor, daß man damals, um das Geläut der Oderberger Stadtkirche zu verbessern, die Glocke der Marienkirche in den Turm der Stadtkirche nahm. Das Schreiben gibt an, man hätte schon die große Glocke „vom Dorfe", also von Barsdin, welches noch immer später „Das Dorf" genannt wurde, hierzu verwandt und nun möchten die Eberswalder doch auch den Oderbergern die kleine Glocke der in Eberswalde leerstehenden Georgskapelle leihen oder übergeben, damit man in der Oderberger Stadtkirche zu einem vollständigen Geläut käme. Die Oderberger erhielten hierauf auch die Glocke der Eberswalder Georgskapelle, eines gotischen Gebäudes, welches noch jetzt in der Stettinerstraße als Denkmal alter Zeit in Eberswalde steht. Von der Marienkirche in Oderberg aber waren noch 1786 die Fundamente von drei Seiten und ein Teil der Frontmauer mit dem Portaleingang übrig.

Digitized by Google

Gründungsurkunden in Altären märkischer Kirchen.

Von W. A. Wegener.

In Nr. 6 des Monatsblattes „Brandenburgia“ von 1904 war S. 201 in der Abhandlung „Eingemauerte Segenssprüche in mittelalterlichen Bauwerken“ von Oberlehrer Dr. Muchau-Brandenburg, ein Zweifel daran ausgesprochen, daß in Kapseln verschlossene Gründungsurkunden durch Einmauerung den kirchlichen Gebäuden einverleibt seien. Dieser Zweifel dürfte nach dem in Folgendem Dargelegten nicht berechtigt sein. Zuerst mag inbetreff des Allgemeineren die hierher gehörige Stelle aus dem in Berlin 1885 erschienenen „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg“ von Bergau, S. 80, abgedruckt sein: „In jedem katholischen Altare befindet sich in der Mitte der Steinplatte eine besonders verschlossene Vertiefung (sepulcrum), in welche der Bischof bei der Konsekration des Altares ein gewöhnlich bleiernes Kästchen mit einer Reliquie, welche den Altar eben zum Grabe macht, nebst der Konsekrationsurkunde hineinlegte. Zum Zeichen, daß der Altar geweiht ist, wurden auf der Deckplatte desselben fünf Kreuze, die Weihekreuze, eingemeißelt.“ Zum weiteren Beweise für eingemauerte Konsekrationsurkunden seien drei Beispiele aufgeführt. In dem Altar der Kirche in Schönhausen in der Altmark fand man 1712 eine kleine mit Wachs verklebte Büchse mit Haaren und kleinen Knochen (Reliquien), welche mit seidenen Läppchen umwickelt waren, und hierzu die Konsekrationsurkunde auf Pergament mit folgendem Wortlaut:

„Anno Dominice incarnationis MCCXII. VII. Idus Novembris consecrata est Ecclesia in Sconehusen in honore Sancte Dei genetricis Marie et Sancti Willebrordi a venerabili Sigebodone, Havelbergensi Episcopo. Continentur in summo altari reliquie sanctorum Thebeorum martirum, Sebastiani martiris, Constantii Episcopi et Martiris, Egidii Abbatis, Albani martiris, Willebrordi confessoris et aliorum Martirum, Confessorum etc.“

Deutsch: „Im Jahr 1212 nach der Geburt des Herrn am 7. November ist die Kirche in Schönhausen zur Ehre der heiligen Mutter Gottes Maria und des heiligen Willibrord von dem hochwürdigen Bischof Siegbold von Havelberg eingeweiht worden. Oben in dem Altar liegen die Reliquien der heiligen Thebaischen Märtyrer, des Märtyrers Sebastian des Bischofs und Märtyrers Constantius, des Abts Egidius, des Märtyrers Alban, des Bekenners Willibrord und noch von anderen Märtyrern, Bekennern usw.“

Ähnliche Konsekrationsurkunden wurden noch in den Altären der Kirchen von Hassel bei Stendal aus dem Jahr 1230 und von Breddin

Digitized by Google

bei Havelberg a. d. J. 1273 aufgefunden. Abgedruckt sind alle hier aufgeführten Urkunden in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis, A, III, 340 (Schönhausen und Hassel), und A, XXV, 4 (Breddin). Anstelle der Konsekrationsurkunde trat auch wohl mitunter nur das Siegel des Geistlichen, welcher oder unter welchem man die Kirche einweihte. Hierfür gibt Fischbach in den 1786 erschienen Städtebeschreibungen der Mark Brandenburg unter Eberswalde, S. 273, den Belag mit den Worten: „Bey der Anno 1726 vorgenommenen Reparatur der Pfarrkirche (Maria-Magdalenakirche) in Neustadt-Eberswalde wurde in dem gemauerten Tische des Altars eine alte blecherne 2 Zoll lange und 1½ Zoll breite Schachtel gefunden. In derselben lagen 2 in Wachs gegossene Bilder. Das größte hatte die Gestalt eines durchgeschnittenen Gänseeyes, worauf der Bischof zu Brandenburg, als zu dessen Diöcese Neustadt damals gehöret hat, in seinem Bischöflichen Ornat sitzend abgebildet war, mit der Umschrift: Rudgerus Dei gratia Brandenburgensis ecclesiae episcopus (Rudger von Gottes Gnaden Bischof der Kirche von Brandenburg). Das zweite in der Gestalt einer halb durchgeschnittenen Wallnußschaale, stellte das Bild der Maria vor, wovon aber wenig mehr zu kennen war. Neben beiden lag noch ein weißes kleines Läppchen von Seide oder sehr feiner Leinewand, und einige wenige kleine Knöchlein als Reliquien von irgend einem Heiligen. Alles dieses hat man beym Rathause in Verwahrung genommen, wo es noch zu sehen ist.“ Hieraus geht hervor, daß die St. Maria-Magdalenakirche in Eberswalde innerhalb der Jahre von 1242 bis 1251 eingeweiht ist, denn in dieser Zeit war nach den Urkunden Rudger Bischof von Brandenburg. Riedels Codex, A, VIII, 72 und 73. Auch in Gransee fand man im Altar einer Seitenkapelle zu Anfang der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine Reliquienbüchse mit einer von dem Bischof von Havelberg mit einem Siegel versehenen Urkunde. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Berlin 1892, I, 504.

Unser Herjott sitt im Beerboom!

Ein Nachtrag zu: Elisabeth Lemkes „Der Birnbaum in der Volkskunde“. Brandenburgia XIV. No. 2, 1905.

Von Karl Wilke.

Zur Bezeichnung einer besonderen Art von Leichtgläubigkeit, gemischt mit fatalistischem Gottvertrauen, wird diese oben angeführte Redensart in der südlichen Uckermark, (die Gegend des Parsteinsees), gebraucht, die am zutreffendsten mit: „Gott den guten Mann sein

Digitized by Google

lassen" — wiederzugeben ist. Sie kann wohl noch aus katholischer Zeit überliefert sein, wo an hochragenden Feldbirnbäumen längs der Wege Kruzifixe und Herrgöttel aufgehängt waren, als Mahner, des Ewigen zu gedenken. Daß aber gerade der Birnbaum als Träger der Gottesverehrung gewählt wurde, entspringt weit älteren, heidnischen Motiven, denn nach verschiedenen andern Sagen sitzt auch der beim Birnendiebstahl ertappte Teufel im Birnbaum festgebannt und kann nicht davon loskommen.

Daß unsere Voreltern den wilden Birnbaum als Sinnbild der nie versiegenden Lebens- und Zeugungskraft der Erde betrachteten und verehrten, bekundet schon sein echt germanischer Name. Das Lateinische „Pirus" war keineswegs die Mutter der Plattdeutschen „Beere", ebensowenig wie das Französische „beurre" damit etwas zu schaffen hat.

Das Mittelhochdeutsche „ber, beri auch bir ist die Allgemeinbezeichnung für Frucht, darunter sind Erd- und Himbeeren ebenso gut als Birnen zu verstehen. Sogar der Eber, der „Beier", der Bär, die Bahre, wie auch ein kleines, geknotetes Fischernetz wurden darunter verstanden, aber aller Grundform ist das mittelhochdeutsche Zeitwort „bern" = tragen, erzeugen, hervorbringen, gebären. Bleiben wir bei unserm „Beerboom", dem wilden Feld- oder Waldbirnbaum, kurzweg nach seiner Kugelfrucht Knödel geheißen stehen, so sehen wir als auffallend seine Unmenge Blüten und Früchte, die er „birt", oder trägt. Es erzeugt gerade dieser Baum — ich bire — mit seltner Hartnäckigkeit eine Unmenge von Verjüngungstrieben durch Wurzelbestockung, sodaß er unvergänglich erscheint, selbst wenn nach Jahrhunderten ein Hauptstamm einmal dürre werden sollte. Dieses unverdrossene Entstehen im Vergehen gab wohl die sinnige Grundidee ab zu den verschiedenen deutschen Birnbaumsagen, am Untersberge, am Kyffhäuser und an andern Orten, wo die Tradition von einer letzten, großen Schlacht noch geläufig ist. So in Chorin i. Mark, dessen alte Schreibweise Koryn = Körfeld, Walstatt oder Schlachtfeld bedeutet, trotz Berghaus und anderer Slawenfreunde, ist die Sage von der letzten großen Schlacht der Deutschen auch dort noch geläufig (Märk. Forschungen IV).

Der Volksglaube in der Uckermark bekundet das auch in anderer Form, durch eine besondere Wertschätzung des Birnbaumholzes. Es wurde bevorzugt zur Herstellung der „Bussen" (Stoßwiege auf Kufen ruhend, von bossen = stoßen), der „Drahkasten" (drahen oder drawen = ziehen), der Aussteuertruhen der Braut und zuletzt zur Herrichtung des Totenschreines, des Sarges. Das Holz des Birnbaums soll traditionell von keinerlei Gewürm heimgesucht werden, ebenso sein Inhalt, was eine friedliche Ruhe bis zu einer fröhlichen „Ursted" verheißt. Benutzten doch unsere heidnischen Vorfahren das Birnbaumdornicht zur Einäscherung ihrer Toten, da bekanntlich seine Heizkraft der des Buchenholzes noch

Digitized by Google

um ein Viertel übertrifft. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch das alte Zeitwort bernen, birnen für brinnen oder brennen damit im Zusammenhange steht, zumal in den ältesten Fassungen der Mythologien der Baum dem Feuer, wie dem vegetativen Leben den Ursprung gibt. Daher auch die Auffassung von dem Weltenbaum; der Edda zufolge träufelt von ihm Honig und Meth, inwiefern das für den Birnbaum zutrifft, werden wir beim Wodebier sehen. Aus seinen Wurzeln quillt das allumfassende Wissen, die Beredsamkeit, wie die Gabe, das Zukünftige durch die Runenkunst zu offenbaren und schließlich findet durch ihn der Weltenbrand, das ist wiederum die letzte Schlacht, sein Ende. Baumorakel und Baumverehrung sind so alt, wie das Menschengeschlecht selber und beide haben noch immer in deutschen Landen eine schöne Geltung. — Der Wuchs des wilden Birnbaums, der im Gegensatz zum breitgeästeten Apfelwildling gewaltig in die Höhe = bor, por, das ist empor strebt, wie auch sein gewöhnlicher Standort an Feld- und Waldrändern = Borte, oder auch in Waldblößen (bar = bloß, nackt), mögen gleichfalls zur Namengebung beigetragen haben. Das Fruchtholz, mit Vorliebe vom Birnwildling wurde in altersgrauen Zeiten als Runenstabholz zum Weissagen benutzt, wie man noch heut diesen Baum als Schicksalskünder in Sylvesternächten befragt. Auf seinen Gerten ritzte man die heiligen Runenzeichen und Gerta ist wiederum die nordische Form für die weissagende und zeugende Kraft der Allmutter Erde.

In den heiligen zwölf Nächten schüttelt der fürsorgliche Landmann in meiner Heimat seine Obstbäume, um die „holde Frau“ die Mutter Erde zu wecken, damit sie seine Fruchtträger durch eine reiche Ernte segne. In Pelitz, das alte Palis, am Parsteinsee wurde noch vor 20 Jahren aus den gedörrten Früchten der zahlreichen Knödelbäume ein Erntetrunk, das Knödel- oder Wodebier gesotten, lange lange vorher gebräuchlich, was die Eddastelle andeutet vom träufelnden Meth, der vom Baume kommt, bevor ein Franzmann mit seinem poiré, das überdies eine andere Zubereitung hat, hier Zuspruch finden konnte. Die durch Haferzusatz verstärkte Gährungstätigkeit dieses heimatlichen Birnensuds, war das bören = sich heben, (daher auch Bärme oder Hebestück), sie verhalf dem Getränk zu seinem deutschen Namen Beer = Bier, trotz aller lateinischen, französischen und gälischen Anzapfungsversuche.

Sollte eine richtige Bauernhochzeit in meiner Heimat statthaben, so durften der obligate „Schwienebroade“ mit „Backebeeren“ nicht fehlen, ebenso wie als Neujahrsgericht geräucherte Schweinsrippen, modernisiert Kasseler Rippespeer, mit Backebeeren noch immer beliebt sind. Alles das sind unleugbare Anklänge an die heidnische germanische Vorzeit, wo der junge Sonnengott Fru mit der Jungfrau Erde im „Barländchen“ hochzeitete.

Digitized by Google

Des Volkes Gerichte, sind seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben wird darin umschrieben!

Das altgermanische Jul- oder Weihnachtsfest, es wurde bekanntlich durch Opferung des dem Sonnengotte geheiligten Tiers, des Ebers Beiers oder auch Borch geheißen, eingeleitet. Ein alljährlich stattfindendes Ebermahl der Universität Oxford hält in England diesen weihnachtlichen Urväterbrauch wach, obgleich das Blut des Opfertiers dort keine Verwendung mehr findet, ebenso auch die engzubehörige Backebeere In meiner Heimat ist man dem alten Brauch getreuer in seiner ursprünglichen Form geblieben. Das große Schweineschlachten findet wie ehedem kurz vor dem Weihnachtsfeste statt, um den gewünschten Festbraten zu haben. Das Schweineblut wird sorgsam aufgefangen, nicht um darüber unbrüchliche Eide und Gelöbnisse zu leisten und dann zur Bekräftigung dessen zu genießen, nein nur die materielle Seite dessen hat sich erhalten und die liegt in dem bekannten „Schwartsur", oder Schwarzsauer, einem uralten Mischgericht aus Blut, Backebeeren und Fleisch. Wo Schweineschwarzsauer zur Weihnachtszeit genossen wird, da ist untrüglich angestammte deutsche Heimaterde, trotz aller slawenfreundlichen Geschichtsforscher, die das Gegenteil davon möchten. Was der Mensch besonders verehrt, das verinnerlicht er gern, indem er es verzehrt, und so kann es vorkommen, daß auch Menschenkinder sich vor lauter Liebe aufessen wollen.

Der Eber, aber auch das weibliche Borstentier waren dem Sonnengotte heilig, man verehrte sie deswegen und diese Wertschätzung war nachhaltig bei den Germanen bis auf den Tag reichend. Die Birne der Mutter Erde geweiht, hat sich bei ihren Kindern nicht in derselben umfassenden Wertstellung erhalten können, aber zur Weihnachtszeit im Schwarzsauer da wird sie ein echter Märker nicht gern missen.

Um den Kindern das Zahnen zu erleichtern, benutzte man zum Durchbeißen der Zähne in unserer Gegend die Backebeere, wie auch zur Nachsommerzeit der adstringierende Saft der grünen Knödel als ein vielgepriesenes Schutzmittel gegen Ruhr und Darmkrankheiten galt. Ein kerniges Geschlecht mußte es werden, das erstmalig seine Zähne an getrockneten Holzbirnen versuchte. In wieweit der Birnbaum als Beschützer und Schattenspender eines sagenhaften „Borns" gelten kann, aus welchem alle neugeborenen Germanenkinder stammen sollten, würde hier zu weit führeu.

Dafür möchte ich zum Schluß einen weiteren Hinweis auf unsern Beerboom in der Edda, dem Skirnirsför anreihen. Dieser Sage nach entsendet der junge Sommergott Fro oder Fru den Frühlingswind als seinen Freiwerber zur Jungfrau Erde, welche sich in strenger Hut ihres Geschlechts, der Winterriesen, befindet. Zwar wird ihre Sippe von dem

Digitized by Google

Götterboten überwältigt, aber die Jungfrau widerstrebt, ihm zu einem ihr unbekannten Manne zu folgen. Vergebens bietet der Freiwerber die verlockendsten Brautgeschenke, er droht mit dem Schwerte, das ihm der Sonnengott überlassen, das sind die Sonnenstrahlen, bis er schließlich als Letztes den schwersten Runenzauber anwendet, ihren Starrsinn bricht und einen völligen Sinnesumschwung herbeiführt. Fruchtholz dem wilden Baum entsprossen, mit Schwertes Schärfe geritzt bringt gewaltige Runen hervor, es wird zum Zähmezweige, dem nichts widerstehen kann.

Mit anderen Worten das Birnenreis wird von den Strahlen der Sonne getroffen, es beginnt der Saft zu treiben, selbst wenn die Erde noch widerstrebt wird das wiederkehrende Leben in der Natur sichtbar betätigt und diesem gewaltigen Triebe muß sich auch die jungfräuliche Erde schicken. Sie bestimmt nun selbst den Tag ihrer Hochzeit, die nach neun Nächten stattfinden soll, in dem knospenden Blütenhain, den Sonne und Erde beide kennen, von ihr „Bari" genannt, die nordische Form von beri oder bere, das ist der Birnbaum. Die weißgeschmückte Braut Dornröschen erwartet im Birnbaum ihren Freier, den jungen Sonnengott, und er läßt nicht auf sich warten, denn der Zauber des Lenzes offenbart es uns bald.

Wenn heute Liebesleute unwissentlich des alten Runen-Zaubers ihre Anfangsbuchstaben in die Rinde eines Baumes ritzen, so erhoffen beide Teile davon unbewußt eine Sicherung und Festigung ihres Herzensbundes; ob dabei aber Worte geraunt werden und welche? — — —

Musik-Problem aus der Prignitz.

Von E. Handtmann.

Melodie „Heil Dir im Siegerkranz", bez. „Heil Dir, Hammonia" und „Heil, unserm Fürsten, Heil."

Nr. 94 d. J., drittes Beiblatt S. 3 der Nationalzeitung bringt be Bericht über neue Melodie zur deutschen Nationalhymne Zeile 13 u. 14 v. u. die Mitteilung: „Die Weise zu Heil unserm König, Heil! gehört den Engländern."

Gestattet sei, in nachstehenden Zeilen dagegen Verwahrung einzulegen. Wohl ist solche Annahme sehr alt und sehr verbreitet, ist aber meines Dafürhaltens etwas, was unter das Urteil gehört: error etsi vetustus manet error!

Digitized by Google

Auch ich bin seiner Zeit gelehrt worden, unser Preußisches Königslied sei in die Melodie der englischen Königshymne hineingefügt worden. Diese Schulzeitemitgabe kam für mich ins Wanken, als ich mich im Spätsommer 1864 im Bade Reinerz, Grafschaft Glatz, befand.

Ein pensionierter Oberst hatte aus Veranlassung einer erfreuenden Nachricht vom Schleswigschen Kriegsschauplatze her der Bade-Kapellen-Musik geboten, nach Schluß des Morgenkonzerts unsere Königshymne zu spielen, die wir, natürlich mit Ausnahme der Polen, alsbald im Chore sangen. Eben war unser Sang beendet, als mit gleicher Sangesweise ein nach der nahen Pilgerstätte Wartha ziehen wollender Wallfahrerzug, aus dem Böhmischen kommend, anf der Promenade erschien, sich um die Halle der „kalten Quelle“ stellte und den Vers sang:

„Heil Dir, o Königin,
Des Bronnens Hüterin,
Heil Dir Marie.
Laß sprudeln klar und hell
Allzeit den Labequell
Zu Leben und Gedeihn:
Heil Dir Marie!“

Wir Badegäste stutzten alle ob solcher Überraschung. Der damalige Königliche Bade-Kommissar, Herr von Riwotzki, belehrte uns indes, daß solche Klänge und Worte bei Pilgerzügen sowohl wie in der umwohnenden Bevölkerung üblich wären. Er sowohl wie andere Einheimische gaben uns einen zum Schluß etwas veränderten Wortlaut an, nämlich:

„Heil Dir, Du Königin,
Unsres Quell's Hüterin,
Heil Dir Marie.
Zu Heilung und Gedeihn
Laß sprudeln frisch und rein
Unsrer Fraun Labequell:
Heil Dir, Marie!“

Man machte uns für letztere, Reinerzer, Wortfassung darauf aufmerksam, daß solcher Vers nicht bei der „warmen“ Quelle — der Fremdenquelle — angestimmt werde, sondern bei der „kalten“ Quelle, die wider Frauenleiden von Einheimischen viel, von Fremden nur ausnahmsweise damals benutzt wurde.

Einige Tage später besuchte eine Anzahl Badegäste den nahen Kalvarienberg bei Dorf Rückers, in dessen Kapelle eine Epithaphientafel zu Ehren des Dechanten Volkmer sich befindet. Auf diese Tafel und das Bild Volkmers machten uns zwei mitanwesende katholische Geistliche, Pfarrer Hentschel aus Striegau und Kreisschulinspektor Gomulka aus ? aufmerksam: Volkmer ist Verfasser jenes Quellen-

Digitized by Google

verses und seiner Melodie, Volkmer war ein in Grafschaft Glatz und im ganzen Gebiet des Erzbistums Prag um die Wende des 18. uu 19. Jahrhunderts sehr angesehener katholischer Geistlicher, und, wie alle Kinder der Grafschaft, sehr musikalisch.

Jetzt fing die Sache an, mich speziell zu interessieren, denn dieser Dechant Volkmer ist ein entfernter Verwandter von mir, war Bruder meiner Urgroßmutter Therese Thamm, geb. Volkmerin.

Ich forschte weiter, bezog Nachrichten aus Oppeln, Berlin u. s. w. Das nächst feststellbare Ergebnis aus der „Volk-Lore“ war: Gelegentlich Sammlung des „Schlesischen Heeres“ im Frühjahr 1813 habe General Scharnhorst, bekanntlich ein großer Musikfreund, besagte Melodie dem Gesange von Pilgerzügen gen Wartha entnommen und habe dieselbe in die Musik seiner Regimenter für einen Preußischen Militärmarsch einfügen lassen. Ein alter Feldwebelleutnant, den ich noch im Winter 1864 in Königsberg (Neumarck) zur Sache befragte, bestätigte mir, daß in der Tat ein Militärmarsch dieser Art auch bei seinem Bataillon während des ganzen Feldzugs 1813/15 in Gebrauch gewesen sei. Und, fügte derselbe hinzu: „denken Sie mal, da kamen wir nach der Schlacht bei Waterloo ins Französische und hören mit einem Male aus einer großen katholischen Kirche unser Königslied singen.“

Neues Verwundern für mich: die Preußen-Melodie 1815 bei Franzosen? ? Ungefähr zehn Jahre später wurde mir die Kenntnis zur Sache wieder in neuer Richtung unerwartet weiter geführt gelegentlich eines Besuchs im Elternhause. Mein Vater, Pfarrer Karl Handtmann in Zellin a. Oder (Neumark), geborener Glatzer, der in seinen Jugendjahren viel in katholischen Kirchenmusiken mitgegeigt und mitgesungen hatte, teilte mir aus seiner Heimats- und Familientradition mit: Unser verehrungswürdiger Dechant Volkmer ist nicht, wie im Glatzer und Böhmerlande vom Volk erzählt wird, Verfasser der Königsmelodie. sondern nur deren Verbreiter. Vielleicht daß er den betreffenden Wortlaut der deutschen Versbildung für seine Landsleute in den Sudeten zurechtgemodelt hat. Die Melodie selbst und den, ursprünglich wohl lateinischen, Sangestext hat er von Mönchen aus französischen Klöstern, welche indes auch deutsch zu sprechen vermochten, mit denen er am Hofe seines Erzbischofes zu Prag oft zusammentraf, überkommen. Weiter versicherte mein Vater, daß er Melodie und Quellentext unter anderem im österreichischen Salzkammergut, z. B. bei Badeaufenthalt in Ischl, seiner Zeit vernommen habe.

Mönche französischer und deutscher Zunge? Etwa Belgier? Lothringer? Ich traf im Sommer 1874 im fränkischen Städtchen Ebermanstadt bei Forchheim gelegentlich Verhandlungen über Grabstätte eines Verwandten mit dem damals viel Aufsehen erregenden katholischen Pfarrer Mahr zusammen. Eine prachtvolle Kopie des Bildes „Mutter

Digitized by Google

Gottes von Lourdes“ führte unser Gespräch auch auf die Preußische Königsmelodie. Und da hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es einen Quellengesang solcher Klangweise in der Tat gegeben habe, der jetzt (d. i. im Jahre 1874) nicht mehr in Übung sei, da man bessere Hymnen und Melodien habe im katholischen Kirchengebrauch. (Ob wohl im Zurückdrängen jener alten Melodie nebst Text die seit 1866 besonders rege Abneigung des Ultramontanismus gegen alles spezifisch Preußische latent mitgearbeitet haben mag? Jene, angeblich aufgegebene, Melodie sei ursprüngliches Eigentum des Klosters St. Amand les eaux bei Tournay in französisch Flandern, ihr Verfasser sei kein Geringerer als der berühmte Organisator der Kirchenmusik, Mönch Hucbald, um das Jahr 900 n. Chr. Mitteilungen, welche mir später aus Aachen, aus Oppeln, in Berlin zugingen, bestätigten solche Angabe des Pfarrers Mahr: alle indes waren und blieben so unbestimmt, daß sich ein sicherer Schluß nicht ziehen läßt.

Freilich: wie vielfach ist derartige Lage auf dem Gebiete der Forschung, insonderheit der Altertumsforschung! Als Volk-Lorist wie als Prähistoriker kenne ich solche Situation mehr als zur Genüge.

Ich bin weder Kenner der Musik noch der Musikgeschichte. Ich vermag zur Sache nicht mehr zu tun, als in vorliegenden Mitteilungen für Fachleute ein Problem aufzustellen, dessen Lösungsversuch mich jetzt nebensächlich 42 Jahre lang beschäftigt hat.

Was ich mutmaße ist folgendes.

Im Hennegau des alten Römischen Reiches Deutscher Nation, im Grenz-Treffgebiete der Landschaften Brabant und Flandern, wurden die schon zur Römerzeit berühmten Schwefelquellen jener Gegend von altgermanisch heidnischen Barden (vielleicht noch früher von keltischen Druiden!) im Volkssange gepriesen. Als nun bei der Christianisierung von Land und Volk König Dagobert nahe Tournay (flamländich: Doornick) seinem Freunde St. Amandus zu Ehren bei diesen Schwefelquellen ein Kloster errichtete, wandelten zur Desinfektion von heidnischem Wesen die klugen Mönche jene Quellen und die der Quellen Kraft preisenden Bardenklänge in eine Weihestätte und in Weihelieder für die Himmelskönigin, Jungfrau Maria, um. Ähnliches ist vielfach z. B. auch auf Kloster Marienberg bei Lenzen a. Elbe, der vermutlichen altslavischen Rethrastätte, geschehen. Jungfrau Maria, aus deren Schoße das Heil der Welt entquoll, als Himmelskönigin in Wolken- und Erdquellhoheit, der wolkenreichen Juno Erbin: welch hoheitsvolle heidnisch-katholische Metamorphose! Wohl annehmbar ist die Sage, welche Hucbald, den berühmten Sangmeister und Verfasser des Organon Hucbaldi, als Komponisten der Melodie eines in Kirchengebrauch übernommenen Heilquellen-Hymnus in seinem Kloster St. Amand les eaux nahe der flandrischen Stadt Doornik preist. Wieleicht konnte von Wallfahrern solcher Quellen-Hymnus,

Digitized by Google

den der Sangesorganisator Hucbald seinesteils immerhin den Urtönen vor ihm vorhandener Bardentöne nachgebildet haben mag, an andre der Maria geweihten Heilquellen gebracht — und wie leicht konnten durch Mönche, Nonnen, Schiffer, Krieger und andres fahrendes Volk von Flandern her diese Klänge vom Jahre 900 ab über den Kanal hinweg ins nahe Brittanierland hinübergebracht werden. Einmal drüben und dem Volke unbewußt zu eigen geworden, ging, wie oft in entsprechenden Fällen geschehen ist, beim Entstehen des englischen Königshymnus-Textes „God save the Queen“ die im Volkssinn längst seßhafte Melodie auf die ohne weiteres in sie hineinpassenden neuen Textworte über! Mir selbst ist es geschehen, daß als ich ein neuverfaßtes Siedlerlied im Freundeskreise vor einigen Jahren vortrug, einer der Anwesenden dasselbe sofort nach der schwäbischen Melodie „Wie die Blümlein draußen zittern“ anstimmte. Das Volksgefühl arbeitet in solcherlei Verhältnissen sehr, sehr eigenartig, überspringt in recht wundersamer Weise die Regeln der Theorie!

Es ist doch eine auffällige Erscheinung, daß sich unabhängig von jedem englischen Einfluß nach schlesisch-böhmischer Überlieferung ein Auftauchen unserer Melodie in kirchlicher Gewandung in den Sudeten und im Salzburgischen feststellen läßt und daß von Böhmen und Schlesien her wie aus dem jetzt Bayerschen Frankenland als Ursprungsland der Sangweise das weiland Reichsland „Hennegau“ namhaft gemacht ward. Und daß zufällig mein alter Feldwebel-Leutnant vom Waterlooer Schlachtfelde durch den Hennegau nach Frankreich einmarschierend die seinem Bataillonsmarsch entsprechenden Klänge aus einem Kirchengesang heraustönend anno 1815 vernahm.

Möchte es Fachleuten gelingen, besser als es mir trotz 42 Jahre währender Zufallsbeschäftigung vergönnt war, das musikalische Dunkel über den Ursprung unserer Königshymnen-Melodie zu lichten.

Für jetzt stelle ich hiermit das Problem auf: Unsrer Preußischen Königshymne-Melodie ist nicht Lehnwerk von England her, sie ist altgermanisch, ist urdeutsch, dem weiland „Hennegau“ der Franken — oder wenn man will der Sigambrer — entsprossen, jenem von Deutsch redenden Menschen bewohnten Nieder-Lothringer Kreise des Alten Reiches.

Seedorf bei Lenzen a. Elbe, den 24. Februar 1906.

Digitized by Google

Zur Baugeschichte des Pariser Platzes in Berlin.

von E. Friedel.

Zum Schutz des Brandenburger Tores gegen Einengung und Überragung durch die anstoßenden Häuser hat das K. Polizeipräsidium am 7. August 1903 eine Verordnung nachstehenden Inhalts erlassen.

§ 1. Die von der Nord- und Südseite des Pariser Platzes, sowie die an der Westseite des Pariser Platzes bezw. der Königgrätzer- und Sommer-Straße belegenen Grundstücke werden folgenden besonderen Baubeschränkungen unterworfen:

Die Fronthöhe der Gebäude (§ 3 der Baupolizei-Ordnung vom 15. August 1897) darf

a) an der Westseite des Pariser Platzes bezw. der Königgrätzer- und Sommer-Straße das Maß von 16,5 Metern,

b) an der Nord- und Südseite des Pariser Platzes das Maß von 20 Metern nicht übersteigen.

In dem Antrag des Pol.-Präsidiums vom 1. Juli 1903 an den Magistrat wegen Zustimmung zu jener Verfügung heißt es, bei den jetzigen Höhen der fragl. Gebäude erscheine eine ausreichende Zuführung frischer Luft aus dem Tiergarten und von dem Königsplatze her nach der Straße Unter den Linden und den angrenzenden Straßenzügen bezw. Plätzen gesichert. Dies würde aber nicht mehr zutreffen, wenn in Zukunft an Stelle der jetzigen Gebäude Neubauten mit erheblich größerer Höhe errichtet werden sollen. Es liege daher im allgemeinen sanitätspolizeilichen Interesse, daß die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse auch für die Zukunft gesichert bleiben.

Diese Polizei-Verordnung hat bekanntlich nicht verhindern können, daß das früher Redernsche Palais, ein Bau Schinkels, Unter den Linden 1, jetzt dem Kaufmann Adlon gehörig, anstoßend an das fiskalische Grundstück Pariser Platz 4, vollständig niedergebrochen wurde.

Für den Schutz aus Gründen kunstgeschichtlicher Beziehungen wird man diese Polizei-Verordnung leider nicht ohne weiteres ausnutzen können. Dies sei betont, weil beispielsweise die Polizei-Verwaltung von Görlitz in löblichster Absicht einen sehr weitgehenden Stadtbildsschutz plant, ein Vorhaben, das für alle preußischen Städte von größtem Interesse erscheint. Die Polizei daselbst beabsichtigt nämlich eine Verordnung zur Erhaltung geschichtlich, kunstgeschichtlich oder künstlerisch bedeutungsvoller Einzelbauten und Gesamtstraßenbilder, namentlich der Altstadt von Görlitz, zu erlassen und in dieser Verordnung besondere Anforderungen, Baubeschränkungen und Bedingungen aufzuerlegen, um die alten Baudenkmäler in ihrem Bestande zu schützen und vor einer

Digitized by Google

Entstellung durch Um- oder Ausbauten oder Reklameschilder oder durch unharmonische Neubauten in ihrer Nähe zu bewahren.

Die Veranlassung zu der Polizei-Verordnung vom 7. August 1905 gab ein beabsichtigter Neubau auf den Grundstücken Pariser Platz Nr. 1 und 2. Es sind dies vom König Friedrich Wilhelm I. geschenkte Freihäuser, über welche nach den Grund- und Hypothekenakten sich nachfolgende Donationsurkunde verhält.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preußen, Marggraf zu Brandenburg des heiligen Römischen Reichs Erz-Cämmerer und Churfürst, Souverainer Prinz von Oranien, Neufchatel und Vallangin, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden zu Meklenburg, auch in Schlesien zu Crossen Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Ost-Friesland und Meurs, Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Mark Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Lingen, Schwerin, Bühren und Leerdam, Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay Breda pp. Thun kund und fügen hiermit zu wissen. Demnach Wir mit Aufwendung vieler Kosten Uns bishero angelegen sein lassen, Unsere hiesige Residenzien insonderheit durch Aufbauung der Friedrichsstadt und Erweiterung der Dorotheenstadt, in mehrere Flor und Aufnehmen zu bringen und zu solchem Ende durch wiederholte Patente denen Neuanbauenden verschiedene Freiheiten in Gnaden angeboten und verwilliget haben, um dadurch Fremde in unsere Lande uud anhero zu ziehen, mithin Unsere Residenzien volkreicher zu machen und die Nahrung, Consumtion, Gewerbe, Handel und Wandel zu erweitern, auch der Stadt selbst eine mehrere Zierde und Ansehen zu geben. Und hierauf unter andern der Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben aus treu allerunterthänigster Devotion zu Unserm sonderbaren allergnädigsten Wohlgefallen sich deklariret, zwei Stellen auf der erweiterten Dorotheenstadt im Quarré*) am Brandenburger Tor belegen, gegen Anweisung eines freien Bau-Platzes und benöthigter Baumaterialien, nach Unserm allerhöchsten Willen zu bebauen, auch deshalb einen Riss zu unserer allerhöchsten Approbation übergeben hat, daß wir dannenhero solche dessen Erklärung in Königlichen Gnaden und als ein Uns wohlgefälliges Merkmal einer treu allerunterthänigsten Devotion aufgenommen, ihm auch deshalb und in Consideration des übernommenen sehr kostbaren und ansehnlichen Häuserbaues, zu einiger Erleichterung nicht allein die freie Baustellen und erforderte Bau-Materialien allergnädigst geschenket, sondern ihm auch die zwischen des Geheimen Raths von Geuder Hause und der Brandenburgischen Corps de Garde inne belegene Plätze so wir von Unserm anstossenden Thiergarten abgetreten, von welchen das erste Haus nach dem hierbei gefügten Riss in der Fronte Neun Ruthen, zehn Fuss neun Zoll und in der Tiefe Sechs und Zwanzig Ruthen, Elf Fuss auf einer und Sieben und Zwanzig Ruthen Sechs Fuss auf der andern Seite, hinterwärts auch in der Breite Achtzehn Ruthen

*) Ursprünglicher Name des Pariser Platzes nach seiner geometrischen Form, wie ähnlich das Oktogon, jetziger Leipziger- und das Rondeel, jetziger BelleAlliance-Platz.

Digitized by Google

Sieben Fuss und das zweite welches in der Fronte Acht Ruthen vier Fuss und in der Tiefe drei Ruthen ein Fuss sechs Zoll in sich hält, ganz frei, erb- und eigenthümlich wirklich cediret, geschenkt und übergeben. Wir thun solches auch hiermit und Kraft dieses dergestalt und also, dass vorgemeldeter Friedrich Ludwig Graf von Wartensleben sothane zu seinen Häusern ihm allergnädigst geschenkten Plätze ganz frei erb- und eigenthümlich besitzen, auf seins Erben und Erbnehmer tranferiren, auch die allerdings uneingeschränkte völlige Macht und Gewalt haben soll, darüber als seinem wahren Eigenthum auf alle Art und Weise zu disponiren.

Immassen Wir für uns und unsere Nachkommen an der Krone und Chur Uns alles Anspruchs an dieselben und deren darauf erbaueten Häusern jetzt und zu ewigen Zeiten auf das feierlichste hierdurch begeben, ihm dem Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben auch hierdurch Unser Königliches Wort und Versicherung geben, dass Wir ihm bei solchen allergnädigst geschenkten Plätzen zu allen Zeiten kräftigst schützen und durch Unsern fiscum gegen jedermanns An- und Zuspruch in- und aussergerichtlich vertreten lassen wollen.

Wir deklariren auch über die mehrgemeldete Plätze und die darauf erbauete Häuser in Compensation des kostbaren Baues von allen jetzigen und künftigen Bürgerlichen Beschwerden von Kosten frei und exemt; befehlen dannenhero Unserm Officio fisci, Magistrat und Gerichten hiesiger Unserer Residenzien, auch sonst jedermänniglich hierdurch in Gnaden sich nach solcher Unserer allerhöchsten eigentlichen Willens Meinung überall allerunterthänigst zu achten, insonderheit Unserm officio fisci mehrgemeldeten Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben auch dessen Erben und Erbnehmern oder die sonst causam von ihm haben, bei dem Besitz gedachter Plätze nud Häuser auch aller hierin ihm zugesagten und verliehenen Gerechtigkeiten, Freiheiten und Immunitäten gegen jedermanns Anspruch auf blosse aussergerichtliche Denunciation in Unserm allerhöchsten Namen zu vertreten.*) Dessen allen zu desto mehrere Urkund und Bekräftigung haben wir diese Verschreibung höchst eigenhändig unterschrieben und mit Unserm Königlichen Insiegel bedrucken lassen:

So geschehen und gegeben zu Berlin den 12. February 1737.

(L. S.) Friedrich Wilhelm

v. Grumbkow. v. Happe.

Verschreibung für den Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben über seine zwei neue Häuser auf der Dorotheenstadt und die ihm dazu cedirte und angewiesene Plätze.

Aus dieser wohl verklausulierten Verfügungs-Befugnis erhellt, daß eine Beschränkung eines bloßen Umbaues nicht polizeilicherseits begründet werden konnte, um so mehr als die betreffenden Häuser bereits inzwischen baulich sehr wesentlich verändert worden sind. Die Polizei-Verordnung konnte sich daher nur auf ungeeignetes Höherbauen erstrecken.

*) Pariser Platz Nr. 1 gehört z. Z. dem Kaufmann G. Sponholz, Nr. 2 dem Fürsten G. Blücher von Wahlstatt.

Digitized by Google

Anders hätte die Sache gelegen, wenn die Häuser aus dem königlichen Fassadenbaufonds (wie vielfach in der Zeit Friedrichs des Großen zu Berlin, Charlottenburg und Potsdam) erbaut und jede wesentlichen Veränderungen ohne Allerhöchste Zustimmung untersagt gewesen wären, dies trifft hier aber nicht zu; dem König Friedrich Wilhelm I. hat zwar der Bauriss zur Genehmigung vorgelegen, besondere Bedingungen sind aber daran nicht geknüpft worden.*)

Dagegen sind die anstoßenden von Rohdichschen Legatenhäuser Pariser Platz Nr. 3 und 3a mit baulichen, auf die Fassade bezüglichen Beschränkungen behaftet.**)

Die eingangs gedachten Häuser hatten Freihaus-Qualität, womit jedoch die Verpflichtung der Freihausbesitzer zu Diensten, Quartier- und Utensilien-Gewährung bei Hoffesten und Besuchen fürstlicher Personen mit ihrem Gefolge bei Hofe verbunden war. Im Jahre 1869 beantragte das K.-Hofmarschallamt die Ablösung der Verpflichtungen der Freihausbesitzer zu Berlin bei der K. General-Kommission zu Frankfurt a. O. Laut Bescheid des Kommissars derselben vom 16. November 1869 betrug die für das Haus Pariser Platz Nr. 1 berechnete Rente 5 Th. 28 Sgr. 11 Pf. Solche Renten konnten grundbuchlich eingetragen oder durch einmalige Kapitalzahlung abgelöst werden.

So spiegelt sich in den Freihäusern wie in den Fassadenfondshäusern gleichmäßig die große landesväterliche Fürsorge und das besondere Interesse wieder, welches die Preußischen Könige der fridericianischen Zeiten ihren Residenzen widmeten.

---

*) Vgl. über das königliche Fassadenrecht. Brd. IX. 195, XIV. 7.

**) Das Rodichsche Legatenhaus Nr. 3 und 3a soll dem I. Garde-Regiment zu Fuß so lange als dies die Grenadiermütze führt, gehören. An der Fassade befinden sich Embleme, welche Helme darstellen, auf dem Dach sind zwei kriegerische Trophäen aufgerichtet. Beide Grundstücke sind mit einem einheitlichen Bau ausgestattet. Links im Eingang von Nr. 3 steht das Standbild eines Grenadiers mit der charakteristischen hohen Mütze. Noch ist zu bemerken, daß bei Nr. 3 eine Erinnerungstafel für den hier verstorbenen Schöpfer des Preußischen Landrechts Suarez, bei Nr. 3a eine solche für den hier ebenfalls verstorbenen Ehrenbürger der Stadt Berlin Feldmarschall Frh. v. Wrangel, volkstümlich „Papa Wrangel“ genannt, angebracht ist, jene aus Bronze, diese aus geschliffenem Granit.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Zum Kahnsdorfer Hochzeitsgedicht.

Von Wilhelm Seelmann.

In Brandenburgia, Jahrg. 13, S. 75, ist unter der Überschrift: „De Hookst, vormalige Mundart (um 1750) in Kahnsdorf, Kreis Luckau, Laus.“ ein plattdeutsches Hochzeitsgedicht abgedruckt worden. Bei dem Mangel älterer Sprachproben aus der niederdeutschen Lausitz verdient der Nachweis einer solchen Beachtung und der Entdecker besonderen Dank. Leider hat Herr Scharnweber, dem man den Fund verdankt, mitzuteilen versäumt, woher er den Text genommen hat und worauf sich seine Angabe stützt, daß derselbe die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Kahnsdorf gesprochene Mundart biete. Eine Untersuchung der Sprachformen bestätigt zwar, daß die Mehrzahl der Niederlausitz angehört, ergibt aber daneben, daß wenigstens einige nicht zu der alten Mundart Kahnsdorfs stimmen.

Es findet sich neben *up* (auf) in Strophe 4, Vers 3, die Form *of,* 10, 2. 7; neben *hock* (hoch) 1, 1 und öfter auch *hoch,* 2, 7; neben *tu* (zu) 7, 3. 6; 10, 3, auch *ßu,* 4, 3; das unverschobene niederdeutsche *t* in *Tied* (Zeit) 1, 1; *rut* (heraus) 10, 2, neben dem hochdeutschen *z, ß* in *gezappt,* 6, 7; *muss,* 9, 6; 10, 3; *leßt,* 4, 6; der Artikel *dat* neben dem Bindewort *daß,* 2, 4; 3, 5. 7; 10, 5. Nach einer Auskunft, welche ich Herrn Lehrer G. Schulze in Kahnsdorf verdanke, entsprechen der nur noch von älteren Leuten gesprochenen alten Mundart des Ortes die Formen *of, Tied, Hochtied, dat.* Es ergibt sich hieraus die Folgerung, daß die Formen *up, ßu, daß* nicht nach Kahnsdorf gehören, also entweder gemengte Mundart vorliegt, oder das Gedicht überhaupt nicht von einem plattdeutsch sprechenden Kahnsdorfer aufgezeichnet ist.

Daß der Text keinesfalls um 1750, sondern erst nach 1810 niedergeschrieben sein kann, wird durch die Tatsache erwiesen, daß in ihm die mundartliche Umsetzung eines plattdeutschen, 1810 zum erstenmal gedruckten Gedichtes, nämlich der „Bauernhochzeit“ von Wilhelm

Digitized by Google

Bornemann, vorliegt. Als Beweis sei je eine Strophe des originalen und des Kahnsdorfer Textes nebeneinander abgedruckt:

Bornemann, Strophe 2.	Kahnsdorf, Strophe 1.
Juchhay Hochtiet!	Juchhe! Hocktied
Hochtiet is hüt!	Un Hocktied is hiet!
Hei! wie die Trumpeten schall'n	Hert wie de Trompeten schall'n
Un de Pulverbüssen knall'n,	Un de Kugelbicksn knall'n!
Alle Klocken trekt de Köster,	Alle Klockn treckt dea Kista,
Ingesegnet hät de Prester	Injesejnt hat dea Priesta!
Hans un Greten bie de Tru,	Hans un Jreet sin beede tru,
Hans und Gret sin Mann und Fru.	Hans und Jreet sin Mann und Fru!
Juchhay etc.	Juchhe etc.

Hingewiesen sei ferner auf einige im Kahnsdorfer Texte begegnende Entstellungen der ursprünglichen Lesart.

Bornemanns Verse (Strophe 3):

Ut de Müler pieperlings
Löpt dat Woater rechts un links

sind in Kahnsdorf zu dem sinnlosen Wortlaute (Strophe 3):

Un den Milla Pieperlingk
Leeft dat Water rechts und link

geworden.

Bornemanns Worte (Strophe 4):

Klümpe mehr as Füsten dick,
Up den Mann en twintich Stück,

sind entstellt zu (Strophe 5):

Klumpen Fleesch wie Fuste dick,
Up 'n Mann en dichtjet Stick,

Bornemanns (Strophe 7):

Dät de groote Botterfloaden
Nich to Dank är is geroaden

ist entstellt zu (Strophe 2):

Daß de dickn Buttafloadn
Nich jedanke sin jeroadn.

Diese und ähnliche Entstellungen des ursprünglichen Wortlautes, noch mehr aber die in Unordnung geratene Reihenfolge der Strophen, von denen die erste und elfte fehlen, die übrigen in der Reihenfolge 2, 7, 3, 6, 4, 5, 8, 9, 10, 12 stehen müßten, sprechen dafür, daß die erste Niederschrift der Kahnsdorfer Fassung nicht den gedruckten Text Bornemanns als Vorlage gehabt hat, sondern aus dem Gedächtnis gemacht ist. Sie ist somit ein neuer Beleg für die ehemalige Volkstümlichkeit der plattdeutschen Gedichte Bornemanns, von denen bereits mehrere in mundartlicher Umsetzung sich im Volksmunde in der Mark,

Digitized by Google

in Westfalen etc. wiedergefunden haben, zum Teil sogar als Kinderlieder, vergl. Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 26, S. 113 und Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 21, S. 71. Insbesondere ist auch nach den mir von Professor John Meier in Basel gegebenen Nachweisen die „Bauernhochzeit“ schon mehrmals aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden, aus Preußen bei Frischbier, Preußens Volkslieder in plattdeutscher Mundart, S. 42, Nr. 27; aus Pommern in Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 3, S. 110 und bei Drosihn, Deutsche Kindervereine, S. 155. Keine dieser Fassungen läßt eine nähere Verwandtschaft mit der Kahnsdorfer erkennen. Dagegen findet sich die Melodie, welche dem Kahnsdorfer Texte (G-dur) beigefügt ist, in B-dur schon in einem Drucke ohne Ort und Jahr aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts: „Die Bauernhochzeit von Bornemann mit Begleitung des Piano-Forte“ (Berlin, Kgl. Bibliothek, Musik P 1442, Bd. 4, S. 497) und bei Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder, Heft 3, S. 42, hier in F-dur und mit der Bemerkung: „Melodie vielfach mündlich, aus dem Brandenburgischen.“

Friedeberg Nm. im Wechsel der Zeiten.*)

Von H. Heinze.

Friedeberg Nm. ist aus einem Jagdschlosse hervorgegangen, das ein wendischer Edler, dem Pommernvolke angehörend, zwischen 2 Seen erbaut und mit Wällen, Verhauen und Palisaden umgeben hatte. Er nannte es Strzelcze, was soviel wie Jägersburg, Jagdschloß bedeutet (poln. strzelec, russ. strieletz Bogenschütze). Dieser Name übertrug sich auf das wendische Dorf, welches bald neben dem Schlosse entstand. Es war von leibeigenen Fischern, denen die zahlreichen Seen der Umgebung ihre Nahrung gewährten, und von Ackerleuten bewohnt, die den vom Walde befreiten Boden mit dem Hakenpfluge aus Holz bestellten und Bienenzucht trieben. Die Erinnerung an das uralte Wendentum hat sich noch in der Sage erhalten. Danach sollen der wendische Lichtgott Swantewit bei Steinhöfel und Czernebog, der schwarze Gott, auf dem Lindenwerder bei Gurkow in heiligen Hainen verehrt worden sein. Die bei Steinhöfel in großer Menge vorkommenden Findlinge deutet die Sage sogar als die letzten Reste eines Götzentempels.

*) Die Zitate stammen, soweit nicht andere Angaben gemacht sind, aus Treu, Geschichte der Stadt Friedeberg. 1865.

Digitized by Google

Später wurde das Gebiet, in dem das Dorf Strzelcze lag, zu einem Zankapfel zwischen den Pommern und den von Süden siegreich vordringenden Polen. Die letzteren unterjochten Land und Volk und zwangen den Bewohnern ihre Sprache und Sitte auf. In dieser Zeit (1124) wurde ihnen wahrscheinlich auch durch den Bischof Otto von Bamberg das Evangelium gebracht. Die polnische Herrschaft dauerte bis gegen 1260. Um diese Zeit heiratete Konrad, der Sohn Markgraf Johanns I. von Brandenburg, welcher sich mit seinem Bruder Otto III. in die Herrschaft teilte, Konstanze, eine polnische Prinzessin, und erhielt das Land „jenseit Driesen“ (Terra ultra Drdzen) und damit Strzelcze als Mitgift. Johann I. besetzte das Gebiet alsbald mit Einwanderern aus dem Westen Deutschlands, wobei er die Treue seiner Kriegsmannen mit Grund und Rechten reich belohnte, und erhob das ehemalige Slavendorf Strzelcze zur deutschen Stadt und Burg, die von den neuen Bewohnern Vredeberg (soviel wie umfriedeter Berg) genannt wurde und ihren Namen auf die umliegende Terra Vredeberghe übertrug. Vermutlich gedachten sie dabei der alten Heimat in den südwestlichen Besitzungen der anhaltinischen Markgrafen, wo es noch heute in der Nähe von Mansfeld ein Dorf Friedeburg (früher Vredeberg) gibt. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß viele Dörfer in der Umgegend Friedebergs mit ihren Namen auf Städte, Dörfer und Schlösser der heutigen Provinz Sachsen hinweisen. Urkundlich genannt wird es zuerst 1286.

1272 wurde Friedeberg von dem Polenherzoge Przemyslaw, dem Bruder der Konstanze, eingeäschert, worauf es Konrad, der nach dem Tode des Vaters mit seinem Bruder Otto IV. mit dem Pfeile die Regierung gemeinsam führte, von neuem, aber ohne Burg aufbaute und stark befestigte. Die Stadt erhielt damals im wesentlichen die Gestalt, die sie heute aufweist.

Ueber doppelten Wällen und Gräben erhob sich beinahe in Kreisform eine 1732,5 m lange und 8 m hohe Mauer mit 38 Weichtürmen, die in der Hauptsache aus Feldsteinen bestand und einen Flächenraum von 95½ Morgen oder 24,38 ha einschloß. Dazu wurde sie von dem runden spitzen Fangturme und zwei Toren, dem Birkholzer und dem Mühlentore, überragt, von denen die letzteren kleine selbständige Burgen bildeten, indem sich von jedem Haupttore starke Mauern bis zu einem äußeren, weniger bedeutenden Torbaue hinzogen.*) In der Mitte standen Kirche und Rathaus auf einem großen, ungeteilten Platze; an sie lehnten sich die Verkaufshallen der Zünfte, die Scharren. Die Kirche war im spät-

*) Der Fangturm, das Mühlentor (ohne den äußeren Torbau) und die Mauer sind noch heute vorhanden; letztere hat im Laufe der Zeit bedeutend an Höhe eingebüßt. An Stelle der Wälle und Gräben ziehen sich jetzt Gärten und eine Promenade rund um die Stadt.

Digitized by Google

gotischen Stile erbaut, dessen Formen man in einfachster Ausführung auch dem Mühlentore gegeben hatte. Besonders reich gegliedert war der Ostgiebel mit seinen das Dach überragenden Fialen, den Nischen und dem Maßwerk im oberen Teile des gewaltigen Fensters.*) Der Turm trug ein hohes Spitzdach. Von dem alten Rathause, das auf dem heutigen Marktplatze stand, und in dessen Nähe sich das Halseisen befand, ist nichts mehr vorhanden.

Die übrigen Häuser waren aus Holz oder Lehmfachwerk erbaut und mit Rohr oder Stroh gedeckt. An das Wohngebäude, das lediglich für das Bedürfnis des Besitzers und seiner Familie eingerichtet war und meist den Giebel der Straße zukehrte, schlossen sich nach hinten Stallungen und Scheunen, da wegen der Unsicherheit im Lande alles, was nur einigen Wert besaß, innerhalb der Mauer untergebracht werden mußte. Die Stuben waren klein und nur dürftig erleuchtet mit Hülfe blinder Glasscheiben in den niedrigen Fenstern. Da oft sogar der hölzerne Schornstein fehlte, mußte sich der Rauch, der aus dem Kamin aufstieg, durch Fenster und Türen seinen Ausweg suchen. Den Fußboden bedeckte ein Estrich aus Lehm. Vielen Häusern war die Brauereigerechtigkeit verliehen; deshalb besaßen sie einfache Einrichtungen zum Brauen. Schmale Feuergassen, die zugleich zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt waren, oder breite Einfahrten trennten sie voneinander. Selbst die Gebäude des Augustiner-klosters, das 1290 gegründet wurde, und an das jetzt nur noch das Klostergut und das Dorf Mückenburg (früher Mönkhof) erinnern, unterschieden sich nicht wesentlich von den übrigen Häusern; sie verfielen nach der Einführung der Reformation.

Die Straßen waren eng und krumm, entweder garnicht oder doch nur in mangelhafter Weise gepflastert und hatten die Gosse in der Mitte, in der sich die Schweine wälzten. Auf ihnen häufte sich der Mist, für den auf den engen Höfen kein Platz war. Hin und wieder fand sich ein offener Ziehbrunnen mit mächtigen Querbalken. Einzelne Bäume, welche vor den Türen standen, spendeten im Sommer einigen Schatten und milderten das wenig anziehende Bild.

Vor jedem der Tore hatte man ein Hospital errichtet, das zu St. Gertrud zur Aufnahme der Wanderer, das zu St. Georg zur Aufnahme der mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, besonders der Aussatzkranken, die seit den Kreuzzügen in Deutschland häufig waren. Zwischen

---

*) Bei der Erneuerung des Inneren in den Jahren 1858 und 59 hat man in dankenswerter Weise Kronleuchter, Kanzel, Taufstein und Altar bis in die kleinsten Teile der Spätgotik angepaßt. Im übrigen sind an vielen, besonders neuen Bauten Friedebergs die charakteristischen Züge historischer Stilformen zu erkennen. So haben die deutsche (Kreishaus) und die italienische Renaissance, das Barock und der modernste Cottagestil ihre Formen zur Ausschmückung der Fassaden geliehen.

Digitized by Google

den beiden Seen war die noch heute vorhandene Mühle im Betriebe, auf der das Asylrecht ruhte. Auf einem Hügel in der Nähe erhob sich der Galgen, der nicht selten gebraucht wurde. Wälder, Sümpfe und Seen umgaben die Stadt in geringer Entfernung. Ein getreues Abbild Friedebergs aus jener Zeit findet sich in Merians Topographia Electoratus Brandenburgici vom Jahre 1652.*)

Die Bewohner, in den Sitten rauh und einfach, waren zum größten Teile Ackerbürger oder „Bauermeister“. Neben ihnen wohnten in der Stadt zahlreiche Handwerker, die sich zu Zünften**) zusammenschlossen. Diesen stand das Recht auf alle in der städtischen Bannmeile vorkommende Arbeit ihres Gewerbezweiges zu. Außerhalb der Zunft war jeder Gewerbebetrieb untersagt; fremde Händler durften nur während der Märkte in die Stadt kommen. An den Lehnsherrn, die Stadt und die Kirche,***) zahlten die Bewohner Abgaben, die Bede (von bitten), die aber nicht beträchtlich waren. Sodann hatten sie für den Schutz der Stadt zu sorgen; sie konnten aber auch zu Kriegsdiensten außerhalb der Ringmauer herangezogen werden. Zu diesem Zwecke waren sie mit Brustharnisch, Eisenhaube, Spieß und Schwert bewaffnet. Angeführt wurden sie von den Ratsherren. Ferner mußten sie Treiberdienste bei Wolfs- und Hirschjagden leisten. Dafür durften sie das zum Bau ihrer Häuser und zur Feuerung nötige Holz kostenlos aus den landesherrlichen und städtischen Forsten entnehmen, ihr Vieh auf die allgemeine Weide treiben und in den Seen fischen.

Oft hielten sich die Markgrafen in unserer Stadt und ihrer Umgebung auf. Für gewöhnlich wurden sie vertreten durch den Vogt der Terra Vredeberghe, der anfangs in Friedeberg (die „Vogtei“ weist noch heute darauf hin), später in Driesen seinen Sitz hatte. Er übte im Namen des Landesherrn die höhere Gerichtsbarkeit aus, wobei ihm aus der Bürgerschaft gewählte Schöffen zur Seite standen; sie ging aber bald ganz an den Rat der Stadt über. Unter ihm gebot in Friedeberg als Vertreter des Staates der Stadtschulze, dem die niedere Gerichtsbarkeit

---

*) Das Spitzbogentor neben dem Mühlentore ist erst in späterer Zeit durchgebrochen worden, als das letztere vermauert worden war. Über die Veranlassung dazu gibt es mehrere Sagen. Die eine berichtet, man habe es zum Andenken geschlossen, nachdem einst Kaiser Karl IV. hindurchgezogen war. Die andere behauptet, daß durch die Schließung des Hauptweges die Aufnahme des falschen Waldemar schimpflich gekennzeichnet und der Nachwelt ein warnendes Beispiel vor die Augen gestellt werden sollte. Friedeberg hat diesen aber garnicht anerkannt. Wahrscheinlich vermauerte man das Haupttor hier wie auch in Woldenberg, um es als Magazin zu gebrauchen, nachdem die Befestigung überflüssig geworden war. Erst 1826 ward es wieder geöffnet, als Friedrich Wilhelm III. die Stadt auf einer Reise passierte.

**) Schon früh spielten die Tuchmacher eine hervorragende Rolle; heute ist die Tuchmacherei aus der Stadt verschwunden.

***) Zu ihrem Besitze gehörte das heutige Gut „Marienland“.

Digitized by Google

oblag; er wurde gewöhnlich aus den in der Nähe angesessenen Adeligen ernannt. In anderen Städten, z. B. in Woldenberg, wohnte er in der Stadt und zwar im „Burglehen“. Die städtischen Angelegenheiten verwaltete ein vom Markgrafen bestätigter Rat, der aus dem Bürgermeister oder Proconsul und den Ratmannen, Senatoren oder Consules bestand.

In kirchlicher Beziehung gehörte Friedeberg zur Diözese des Bischofs von Kammin und stand unter dem Patronat des Domstiftes zu Soldin. Da dieses der Jungfrau Maria und den Aposteln Petrus und Paulus zur Ehre gegründet worden war, trägt sein Gotteshaus noch heute den Namen St. Marienkirche und zeigt in dem kunstvollen Glasfenster die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben inmitten der genannten Apostel. —

Als im Jahre 1402 die Neumark und damit Friedeberg durch Kauf in die Hände des Deutschen Ritterordens übergegangen war, entbrannte ein jahrelänger, erbitterter Streit zwischen ihm und dem Könige von Polen um den Besitz der Feste Driesen, die von je ein Zankapfel gewesen war. Im Verlaufe desselben verband sich Wladislaw II. von Polen (zugleich unter dem Namen Jagello Großherzog von Littauen) mit den Hussiten, die damals ihren Vernichtungszug durch Brandenburg angetreten hatten, und rief sie zum Kampfe gegen den Orden nach der Neumark. Ihre Burgen und Städte waren ungenügend besetzt, und so konnte den Würgern nur geringer Widerstand geleistet werden. Ja, die reisigen Söldner, mit denen der Orden Friedeberg belegt hatte, überließen sogar die Stadt ihrem Schicksal und flüchteten vor dem Schwerte der Hussiten, als sie am 4. Juni 1433 die Kunde von ihrer Annäherung vernahmen. „Die Bürger waren nun auf sich allein verwiesen; denn der Dienstmannen und Kriegsgäste des Ordens, die treu und unverzagt bei ihnen ausharrten, waren doch nur wenige.“

„Freitag, am 5. Juni, in früher Morgenstunde verkündete Sturmgeläut den Anzug der Hussiten, und bald hatten diese — wilde, bärtige Gestalten — mit ihrer besonders gefürchteten Wagenburg die Stadt in einem engen Kreise umringt, und unverzüglich, da ihre Aufforderung, die Tore zu öffnen, unbeachtet blieb, rüsteten sie zum Sturme. So wenig ausreichend auch die Verteidigungsmittel erschienen, die Bürger hielten ihnen tapfer stand. Wütend drangen die Hussiten an, aber immer wieder wurden sie von den sicher versendeten Geschossen, dem Hagel von Steinen, den wuchtigen Streichen schwerer Äxte und gestachelter Keulen und Morgensterne und von den zischenden Brühen siedenden Wassers, Maischbreis und Teers, mit denen man sie übergoß, zurückgetrieben und ihre Sturmleitern von den Mauern abgestoßen. Den ganzen Tag und die ganze darauffolgende Nacht dauerte der Sturm; hoch auf den Tortürmen aber wehten noch das Fähnlein der Stadt und das Banner des Ordens mit dem schwarzen Kreuze auf weißem Grunde.“

Digitized by Google

„So herzhafte und nachdrückliche Gegenwehr hatten die Böhmen nicht erwartet, und, da sie entweder verzweifelten, mit Gewalt zum Ziele zu gelangen, oder schnell sich weiter heben wollten, schritten sie zu schändlichem Betruge. Am Sonnabend stellten sie das Sturmlaufen ein und boten den Bürgern einen Frieden an, über den allsobald zu verhandeln begonnen wurde. Ihre Forderungen waren zuerst so ausschweifend, daß darauf nicht eingegangen werden konnte, und als sie dieselben nach langen Beratungen arglistig nach und nach ermäßigt hatten, war es Abend und zu spät geworden, die Sache noch durchaus zu Ende zu bringen. Es war aber nur ihre Absicht gewesen, die Belagerten sicher zu machen und zu berücken."

„Denn als nun die Bürger und des Ordens Knechte sich auf die Erwartung hin, des morgenden Tages gegen leidliche Bedingungen der Bedränger ledig zu werden, der Ruhe hingegeben hatten und der Schlaf mit bleierner Schwere auf ihnen und allen den Ihrigen lag, da gingen die Hussiten behende daran, nach einer ihnen sehr geläufigen Manier die Mauer an mehreren Stellen zu untergraben, und in der ersten Frühe des Sonntags, welches der 7. Juni war, weckte ihr grauenvolles Mordgebrüll, mit dem sie in hellen Haufen durch die Straßen stürmten, die entsetzten Bürger und Ordensleute. In einzelnen Rotten drangen die Feinde in die unverwahrten Häuser ein; nach kurzer Gegenwehr ward alles, was die Waffen getragen haben konnte, grausam ermordet und verstümmelt und an Frauen und Jungfrauen, an Wöchnerinnen und Kindern selbst unnennbarste Missetat verübt. Überall Mord, Schandtat, Raub und wüste Greuel und auf den Häusern hie und da der „rote Hahn", mit dem die Winde nach Gefallen spielen mochten — das war es, was am Trinitatis-Sonntage des Jahres 1433 das Sonnenlicht in der armen Stadt Friedeberg beschien!"

„Auch das offene Land umher wurde verwüstet, „geschunden" und ausgeraubt. Nachdem die Neumark von ihnen zu einer Wüstenei gemacht worden war, begaben sich die Hussiten in die eigentlichen Ordenslande, wo sie vor Konitz blutige Vergeltung fanden."

Nur langsam begannen sich die Wunden zu schließen, welche der unheilvolle Krieg dem Lande geschlagen hatte, da der immer mehr verfallende Orden keine Hilfe leisten konnte. Erst als im Jahre 1454 der Hohenzollern-Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg die Neumark von dem Deutschen Ritterorden zurückgekauft hatte, erholte sie sich wieder. Der Beschluß der Städte, dem Kurfürsten zu huldigen, ward am 1. März 1454 in der Kirche zu Friedeberg gefaßt, woselbst sich ihre Vertreter zu einem Landtage versammelt hatten. —

Trotzdem Kurfürst Joachim I. der Reformation feindlich gesinnt war, breitete sich die neue Lehre doch in seinem Lande schnell aus. Auch in Friedeberg hatte sie willigen Eingang gefunden, und der Probst

itized by Google

sann auf Mittel, die verirrten Schäflein der alten Kirche wieder zuzuführen. Wie wenig ihm das gelang, erzählt Peter Hafft in seinem Microcronicon Marchicum folgendermaßen:

„Anno Christi 1529, den 9. Januarij, vmb 10 Vhr auf den abendt, ist ein schrecklich Chasma oder Fewrzeichen am himmel erschienen von aufgang der Sonnen gegen Mitternacht vnd von dannen gezogen gegen der Sonnen Niddergang. Darauf ist im selbigen Jahre wegen wolverdienten sünden und vbertretungen der Götlichen geboten, durch billigen vnd eiverigen Zorne Gottes eine vnerhörte Newe Krankheit und schreckliche plage, die Engelische seuche oder Schweißkranckheit, entstanden, welche alle Lender durchwandert vnd viel tausent Menschen weggerissen. Die mit dieser seuchen sind befallen, haben 24 Stunden vnd darüber aneinander geschlaffen vnd sind davon nicht genesen, Sondern haben das verschlaffen. Die sich aber des Schlaffs enthalten können, sind widder gesundt worden, Darumb hat man die Leute mit rütteln, schütteln, hin vnd widder tragen, heben vnd legen für den Schlaff bewaren müssen. Dieße seuche aber hat vber einen Monat lang an einem orte nicht gewert. — Eben wie dieße seuche also graßirt vnd getobt hat, Hat der Pfarher zu Frideberg in der New-Marke solcher seuchen dieße Schuldt vnd Vrsache geben, daß die Leute fürwitzig weren vnd zur Newen Lere des Luthers lust hetten, Darumb muste auch Gott eine vnerhörte plage komen lassen, damit er Sie heimsuchen, züchtigen vnd Ihren fürwitz büssen möchte; wenn Sie aber bey dem alten glauben vnd der Römischen Kirche blieben, so würde diese Seuche wol aufhören vnd ein ende nehmen, Hat derwegen dahin geschlossen, folgenden tages eine proceßion zu halten, mit dem gelet der Papistischen Litanien dießer seuche zu weren. Aber was geschach? Des morgens war der Pfaffe todt vnd ward eine trawrige proceßion daraus, denn Gott lest sich nicht spotten.“

Öffentlich eingeführt wurde die Reformation, wie überall in der Neumark, erst nach dem Regierungsantritte des Markgrafen Johann von Küstrin, also vielleicht 1535. Die Augustiner entfernten sich bald darauf still aus der Stadt, und die Klostergebäude verfielen.

Bald nach der Reformation bemächtigte sich ein seltsamer Aberglaube der Gemüter. Man meinte, mit dem Teufel Bündnisse schließen und für die Erfüllung unerlaubter Wünsche ihm die Seligkeit der Seele überliefern zu können. Äußerlich trat er in dem zahlreichen Vorkommen Besessener und in den sich schnell mehrenden Hexenprozessen in die Erscheinung.

„Auch Friedeberg war länger als ein halbes Jahrhundert hindurch der Schauplatz häufiger und grauenvoller Hexen-Verfolgungen, und die darüber noch erhaltenen Akten und beiläufigen Aufzeichnungen geben uns ein entsetzliches Bild von dem finsteren Irrwahn, welcher jene Zeit umfing. Mit blutigem Eifer eröffnete der Rat auf das unbestimmteste Gerücht und die leichtesten Beschuldigungen hin wegen Zauberei und Teufelsegnens peinliche Prozesse, welche, wenn die Tortur, qualvoller als der schließliche Feuertod, zur Anwendung gelangte, wie fast stets geschah, die Überlieferung der Angeklagten auf den Scheiterhaufen zur regelmäßigen Folge hatte. Jeder Unfall, jedes plötzliche Erkranken an Menschen oder Vieh, besonders das Verderben des Biers, wurde dem Einflusse schändlicher Teufelskünste zugeschrieben und erbarmungslos auf einen irgendwie Verdächtigen, einen Feind des Betroffenen, vor allem auf ein elendes, altes Weib die laute, todbringende Beschuldigung geworfen. Dabei aber glaubten die Beschuldigten nicht selten selbst an die verderblichen Wirkungen ihrer albernen, mit Scheu und Haß geübten Künste, die sie von fahrenden Leuten und klugen Frauen erlernt hatten und dann auf andere weiter übertrugen; und nicht der Feuertod auf dem Galgenberge und nicht die Folterqual vermochten den verhängnisvollen Drang in ihnen zu vernichten, voll Lust und Grimm sich dunklen, unverstandenen Trieben zu überlassen. So Ungeheuerliches und Unsinniges die „peinliche Frage“ auch zu Tage brachte, es ist nichtsdestoweniger zu glauben, daß immerhin ein Teil der Befragten wenigstens den Willen gehabt hatte, das ihnen zugeschriebene Unheil anzurichten. Daß auch vollkommen Unschuldige, von irgend einem Gerücht oder der Erbitterung gequälter Inquisiten bezichtigt, dem Prozesse und der Verurteilung verfielen, ist dagegen ebenso unzweifelhaft.“ 1587 wurden nicht weniger als fünf Personen zugleich vor Friedeberg verbrannt; erst im 17. Jahrh. fanden die letzten Prozesse statt.

„Weniger hart ging man mit den Besessenen um, über welche irgend einer versäumten Glaubensvorschrift, oft schon eines unbedachten Wortes und unheiliger Gedanken wegen der Böse Macht erlangte, sie marterte und plagte, gräuliche Lästerungen durch ihren Mund verschüttete und sie oft zu Selbstmord oder anderer Untat anreizte und fortzog. Ihrer nahm die Kirche sich mit Eifer und mit Sorgfalt an, und es gereichte einem Priester zu weit umhergetragenem Ruhme, durch Gebet und Streitgewandtheit den unsauberen Geist übermannt und aus dem Besessenen herausgegeißelt zu haben. Das gleichzeitige Vorkommen einer Unzahl von Besessenen hat Friedeberg zu einem in allen Chroniken jener Zeit vermerkten Rufe verholfen, von welchem ihre ehrlichen Bürger sich niemals sehr erbaut bewiesen haben.“ —

Schon seit dem Jahre 1625 hatten sich öfter feindliche Truppen in der Umgebung der Stadt gezeigt, so daß die Bewohner nach Friedeberg

d by Google

flüchteten und alles zur Verteidigung in stand gesetzt wurde. Im Jahre 1627 sollte die Stadt sogar Zeuge einer größeren Schlacht werden. Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, und der Graf von Thurn waren mit den Heerhaufen des Grafen Mansfeld und des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar, die sie seit deren Tode anführten, von Wallenstein aus Schlesien vertrieben worden. Der gemeinsame Marsch richtete sich auf die Neumark. Am 22. Juli lagerte die sog. Weimarsche Armee in den Dörfern zwischen Woldenberg und Friedeberg.

„Inzwischen hatten die Kaiserlichen, 6000 Mann stark, bei Landsberg die Warthe überschritten und am 23. Juli früh ihren Zug an Friedeberg vorüber auf Mansfelde zu genommen. Unmittelbar hinter diesem Dorfe stießen sie mit der Vorhut des Weimarschen Heeres zusammen, und noch auf Mansfelder Flur begann das scharfe, blutige Treffen, das den Namen die Schlacht bei Friedeberg führt. Die Weimarschen, dem gewaltigen Andrange der Kaiserlichen weichend, zogen sich auf Grapow, östlich von Woldenberg gelegen, zurück. Hier gelang es dem Markgrafen, die zerstreuten Haufen zu vollen Schlachtkolonnen zu ordnen und das Gefecht zum Stehen zu bringen. Von beiden Seiten wurde tapfer gekämpft und mit Erbitterung gefochten. Schon war der Oberst Pechmann von den Kaiserlichen gefallen, und schon neigte sich die Entscheidung des Tages gegen diese, als ein rasch nachgerücktes Regiment Kroaten dem Markgrafen in den Rücken fiel, seine Linien durchbrach und verwirrte und ihn zwang, dem Feinde das Feld zu lassen. Fliehend zerstreute sich sein Heer in einzelne Haufen, die von den Kaiserlichen bis in die Nähe von Bernstein gejagt, hier umzingelt und genötigt wurden, das Gewehr zu strecken. Größtenteils traten sie, wie das bei Leuten, die jeder Fahne folgten und den Krieg als handwerksmäßiges Gewerbe trieben, ganz gewöhnlich war, in kaiserliche Dienste über, während es dem Markgrafen und dem Grafen Thurn gelang, sich durch die Flucht zu retten.“

„In großer Menge lagen die Gefallenen beider Parteien auf dem weiten Kampffelde umher und die Bauern aller umliegenden Dörfer mußten aufgeboten werden, ihre Leichen zu verscharren, für welche Mühewaltung ihnen die Waffen und Kleider, sowie die Beutestücke, die sie bei den Erschlagenen fanden, überlassen wurden.“

„Die Sieger, nicht genug, daß sie die Getreidefelder zerstampften und verwüsteten, trieben auch der Bauern Vieh von dannen, raubten ihnen, was sich irgend nehmen ließ und verübten außerdem noch schändliche Gewalttätigkeiten. Der furchtbare Troß — die Weiber, Dirnen und Buben —, fast eben so zahlreich als das eigentliche Heer, war dem Lande eine nicht minder große Plage wie das Kriegsvolk

Digitized by Google

selbst, und was dieses nicht genommen und zerstört hatte, das holte jener frech und übermütig nach.“

Von nun an ließen, da Friedeberg an der alten Heerstraße von Berlin nach Königsberg*) liegt, die Durchmärsche, Einquartierungen, Plünderungen und Brände die geängstigten Bewohner nicht mehr zur Ruhe kommen. Bald legten sich Protestanten in die Stadt, bald Kaiserliche, und alle hausten, besonders seit nach dem Tode Gustav Adolfs die Manneszucht auch dem schwedischen Heere verloren gegangen war, in derselben schrecklichen Weise. „Einen gut besetzten Tisch und Bier und Wein im Überflusse verlangte der Soldat, und wenns der Bürger nicht erschwingen konnte, dann wurde „vom Leder gezogen“, alles im Hause zerbrochen und zerschlagen, und der Wirt mochte gern sein gutes Glück beloben, gelang es ihm und den Seinigen, lebend und mit heilen Gliedern zu entkommen. Bei den Offizieren fand der Geplagte selten oder niemals Schutz; sie waren so verwildert wie der gemeine Mann, lebten toll und voll wie er, und wenn im Dienste nur die Disziplin nicht fehlte, sonst mochte der Soldat schon treiben, was er wollte.“

So kam es, daß die Bürger zu wiederholten Malen ihre Stadt verließen (1637, 1638, 1639). Selbst die öfter auftretende Pest brachte den am Leben bleibenden Bewohnern, die in dumpfer Betäubung Stück für Stück ihrer Habe verschwinden sahen und alle Mißhandlungen über sich ergehen ließen, nur vorübergehend Befreiung von den verwilderten Horden des Krieges. Unerklärlich bleibt es, wie immer wieder in dem verödeten Orte neue Quellen gefunden werden konnten, den unaufhörlichen Forderungen aller Dränger zu genügen. „Und als endlich der Frieden verkündet wurde, war die Stadt fast eine Ruine und viele von den Häusern, die das Element verschonte, verödet und zerfallen, von ihren Bewohnern verlassen, die in fremden Ländern, zumal in Polen, eine neue Heimat gesucht hatten oder hilflos an den Heerstraßen verschmachtet waren. Die Gebäude, von den Soldaten halb zerstört, drohten, die Vorübergehenden zu erschlagen, und streckten wie Skelette ihre nackten und zerrissenen Gebälke in die Luft. Viel Ackerland war lange unbestellt geblieben, Unkraut und Gebüsch hatten es überwuchert, und wie lange Zeit verging, ehe sich jemand fand, der es wieder urbar machen konnte und wollte!“ —

Die Segnungen des Friedens und die Fürsorge treuer Landesherren hatten in Friedeberg die furchtbaren Wunden des Dreißigjährigen Krieges allmählich heilen lassen. Wohlstand und Zufriedenheit waren wieder in seinen Mauern eingekehrt. Die Zahl der Einwohner war auf 2050

*) Diese stieg früher südöstlich von Friedeberg ins Netzebruch hernieder, ging an seinem nördlichen Rande bis Driesen und gewann von dort das Dragetal, das sie bis Hochzeit verfolgte. Die heutige Chaussee erreicht diesen Ort in nordöstlicher Richtung über Woldenberg.

Digitized by Google

gestiegen. (Vor dem 30jährigen Kriege etwa 1800.) Da kam im 7jährigen Kriege von neuem Not und Elend über die Stadt, als sich zu Friedrichs mächtigen Feinden noch der Russe gesellte. Am 15. Juli 1758 mußte sie zuerst seine Faust fühlen. Die aus der Festung Driesen vertriebene Besatzung hatte am Mühlentor Friedebergs den letzten Versuch gemacht, sich den Russen entgegenzustellen. Da sie der Übermacht nicht widerstehen konnte, zog sie sich nach Landsberg hin. Nun wandte sich die Wut der Sieger gegen die unbeschützte Stadt. Haus bei Haus wurde geplündert; die Einwohner verfielen den schlimmsten Mißhandlungen. Auch in der Folgezeit bedrückten sie die Russen hart durch Einquartierungen, Kontributionen und Erpressungen aller Art, so daß der Schaden bis zum Friedensschlusse mit Rußland sich auf über 200000 Taler belief ohne das, was der Soldat von seinem Wirte unmittelbar empfangen hatte. Die Einwohnerzahl hatte sich infolgedessen bis 1762 auf 1219 vermindert.

Nach dem Kriege brachte die Entwässerung des Netzebruches Friedeberg regeren Gewerbe- und Handelsbetrieb. Es ließen sich daher von 1763 bis 1770 nicht weniger als 171 Familien mit 560 Seelen hier nieder, so daß die Stadt in die Napoleonischen Wirren mit etwa 2500 Bewohnern eintrat.

Die Niederlage unseres Vaterlandes kam ihren Bewohnern zuerst zum Bewußtsein, als am 26. Oktober 1806 der König und die königliche Familie auf der Reise nach Preußen durch Friedeberg fuhren. „Am Markte wurde umgespannt. Der König, ernsten Blickes, und die Königin mit ihren schönen, milden Augen sahen auf die dicht gedrängte Menge, die, sie still und ehrerbietig grüßend, sich um sie gesammelt hatte, und über manches harte und gefurchte Antlitz rannen schwere Tränen bitteren Schmerzes.“

Schon am 4. November erschienen die ersten Franzosen, und nun wälzten sich bis zum Weihnachtsfeste die französischen Heeresmassen durch die Stadt nach Osten. 15000 Mann wurden in dieser kurzen Zeit hier einquartiert; die Kosten betrugen auf den Mann und den Tag — die Offiziere nicht mitgerechnet — 1 Taler. Dazu mußten 3541 Taler an Pferdelieferungen usw. aufgebracht werden. An der allgemeinen, durch die Franzosen erhobenen Kriegssteuer war Friedeberg außerdem mit 6375 Talern beteiligt. Als das neue Jahr anbrach, da wurden neue Lieferungen verlangt, die bald in Geld, bald in Tuchen, Bettstellen, Arzneien, Lichten usw. bestanden. Von den nach dem Tilsiter Frieden (9. Juli) Preußen auferlegten Kriegskosten entfielen auf Friedeberg nicht weniger als 66961 Taler. Die ausgesogene Stadt war zu ihrer Aufbringung nicht mehr fähig. Da belegten sie die Franzosen mit einem Exekutions-Kommando, das täglich 400 Taler Kosten verursachte. Nur durch Aufnahme von Anleihen und durch Zwangsbesteuerung der Bewohner konnte sie sich von ihm in einiger Zeit befreien und vor der Plünderung bewahren. Im ganzen betrugen die von der Stadt erlittenen Verluste über $^1/_4$ Million Taler.

Digitized by Google

Lichtblicke in dieser trüben Zeit waren es gewesen, als in den ersten Monaten des Jahres mehrere Teile des Schillschen Corps nacheinander sich einfanden, um nach Franzosen und französischem Eigentum zu fahnden. Freilich trugen ihre Besuche der Stadt den Verdacht, die Schillschen Husaren zum Schaden der Franzosen zu begünstigen, und die bis zum Frieden dauernde Besatzung durch eine Abteilung französischer Soldaten ein.

Trotz der völligen Erschöpfung durch den Krieg begann sich in den nächsten Jahren doch auch in Friedeberg die Hoffnung zu regen, daß aus den Trümmern der alten Monarchie ein neues, geistig erstarktes Preußen sich erheben und die Fesseln, in die Unglück, Übermacht und eigene Schuld es geschlagen hatten, brechen würde. Und diese Hoffnung, die durch die weisen Reformen des Königs in Stadt und Land noch erhöht wurde, konnte selbst nicht erschüttert werden, als von neuem die Heeresmassen Napoleons, in beinahe allen europäischen, ja selbst in afrikanischen Sprachen redend, in straffer Ordnung vom März bis Juni 1812 dröhnend durch die Straßen der Stadt zogen und ihr wieder ungeheuere Einquartierungslast brachten. Sie wurde zur hellen Begeisterung, als das Gerücht von dem Untergange des französischen Heeres durch amtliche Nachrichten bestätigt wurde, die Kunde von Yorks Vertrag mit den Russen sich verbreitete und der König den Aufruf vom 3. Februar erließ. Aus allen Ständen drängten Männer und Jünglinge sich heran, um als Freiwillige in die vaterländische Heerschar aufgenommen zu werden; Landwehr und Landsturm bildeten sich.

Bald kehrten die Trümmer der stolzen französischen Armee zurück. Still und traurig kamen die kranken und verkrüppelten Jammergestalten in Friedeberg an und warteten demütig an den Straßenecken, bis ihnen ein Quartier gegeben werden konnte. Beim Anblick von soviel Elend schmolz der Groll gegen die früheren Unterdrücker dahin, und manch Samariterwerk ward in edler Barmherzigkeit geübt.

Am 10. Februar schon zeigten sich die ersten Kosaken, und nun drängten, wie im Jahre zuvor, fast täglich Soldatenmassen durch die Stadt, nur in umgekehrter Richtung, bald Russen, bald Preußen, bald Linientruppen, bald Landwehr, im ganzen 67000 Mann mit 47500 Pferden, dazu die aus der russischen Kriegsgefangenschaft Entlassenen, die alle wieder verpflegt werden mußten. Und trotzdem stand Friedeberg nicht zurück, als Sammlungen für verwundete Krieger und zur Ausrüstung von Freiwilligen veranstaltet wurden; gegen 8000 Taler brachte es aus freiem Antriebe noch zusammen. Im Jahre 1814 kehrten 33000 Mann mit 16900 Pferden, 1815 25500 Mann mit 5500 Pferden als Gäste hier ein, und fast noch 4 Jahre dauerten die Durchmärsche, jetzt vorzugsweise der in ihre Heimat zurückkehrenden russischen Heeresmassen fort.

Digitized by Google

So war denn der Friede gekommen. Aber noch manches Jahr dauerte trotz der reichen Erträge des in der Umgebung der Stadt so fruchtbaren Bodens die Klage über Armut und Nahrungslosigkeit, die durch die gewaltigen Opfer zu Anfang des Jahrhunderts hervorgerufen worden waren, unter ihren Bürgern fort, bis die Erbauung der Berlin-Königsberger Chaussee im Jahre 1825 regeren Fremden-, Post- und Güterverkehr brachte, dadurch belebend auch auf das Gewerbe einwirkte und den Wert des Grundbesitzes steigerte. Der wirtschaftliche Aufschwung zeigt sich am besten in dem Emporschnellen der Einwohnerzahl, die in der Zeit von 1820—1864 von 3200 auf 5700 stieg.

Die großen Ereignisse in unserem Vaterlande seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind zwar ohne besondere Spuren an der Stadt Friedeberg vorübergegangen, haben aber ihren segnenden Einfluß auch auf sie ausgeübt. Nur dadurch ist es erklärlich, daß, obwohl die Erbauung der Ostbahn im Jahre 1857 ihr den größten Teil des Verkehrs wieder entzog, Betriebsamkeit und Wohlstand in ihr doch bis auf den heutigen Tag in stetiger, wenn auch langsamer Steigerung begriffen blieben. Das hat freilich nicht verhindern können, daß, wie fast überall in den Kleinstädten, seit etwa 10 Jahren die Einwohnerzahl dauernd zurückgegangen ist (von 6400 im Jahre 1895 auf 5600 im Jahre 1905). Aber die Stadt erfreut sich heute eines umfassenderen Industriebetriebes (Filz, Holz, Leder, Maschinen) und nimmt an den Errungenschaften der modernen Kultur teil durch eine Bahnlinie, die sie mit der 6 km entfernten Ostbahn und dem nordöstlichen Teile der Neumark verbindet, sowie durch Anlegung eines Elektrizitätswerkes zum Zwecke der Beleuchtung und Kraftabgabe. Auch bildet sie im gewissen Sinne den geistigen Mittelpunkt der Umgebung durch ihre über das Maß des Notwendigen hinausgehenden Schulanstalten (Gymnasium, Seminar, Präparandenanstalt, gehobene Mädchenschule) und ist der Sitz der Kreisbehörden.

---

2. (1. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. April 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Justizrat Uhles.

I. Bericht des 2. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1904/05 begannen wir mit einem Bestand von 369 Mitgliedern. Davon starben die Herren: Staatsminister Exzellenz

Digitized by Google

v. Hammerstein, Rektor Hartwig, Prof. Krause (Greifswald), Rechtsanwalt Matthias und Kaufmann Zyrewitz. Beitraten 42. Die Gesellschaft zählt jetzt 382 Mitglieder. Vorstand und Ausschuß blieben unverändert.

B. Versammlungen.

Es fanden 21 Sitzungen statt: 9 ordentliche und 12 außerordentliche. Von jenen wurden 5 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen Ständehaus abgehalten. Die außerordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Mittwoch, den 12. April 1905: Besichtigung der Siemens-Schuckertwerke in Charlottenburg, Franklinstraße 29.

Sonntag, den 16. April 1905: Geologischer Ausflug in die Gegend von Chorin.

Montag, den 1. Mai 1905, abends: Besichtigung der II. Städtischen Handwerkerschule, Andreasstraße 1 und 2.

Sonntag, den 14. Mai 1905: Wanderfahrt nach Cüstrin und Tamsel.

Sonntag, den 4. Juni 1905: Geselliges Beisammensein in den Räumen der alten „Ressource zur Erholung“, Oranienburgerstraße 18.

Mittwoch, den 6. September 1905: Besichtigung des Schlosses und Parks Bellevue im Tiergarten.

Sonntag, den 10. September 1905: Wanderfahrt nach Brandenburg a. H.

Dienstag, den 19. September 1905: Besichtigung des Städtischen Plänterwaldes und Treptower Parks.

Sonntag, den 8. Oktober 1905: Wanderfahrt nach Potsdam.

Montag, den 27. November 1905: Besichtigung der Seifenfabrik von Rud. Herrmann, Zossener Straße 60.

Mittwoch, den 21. Februar 1906: Besichtigung der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung im Alten Akademiegebäude, Unter den Linden 38.

Am 9. März wurde das 14. Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen mit Vorträgen, dem sich ein Tanz anschloß, gefeiert.

C. Vorträge und größere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh.-Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz, Prof. Dr. Pniower je dreimal, Dr. Fiebelkorn, Dr. Netto, Major z. D. Noël, Prof. Dr. Tschirch je zweimal. Je einmal die Herren Prof. Dr. Bardey, Berdrow, Kühnlein, Mielke, Schimming, Dr. Solger, Rektor Thur, Frl. Lemke, Frl. Dr. Michaelson. Von Nichtmitgliedern sprach Herr Direktor Tradt.

II. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1904/05 waren in der Bibliothek 428 Nummern mit 1407 Bänden.

Zugegangen sind außer den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 3 Nummern, im ganzen 96 Bände, sodaß der Bestand 431 Nummern mit 1503 Bänden beträgt.

Digitized by Google

Als Geschenke gingen ein von:

Herrn Dr. Fiebelkorn: „Der Ziegeleibesitzer-Verein zu Berlin und sein Einfluß auf die märkische Ziegelindustrie in wirtschaftlicher Richtung“,

Herrn Geheimrat Friedel: „Dr. Pick: Festschrift zum 100. Todestage Schillers. Schillers Reise nach Berlin i. J. 1804“,

Herrn Redakteur Rud. Schmidt in Eberswalde: „Das Rathaus der Stadt Eberswalde 1300 bis 1905“.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 90 wissenschaftlichen Vereinen, welche im vorjährigen Bericht aufgeführt sind.

III. Bericht des Kassenwarts.

Das Geschäftsjahr, das am 1. April schloß, wies am Anfange 326 und am Schluß 332 ordentliche Mitglieder auf, es trat also eine Vermehrung um 6 ordentliche Mitglieder ein. Wie bereits in meinem vorjährigen Bericht erwähnt, ist Herr Kommerzienrat Lehmann in Brandenburg immerwährendes Mitglied geworden und ebenso bald darauf Herr Fabrikbesitzer March in Charlottenburg. Mit dem Beginn des neuen Jahres werden wir die Ehre haben, Herrn Geh. Kommerzienrat Pintsch und Herrn Architekt Hermann Knauer als Gönner der Brandenburgia zu unsern Mitgliedern zählen zu dürfen. Die gesunde finanzielle Lage der Gesellschaft hat dadurch eine weitere Stärkung erfahren, die unsern Mitgliedern zu gute kommt, und ich spreche an dieser Stelle den besten Dank der Gesellschaft für Heimatkunde diesen Herren aus.

Die Kassenführung kann in allen Einnahmetiteln für das verflossene Jahr höhere Zahlen nachweisen als bei der Etatsfestsetzung angenommen wurden, während die Ausgaben hinter dem Anschlage zurückblieben. Dabei ist aber in Betracht zu ziehen, daß die monatlichen Veröffentlichungen mit drei Heften im Rückstande sind, sodaß bei diesem Ausgabetitel keine Ersparnis sondern eine Überschreitung eingetreten ist, denn es mußten für die rückständigen Hefte 800 M in Reserve gestellt werden. Aus diesem Grunde ist der Barbestand, der in das neue Jahr hinübergenommen wird, ungewöhnlich hoch und beträgt, nachdem jene 800 M in Abzug gebracht sind, eigentlich nur 361,75 M.

Der Kassenabschluß selbst stellt sich wie folgt:

Einnahme			1905/06	Ausgabe		
Tit. I Barbestand		—	—	Tit. I Lokal	50	—
„ II Mitgliederbeiträge				„ II Druckkosten	3290	15
Einmalige	600,—			„ III Porti u. Depeschen	215	55
Laufende	4038,—	4638	—	„ IV Bureaukosten	1	40
					15	

Digitized by Google

1905/06

Einnahme			Ausgabe		
Übernahme	4638	—	Übernahme	3557	10
Tit. III Außergewöhnliche Einnahmen			Tit. V Remunerationen	230	—
Zuschuß d. Prov. Brandenburg . . . . . 500,—			„ VI Bibliothek	—	—
Zuschuß des Magistrats von Berlin . . . . . 500,—			„ VII Außergewöhnliche Ausgaben	142	65
Verkauf v. Monatsheften 58,35	1058	35	„VIII Sonstige Ausgaben . . .	55	—
Tit. IV Reservefonds u. Weyergangsche Stiftung			„ IX Reservefonds		
Kapitalzinsen	225	75	Kapitalsanlage 605,40		
			Getilgte Mehrausgabe in 1904/05 220,20		
			Barbestand 1161,75	1987	35
	5972	10		5972	10

In der letzten Sitzung des Vorstandes und des Ausschusses ist beschlossen worden, Ihnen folgenden Etat für das Jahr 1906/07 vorzulegen, und ich bitte, ihm Ihre Zustimmung zu erteilen.

Etat für das Jahr 1906/07

Einnahme			Ausgabe		
Tit. I Barbestand . . . . . (davon sind reserviert für den Druck der Hefte No. 10, 11, 12 800 M)	1161	75	Tit. I Lokal a) Rathaus . . . 30,— b) Ständehaus . . 20,— c) Beleuchtung d. Ständehauses . 20,— b) Verschiedene Kosten . . . . 10,—	80	—
„ II Mitgliederbeiträge 335 Laufende Beiträge à 12 M . . . . . 4020,—			„ II Druckkosten Monatsh. No. 10, 11, 12 . . . . 800,—		
2 bereits eingegangene Beiträge v. Gönnern 1000,—	5020	—	Monath. 1906/07 4000,—	4800	—
Tit. III Außergewöhnliche Einnahmen			„ III Porti u. Depeschen . . .	200	—
Zuschuß der Brandenburg. Landeskasse . . . . . 500,—			„ IV Bureaukosten	60	—
Zuschuß des Magistrats von Berlin . . . . . 500,—			„ V Remunerationen	250	—
Verkauf von Heften . . 50,—	1050	—	„ VI Bibliothek u. Buchbinder	50	—
Tit. IV Kapitalzinsen Reservefonds 5000 M à 3½ % . . . . . 175,—			„ VII Außergewöhnl. Ausgaben (Wanderversammlungen, Projektions-Apparat etc.)	300	—
WeyergangscheStiftung 1000 M à 3½ % . . . 35,—			„VIII Sonstige Ausgaben Diener . . . . . 50,—		
Beiträge immerwährender Mitglieder 600 M à 3½ % . . . . . 21,—			Kränze pp. . . . 20,— Fahrkosten . . . 10,—	80	—
Beiträge von Gönnern 1000 M à 3½ % . . . 35,—	266	—	„ IX Reservefonds Kapitalsanlage d. beiden Gönnerbeiträge 1000,—		
			Barbestand . . 677,75	1677	75
	7497	75		7497	75

April 1906.

E. Rönnebeck.

Digitized by Google

IV. Neuwahl des Ausschusses.

Durch Zuruf werden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt.

V. Herr Professor Dr. Pniower legte ein Stammbuch vor, das vom Märkischen Museum auf der Auktion des Meyer Cohnschen Nachlasses erworben wurde. (Kat. XV 299.)

Angelegt war es von einem Enkel des bekannten, seiner Zeit so populären Berliner Arztes Ernst Ludwig Heim, aus dessen Tagebüchern im siebenten Bande des Archivs unserer Gesellschaft reichliche Auszüge mitgeteilt sind. Gleichsam die Patenschaft übernahm kein Geringerer als Gottfried Schadow, der im Jahre 1841 „um die Zeit der Kibitz-Eier“ das Titelblatt mit launigen Worten beschrieb und mit einer Vignette à la plume, wie er bemerkt, verzierte. Sie stellt einen Maler vor einer Palette dar, der im Begriff ist, nach einem dastehenden weiblichen Modell seine Kunst zu üben, wobei ihm ein wohlbeleibter älterer Herr zuschaut. Diese Inauguration durch den ersten Künstler war, was nicht überraschen kann, für das Stammbuch von den schönsten Folgen. Nach Gottfried Schadow verschmähte es nicht nur niemand, sondern jeder war mehr als gern bereit, seinen Namen und Worte der Erinnerung einzutragen oder sich auf eine andere seiner Natur entsprechende Weise in den Blättern zu äußern. So finden wir denn die Blüte der damaligen Bevölkerung Berlins vertreten. Das Album präsentiert sich wie eine Parade, die über die Geistesaristokratie der Stadt abgehalten wird. Nur die hervorragendsten der Männer und Frauen, die hier ihre Spuren hinterlassen haben, seien genannt. Von Dichtern und Schriftstellern finden wir Willibald Alexis, Bettina v. Arnim, Karl Beck, Eichendorff, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Karl v. Holtei, Fouqué, Gubitz, Theodor Mundt und Frau, die besser unter ihrem Schriftstellernamen Luise Mühlbach bekannt ist, Öhlenschläger, Raupach, Saphir, Tieck, Varnhagen von Ense. Von Gelehrten: die Brüder Grimm, Fr. v. d. Hagen, Franz Kugler, Mitscherlich, Schelling. Von Schauspielern: Fritz Beckmann (den Schöpfer des Eckenstehers Nante), Karl Blum, Auguste Crelinger, Fanny Elssler, Louis Schneider, Wilhelmine Schroeder-Devrient, Seydelmann. Von Musikern: Liszt, Mendelsohn, Meyerbeer und Spontini. Diese haben meist den Tönen vor den Worten den Vorzug gegeben und Noten niedergeschrieben, in denen sie einzelne Takte von Melodien wiedergaben. Auch die bildenden Künstler, unter denen Cornelius, v. Kloeber, Hosemann, Franz Krüger, Wilhelm Schadow und Wach erscheinen, haben vielfach nicht das Wort benutzt, um die Erinnerung an sich wach zu halten. Der Eintrag Wilhelm Schadows beginnt mit dem hübschen Satz: Die eigentümliche Handschrift des Künstlers ist die Zeichnung. So haben denn auch einige das Stammbuch mit dem Stift geziert. Hosemann lieferte

Digitized by Google

eine ganz prächtige humoristische Bleistiftzeichnung, auf der im Vordergrund drei Sonntagsreiter dargestellt sind, denen drei Dorfkinder erstaunt nachblicken, während ein junger Bursche dem ersten der Reiter den fallengelassenen Zylinderhut nachbringt. A. v. Kloeber steuerte eine allerliebste allegorische Zeichnung bei, die drei Putten auf und an einem Weinfaß zeigen. Franz Krüger, einst der Pferdekrüger genannt, jetzt aber als ein glänzender Porträtist erkannt, ist mit der Zeichnung eines Jagdhundes vertreten.

Das Album läst auch allerlei Menschliches erkennen. Am 10. April 1842 schrieb sich Heinrich Laube mit dem Satze ein: „Man ist nur frei, wenn man mächtig ist.“ Vier Tage darauf trug Friedrich v. Raumer in die gegenüberliegende Seite ein: „Man ist nur mächtig, wenn man frei ist.“

Am 13. März 1842 schreibt Jacob Grimm einen einfachen Spruch ein. Ein Jahr danach tut der Bruder Wilhelm dasselbe und zwar setzt er seinen Eintrag genau unter denjenigen Jacobs. Wieder ein Jahr später benutzt den Rest der Seite Hoffmann von Fallersleben, offenbar, weil er in seiner Eitelkeit Wert darauf legte, daß sein Name in der nächsten Nachbarschaft derjenigen dieser hervorragendsten Germanisten stände. Und diese etwas protzende Gesinnung offenbart sich noch einmal, wenn er gegenüber den simplen Versen der Brüder Grimm ein Zitat aus Freidanks Bescheidenheit in der Ursprache hinsetzt.

Das Album, ein wahrer Schatz, wird in dem neuen Gebäude des Museums eine Zierde der Abteilung der Manuskripte und Autographen sein.

VI. Herr Kustos Buchholz: Aus einem altgermanischen Gräberfelde der Feldmark Breddin, im Kreise Ost-Prignitz, lege ich diese, in einer Leichenbrand-Urne gefundene Bronze-Gewandnadel (Fibula) vor.

Die Form dieser Fibula schließt sich der jener großen Schildnadeln der älteren und mittleren Bronze-Periode an, die neben der Aufgabe, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich den Zweck hatten, die Brust gegen Verwundung zu schützen.

Diese ältere Form, bei der die Nadel immer für sich gegossen ist und frei im Bügel spielt, erfuhr zur Zeit der Entwickelung der Kulturvölker eine Verbesserung, indem Nadel und Bügel aus einem Stück hergestellt wurde und zwar so, daß die Nadel die Fortsetzung einer Endspirale des Bügels bildete und dadurch federte. Diese verbesserte Form kennen wir als römische Gewandnadeln und sie kommen besonders häufig in der ganzen Eisenzeit als sogenannte la Tène Fibula vor.

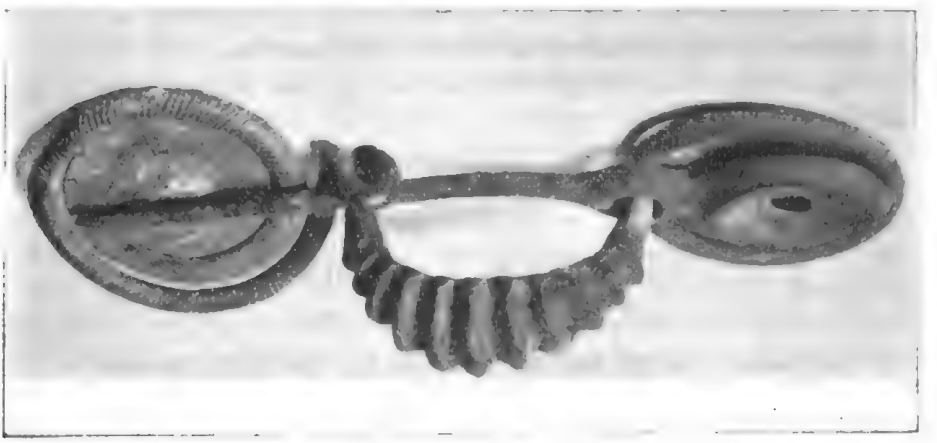
Merkwürdig ist es, daß ein in altgermanischer Zeit so allgemein verbreitetes und nützliches Gerät dann ca. 1000 Jahre hindurch wenigstens den breiten Volksmassen ganz unbekannt blieb, bis es vor etwa 100

Digitized by Google

bis 150 Jahren für den allgemeinen Gebrauch unter der Bezeichnung „Sicherheitsnadel“ wieder neuerfunden wurde.

Die Art der Herstellung solcher Gewandnadeln in der Zeit vor mehr als 2500 Jahren läßt sich aus diesem Stück ziemlich deutlich erkennen.

Der Bügel wurde so gegossen, daß er sich von beiden Enden aus in einen langen, dünnen Stab fortsetzte. Beide Stabenden wurden dann auf der Schauseite mit feiner Strichverzierung versehen und, nachdem die Nadel über eins der Enden an den Bügel gezogen und das andere Ende zum Teil zum Lager umgebogen war, zu Spiralscheiben aufgerollt. Die inneren Windungen der Spiralen wurden dann flach zu einer Platte getrieben.



Bronze-Gewandnadel (Fibula).

VII. Vortrag des Herrn Dr. Leopold Hirschberg, Dozenten für Musikgeschichte an der Humboldt-Akademie: Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Kompositionen in und für Berlin.

Der Vortragende, ein guter Freund unserer Gesellschaft, hat schon in einem früheren Vortrage eine Probe gegeben von seiner Begabung, musikalische Kunstwerke zu interpretieren. Die zwischen dem Gesang und den Musikausführungen eingeschalteten mündlichen Erläuterungen dienen dazu, in die Details des Kunstwerks einzuführen und die Absichten des Künstlers zu erläutern. Nach einer kurzen Einleitung über den Bildungsgang dieses Schoßkindes des Glückes ging der Vortragende zu seinem Thema über. Schon in dem ersten Werk Mendelssohns tritt die Neigung zur Romantik hervor. Als ganz junger Mensch schrieb er seine einzige Oper: Die Hochzeit des Gamacho, sie ist reizend melodiös, aber das unbekannteste Werk. Ein geordnetes Komponieren führte den Siebzehnjährigen zur Schöpfung der Ouverture von Shakespeares Sommernachts-

Digitized by Google

traum. In ihr ist die übrige Komposition, die erst zwanzig Jahre später vollendet wurde, schon in nuce vorhanden. Aus dieser Komposition ist der Hochzeitsmarsch am berühmtesten geworden. In Berlin entstand auch die Ouverture zum Märchen von der schönen Melusine, die zu Tönen gewordene Romantik. Im Jahre 1841 berief König Friedrich Wilhelm IV. den Künstler als königlichen General-Musikdirektor nach Berlin, und hier schuf er auf Anregung des Königs die Chöre zur Antigone des Sophokles. In ihrer Einfachheit liegt die Anpassung an das Klassische. Den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet die Walpurgisnacht; die Ouverture führt den Hörer in das Harzgebirge mit seinen romantischen Landschaften. Auch sie ist in Berlin begonnen und auf die Veranlassung seiner Schwester Fanny beendet worden. Aus den aufgeführten Kompositionen hatte Herr Professor Hirschberg die schönsten Stellen ausgewählt und trug sie mit vollendeter Meisterschaft vor. Sein Vortrag erntete den lebhaften Beifall der Anwesenden.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

---

3. (2. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. Mai 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Justizrat Uhles.

I. Herr Professor Dr. Pniower legte drei ältere Pläne von Berlin vor und erläuterte sie.

Er schickte einige Daten voraus über ihren Verfertiger, den Kupferstecher J. D. Schleuen. Über sein Leben wissen wir nicht viel. Nicolai führt ihn in dem Anhang seiner Beschreibung von Berlin vom Jahre 1786, den Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern usw. nicht auf, obgleich er sich in dem Buche selbst sehr oft auf ihn bezieht. Auch Naglers Künstlerlexikon und die ähnlichen Werke nehmen keine Notiz von ihm. Er war ein Stecher zweiten Ranges, mehr Handwerker als Künstler. Von dem Äussern seiner Existenz wissen wir nur, daß er in der Mitte der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in dem in den letzten Jahren so viel genannten Hause, Königsgraben 10, seine Werkstätte hatte und daß bei ihm Lessing wohnte, als er sich zum letzten Male für längere Zeit in Berlin aufhielt, nämlich vom Mai 1765 bis April 1767, da er bekanntlich nach Hamburg übersiedelte.

Digitized by Google

Schleuen stach Porträts, unter andern auch ein sehr wenig gelungenes von Lessing. Seine Haupttätigkeit aber bestand darin, daß er die hervorragenden Gebäude unserer Stadt in Bildern festzuhalten suchte. Er ist darin der Vorgänger von Jean Rosenberg. Er gab eine Serie von Berliner Ansichten, d. h. Abbildungen bemerkenswerter Häuser und Plätze der Stadt und ihrer Nachbarschaft heraus, die nicht datiert sind, die man aber auf Grund von Indizien in die Zeit zwischen 1760 und 1770 setzen muß. Sie sind es, auf die sich Nicolai in dem citierten Buch wiederholt beruft. Auch sie sind künstlerisch nicht von Bedeutung, aber für den, der die Baugeschichte unserer Stadt verfolgen oder erforschen will, von dem allergrößten Wert. Wenn also auch die Kunstgeschichte ein Recht hat, Schleuen zu übergehn, so ist ihm der Berliner Lokalhistoriker, ja schon der, der ein Interesse an der Entwickelung der Reichshauptstadt nimmt, zu großem Danke verpflichtet.

Dieser Mann hat nun auch Pläne von Berlin hergestellt, die sämtlich an den Rändern die hervorragenden Gebäude und Denkmäler der Stadt zeigen. Über diese meist nicht datierten Pläne orientiert jetzt am besten die kürzlich erschienene, vortreffliche Schrift des Stadtarchivars P. Clauswitz, „Die Pläne von Berlin und die Entwickelung des Weichbildes (Berlin 1906).“ In ihrem dritten Teile gibt sie ein Verzeichnis im Druck erschienener Stadtpläne. Die hier S. 111 f. unter den Nummern 29 und 35 aufgeführten Blätter legte der Vortragende vor. Sie gehören den Jahren c. 1740—1763 und 1773 an. Die Erläuterungen, die er dazu gab, können hier nicht vollständig mitgeteilt werden, weil sie nur unter Vorlage der Pläne selbst verständlich gemacht werden können, ihre Reproduktion an dieser Stelle sich aber nicht empfiehlt. Hier muß die Bemerkung genügen, daß er an der Hand der Karten das Wachstum der Stadt in der Zeit von 1650 bis 1773 anschaulich zu machen suchte. Er hob die Hauptepochen dieser Entwickelung vor: die neue Befestigung Berlins unter dem Großen Kurfürsten (1653—1678), die Ausbreitung nach Nordwesten und Norden (Dorotheenstadt und Spandauer Vorstadt) und die Anlage der Friedrichstadt unter seinem Nachfolger Friedrich I, ihre Erweiterung unter Friedrich Wilhelm I. in der Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts, endlich die durchgeführte Ausdehnung der Stadtmauer. Im Anschluß daran berichtete der Vortragende über die Entstehungsgeschichte der wichtigsten auf den Rändern der Karten abgebildeten Baudenkmäler.

II. Herr Dr. Solger legte unter Hinweis auf die nahe bevorstehende Eröffnung des Teltowkanals eine Serie von Bauzeichnungen der Kanalstrecke vor, die von der Kreisverwaltung gütigst geliehen worden waren.

Die sachlichen Fragen, die den Kanal betreffen, sind vor so kurzer Zeit in dieser Monatsschrift von Herrn Dr. Zache behandelt worden, daß der Vortragende darauf verweisen konnte und nur kurz noch einmal

an den Zweck des Kanals erinnerte wie an den Grundplan der Bauausführung, die mit einer einzigen Schleuse bei Kl.-Machnow den Pegelunterschied zwischen der Havel und Spree überwindet. Bekanntlich haben die Arbeiten im Bäke-Tale durch das Ausweichen des moorigen Untergrundes ungeheure Schwierigkeiten zu bewältigen gehabt, die zu einer starken Überschreitung der veranschlagten Kosten führte. Nun aber sieht das Werk seiner Vollendung entgegen, und wenn der Naturfreund auch mit Wehmut an manche landschaftlichen Reize denkt, die dem Kanal zum Opfer gefallen sind, so sei ihm doch der Erfolg gewünscht, den die beteiligten Kreise von ihm erhoffen, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß das Bauwerk der Machnower Schleuse nicht nur technisch ein hohes Interesse beansprucht, sondern auch künstlerisch in sehr verständnisvoller Weise der Landschaft angepaßt ist.

III. Vortrag des Herrn Robert Mielke: „Die märkische Stadt". Der Vortrag ist abgedruckt im Heft 5 des 9. Jahrgangs der Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft.

IV. Nach dem Vortrage zwangloses Zusammensein im Rathauskeller.

---

4. (2. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntag, den 17. Juni 1906

Wanderfahrt nach Prenzlau.

Ungefähr 40 Teilnehmer hatten sich zu der Fahrt auf dem Stettiner Bahnhof eingefunden. Mit dem Zuge, der 7^{35} Uhr nach Heringsdorf fährt, fuhren wir ab und kamen fahrplanmäßig um 9^{12} Uhr auf dem Bahnhof in Prenzlau an.

Hier wurden wir von den Herren des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins begrüßt, nämlich von dem Landgerichtspräsidenten Herrn Geheimen Ober-Justizrat Herms, Herrn Landgerichtsrat Dr. Philippi, Herrn Baumeister Zimmermann, Herrn Professor Rettig, Herrn von der Hagen u. a.

Der Weg in die Stadt führte uns zunächst nach dem neuen Kreishause, in dessen schönem Saal Herr Präsident Herms die Brandenburgia begrüßte und der Landrat, Herr von Maltzahn, die Führung und Erklärung übernommen hatte. Hieran schloß sich die Promenade durch die Anlagen, welche die Stadt im Osten umgeben. In ihrer Mitte befindet sich das Denkmal des Oberbürgermeisters Grabow. Durch das Schwedter Tor betraten wir die Stadt wieder und begaben uns nach

Digitized by Google

dem Gasthaus zum Deutschen Haus, wo das Frühstück eingenommen werden sollte. Die Zimmer dieses Gasthauses sind mit Jagdtrophäen aller Art und mit einer Reihe prächtigen Zinngeschirrs wirkungsvoll ausgestattet.

Unser erster Besuch galt dem Rathaus. In dem großen Saale hielt Herr Baumeister Zimmermann einen gehaltreichen Vortrag über die wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten und Bauwerke Prenzlaus. In dem Rathaus selbst befinden sich nur noch einige Gewölbe von dem ältesten Gebäude.

Von hier aus wanderten wir über den Marktplatz, der mit den Denkmälern des Großen Kaisers sowie mit denen von Moltke, Bismarck und Luther und mit einem Kriegerdenkmal geziert ist, zu der St. Marienkirche. Vor dem westlichen Hauptportal neben den beiden Türmen gab Herr Superintendent Diesener die nötigen Erklärungen. Das Gotteshaus ist eine frühgotische Kirche, sie wurde in zwei Bauperioden und zwar in der Zeit zwischen 1290 und 1340 aufgeführt. Sie gehört zu den hervorragendsten gotischen Baudenkmälern Deutschlands. Ihr imposantester Teil ist der hohe Ostgiebel mit dem überreichen Zierrat an durchbrochenem Mauerwerk, während die beiden Türme durch ihre Form und ihre Höhe überraschen. Das Innere der Kirche beherbergt nur eine Sehenswürdigkeit, nämlich den hohen Klappaltar mit reichem Figurenschmuck, sonst sind die Wände kahl, aber die langen Reihen mächtiger schlanker Säulen, die das Schiff in drei Teile teilen, ersetzen reichlich alle kleinen Hilfsmittel. Herr Superintendent Diesener zeigte hier zwei Abendmahlskelche, einen romanischen und einen gotischen, und erzählte dabei, daß für den romanischen 90 000 M geboten worden seien, da es nur vier romanische Kelche gäbe, von denen der Prenzlauer der schönste sei.

Unser nächster Besuch galt dem Uckermärkischen Museum. Dasselbe ist eingerichtet in der ehemaligen Heiligengeist-Hospitalkirche und sehr reich ausgestattet, so daß der Raum schon beengt ist. Es enthält sowohl schöne geologische als auch prähistorische und geschichtliche Funde. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört der Alexanderhöfer Hacksilberfund, die Lübbenower Bronzenadel, der Gobelin aus der Kirche von Hindenburg und die Funde aus dem Hohensaathener Urnenfriedhof. Das Museum legt ein ehrenvolles Zeugnis ab für den wissenschaftlichen Sinn der uckermärkischen Bevölkerung und ist ein bleibendes Denkmal seines Schöpfers, des verstorbenen Stadtrates Miek. Auf dem Hofe, hinter dem Hauptgebäude, sind noch einige Funde aufgestellt, die wetterbeständig sind. Es sind dies einige Mahlsteine und zwei Steinkammergräber.

Das Programm führte uns nun die Mühlenstraße entlang zur Stadt hinaus. An der Grenze zwischen der Altstadt und Neustadt steht der

Digitized by Google

Mitteltorturm oder Pulverturm, der sich durch den von dicken Granitbalken getragenen überragenden Wehrgang auszeichnet.

Hinter der Stadt breitet sich der mächtige Uckersee aus, an dessen Ufer wir noch ein Stück entlang wanderten, bis wir im Volksgarten unter den schattigen Bäumen Platz nahmen, um uns an Kaffee oder Bier zu erfrischen.

Nach kurzer Rast kehrten wir wieder in die Stadt zurück, indem wir zunächst am Ufer des Sees entlang gingen und dann auf einem gewundenen Pfade zur sog. Wasserpforte in die Höhe stiegen. Die Steigung endet hinter der Synagoge; hier befindet sich in der Stadtmauer eine schmale Pforte, durch welche der Sage nach 1425 Markgraf Johann in die von den Pommern besetzte Stadt gelangte und sie zurückeroberte.

Wir folgten nun dem schmalen Wege, dem Uckerwiek, zwischen der Stadtmauer und den Hinterhäusern der benachbarten Straßen und gelangten zum Stadtarmenhaus, das in den Räumen des Dominikanerklosters zum heiligen Kreuz eingerichtet ist. Die Gebäude umgeben einen quadratischen schattigen Hof. Auf den Innenseiten der Gebäude läuft der ehemalige Kreuzgang entlang mit hübschen Gewölben; durch den Einbau mehrerer Treppen ist der Eindruck allerdings sehr beeinträchtigt worden. Gut erhalten ist das Refektorium, ein bescheidener Raum mit Gewölben, die von drei Säulen getragen werden. Der Kreuzgang umspannt allerdings nur drei Seiten des Hofes, die vierte wird von der Längswand der Kirche ausgefüllt. Diese ehemalige Dominikanerkirche führt jetzt den Namen Nicolaikirche, sie ist ohne Turm. Ihr Inneres besitzt in dem Schnitzaltar die einzige Sehenswürdigkeit. Er ist, wie der der Marienkirche, Lübecker Arbeit. Hier gab Herr Pastor Ohle die nötigen Erläuterungen. Der Altar ist protestantisch. Er war schon vor der Einführung der Reformation bestellt worden und gelangte nun so zur Ausführung, daß die Heiligen durch die Apostel ersetzt wurden.

Hinter diesem umfangreichen Gebäudeviereck befinden sich die alten Kasernen des 64. Regiments, von denen die größte die Überschrift trägt: „vor das Regiment von Wunsch erbaut 1768 bis 1770“. Auf dem Hofe steht der Überrest der ehemaligen Nicolaikirche, ein hoher Turm mit breitem Unterbau aus Granitquadern, der mit einem Aufsatz aus Ziegelsteinen endigt.

Hiermit waren die Sehenswürdigkeiten der Stadt erschöpft und wir begaben uns zu der alten Weinstube von J. P. Lang, wo um 4 Uhr das Mittagessen bestellt war. Während der Tafel brachte zunächst Herr Präsident Herms den Toast auf Seine Majestät den Kaiser aus. Darauf sprach der I. Vorsitzende der Brandenburgia, Herr Geheimrat Friedel, den Mitgliedern des Museums-Vereins und den Herren und Damen der Stadt Prenzlau den Dank der Gesellschaft aus für den überaus liebenswürdigen Empfang, der uns bereitet worden sei und für die reiche

Digitized by Google

Belehrung. Namentlich pries er die Schöpfung des Museums als eine Stätte, die für die Stadt und Umgebung in vieler Hinsicht förderlich werden könne. Den Toast auf die Damen brachte Herr Gymnasialdirektor Dr. Prahe aus und zwar in schwungvollen Versen.

Nach Beendigung der Tafel war nur noch gerade soviel Zeit vorhanden, um einen kurzen Blick in die Jakobikirche an der Ecke der Friedrich- und Wilhelmstraße zu werfen, einen einschiffigen Granitquaderbau. Sie ist die älteste Kirche und besitzt eine gerade Decke. Hier gab Herr Pastor Voß die Erklärung. In einem engen Seitenraum befindet sich ein kleiner Klappschrank mit alter Holzschnitzerei. Ein großer Teil der Tischgesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen und brachte uns zur Bahn, unter ihnen der unermüdliche Arrangeur des Tages, Herr Landgerichtsrat Dr. Philippi. Mit dem D-Zuge um 7 Uhr 4 Min. fuhren wir nach Berlin zurück.

---

5. (3. außerordentl.) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 25. August 1906

Besichtigung des Teltow-Kanals.

Um 1^{30} Uhr nachmittags fuhren die Teilnehmer des Ausfluges vom Potsdamer Ringbahnhof bis zum Bahnhof Groß-Lichterfelde. Von hier begaben sie sich zu Fuß oder mittelst der Elektrischen zur Giesensdorfer Brücke, wo der Dampfer bereit lag.

Leider war der Ausflug vom Wetter wenig begünstigt, denn es fing alsbald an zu regnen und hörte den ganzen Nachmittag nicht wieder auf.

Kurz hinter Giesensdorf beginnt der ehemalige Teltower See. Hier ist ein künstliches Ufer durch einen Damm geschaffen worden, hinter dem die ausgebaggerten Sand- und Schlammassen abgelagert wurden. Noch immer sind auf dieser Strecke Naßbaggern tätig, und man kann die langen Röhren bis zum Ufer verfolgen, in denen das flüssige Material auf die benachbarten Ufer gehoben wird.

Am alten Nordende des Sees ist eine Ausweitung hergestellt worden, und hier steht die neue Badeanstalt der Lichterfelder Kadetten.

Kurz vor dem Nordende des Städtchens Teltow ragen dicht am Ufer die hohen und fensterreichen Gebäude der ersten großen Fabrik am Kanal empor. Es ist eine Papierfabrik. Wir dampften langsam an dem Städtchen vorüber, dessen schmucker Kirchturm aus dem dichten

Digitized by Google

Grün der Bäume und Sträucher herüberragt. Bald befanden wir uns vor dem roten Gebäude der elektrischen Kraftstation, von welcher aus die Treidelung betrieben werden soll. Am Ufer des Kanals sind schon die Schienen gelegt und die eisernen Träger mit den Drähten errichtet für die Lokomotive, welche später die Kähne ziehen wird.

Wir passierten langsam die Machnower Brücke und warfen unter unseren Schirmen hervor einen Blick auf die Dorfstraße mit ihren hohen Bäumen und den bescheidenen Häuschen.

Dahinter glitten wir in den Machnower See hinein, dessen grüne Fluten die dichten Gebüsche beider Ufer wiederspiegeln. Vor uns erheben sich die hohen Gebäude der Machnower Schleuse und bald lagen wir in dem nördlichen Schleusenraum fest.

Wir begaben uns hier an Land, wo unter einem großen Zelt dicht am Ufer die Kaffeetische hergerichtet waren. Für Kuchen hatten die Damen reichlich gesorgt, und trotz der trüben Aussichten in Bezug auf das Wetter war die Stimmung ganz ausgezeichnet.

Nach der Kaffeepause wurden die Restaurationsräume aufgesucht, in denen in hübschen Glasschränken eine große Anzahl von naturgeschichtlichen und ethnographischen Gegenständen aufgestellt ist, die bei den Kanalarbeiten gefunden wurden. Herr Dr. Solger erläuterte die Objekte. Es sind zu nennen: Schädel vom Riesenhirsch, Geweihe vom Renntier und vom Elch, mehrere Schädel vom Urstier und einige Knochen und Zähne vom Mammut, dazu kommen primitive Gerätschaften aus Wildknochen.

Hierauf bestieg die Gesellschaft die Galerie des unteren Schleusentores und hörte dort die Erläuterungen des Herrn Regierungsrats Sievers an über die Einrichtung der Schleuse. Sie ist eine Doppelschleuse mit Sparbetrieb und erlaubt ein gleichzeitiges Bergauf- und Bergabfahren der Schiffe. Durch vier Hotoppsche Heber in jeder Kammer wird das Wasser aus der einen Kammer in die andere hinübergehoben. Statt der üblichen Tore sind Schütze vorhanden, die durch elektrisches Windewerk in die Höhe gezogen werden. Die Doppelschleusen ersparen bei niedrigem Wasserstande Wasser. Für Hochwasser ist zwischen beiden Schleusen eine Freiarche eingebaut, an die sich nach unten eine 140 m lange doppelte Laufbrücke anschließt, durch welche die Schiffe hinein- und hinausgezogen werden sollen. Im Schutze des Schleusengebäudes hatte der Herr Redner die großen Pläne des Kanales aufgestellt; es war aber bei dem Wetter ganz unmöglich sie zu besprechen, und wir mußten uns damit begnügen, bei der Vorüberfahrt einen Blick darauf zu werfen.

Hinter der Schleuse sind die Ufer einförmig; Kieferwälder sind ihre Einfassung; wir fuhren an Albrechts Teerofen vorüber und unter den

Digitized by Google

Brücken von Kohlhasenbrück hindurch. Dahinter dampften wir in den Griebnitz-See ein.

Hier hatten wir linker Hand das schönste Bild märkischer Landschaft. Villa neben Villa baut sich hier auf mit hübschen Gärten und grünen Rasenstücken. Rechts erhebt sich hoher Kiefernwald, der von Erlen und Birken am Ufer eingefaßt wird. Die schmale Wasserstraße des Griebnitz-Sees ist einzig in ihrer Art.

Als wir auf die Havel hinausgekommen waren, hatten wir nach rückwärts noch einen Blick auf die Stadt Potsdam mit ihren Türmen, und bogen dann unter der Glienicker Brücke hindurch auf den Jungfern-See ein.

Hier ändert sich das Bild gewaltig. Der Flußspiegel ist breit wie ein See, und die Ufer sind weithin zu übersehen. Zur Linken liegt dicht am Ufer die Heilandskirche, und zur Rechten ragt aus dem Grün der Kiefern der Turm von Nikolaskoë heraus. Glücklicherweise ließ hier der Regen zeitweise etwas nach, aber der Himmel blieb grau, und der Wind jagte ab und zu weiße Schaumkämme über die Wasserfläche. Links baut sich das Dorf Cladow an dem Abhang des Ufers auf, und vor uns liegt der Sandwerder mit einigen Villen und Türmen.

Unterhalb der Insel bog unser Dampfer rechts ab und in die runde Bucht des Wannsees ein.

Da hier gerade wieder ein neuer Regenschauer einsetzte, so legte der Dampfer an der Haltestelle an, und der größte Teil der Passagiere ging an Land, um mit der Eisenbahn nach Hause zu fahren.

Nur dreißig Personen waren an Bord geblieben und beschlossen, die Partie programmmäßig durchzuführen. Der Dampfer fuhr unter der Friedrich Wilhelms-Brücke hindurch in den Kleinen Wannsee hinein. Auch hier finden sich hübsche Blicke auf Gärten und Landhäuser, und besonders traulich sind die Ufer des Stolper Sees. Die Kirche des Ortes liegt inmitten der leicht berganssteigenden Häuschen und Villen, sodaß ein halb ländlicher und halb städtischer Charakter entsteht.

Durch den Prinz Leopold-Kanal kehrte der Dampfer in den unteren Abschnitt des Teltow-Kanales zurück und brachte den Rest der Gesellschaft wieder nach der Schleuse von Klein-Machnow. Hier wurde das Abendbrot eingenommen und darauf der Dampfer wieder bestiegen, der uns zur Station Neu-Babelsberg zurückbrachte, von wo wir nach Berlin zurückfuhren.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die Stätte „Unsal". Ungefähr ¾ Meilen von unserer Stadt Fürstenwalde nach Berlin zu liegt an dem Ufer der Spree ein nach diesem Flusse geöffnetes Tal, das von allen Seiten durch kleine Anhöhen begrenzt ist. Diese einschließenden Hügelreihen waren vor etwa 100 Jahren mit 600jährigen Eichen bestanden. Das Tal führt schon in einer Urkunde von 1285 den Namen „Unsalde" und wird später in den Grenz-Rezessen der Stadt Fürstenwalde stets „Stadt Unsal" genannt. Seit den ältesten Zeiten wurde dieses Tal als eine städtische Holzablage benutzt. Eine in der ganzen Gegend verbreitete Erzählung behauptet, daß hier in den Zeiten vor Einführung des christlichen Glaubens eine berühmte Heidenstadt untergegangen sei. Unser Chronist Dr. G. F. G. Goltz vermutet, daß hier die von Ptolemäus erwähnte Stadt „Viritz" gelegen habe, welche als älteste Ansiedlung zu unserer Stadt Fürstenwalde anzusehen sei. Er fährt fort: „sie ging unter, entweder durch zerstörende Naturereignisse oder durch Eroberung von Feindes Hand. Die Einwohner zogen nun von dieser unseligen Stadt (Unsal) fort, um sich anderwo wieder anzusiedeln. Einige Viritzer zogen ganz von den Ufern der Spree hinweg und legten die Stadt Wriezen an. Andere wählten sich die natürliche Stelle an einem nahen Bogen der Spree zum neuen Anbau. Auch sie behielten ihren alten Namen bei und fügten ihm von dem umgebenden Walde die Bezeichnung „im Walde" bei. Aus dem Viritz wurde mit der Zeit ein „Fürst". Und die neue Stadt hieß Fürstenwalde. — Durch diese Bemerkungen in der Fürstenwalder Chronik wurden die Blicke der Fürstenwalder mit einigem Interesse diesem Tale und seiner Umgegend zugewandt. Im April des Jahres 1838 wurden denn hier auch durch den Ratmann Schulz zu Fürstenwalde beim Einpflanzen von Bäumen in einem der gegrabenen Pflanzenlöcher einige Aschenkrüge gefunden. Leider wurden drei derselben von den Arbeitern zerschlagen. Der erste Aschenkrug war von gebranntem, dunkelgrauem Ton und aus freier Hand gearbeitet. Er hatte 6 Zoll Höhe und 6 Zoll im größten Durchmesser. Eine zweite Urne zeigte nicht die gefällige, regelmäßige Form; auch befanden sich in dem Ton grobkörnige Sandteilchen. Die Öffnung war mit einem Deckel versehen. Ein dritter Aschenkrug, von blaßgelbem, lehmartigem Material, war bedeutend kleiner und sah einer Tassenform sehr ähnlich. Ein anderes aufgefundes Gefäß hatte die Gestalt einer Kürbisflasche; es war von unten bis in die Nähe des Halses mit ungleichen Löchern versehen. Diese Löcher (176 an der Zahl) hatten eine unregelmäßige Stellung. Sämtliche Aschenkrüge befanden sich lange Zeit in dem Besitz des Ratmannes Schulz. Mögen sie jetzt nicht mehr vorhanden sein, so sind sie uns doch untrügliche Zeugen dafür, daß einst an der Stätte Unsal (am Großen weißen Berge) sich in alter Zeit eine menschliche Niederlassung befand.

Fürstenw. Ztg. 14. 12. 1904.

Digitized by Google

Eigenartige Fundamentierung der Stadtmauer von Treuenbrietzen. Die um das Jahr 1300 (nach einer Urkunde der Markgrafen Otto und Conrad vom Jahre 1296 zwischen 1296 und 1306) erbaute Stadtmauer ist merkwürdig unsicher fundamentiert. Obwohl die Mauer in ihrer ganzen Länge von dem Wasserlauf der Nieplitz oder der von ihr abgezweigten Gräben begleitet wird und das Wasser auf geraumer Strecke so hoch steht wie die Mauerfundamente reichen und man daher annehmen kann, daß wenigstens stellenweise die etwa 1 m dicke, teils aus Feld- und teils aus Ziegelsteinen aufgeführte Mauer ein widerstandsfähiges Fundament, etwa aus Feldsteinen oder Steinschlag mit Mörtelverguß haben, ja sogar stellenweise Pfahlrostfundament vermutet werden sollte, ist trotz der Nähe des Wassers (zwischen 4 m und 20 m Entfernung) keine Spur derartiger Gründung aufzufinden. Die Stadtmauer stand vielmehr (soweit sie nämlich zerstört und beseitigt ist) und steht, soweit sie stückweise und unvollständig erhalten ist, lediglich auf einer 50—60 cm dicken Lehmschicht, also auf der denkbar schlechtesten Unterlage für ein massives Bauwerk von dem bedeutenden Gewicht einer Befestigungsmauer, deren Höhe wohl auf 8—10 m geschätzt werden kann. Diese Fundamentierung hat sich denn auch bei der Beseitigung der Mauer (sie wurde vor etwa 50 Jahren größtenteils niedergelegt, um das Abbruchmaterial teils zu Geld zu machen, teils zur Wegebesserung zu verwenden) so wenig widerstandsfähig erwiesen, daß die Mauer gar nicht abgebrochen zu werden brauchte. Man legte einfach Wagenwinden gegen den Fuß der Mauer und drückte sie schief, bis sie umfiel.

Schutz gegen das Eindringen des Wassers kann der Zweck der Lehmschicht nicht gewesen sein, denn der Boden ist undurchlässig und wäre er früher etwa durchlässig gewesen, so würde die flache Lehmschicht nicht nur keinen Schutz gegeben haben, sondern vom Wasser erweicht, die Mauer haben sacken lassen.

Es ist also nur anzunehmen, daß man die unterste Steinschicht auf angefeuchteten Lehm gelegt hat um Mörtel zum Verguß zu sparen, was aber auch — wegen der Geringfügigkeit der Ersparnis — unwahrscheinlich ist. Kommt eine derartige zunächst als regelwidrig zu bezeichnende Art der Fundamentierung, die allenfalls für Fachwerkbau angängig wäre, bei massiven Bauten anderwärts auch vor, und unter welchen Verhältnissen? St.

Alter Weihnachtsbrauch in Golzow, Kreis Belzig. Eine eigenartige, uralte Sitte, durch welche die frohe Weihnachtsstimmung besonders unter den Kindern mit wachgerufen wurde, wird hier leider nun verschwinden. An den letzten neun Tagen vor dem Feste nämlich gingen bei eintretender Dunkelheit einige junge Leute unter Anführung des Viehhirten vor mehrere Häuser und bliesen dort dreimal in lange, hornförmige Instrumente, wodurch allerdings kein besonderer Wohlklang erzeugt wurde. Daran nahm jedoch niemand Anstoß; für unsere biederen Bewohner aber waren dies dennoch angenehme Klänge, weil auch dadurch alt und jung errinnert werden sollten, daß nun das Fest nicht mehr fern ist. Für die Kinder aber hatte dies sogenannte Hirtenblasen noch eine besonders angenehme Bedeutung. Es wurde gegen Abend ein leerer Teller vor die Tür gestellt, und wenn dann die

Digitized by Google

blasenden Hirten vorübergezogen waren, so lag wohl ein Honigkuchen, ein Apfel oder ein anderer Leckerbissen darauf. Das hatten auf Befehl des heiligen Christs die Hirten den artigen Kindern als Vorgeschmack der Christbescherung gleichsam „aufgetutet", wie es der Volksmund bezeichnete. Dies war eine unserer ältesten Dorfsitten, die, obwohl sie in jedem Jahre in gleicher Weise ausgeübt wurde, doch immer neu und anziehend blieb, und man sollte daher mit Beseitigung solcher seltenen Gebräuche nicht so schnell bei der Hand sein. Aus der Zauch-Belziger Zeitung vom 25. Dez. 1903.

Aus Mahlsdorf, Kreis Nieder Barnim teilt uns der B. L. A. unter dem 30. März 1905 folgendes mit. Unweit vom Bahnhof auf dem sogenannten Kaulsdorfer Oberland befand sich noch bis vor kurzem ein ausgedehnter Sumpf, der rings von gutem Weideland umgeben war. Hier wurden in der guten alten Zeit die Kaulsdorfer Viehherden geweidet. Nach einer im Munde der Bewohnerschaft fortlebenden Erzählung hat einmal in dem Sumpf ein Schweinehirt seinen Tod gefunden. Der Hirt war von einem wildgewordenen Eber schwer bedrängt worden, hatte sich in seiner Angst mitten zwischen Schilf und Moor geflüchtet, kam aber, da er sich aus der schlammigen Masse nicht mehr zu befreien vermochte, elendiglich darin um. Jetzt ist das ganze Terrain planiert und ausgetrocknet worden. Nur zwei große und tiefe Seen sind noch vorhanden, die gute Gelegenheit zur Ausübung der verschiedenen Zweige des Wassersports bieten.

Aus Protzen, Kreis Ruppin teilt Herr Schriftsteller Carl Lücke uns unterm 9. Mai 1905 folgendes über einen Findlingsblock mit. Am 5. Mai d. J. wurde der im Schmidtschen Acker gefundene und ausgegrabene Steinblock auf den Wagen geladen und nach Wildberg befördert, um dort für das Kaiser Wilhelmsdenkmal verwendet zu werden. Das Verladen machte nicht geringe Mühe und Arbeit. Man begann damit um ½11 Uhr und ward erst um ½12 Uhr damit fertig. Sechs vor dem Wagen gespannte Ochsen vermochten nur mit größter Anstrengung den Stein bis zum Damm des Dorfes zu ziehen. Eine große Menge von Zuschauern hatte sich eingestellt und begleitete den Zug durch die Straße bis zur Lastwage vor der Schmiede Dort gewogen, ergab der Stein ein Gewicht von 71 Zentnern. Alsdann mit einer Girlande behängt, wurde er weiter befördert.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender, haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

6. (4. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Strausberg.

Sonntag, den 9. September 1906.

„Leichte Regenschauer nicht ausgeschlossen“ meldeten die Abendblätter zuvor für den Besuchstag, welchen die Brandenburgia mit ihren Damen der altehrwürdigen Stadt am Straus zugedacht hatte. Menschen vergessen es zwar leicht und besonders Brandenburgialeute sehr schnell, wenn ihnen des Wetters Ungunst den berühmten Strich durch die Rechnung macht. Aber ist dergleichen betrübliche Erfahrung vor wenigen Tagen erst voll genossen,

Wenn ein dichtgedrängter Haufen
Menschen — nein, der Schirme auf 'en
Teltowdampfer aufwärts starrt,
Wenn mit Mollen es gegossen —
Wird man schließlich doch verdrossen
Und das Herz im Leibe hart.
Nächsten Sonntag „Strausberg!“ wieder?
Ruhig, ihr erstarrten Glieder —
Diese Tour wird euch gespart!

Unter diesen und ähnlichen „Einflüssen“ traten wir in die Vorwoche der Strausbergfahrt ein, und unser Mitglied Herr Pfarrer Giertz in Petershagen wartete beweglichen Herzens auf die nötigen vorherigen Anmeldungen zum „Mittagessen am Besuchstage in Strausberg“, die mit Rücksicht auf die Verhältnisse dieses Mal sonder Widerrede kategorisch anbefohlen werden mußten. Die Hälfte der Meldewoche verstrich und zeigte eine gewaltige Baisse der Besuchsaktien, dadurch kaum etwas erhellt, daß einige besonders mild veranlagte Herzen aus Mitleid durch Anzeige sich einen Anteilschein erworben hatten. Am Mittwoch Vorm. (bis Freitag Abend sollten alle Meldungen erfolgt sein!) waren es —

bereits acht, welche in energisch gehaltener Schrift, der man eine gewisse Überwindung ansah, ihre Teilnahme in Aussicht gestellt hatten.

Aber siehe da! Plötzlich kam Leben in die Sache, die Besuchspapiere erhielten an der Vereinsbörse eine merkwürdige Hausse — der Schreck auf dem Teltowkanal entwich den Gliedern und nach Schluß der Meldelisten am Freitag zeigte sich ein wackerer Bestand von 86 Brandenburgialeuten, auf die am Besuchstage gerechnet werden konnte. Der Umstand, daß es sich dieses Mal um keine anstrengende Marschtour, sondern nur um die gründliche Besichtigung einer hochinteressanten alten Stadt handelte, mag manchem eine Teilnahme lieb gemacht haben; vor allen Dingen aber war unsere Damenwelt hervorragend und stark vertreten, was geziemend nnd dankbarst anerkannt sei. Die Tatsache, daß der Besitzer der Strausberger Zeitung, Buchdruckereibesitzer Herr Kobisch für allgemeine Hinweise auf die mögliche Bedeutung dieses Besuches in geschichtlicher Beziehung in seinem Blatt den breitesten Raum zur Verfügung gestellt hatte, bereitete zugleich in glücklichster Weise auch die Ortsansässigen vor und verband damit auch für sie eine freundliche Einladung zur Anteilnahme. So sind wir Alles in Allem an Ort und Stelle an 153 Teilnehmer beisammen gewesen, und es verdient schon hier Hervorhebung,daß unter ihnen sich der Eberswalder „Verein für Heimatkunde“ vertreten befand, welcher die umständliche Kremserfahrt über Trampe, Heckelberg, Tiefensee, durch den Blumental über Gielsdorf nach Strausberg nicht gescheut hatte, wovon noch nachher.

Hohen Dank — und das gehört gleichfalls mit in die vorbereitende Einleitung dieses Berichtes — schuldet die Brandenburgia den Strausberger Städtischen, Kirchen- wie Provinzialbehörden und einzelnen Bürgern für ihr überaus freundliches Entgegenkommen in Sachen unseres Besuches. Nicht nur, daß Berichterstatter bei seinen vielen und oft lästigen Vorbesichtigungen jede nur denkbare Förderung erfuhr, die alle Hindernisse aus dem Wege räumte — auch am Besuchstage selbst hat sich dieses gütige Jnteresse in so hervorragender Weise gezeigt, daß wir es dankbarst gewiß nicht vergessen werden. Wenn auch der weiter folgende Bericht über das Geschehene an diese Strausberger Hülfsbereitschaft dauernd erinnern wird und muß, so war es von vornherein doch eine glückliche Einleitung zu nennen, daß in Stellvertretung des beurlaubten und seit Beginn um unsere Sache lebhaft bemühten Herrn Bürgermeisters Gödel der Beigeordnete Herr Müncheberg vom Ostbahnhof Strausberg an fürsorgliches Geleite übernahm, daß alle wichtigen Objekte dem besichtigenden Zutritte geöffnet waren, daß der Herr Landarmenanstaltsdirektor Oberleutnant Guericke die große Besucherzahl selbst über die historische Stätte des einstigen Ottonischen Dominikanerklosters und durch die Anstaltsräume führte, daß unter Gegenwart der beiden Geistlichen Herrn Oberpfarrers Dr. Wandel

und Herrn Diakonus Franck uns die Kirche zu St. Marien mit ihrem interessanten Hochaltar erschlossen und deren Besichtigung vom Herrn Organisten Krause durch schönes Orgelspiel stimmungsreich getragen wurde. Rechnet man dazu noch die ausdauernde freundliche Hülfe des Strausberger Lehrers Herrn Böhm, die oft gewährte Unterstützung des Herrn Oberpfarrers Wandel wie der Seinigen, die des Herrn Küsters Wernicke, die des um das Einladungsgeschäft mitbemühten Kaufmannes Herrn Bellmann und den gütigen Beirat so manches andern, so war gewiß eine glückliche Einleitung der Fahrt geschaffen, die zugleich den Tendenzen des „Märkischen Provinzial Museums zu Berlin“ nutzbar sein sollte — wenn auch nicht in Fundstücken, so doch in einem sachgemäßen Bericht. Im schnellen Fluge weniger Stunden kann die Besichtigung einer historischen Stadt wie Strausberg nur von geringen Erklärungsandeutungen begleitet werden, welche gleichsam das Resultat langwieriger Vorbesichtigungen sind. Dergleichen Erklärungsandeutungen fordern mit Recht aber ihre Beweise, wenn ein geschichtlicher Nutzen erwachsen soll; diese auf einer Wanderfahrt zu geben ist unmöglich — hier nimmt man lieber, da auch die Zeit zu vielen Erörterungen fehlt, das Fertige hin und überläßt die weitere Sorge dem Brandenburgiabericht. Die aus Anlaß unsers Besuches gepflogenen Untersuchungen der Strausbergischen Altgeschichte haben indes ein so merkwürdiges umfangreiches Resultat geboten, daß dessen Wiedergabe seiner Länge und notwendigen Ausführlichkeit wegen ein besonderes abgerundetes Werk verdient, welches einen der nächsten Archivbände beschäftigen und mit verschiedenen Abbildungen versehen werden soll. Diese Arbeit ist im Manuscript bereits fertig und soll neben einiger Nachprüfung während der Bilderherstellungsfrist unter dem Titel: Der Barnim und das alte Strausberg bis zur Stadteinrichtung um 1232 auf Grund historischer Symbolik folgende Kapitel bieten:

1. Einleitung (mit Angabe der Strausberger Literatur).
2. Allerlei Historisches über das alte Strausberg.
3. Johann I. und Otto III. nebst ihren Familien nach der Brandenburgischen Markgrafenchronik (kritische Übersetzung).
4. Die Marienkirche zu Strausberg:
   a) Material, Bauart und Baustil.
   b) Der alte Hochaltar und seine Figurenstücke.
   c) Weitere urkundliche Beispiele für die historische Nutzung der alten Kirchenheiligen in Dörfern.
   d) Die Gewölbemalereien.
   e) Die Epitaphien, Denkmäler — Kanzel, Orgel, sonstiges Inventar.
   f) Die Sakristei.

Digitized by Google

g) Die Nebenaltäre in St. Marien und die St. Annen Kapelle.
h) Der Turm von St. Marien und sein Zubehör.

5. Die ehemalige zweite Pfarrkirche zu St. Nikolaus von Myra.
6. St. Georgskapelle nebst Hospital — St. Marienkapelle.
7. Das Strausberger Dominikanerkloster.
8. Strausberger Bestand im Märkischen Provinzial-Museum.

Dem älteren „Führer von Strausberg und Umgegend“ sei folgende zutreffende Lageschilderung der von uns besuchten Stadt entnommen: Strausberg gehört unstreitig zu den schönsten kleineren Provinzialstädten der Mark. Wer einmal — sei's auch nur gelegentlich eines flüchtigen Besuches — das wundervolle aus den Fluten des Straus(sees) emporsteigende Stadtpanorama schaute, wer im leichten Bote über die gekräuselte Wasserfläche dahingleitend seine Blicke hat umherschweifen lassen über die blüten- und fruchtreichen Gärten, über die in lauschige Baumgruppen gebetteten friedlichen Villen des diesseitigen Ufers zu dem hochstämmigen Kiefernwald und welligen Gelände des sog. Jenseits, wer gar bei längerem Sommeraufenthalt in vollen Zügen die Reize eines idyllischen Waldlebens gekostet, traumverloren im weichen, warmen Moose hingestreckt den Symphonien der gefiederten Sänger und dem geheimnisvollen Rauschen der Wipfel gelauscht oder inmitten seiner jubelnd wetteifernden Kinderschar der emsigen Jagd nach Blumen, Beeren und Pilzen, nach Käfern und Schmetterlingen obgelegen: — der vergißt nicht so leicht die leider nur zu schnell verlebten Stunden und Tage und — kommt dankbaren Herzens gern wieder.“ Und Trinius charakterisirt: Die Mark hat in der Tat nur sehr wenige Städte aufzuweisen, die da vermöchten, mit der Stadt am Straus einen siegreichen Wettkampf einzugehen, welche — von hohen Bäumen beider Ufer dunkel und wirksam eingerahmt — einem holden Trugbilde gleicht, das die nächste Welle schon wieder in ihren Schoß aufnehmen kann. Dieser Stadt also führte uns am Sonntag, dem 9. September 1906 vom Ostbahnhofe Strausberg her das Dampfroß der Kleinbahn entgegen, dem „Potsdam“ Markgrafs Otto III. (1220—1267), das wir um 10 Uhr 36 Min. Vormittags richtig erreichten. Mit seinem Bruder Johann I. (1220—1266) hatte der Markgraf um die Wende 1231—1232 vom Herrn Barnem u. a. auch den Barnim erworben und so auf immer der deutschen Mark Brandenburg eingefügt. Nach dem bekannten Städteeinrichtungsgeneralreglement vom 7. März 1232 erhielt auch alsbald Strausberg sein deutsches Spandauer Recht, das in seinen Hauptstrichen im Brandenburger wie Magdeburger — in seiner Grundlage aber wie jene im Soester Rechte wurzelt. Ein „Potsdam“ des Markgrafen nannte ich die Stadt Strausberg, und das aus gutem Grunde. Denn abgesehen von ihrer naturschönen Lage war sie das Sorgen- wie Lieblingskind jenes Landesherrn; mit

allem, was zu seiner Zeit möglich war, bedachte er gerade sie — sorgte für ihre Einrichtungen, ließ sie 1254 mit der heut noch stehenden Mauer „erweitern“ und stiftete 1254 in ihr das Kloster der Jünger St. Dominiks, dessen Kirchen-Altarchor auch seine sterblichen Reste aufnahm. Während der Wirkungszeit dieses Markgrafen wurde die Entwickelung Strausbergs durch freundliche Fürstengunst übermäßig gefördert und vorwärts gebracht, ohne sonst die historischen wie natürlichen Grundlagen zur Erhaltung der erreichten Blüte zu besitzen und ohne je einen gleich fürsorglichen Nachfolger dieses Fürsten wieder zu erhalten. Mit seinem Tode am 9. Oktober 1267 verlor die aufwärts gedrängte Stadt gleichsam „ihren“ Fürsten — ihre Blüte welkte seitdem. Schon Otto's III. Gemahlin Beatrix, für die ein ausgemauertes Grab im Altarchor der Dominikanerkirche zur Aufnahme ihrer Leiche bestimmt war, ließ dieses leer und fand — am 25. Mai 1286 in Breslau verstorben — das Breslauer Nonnenkloster St. Clara zur letzten Ruhestatt; allenfalls kann noch ihre Schwiegertochter Mechtild im Kreuzgange des Strausberger Klosters beigesetzt sein, was nicht ganz sicher feststeht. Später wurde die Stadt gleichsam nur im Fluge und auf Augenblicke von der Fürstengunst bei gelegentlichen kurzen Besuchen getragen — Markgraf Otto III. ist ihr nicht wieder ersetzt worden. Anders das dauernd von der Sorge der Hohenzollern getragene Potsdam an der Havel!

Als Otto III. im Jahre 1267 die Augen schloss, hatte er 35 Jahre hindurch die Stadt Strausberg beeinflußt und zwar mit allem Nachdruck fördernd; solche Zeiten, welche naturgemäß etwas nachwirkten, hat „Struczeberghe“ nicht wiedergesehen, im Gegenteil ging es langsam zurück wie eine Treibhauspflanze, die man plötzlich ins ungewohnte Freie setzt und damit zum Kränkeln bringt. Verschleiert redet noch heut die Strausberger Tradition von dieser glücklichen Zeit — allerdings nur verschleiert: „Die Stadt sei einst sehr groß und lange Zeit kurfürstliche Residenz gewesen und mancher der Landesherren sei in ihr begraben!“ Was man unter dem Begriff „Residenz“ versteht, war Strausberg nie, denn die alten Fürsten reisten im Lande umher und nahmen bald hier, bald da Wohnsitz je nach der Gegend, wohin die Regierungsgeschäfte sie riefen. Und doch ist etwas Wahres an dieser Tradition, die von der eigentlichen Tatsache sich entfernend wie alle Ueberlieferung das echte Bild vergrößerte, im Grunde aber die Ottonische Zeit meint. Und daß eben dieser Markgraf sich auch, ohne grade durch Regierungsgeschäfte dahin gerufen zu sein, sehr oft und sehr lange verweilend in Strausberg aufgehalten, ist keine Frage. Hier war er eine Art Tertiarier des Dominikanerordens mit seinen eigenartigen asketischen Bußübungen am eigenen Leibe mehr Mönch als die Dominikaner selbst. Dazu aber gehört Zeit und Zurückgezogenheit für einen Mann, der wie Otto III. nichts halb tat. Den besten Beweis für langandauernden Aufenthalt des

Digitized by Google

Markgrafen sucht man aber in dem Namen der vom (Alt)Landsberger Tor nach dem Kloster hinaufführenden Ritterstraße, die nach Strausbergs sehr durchsichtiger Entwickelungsgeschichte nur den Tagen Ottos entstammen kann. Die Aufenthaltsfristen dieses Regenten waren eben so reich und lang bemessen, daß die sonst übliche Notunterkunft seiner reisigen Begleitung in Strausberg durch ständige Ritterquartiere ersetzt werden konnte und mußte. Denn nur so ist für das 13. Jahrhundert bereits die Bezeichnung Ritterstrasse zu erklären — nicht etwa, weil die Ritter dort häufig entlangritten, deren Weg ebenso oft vom Wriezener oder Müncheberger Tor her durch die Stadt führte. Jedoch liegt die Sache anders!

Diese Ritterstraße leitete vom Landsberger Tore nach dem Kloster hinauf — wie man sagt: „zur Burg des Markgrafen", die etwas unbestimmter und vorsichtiger noch zu Andreas Engels Zeit ein „Schloß" genannt wird. Wie die Abhandlung unseres Archivbandes zeigen wird, hat es in Strausberg weder eine Burg noch ein Schloß des Markgrafen gegeben, sondern nur einen markgräflichen Wirtschaftshof, sogen. curia einfachster Art mit ihren notwendigen einfachen Nebengebäuden, wie solche die Landesherren anderwärts viel hatten und das Landbuch für Pfand- und Dorfherren sie in den Dörfern zu hundert aufweist. Hätte hier statt der urkundlich wiederholt erwähnten curia wirklich je eine Burg oder ein Schloß gestanden, so wäre anstatt Ritterder Name Burgstrasse aufgenommen worden. Sehr genau heißt es in Sellos Ausgabe der betr. Markgrafenchronik: Otto tercius anno domini 1252 (1254) fratres predicatores Struzeberck collocavit et eis aream in loco castri sui ministravit also „Otto III. quartierte die Brüder Prediger in Strausberg (brachte sie unter, setzte sie an) ein und — handreichte (gab zur Hand, widmete) ihnen eine Hofstatt (Grundstück) auf ‚syner heriberg stede' (oder ‚ritter harsch')", was den Namen Ritterstraße noch mehr aufklären würde. Man kann in loco castri sui ruhig mit „Burgstatt" übersetzen, hat aber dann an eine Stelle zu denken, auf der ein Burgbau ursprünglich geplant war, aus dem wegen Ummauerung der Stadt und Aufbau des festen Klosters nachher indess als überflüssig nichts mehr wurde. Jedoch ist unter castrum wahrscheinlich „feste Stadt" zu verstehen — also in loco castri sui „auf einer Stelle seiner festen Stadt (Strausberg)", worüber im Archiv.

Dieses „Grundstück auf der Burgstatt" ist die spätere Hausstelle 22 südlich (südöstlich) des Klosters, auf welcher seit 1750 das Prediger-Witwenhaus und im wesentlichen heut das Amtsgericht erbaut ist. Im Urkundenschatz Strausbergs wie seines Klosters ist das Grundstück als einfache curia oder „Hof" des Markgrafen mehrfach erwähnt und wird im Archivbande eingehendere Behandlung erfahren. Aber selbst nach Ausschaltung dieser mythischen Burg zeigt sich uns das Mittelalter und wohl auch die einstige Wirksamkeit Ottos in Strausberg auf Schritt und

Digitized by Google

Tritt; aus seiner Zeit (1254) grüßt uns die Stadtmauer und wohl aus seinen Tagen herüber entbietet uns als noch lebender Zeuge jene uralte Eiche auf der Südpromenade ihren Gruß.

Vom Bahnhofe wanderten wir gleich nach Zugverlassen zum sogen. Lustgarten mit seinem ernsten ansprechenden Kriegerdenkmal und seiner kleinen St. Gürgenkapelle, die zum St. Gürgenhospital gehörte und ihrem Material wie Baustil entsprechend der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstammt, wahrscheinlich dessen ersten drei Jahrzehnten. Vielfach ist an diesem Kirchlein, welches jetzt als Aufbewahrungsstätte für Gartengerät usw. dient, mit jüngerem Material ausgebessert und geflickt worden; aber die Eigenart des einstigen Grundbaues ist doch zu erkennen und wohl einzuschätzen.

Nur wenige Schritte waren nötig, um uns bis zum Südeingang der mittelalterlichen Stadt zu bringen — bis zum (Alt) Landsberger Torturm, seit längerem auch Pulverturm geheißen. Er ist nicht aus einem Guß aufgeführt; ein unteres sehr beträchtliches Stück zeigt sorgfältig, sehr sorgfältig bearbeitete feste Granitquadern, während von einer bestimmten Linie in der Höhe ab Mischbauwerk einsetzt: Erst ganze Feldsteine und die Glattsprengseiten solcher, dann hervorragend Backsteinbau mit Backsteintrümmern. Es scheinen mindestens drei Perioden an ihm gearbeitet zu haben, deren letzte „die Backsteinperiode“ nach 1432 (dem Strausberger Zerstörungsjahre durch die Husiten) wirksam wurde. Zum Vergleich konnten wir die Struktur der alten Stadtmauer von 1254 heranziehen, die sich wohlerhalten vom Turm nach Westen hinzieht — der Unterteil des Turmes scheint älter als sie und gleicht im ganzen sehr auffällig dem Granitquaderbau der alten Grundkirche von St. Marien, ehe diese mit jüngern Seitenschiffen versehen wurde. Mit der Zusicherung, daß St. Georgen wie dieser eigenartig gelagerte Turm uns später noch weiter (Archivband) beschäftigen würde, nahmen wir in der Großenstraße unfern dieses Tores eine nur wenig hoch über der Erde in die Hausfront halb eingemauerte Steinkugel erheblichen Durchmessers in Augenschein. Sie befindet sich auf der Westseite der Straße am Hause No. 3 vor dem soeben besprochenen Torturm unter der Fensterlage neben der Freitreppe und ist einst an dieser Stelle aufgefunden wie in interessanter Weise so dem Anblick erhalten worden. Ob dieser Fund einst bei einer Belagerung in die Stadt hineingeworfen ist? Mit den Kriegsmaschinen warf man im Mittelalter Steinkugeln und Steinmassen bis zu 30 Zentner Gewicht und seit der Mitte des 14. Jahrhunders trifft man hauptsächlich Steinkugeln, welche nach dem handrechten Material aus Marmor, Basalt oder Ziegel bestanden. Seit etwa 1500 bereits wird in Deutschland die Eisenkugel in größerer Menge angewendet. Was die erwähnten Steinkugeln aber anbetrifft, so ist aus sehr erklärlichen Gründen ihre Bear-

Digitized by Google

beitung häufig unvollkommen. Dies kann man von der besichtigten Strausberger Steinkugel gewiß nicht sagen; ihre Bearbeitung ist im Gegenteil eine sehr sorgfältige und ihre exakte Abrundung muß außerordentlich viel Mühe verursacht haben. Dies legt dem Beschauer die allerdings unbeweisbare Vermutung nahe, daß es sich in diesem Funde um keine Schleuderkugel eines belagernden Feindes, sondern um ein Zierstück handelt, das als Zeichen eines Freihauses oder auf den beiden Pfeilern der Einfahrt eines Freihofes (die Schwesterkugel ist verloren gegangen) irgendwie einen Freisassen andeuten sollte. Aber man braucht für ihre Erklärung nicht einmal soweit zu symbolisieren; wer sich der Danziger Beischläge vor den alten Patrizierhäusern genau entsinnt, also jener eigenartigen Freitreppen, wird dort auch die üblichen beiden Kugeln am Eingange derselben links und rechts nicht übersehen haben.

Langsam gingen wir von dort, seit Beginn der Tour bis zu deren Ende wie allgemeinem Abschluß immer unter fürsorglichem Geleit des Herrn Beigeordneten Müncheberg, die Ritterstraße den eigentlichen „Strausberg“ hinauf, einen Weg, der eine ganze Reihe älterer und ihres Stiles wegen dem Forscher interessanter Häuser bietet, während die Großestraße sich mehr modern ausgestaltet hat und ihrerseits nach dieser Richtung hin mit gutem Pflaster, sauberen granitenen Bürgersteigen, vielen Läden die neue Zeit würdig vertritt. „Die Ritterstraße war in alten Zeiten die Hauptstraße“ wurde mir gesagt. Dies ist gänzlich ausgeschlossen. Wie heute noch suchte sich damals der flutende Verkehr die kürzeste und ebene Linie über den Markt hinweg oder am Markte mit seinem Rathause vorüber und benutzte nicht einen bergigen Umweg; darum ist mindestens seit der Zeit des Mauerbaues 1254 die Großestraße die Lebensader gewesen und hieß dementsprechend vor alters nicht umsonst die Breitestraße (Bredestrate). Die Ritterstraße als solche konnte eine Hauptstraße nur dann sein, wenn sich im Zuge der Großenstraßenwestseite eine Planke befand und um den Strausberg herum ein kleineres Strausberg befestigt lag, welches das St. Nicolaiviertel ausschloß, um welches 1254 die Stadt „erweitert“ wurde, wovon in der Archivarbeit. Dann war die Ritterstraße von Süden her die einzige und als solche natürlich eine Hauptstraße.

Auf der Höhe des Strausberges führt nach Westen von der Ritterstraße eine steile Straße zum Ostufer des Straus hinab, welche der Fischerkietz heißt und zum eigentlichen Fischerkietz (einst 10 Grundstücke) hinabführt, zu einer freundlichen Lage unterhalb der Stadtwestmauer unmittelbar am See. Hier zeigte die Stadtmauer, welche die Bevölkerung des Fischerkietzes absperrte, ein Tor, die sogenannte „Kietzerpforte“, deren Turm 1621 beseitigt wurde. Wie es scheint, galt diese Pforte mit ihrem nächtlichen Verschluß nicht eigentlich der

Digitized by Google

Absperrung „wendischen“ Volkes; denn nach einer Urkunde vom 1. Oktober 1321 hatte bereits einige Zeit früher der Strausberger Rat amtlich „sich dort eingesetzt“, um dort fischende doch wohl deutsche Mitbürger anzusiedeln und von ihnen Steuern zu ziehen. Sondern der Torschluß diente der Sicherheit; die der Verbindungsstraße nach dem Kietz wegen durchbrochene Mauer konnte nachts doch nicht offen stehen. Gleichwohl bildeten diese Kietzer eine besondere Gemeinde und noch 1656 heißt es „Hanß zimmermann ist zum schultzen des Kietzes vnnd Aufseher der Fischere verordnet worden.“ Dort unten im Kietz steht auch das sogenannte alte Elektrizitätswerk, welches bereits seine Dienste hinter sich hat und als zu klein aufgegeben werden mußte; an dem neuen vollbeschäftigten Werke südlich der Stadt führt den Besucher die Kleinbahn vorüber. Wir verließen diesen lauschigen Siedelungswinkel und stiegen die steile Kietzerstraße wieder empor. Oben besichtigte ein großer Teil unter Herrn Münchebergs Führung eingehend das 1820 erbaute jüngere Rathaus, während viele andere freundlichen Zutritt in Hintergärten der Ritterstraße fanden und von dort das herrliche Bild eines Ausblickes über den See genießen konnten.

Nunmehr war unser Ziel die Landarmen- und Korrektionsanstalt, die Hauptlagestätte des vom Markgraf Otto III. 1254 gestifteten Dominikanerklosters, dessen Baulichkeiten von der Erde vollständig verschwunden sind. In der angekündigten Arbeit wird uns dieses Kloster mit rekonstruirtem Grundriß und in vollentworfenem Bilde sehr genau soweit beschäftigen, als die möglichen Ermittlungen reichten; hier nur soviel, daß es erheblich kleiner war als die massige heutige Anstalt und höchstens bis zu 12 eigentlichen Dominikanern geborgen, deren Zellen sich im Innern des Klosterhofes über dem südlichen Kreuzgang befanden. Den Südflügel des Ganzen bildete die 80 Ellen lange und 16 Ellen breite Klosterkirche, welche an Länge wie Höhe alles überragte, einst in ihrem Altar-Chor auch die Gebeine des Stifters bergend. Noch heute aber wird vom Volksmunde diese Stadtlage als „das Kloster“ bezeichnet.

Freundlich empfing uns — 150 Personen mit ihren oft sehr eingehenden und wißbegierigen Fragen — der Anstaltsdirektor Herr Oberleutnant Guericke und übernahm unter eingehendster Berichterstattung selbst die Führung durch das Riesengebäude Trepp' auf, Trepp' ab. Wir besuchten die frühere Anstaltskirche, deren Höhe jetzt durch einen Fußboden geteilt ist. Der dadurch gewonnene Oberteil ist zum schmucken Versammlungsaal für die Hausinsassen in glücklichster Weise umgearbeitet, der Unterteil dient gegenwärtig als Aufbewahrungsraum für Maschinen. Nach einander wurden wir mit sämtlichen Räumen der Anstalt bekannt gemacht: Arbeits- und Schlafsäle (von deren obersten eine herrliche Aussicht über

Digitized by Google

den Straus!), Werkstätten, die Küche mit ihren modernen Kocheinrichtungen. Eine freudlich gegebene Erlaubnis, das eben gefertigte Mittagessen der Anstaltsinsassen zu kosten, wurde gern benutzt. Und weiter ging uns der geduldige Führer voran durch die peinlich saubere Anstalt mit ihren eigenartig zusammengestellten, charakteristisch wirkenden Blumenbeeten. Einen Wanderfahrtteilnehmer fragte ich, wie ihm dies alles gefalle und wie etwa er den gewonnenen Eindruck kurz aber treffend schildern wolle; er antwortete: „Hier ist alles, aber auch alles Licht und Sonne!“ Er hat Recht. Man spürt gleichsam die Wärme und freundliche Sonne, welche jeden Winkel der Riesenanstalt durchflutet und deren zwangsweisen Insassen das Gefühl der Düsterkeit nicht aufkommen läßt — im Gegenteil sie mit sich zur Helligkeit und zum Lichte eines gesitteten neuen Lebens fortreißen muß, dessen edlere frohe Stunden sie auch hier im Versammlungssaale kennen lernen. Auf dem Anstaltshofe konnten wir uns kurze Zeit auch historisch erinnern, an welcher denkwürdigen Stätte wir uns befanden. Wir durchwanderten den einstigen Klostergarten hinter der Anstalt, dessen Partien jäh zum Strausufer absinken und kamen endlich in einen schmalen wohlgepflegten Garten südlich des Südflügels aller Baulichkeiten. In ihm wies der Herr Direktor auf eine Stelle, in welcher die Erde gehäufte Knochenreste bei einander geborgen, also ein Stück des alten Mönchekirchhofes.

Bis zum Besuchstage lautete der Urkundenstand über die Situation der Klosterkirche: „Der einstige markgräfliche Hof südlich des Klosters nahm im Wesentlichen die spätere Hausstelle 22 ein, auf der später das Prediger-Witwenhaus stand (heut das Amtsgericht). Diese Hausstelle No. 22 (des Jahres 1879) und der anschließende Garten deckt den Raum einer alten von den Mönchen zu solchem Zwecke vom „Hofe“ veräußerten Bürgerstelle, den ehemaligen Mönchskirchhof und einen Teil des Platzes, auf welchem die Klosterkirche gestanden. Das Prediger-Witwenhaus wurde 1750 auf einem Platz mittagwärts vom Kloster erbaut, auf welchem noch altes Kirchengemäuer sich befand.“*) Diese Angaben Sternbecks zwangen zu dem Schlusse, daß das Amtsgericht (Nachfolger des Prediger-Witwenhauses) auf der Situation der Klosterkirche teilweise erbaut sei, sodaß der heutige Südflügel der Anstalt mit dem alten Kirchenflügel sich nicht decken könne; man müsse daher die Situation der Klosterkirche vom Direktoriatsgarten ein wenig nach Süden auf die Amtsgerichtslage verschieben. Heut fand ich aber, daß der Fiskus 1772 „ein altes Kirchengemäuer auf der Südseite des Klosters von dem Besitzer des Nachbargrundstücks, des ehemaligen Prediger-Witwenhauses für 150 Taler wieder zurück-

*) Sternbeck, Beiträge II, 42.66.

Digitized by Google

erworben hat.“*) Dies ändert die Sache dahin, daß der heutige Südflügel auf dem Fundamente der Klosterkirche teilweise oder ganz stehen wird. Hierdurch haben wir die genaue Südgrenze des einstigen Klosters gefunden, vergessen aber im übrigen nicht, daß der Ausbau der Anstalt nach Norden hin erheblich größer als das Kloster ist, sodaß die heutigen Riesengebäude zu keiner falschen Vorstellung über das „Einst“ verleiten dürfen.

Durch den Vorgarten der Anstalt gelangten wir in die seit einigen Jahrzehnten in Gebrauch genommene sehr geräumige freundliche Anstaltskirche, die besonders und abseit gelegen einen Mittelpunkt für sich bildet. Ihr zur Seite befindet sich auch in günstiger Lage eine große gegen die Witterung schützende Halle, unter welcher solche Anstaltsinsassen auf Rohrliegestühlen den sonnigen Tag verbringen können, die mit leichter Lungenerkrankung behaftet sind, falls der Anstaltsarzt nicht eine anderweitige Pflege anordnet. Hinten aber im Klostergarten liegt eingebaut die Leichenkapelle, von der aus unter den Klängen des Anstaltssängerchors mit Geleit des Geistlichen die aus diesem Leben abgerufenen Anstaltsinsassen nach dem unfernen Friedhofe zur letzten Ruhe getragen werden.

Unter Worten herzlichen Dankes an unsern freundlichen Führer verliessen wir eine Stätte, von welcher die meisten sich vorher gewiß ein düsteres Bild konstruiert hatten, vom graden Gegenteile in glücklichster Weise überzeugt.

Nunmehr galt auf einem kleinen Umwege durch das ehemalige Wriezener Tor unser Besuch dem altehrwürdigen Gotteshause zu St. Marien, in welchem uns die beiden Geistlichen bereits seit längerm erwarteten. Wenn auch diese Kirche und ihr Inneres im Archivbande eingehend genaue Beschreibung erfährt, sodaß hier auf jenen Bericht verwiesen werden kann, sei der Übersicht wegen doch hier daran erinnert, daß die einstige Grundkirche ihrer sauberen Granitquadern und romanischen Bogen wegen gleich der zu Altlandsberg dem Anfange des 13. Jahrhunderts entstammen muß. Mindestens also 1170 ist in Strausberg bereits eine christliche Gemeinde vorauszusetzen. Erst später (vermutlich 1254) sind die beiden Seitenschiffe angebaut, wie das mit verwendete neue Material erkennen läßt. Im Innern von St. Marien konnte unser Mitglied Giertz, soweit Zeit blieb, Hochaltar- und Deckengewölbestücke besprechen, eine Art Kursus in christlicher Symbolik mit Demonstrationen, welcher in stimmungsreicher Weise durch Orgelspiel des Herrn Organisten Krause getragen wurde. Nach einer Besprechung des Hochaltars, dessen sauber gearbeitete Heiligenstücke außer den 12 Aposteln uns im Mittelschreine nach einander den Kultus

*) Sternbeck, Beiträge II, 51.

Digitized by Google

St. Stephans, St. Johannis-Baptist und zuletzt St. Katharina's verbürgen, welche „Maria in der Sonnen“ umgeben, wurde unsern Herzen durch Herrn Krause das Adagio aus der 6. Sonate von Mendelssohn nahegebracht. Schon am Eingange hatte uns der Orgelmeister mit einem Präludium nebst Fuge von J.S. Bach in D-moll begrüßt; ein Präludium von J. S. Bach in C-dur entließ uns, nachdem wir die Gewölbemalereien eingehender Betrachtung gewidmet. Was sonst noch das Innere wie Aussehen dieses sehr alten Probsteigotteshauses und das eingehende Resultat unserer mehrwöchentlichen Untersuchungen in ihm anbetrifft, wird in der Archivarbeit genauer zu finden sein.

Die Zeit des Mittagessens war gekommen — aus den angekündigten 86 Teilnehmern waren durch Strausberger und sonstigen Anschluß deren 153 geworden, eine schwere Aufgabe für den „Sonnenwirt“ Herrn Brachmann, der uns gastlich herbergte. Diese unerwartet so stattlich gewordene Zahl von Mittagsgästen wollte verpflegt sein — und das noch dazu schnell. Infolge der waltenden Fürsorge wie Umsicht gelang das Kunststück. Dieses gemeinschaftliche Essen diente zu reichem Gedankenaustausch — zeitweilig konnte man im Saale kaum sein eigenes Wort verstehen. Hier begrüßte auch von Stadtwegen der Beigeordnete Herr Müncheberg die erschienenen Brandenburgialeute wie deren Gäste. Er zeigte sich mit unsern Bestrebungen sehr eingehend vertraut, hieß alle herzlich willkommen und betonte in zuvorkommendster Weise die oft beobachtete Tatsache, daß dergleichen historische Besuche den Ortseinwohnern erst den Wert der von ihnen besessenen Altertümer zeigen, ja sogar sie auf verschiedenes bislang Übersehenes aufmerksam machen. Zum Schluß erinnerte der Herr Beigeordnete, dem sich verschiedene Ratsmitglieder angeschlossen, an die Zeiten der Askanier und der Mark überhaupt — an den Markgrafen von Brandenburg und fand darin einen glücklich empfundenen Anlaß, des deutschen Kaisers und Königs von Preußen als unseres Brandenburgischen Markgrafen zu gedenken, eine Erinnerung, der ein donnerndes Hoch auf den Landesherrn folgte.

Unser Vorsitzender Herr Geheimer Rat Friedel sprach in gegründeter Weise unsern herzlichen Dank für die heut und sonst soviel in Strausberg erfahrene entgegenkommende Freundlichkeit aus, die unsere Wanderfahrt so gütig getragen und ihr zu so schönen Resultaten verholfen. Er schloß mit einem Hoch auf das glückliche Gedeihen, Wohlergehen und Sichfortentwickeln der ersichtlich mächtig vorwärtsstrebenden altehrwürdigen Stadt am Straus, das einen brausenden Wiederhall bei allen Teilnehmern fand. Unser Mitglied Herr Pfarrer Giertz gedachte der heut so zahlreich anwesenden Damen, die unsere Bestrebungen anerkannt und dauernd so freundlich unterstützten. Auch hier bildete das wohlverdiente und laut durch den

Digitized by Google

Saal hinhallende Hoch auf die Damenwelt den wirksamen Abschluß. Endlich ergriff noch von Seiten des Eberswalder „Vereins für Heimatkunde“ Herr Amtsgerichtsrat Hirschberg (Eberswalde) das Wort, lud in einer mit kernigem Humor gewürzten launigen Ansprache zu der am 7. Oktober cr. nach Eberswalde stattfindenden Wanderfahrt der Brandenbnrgia noch einmal besonders ein und toastete auf unsere Brandenburgia wie deren Vorstand unter stürmischem Beifall.

Herr Lehrer Böhm hatte dafür gesorgt, daß hier Funde der letzten Wochen zur Ansicht auslagen, welche man im Kesselsee pp. erbeutet (Stücke eines durchlöcherten vorslavischen Gefäßes zur Käsebereitung, alte Hohlmünzen, ein riesiger Hausschlüssel usw.), wie denn auch der Herr Postbeamte Schulz (Bruchmühle) mit dergleichen interessanten Objekten aufwartete und dem Museum einen Mahlstein zu stiften versprach. Im Garten lagen Ansichtskarten aller Art (worunter eine historische Klappkarte des alten Strausbergs) und der kleine Führer zur Entnahme bereit.

Die Zeit des Aufbruches war gekommen und wir verließen die gastliche „Sonne“, um nunmehr mit der städtischen Dampffähre über den Straus nach dem „Jenseits“ zu fahren und hier angesichts des entzückenden Stadtpanoramas in Ruhe unsern Kaffee im „Seebad“ einzunehmen. Die Stadt, die wir tagsüber mit hohem Interesse durchwandert, lag jetzt in malerischer Schönheit und im abgerundeten Gesamtbilde vor uns. Man sah die Mauer mit einigen zerfallenden Wigtürmen, das aufragende Gotteshaus von St. Marien, die sich scharf abhebenden Gebäude der Landarmenanstalt auf der Uferhöhe, deren Südflügel die Lage der alten Dominikanerkirche andeutet. So bot dieser Abschiedsblick über den Straus noch einmal alles zusammen, was wir einzeln besichtigt hatten, und nur schwer konnten wir uns von dem freundlichen Stadtbilde trennen. Wir wurden wieder über den Straus gesetzt und nach kurzer Rast im alten Schützenhause trug uns die städtische Kleinbahn ihrer größeren Schwester des Vorortsverkehres nach Strausberg Vorstadt entgegen — via Berlin, von der Straußenstadt zur Bärenstadt.

Auf der Wanderung zur Überfahrt nach dem Jenseits konnten verschiedene Herren noch die eigenartigen Kellergewölbe unter den Häusern Markt 1 (Henze) und Großestraße 45 (Conrad Schultz) besichtigen. Es wurde festgestellt, daß sich von diesen merkwürdigen teilweise verließartigen Kellereien anscheinend tiefgelagerte Gänge abzweigen, deren Weiterführungen aber vermauert sind. Das Material dieser unterirdischen Bauwerke gehört den verschiedensten Bauzeiten an, stellenweise sehr alten, die sich durch Reparaturen usw. mit jüngern Perioden mischen (vom Kalkstein ab alle Arten aufweisend). Die Tätigkeit unserer „knipsenden“ Freunde ist eine sehr rege ge-

Digitized by Google

wesen — unser in Aussicht gestellter Archivband wird dessen Zeugnis ablegen.

Den ganzen Tag über begleitete uns aber das schönste Wetter.

Giertz.

---

7. (5. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Dienstag, den 25. September 1906.

Besichtigung des Rudolf Virchow-Krankenhauses.

Die Teilnehmer, wohl an 300 Personen, versammelten sich um 4 Uhr nachmittags vor dem Haupteingange auf dem Angustenburger Platz. Von weitem fällt schon das hohe Hauptgebäude mit dem Uhrturm in die Augen. Sobald man davor steht, sieht man, daß ein niedriges Torgebäude die beiden Flügel, die sich nach vorn links und rechts an das Hauptgebäude anschließen, verbindet. In dem Durchgang dieses Torgebäudes empfing Herr Stadtbauinspektor Tietze die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft.

Er führte sie sodann über den Hof in den Durchgang des Hauptgebäudes. Der Vorhof ist mit breiten Rasenflächen geschmückt, die mit Rosenstöcken besetzt und von zwei zierlichen Springbrunnen geschmückt sind.

Von dem Flur des Hauptgebäudes blickt man auf die lange Baumallee, die das ganze Grundstück in zwei Hälften trennt, eine nordöstliche und eine südwestliche.

Auf der einen Hälfte des Mittelstockes führt ein Treppenbau in die Höhe. Er wird von hohen Säulen getragen, die an der Decke durch Spitzengewölbe verbunden sind. Das Geländer ist sehr zierlich aus vergoldeter Eisenkonstruktion aufgeführt.

In dem zweiten Stockwerk befindet sich ein schöner großer Saal, in dem die Gesellschaft auf Stühlen Platz nahm. Hier ergriff der Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, das Wort und sprach der Städtischen Bauleitung, insbesondere Herrn Bauinspektor Tietze den Dank der Gesellschaft aus für die gütige Erlaubnis zur Besichtigung bezw. für die Bereitwilligkeit der Übernahme der Führung.

Vor der Front der Versammlung war ein schöner Plan der Anlage aufgestellt und Herr Bauinspektor Tietze begann nun denselben zu erläutern.

Digitized by Google

Der Baugrund war ehemals ein Exerzierplatz, also fiskalisches Gelände, er war von hohen Dünen durchzogen mit Ortsteinbildungen. Auch germanische Urnen und Feuersteinwaffen sind von Herrn Geheimrat Friedel gefunden worden. Das Gelände mußte erst eingeebnet werden. Im Jahre 1899 wurde mit dem Bau begonnen; da die gärtnerischen Anlagen gleich in der ersten Zeit hergerichtet wurden, so haben die Bäume und Sträucher sich schon völlig eingewurzelt und machen den Eindruck eines alten Bestandes. Die großen Bäume der Hauptallee sind von den verschiedensten Örtlichkeiten zusammengebracht worden. Einige Linden stammen z. B. aus der Siegesallee, wo sie entfernt wurden, als die Denkmäler errichtet wurden.

Das Torhaus beherbergt links die Räume für die Verwaltung und rechts solche für die Aufnahme. Im Hauptgebäude befinden sich im linken Flügel die Wohnungen für die Schwestern und im rechten die für die Ärzte. Im Treppenhause liegt der einzige Repräsentationsraum, der Saal, in dem wir uns befinden, er hat zugleich den Zweck, bei Kongressen und dergleichen als Versammlungssaal zu dienen. Alle übrigen Räumlichkeiten sind außerordentlich einfach gehalten, und zwar mit Absicht Der einzige Schmuck sollen die Gärten sein.

Der Bauplatz ist hundert Morgen groß, und es stehen auf ihm 57 Gebäude. Das Hauptgebäude hat eine Basis, die so groß ist wie die des Reichstagsgebäudes. Der Baugrund ist gegen städtisches Gelände eingetauscht worden. Die Fertigstellung der Gebäude hat 19 Millionen Mark gekostet. Es können 2000 Kranke untergebracht werden (ein Bett kostet 9500 Mark). Dazu kommen noch ca. tausend Menschen, die für den Betrieb nötig sind und hier wohnen. Denn die Anlage bildet ein Gemeinwesen für sich und ist in allen ihren Einrichtungen, Wasserleitung, Licht, Küche, Apotheke etc. ganz auf sich selbst gestellt.

Die Hauptallee teilt das Ganze in zwei Hauptgruppen; die Gebäude rechts gehören zur inneren und die links zur äußeren Abteilung. In der Mitte der Hauptallee steht ein Springbrunnen, er bildet gleichsam wieder einen Grenzstein, denn die Linie, die rechtwinklig zur Hauptallee durch ihn gezogen wird, trennt die vordere Frauenabteilung von der dahinter liegenden Männerabteilung.

Die Mehrzahl der Gebäude bilden die Pavillons für die Kranken. Dazu kommt ein Doppeloperationshaus für die beiden Chefärzte. Zu diesem gehört weiter ein besonderes reich ausgestattetes Röntgenhaus mit drei Stockwerken. In der Mitte der Gebäude liegt auch die Apotheke. Sodann ist ein Badehaus vorhanden, eine hydrotherapeutische Anstalt mit einem orthopädischen Institut. Für unruhige Kranke befindet sich in einer Ecke des Grundstückes ein besonderer Pavillon. Nach der Straße zu stehen an den beiden Flügeln zwei große Gebäude für Hautkrankheiten. An der Hauptfront befinden sich zwei Beamten-

zed by Google

wohnhäuser. Ganz abgesondert von den übrigen Gebäuden mit einem eigenen Eingang liegt die Infektionsabteilung. Hier ist eine Beobachtungsstation vorhanden, und es sind getrennte Abteilungen für Männer und Frauen für vier verschiedene Infektionskrankheiten angelegt. Es sind auch besondere Zugänge für das Personal vorgesehen. Auf dem Gelände befindet sich endlich noch ein Obduktionshaus für das Koch'sche Institut. Zu den technischen Anlagen gehören weiter ein Desinfektionsgebäude, ein Verbrennungsofen und ein Stall für Versuchstiere.

Eine Anlage für sich bilden die Wirtschaftsgebäude, sie haben einen besonderen Zugang von der Amrumer Straße. Hierzu gehört eine Werkstatt, mehrere Lager- und Speicherräume, eine Waschküche, ein Kohlenhof, ein Kessel- und Maschinenhaus, eine Kochküche, ein eigenes Wasserwerk mit Kalt- und Warmwasserleitung, eine elektrische Zentrale. Unterirdische Kanäle von 7 km Länge verbinden die Gebäude untereinander und dienen zur Führung der Röhren.

Die Pavillons für die Kranken sind nach demselben Plan gebaut. An beiden Enden befinden sich kleine Zimmer zum Aufenthalt für das Personal oder für spezielle Zwecke, und in der Mitte liegt der Saal für die Patienten.

Nach diesem Vortrage begann der Rundgang. Zu diesem Zweck wurden drei Abteilungen gebildet. Die eine übernahm der Herr Bauinspektor selbst, und die beiden anderen führten die Architekten Herr Dietrich und Herr Hüge.

Wir besuchten zunächst einen Pavillon der inneren Frauenstation. Die Einrichtung, die Beschaffenheit der Wände, die Fenster, die Heizungsvorrichtung, die Zufuhr und Abfuhr der Luft u. s. w., alles dieses wurde uns erklärt. Es ist alles verwertet worden, was irgend von Nutzen sein kann und alles vermieden, was irgend welchen Nachteil haben könnte; so wird z. B. die Wäsche, die aus einem Saal heraus kommt, sofort durchgekocht, ehe sie den Pavillon verläßt.

Die Waschküche ist schon im Betrieb, da augenblicklich diese Einrichtung im Moabiter Krankenhause defekt war. In der Waschküche befinden sich die Kessel mit fertiger Lauge, die durch Röhren in die Waschtrommeln geleitet wird. An die Waschküche schließen sich die Räume für maschinelles Rollen und Trocknen an.

Das Maschinenhaus beherbergt 16 Doppel-Kessel. In ihm befindet sich auch der Verteilungsraum für den Dampf, ein Teil dient zum Heizen und ein anderer zum Treiben der Maschinen. Die elektrische Zentrale enthält drei Dynamomaschinen, und neben ihr befindet sich der Akkumulatorensaal. Das Wasserwerk enthält drei Pumpen, die Grundwasser aus 50 m Tiefe herausheben. Das Grundwasser gelangt zunächst in einen Behälter, in dem es mit Luft in innige Berührung gebracht wird, wodurch das Eisen sich als braunes Oxyd ausscheidet,

Digitized by Google

das in mehreren anderen Gefäßen durch Filtrieren entfernt wird. Aus den Filtern gelangt es in den Wasserturm und von dort zur Kalt- und Warmwasserleitung. Es ist auch eine eigene Eisfabrik vorhanden, und zwar wird es mit Hülfe von SO_2 hergestellt. Einen besonderen Umfang hat die Badeeinrichtung. Es sind solche für alle Arten von Bädern vorhanden, und daneben ein Ruheraum mit Lederpolstern. Es befindet sich hier auch ein Raum für Gesellschaftsinhalationen, wo ein bestimmtes Medikament zerstäubt und von den versammelten Personen eingeatmet wird. Ebenso gibt es ein Einzelinhalatorium. Natürlich sind eine genügende Anzahl von Zellen mit Wannen vorgesehen[nebst den nötigen Zellen zum An- und Auskleiden. Es ist aber auch ein größeres Bassin vorhanden, für Laufübungen, in dem mehrere Personen zu gleicher Zeit Platz finden. In einem Saale endlich ist eine große Anzahl von Maschinen für Heilgymnastik aufgestellt.

In der Küche stehen die großen Nickelkessel mit doppeltem Boden für das Gemüse, dann die für Fleisch, für Kaffee u. s. w. Daneben befindet sich der Raum mit den Apparaten für die Herstellung der Braten mit den Einrichtungen für die Verteilung der Speisen u. s. w. Es ist auch ein Raum da mit Becken für Fische. Es gibt eine eigene Fleischerei mit einem riesigen Hackeklotz nebst Hackemesser. Die Kühlräume befinden sich im Keller. Hier ist weiter der Lagerraum für Bier und Selterwasser; letzteres wird in der Anstalt selber bereitet.

Nun wanderten wir an den Pavillons entlang bis zum entgegengesetzten Ende des riesigen Grundstückes. Hier befindet sich der Abschluß, die Leichenhalle mit der Kapelle. Eine Treppe führt zu dem Eingang empor, der künstlerisch gehalten ist mit Emblemen der Trauer und des Schmerzes. Von dieser Treppe aus blickt man auf einen Vorplatz und auf die Allee von Trauerweiden, die von dem Eingang in der Sylterstraße auf die Kapelle führt. Die Kapelle ist ein hoher Raum mit einem Altar und zwei Emporen links und rechts; neben dem Kapellenraume befindet sich ein Raum, in welchem die Särge noch von den Angehörigen besichtigt werden können.

Wir wanderten nun wieder nach dem Haupteingange zurück und zwar durch den Park, welcher sich an der gesamten Südwestseite des Grundstückes hinzieht. Die Bäume und Sträucher sind schon groß und stattlich und vermögen genügenden Schatten zu spenden. Es sind reizende Plätzchen für Lauben, Pavillons und Bänke hergerichtet. Die schönste Stelle ist ein freier Platz auf einer Erhebung des Geländes. Man sieht von hier aus die hohen Kiefern der Jungfernhaide, die spitzen Türme zweier Kirchen und die Reihe der Pavillons, die sich hintereinander aufbauen wie die Häuschen eines kleinen Landstädtchens.

Digitized by Google

Sie sehen allerliebst aus mit ihren roten Dächern und den mit Grün umlaubten Wänden.

Auf dem Rückweg kehrten wir noch an zwei Stellen zu den Baulichkeiten zurück. Wir besuchten zunächst einen Operationssaal und dann die Apotheke. In dem Operationssaal ist alles vermieden, was im geringsten staubfangend oder staubberregend wirken könnte, vor allem auf dem Fußboden und an den Wänden. Ganz besondere Sorgfalt hat man auf die zweckmäßige Verteilung des Lichtes verwandt. Das künstliche und auch das Tageslicht kann von allen Seiten gleichmäßig auf die Hand des Operateurs fallen; die Fenster sind für gewöhnlich geschlossen gehalten, da künstlich filtrierte Luft zu dem Raum gebracht wird. Sollte aber plötzlich das Bedürfnis nach frischer Luft erforderlich werden, so lassen sich die Fenster mit einem Griff öffnen.

Die Apotheke zeigt an den Wänden die bekannten Reihen von Flaschen mit Flüssigkeiten oder Pulvern gefüllt. In einem Vorraum befinden sich Gestelle mit Fächern; hier hinein stellen die Boten die Körbe für die Medizinflaschen der einzelnen Abteilungen und holen sie nach einiger Zeit wieder ab.

Damit war unser Rundgang beendet, den Weg bis zum Eingang legten wir durch die große Hauptallee zurück; die Apotheke liegt in der Mitte der Gebäudereihe, so daß wir vor dem Springbrunnen in sie eintraten. Wir hatten von hier aus nach beiden Seiten den Blick auf die beiden abschliessenden Gebäude: das Hauptgebäude und die Kapelle. Seine Majestät äußerte bei diesem Anblick, daß er den Eindruck eines fürstlichen Landsitzes mache.

Vor dem Hauptportal verabschiedeten wir uns mit herzlichem Dank von unseren Führern.

Märkische Inschriften und Sprüche.

Von R. Jülicher.

An seinem Wohn- und Gasthause auf der neuerdings durch Altertumsfunde bekannt gewordenen Insel Seddinwall (früher Robins eigentlich Rubbinswall) hat der jetzige Besitzer Kersten die an solchen Örtlichkeiten seltene Angabe der geographischen Position angebracht; nämlich:

52° 23′ 23″ N. Br.
31° 21′ 1″ Ö. L. u. Ferro.

Digitized by Google

Dazu tragen die seewärts gerichteten Hausgiebel einen hübschen vom Besitzer selbst gedichteten Vers; nach Gosen zu:

Mit Gottes Hilfe, Gottes Macht
Ward dieses Werk zu Stand gebracht,
Behüt o Herr, mit deiner Hand
Dies Häuschen und den Inselstrand.

Nach dem Seddinsee zu:

Wenn der Natur gewalt'ge Kräfte
Entfesselt sind in allen Sphären,
Soll Robins Eiland, soll dies Häuschen
Den Seddinfahrern Schutz gewähren.

Auf der Wanderfahrt (der ersten von drei) nach diesem idyllisch friedlichen Eiland entdeckte der (21. März 1906 gegründete) Mark Brandenburg-Verein in einer Kneipe des storchnestreichen Dorfes Gosen a. Spree folgenden Kneipspruch in Abänderung des bekannten Berlinerwortes:

Wer sich läßt hinterm Ladentisch ertappen,
Muß eine große Weiße berappen.

Gosen:

Wenn ich einen Gast erwische
Hinter meinem Ladentische,
Also muß der sintemalen
Einige Gläser Bier bezahlen.

Übrigens fanden wir in den beiden langgestreckten Spreedörfern Neu-Zittau wie Gosen das bekannte Giebelzeichen (Brett) sehr häufig, doch fast immer nur in der Form einer tulpenähnlichen Blüte; etwa so:

In dem vielbesuchten Spreewaldwirtshaus Forsthaus Eiche soll über der Haustür — sehr vom Alter mitgenommen, noch der fromme Hausspruch unserer Vorfahren im Balken stehen:

Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste etc:

Einige Beiträge können wir wiederum liefern zum Kapitel der Wirtshaussprüche und beginnen als Führer im M.-B.-V. gebührend mit Ergebnissen unsrer märkischen Wanderfahrten.

Auf einem Bierkrug irgendwo:

Altes Bier und junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.

Reich an nicht ganz gemeinen Sprüchen dieser Art ist das Haus des Nachbarn unsers Kaisers, des Herrn A. Falkenberg zum St. Hubertus am Kaiserbahnhof Werbellinsee:

d by Google

In seinem behaglich ausgestatteten Weinzimmer heißt es an der Wand:

Es darf Humor den durst'gen Kehlen
Beim Weinvertilgen niemals fehlen.

Ferner:

Tust am Wein dir gütlich,
Fühlst dich urgemütlich.

In dem großen Gastzimmer mit Ausblick auf den majestätischen Werbellinsee wird die rührende Behauptung aufgestellt:

In den Weizen hat Satan sein Unkraut gesät,
Die Gerste verschont er aus Pietät.

Etwas dunkel klingt dort die Mahnung:

Lache nicht zu früh mein Lieber,
Denn wir schreiben noch mal über.

Endlich den auch in Berlin verbreiteten Spruch:

Alles kann der Deutsche wagen,
Forderts Ehre, Recht und Pflicht;
Alles kaun der Deutsche tragen,
Nur den Durst erträgt er nicht.

Im Ratskeller zu Britz bei Berlin heißt es vom Verhältnis zwischen Wirt und Gast (wie es sein sollte):

Wie der Baum und seine Äste,
So der Wirt und seine Gäste.

Auf einem Bieruntersatz zu Neu-Ruppin lasen wir:

Hab' einen Pfennig lieb' wie vier,
Fehlt's Dir an Wein, so trinke Bier.

Ebendort auf einem Bierkrug:

Küssen, das ist keine Sünd'
Bei einem schönen Kind,
Lacht Dir ein Rosenmund,
Küss' ihn zu jeder Stund.

Das eine zu tun, und das andere nicht zu lassen, mahnt uns der Spruch (Ebert-Präsidenstrasse zu Neu-Ruppin):

Nach des Tages Schweiß
Kühlen Trunk ich preis'.

und (ebenda?)

Nach des Tages schweren Werken
Soll ein tiefer Trunk uns stärken.

In der neuen Wirtschaft „zum Bachsee" Weitlage-Neuehütte bei Eberswalde heißt es:

Digitized by Google

Vom frischen Faß ein kühler Trunk
Macht Augen klar und Herzen jung.

Ebenda:

Des Lebens Sonnenschein
Ist Trinken und Fröhlichkeit allein.

Nun nähern wir uns wieder dem Herzen der Mark: ihrer Hauptstadt; denn poetischer Sinn ist bekanntermaßen nicht eben des Märkers stärkste Tugend; darum seien noch vier Dikta aus Hohen Schönhausen mitgeteilt.

Das auch weiter verbreitete Wort über einem Tische:

Ruheplatz für Arbeitsscheue!

Verwandt damit ist:

Eine neue Klause — wie zu Hause.

Mehrfach in Berlin wie auch weit in Westfalen fanden wir die etwas selbstsüchtige Ankündigung!

Hier finden tüchtige (oder zahlungsfähige) Biertrinker
lohnende Beschäftigung.

Endlich in Vereinigung von Arbeit und Muße:

Wer seine Menschen- und Bürgerpflicht
Am Tage treulich hat verricht't,
Dem sei auch in der Abendstund
Von Gott und Menschen ein Trunk vergunnt.

Eine Schenke in der Roßstraße zu Berlin lieferte uns kürzlich folgende Ausbeute:

Beim Bierskat mogelt mancher sehr;
Manchmal geht's aber auch verquer.

Deutsche Frauen, deutscher Trunk,
Deutsche Liebe zur Huldigung.

Am besten ist nach Müh' und Sorgen
Der Mensch beim Glase Bier geborgen.

Viel besser schmeckt ein kühler Trunk,
Kredenzt ein Weib ihn, frisch und jung.

In der Adalbertstraße sehr schwankend nach Hause wandernde Kneipbrüder flott auf die Wand gemalt; darunter liest man:

Mensch, denk' an den Heimweg,
Die Kräfte des Weins
Heben den Geist mehr als des Gebeins';
Störend ist solche Disharmonie,
Zu Hause — da wartet sie!

Digitized by Google

Um diesem traurigen Nachspiel der fröhlichen Zechfahrt zu entgehen, weiß der Trinkspruch meines Freundes, des Rosengartenwirts Flitner zu Brücken a. Helme folgenden guten Rat:

Nimm die Gemahlin stets mit dir,
Wenn Du gehst Abends zu dem Bier,
Sie saugt dann Nektar auch wie eine Biene
Und du vermeidest schlau die Predigt der Gardine.

Doch nochmals zur Adalbertstraße, da heißt es ferner:

Wahr im Wort, treu im Gemüt,
Hoch preisen wir das edle Lied.

Etwas recht Drolliges zeigte eine — viel von Droschkenlenkern besuchte Destillation in der Bärwaldsraße. Auf der Wand gemalt sehen wir eine Droschke mit hoch sich aufbäumendem Rosse, zu dessen Füßen ein gestürzter Radfahrer mit seiner beschädigten Maschine liegt — und spöttisch heißt es dazu:

Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Nischt geht über gute Pferdeknochen.

Wir rufen aus dem alten Krug „zum grünen Kranze“ uns gern folgende Verse in die Erinnerung zurück:

Der Kranke trinkt, daß er gesunde,
Nur einen Löffel jede Stunde,
Wenn Du in wackrer Zecher Rund' bist,
Trink' tapfer Du, weil du gesund bist.

Ebenda:

Gerstensaft und Traubeublut
Stählt den Körper, stärkt den Mut:

und

Hast du Kummer, Liebesschmerz;
Drück' ein Seidel Dir an's Herz.

endlich:

Des Rodensteiners Testament heißt:
Trinke Freund, bis an dein End'!

Vom nervus rerum ehemals im Ratskeller zu Schöneberg (und anderswo:)

Gesegnet sei dein Eingang, wenn du Durst hast,
Gesegnet sei dein Ausgang, wenn du bezahlt hast.

Und Schönleinstraße:

Hast du kein Geld, sei unbesorgt,
Morgen wird bei mir geborgt.

Im Ausschank der Vereinsbrauerei Rixdorf wird behauptet (auch anderwärts):

Digitized by Google

Das Wasser gibt den Ochsen Kraft,
Dem Menschen Bier und Rebensaft.

Ebendort:

Die Kehl kost't viel.

Annehmbar ist dort der hygienische (?) Rat:

Willst vom Trinken Du haben Spaß,
Trink' vorsichtig Maß für Maß.

Etwas an Völlerei erinnert der Spruch in einer Stehbierhalle der Friedrichstraße.

Wer Speisen liebt und Trank verschmäht,
Zahlt zehn Pfennig mehr, als auf der Karte steht.

Dazu paßt an derselben Stelle der Rat:

Die Uhr und ein wackrer Zechkumpan
Fängt nach 12 um 1 wieder an.

Noch immer ist dies von Deutschland reich gepflegte Kapitel nicht erschöpft; lesen wir doch im Berliner Spatenbräu:

Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann
Ist besser als ein Schwur getan;

desgleichen:

Abendläuten, Hahnenschrei
Ist dem Trinker einerlei.

Eine leider jetzt verlegte sehr behagliche Bier- und Weinstube am Kottbuser Damm bot uns folgenden Stoff:

Werter Freund, mich will bedünken,
Einen kannst du wohl noch trinken.

Eng die Stube, weit das Glas,
Süffig das Bier, wie wohl tut das.

Willst du ein kluger Zecher sein,
Steck' morgens schon den Hausschlüssel ein.

In der nächsten Nachbarschaft des neuen Berliner Verwaltungsgebäudes (Parochialstraße) heißt es an einer echten Alt-Berliner Kneipe:

Voll ist das Faß, füllt Glas auf Glas,
Trinkt's fröhlich leer, wir ha'n noch mehr.

Ähnlich an anderer Stelle in Berlin:

Kinder trinkt, die Brauerei braucht leere Fässer.

Dann Parochialstraße noch:

Wer nicht liebt, trinkt und singt,
Es nie zu wahrer Freude bringt.

Digitized by Google

Am Bahnhof Börse nahe dem Zirkus Busch lasen wir vor Jahren folgende Sprüche:

Genieß, solang du frisch und jung,
Einst labt dich die Erinnerung,

und

Wo man Bier trinkt, kannst du ruhig lachen,
Böse Menschen trinken schärf're Sachen.

Aufs höchste pries den Wert des Bieres ein Spruch einer Stehbierhalle in der Kommandantenstraße:

Hätt' Adam bairisch Bier besessen,
Hätt' er den Apfel nicht gegessen.

Und um mit Berlin vorläufig Schluß zu machen, sei einmal eine Humpeninschrift aus einem Schaufenster mitgeteilt:

Wer diesen Humpen oftmals leert,
Der sei als Zecher hochgeehrt.

Dann noch einen guten Berliner Witz aus der Parochialstraße. Dort steht hart an der Klosterstraße eine leider jüngste modernisierte Kneipe, die früher außen die Bezeichnung trug: Klosterkeller. Im Innern an der Wand außer der auf Täuschung des historischen Bewußtseins berechneten Inschrift: „Hier wohnten die ersten Schulzen, noch die Worte: Erbaut 1315." Als nun eines schönen Tages mein Freund, der mit mir früher allwöchentlich einmal im Klosterkeller einkehrte, den Wirt fragte: „Sollte diese Kneipe wirklich schon so alt sein? wurde ihm von dem pfiffigen Manne die unerwartete Auskunft: „Der Grund und Boden soll noch viel älter sein!" Weil wir es aber mit dem gleichfalls trink- und lebensfrohen Baumbach halten, dem Rudolf Presber so innig nachgesungen hat:

Nun ist verrauscht die letzte Welle,
Du Zecher, fröhlich und gelahrt,
Nun bist Du, wandernder Geselle,
Am Ende Deiner Wanderfahrt,
Und bei den Humpen der Poeten
Der Deine bis zur Neige leer;
Du hast den Heimweg angetreten:
Im Becher keinen Tropfen mehr!

Also, weil wir es mit seinem Wort halten:

„Nach schönen Blumen darf ich schau'n
Auch über fremden Gartenzaun",

sei es einem dem Verewigten gleichgesinnten zechfrohen Wandersmann erlaubt, diesen märkischen Trink- und Kneipsprüchen noch einige Verse gleicher Art anzureihen, die er sich in wonnigen Sommertagen

Digitized by Google

auf thüringischem Boden am sagenreichen Kyffhäuser und in der sagenschweren güldenen Helmeaue erwandert hat.

Im Gasthof „zum Barbarossa“ des letzten preußischen Dorfes Sittendorf am Kyffhäuser, von wo wir erst jüngst zu unsrer Sedanfeier beim Kaiser Rotbart aufstiegen, teilte der Wirt durch ein Bild mit Unterschrift mit:

Ich borge von dem Tage an,
Wo auf dem Fasse kräht der Hahn;

Daneben:

Es glänzt der Stoff im Sonnenlicht,
Wer gleich bezahlt, vergißt es nicht.

Unweit davon — im großen Dorfe Bennungen brüllt „der schwarze Löwe“ folgende Bemerkuugen:

Bier oder Wein, das ist ganz Wurst,
Die Hauptsach' ist ein guter Durst.

Der beste Trinkspruch ist unbedingt:
Sprich nicht viel, doch sehr viel trink'.

Hast Schmerzen du in Hals und Mund,
Trink' kräftig Bier, du wirst gesund.

Trink' gut und rein,
Zuviel laß sein,
Ob Heide, Jud' ob Christ,
Herein, was durstig ist.

Für geschmacklos und profanierend muß ich den Vers aus dem „Goldenen Lõwen“ in Berga (Helme) halten:

Wer nie sein Brot mit Häring aß,
Wer nie ob wild durchschwärmter Nächte
Still duldend in der Ecke saß,
Der kennt euch nicht, ihr Katermächte!

Eher lassen wir uns gefallen:

Hurra dem Hopfen, Hurra dem Malz!
Sie sind des Lebens Würze und Salz;
Euch durst'ge Seelen grüß ich alle,
Bekomm's euch wohl in meiner Halle!

Bei der bekannten Necklust der Thüringer (die übrigens selten ausartet) und bei ihrer Lust an „Jägergeschichten“ dürfte nicht unangebracht sin, was über dem Stammtischsofa im „Grünen Zweig“ zu Breitungen a. Harz steht:

Hier wird nischt ver ebbel (übel) genommen.

Und auf der Schnupftabaksdose des Stammtisches lesen wir:

Schnupf' wer will, aber nicht zu tief gegriffen!

Digitized by Google

Jetzt aber mache ich von der genommenen Rede-Erlaubnis Gebrauch und lasse den Rosengartenwirt des mit drei Rittergütern gesegneten Städtchens Brücken nochmals ziemlich ausgiebig in seinen Trinksprüchen, darin er gar geschmackvoll und vielseitig ist, zu Wort kommen — mir selbst jede Zwischenbemerkung versagend:

Man lärme nicht um Mitternacht,
Das Auge des Gesetzes wacht.

Verlierst Du beim Spiel, laß das Gesichterschneiden,
Verdross'ne Spieler kann niemand leiden.

Wenn ich einmal heirat', dann mach ich's gleich aus:
Wenn die Frau nicht zu Haus ist, bin ich Herr im Haus.

Gut Bier, frisch Wein, ein Musika rein,
Dazu ein Jungfräulein, wär' ja ein Stein.
Der da nit wollt' lustig sein.

Der Mensch am angestammten Tisch,
Er fühlt sich wohler als ein Fisch.

Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude wert.

Sind holde Frau'n im Kreis der Gäste,
Wird jeder Tag zum frohen Feste.

Sehr spät ist oft die Sitzung aus,
Drum denke früh an den Schlüssel vom Haus.

Wer nicht kann Spaß versteh'n,
Soll nicht in Gesellschaft geh'n,
Wer seinen Mund hat in Gewalt,
Der wird in Ehren alt.

Der recht volltönige Parteitag jüngster Tage zu Mannheim läßt uns wieder die Angemessenheit folgender den Schluß bildender Kneipsprüche erkennen, deren erster und dritter auch aus dem genannten Lokal stammen; den zweiten aber schrieben wir uns 1898 bei unserm Besuch in der lieblichen Residenz Sondershausen im dortigen Ratskeller ab.

Sitzen Politikphilister beim Bier auf der Bank,
Wird leicht die ganze Umgebung krank.

Fortschritt oder nationalliberal,
Sei beim Bier Dir ganz egal.

Hoch und erhaben über
Der Parteien Treiben und Hader
Steht das Vaterland Dir
Und der Kaiser, des Reiches Vater.

Digitized by Google

Wanderungen über märkische Friedhöfe.

Von Reinhold Jülicher.

Wie wir am andern Orte („Die Mark“ 3. Jahrgang) näher ausführen werden, dürfte wohl kein mit Verstand und Wißbegier reisender Wanderer gerade in den Dörfern und kleinen Orten sowohl an der Kirche als am Friedhof des Ortes teilnahmlos vorübergehen. Sehen wir ganz von dem Gefühlswert der Mahnungen ab, welche über die Mauern ragende Kreuze und Denksteine abgeben, so ist doch der Besuch der Kirchen und der — fast in allen Dörfern noch in ihrem Schirm und Schatten liegenden (alten geschlossenen oder noch bis auf den heutigen Tag benutzten) Gottesacker in sehr vielen Beziehungen äußerst interessant und lehrreich. Der Botaniker, wie der Statistiker, der Geschichts- und Namensforscher wie der Volkswirt, der Blumenfreund und noch manch anderer Liebhaber kommt dabei irgendwo und irgendwie auf seine Rechnung. Dafür seien einige Beispiele erlaubt: Uralte, teils seltsam geformte Linden schmücken die Kirchhöfe zu Wulkow und Nietwerder im Ruppiner Lande, üppig wuchernde, sonst aus den Gärten verschwindende, wunderlieblich duftende Centifoliensträucher und andere Vertreter einer aus den Dorfgärten jetzt verschwindenden Flora haben auf diesen und andern märkischen Dorffriedhöfen noch eine Freistatt; Epidemien und große Sterblichkeit der Kinder, wie auch besonders zahlreich auftretende lange Lebensdauer lassen sich deutlich an den Grabsteinen ablesen — Namenhäufigkeiten wie Verwandtschaften machen sich ebendort bemerkbar; Schicksalsschläge – Mordtaten etc. — hinterlassen, da ihre Spuren — Epitaphien und Denkmäler bereichern das Wissen des Geschichtsforschers sowohl als das des Kunsthistorikers, und nicht zuletzt läßt sowohl der verschiedene Stand der Gräberpflege als auch die Ausstattung der Grabdenkmäler und die Auswahl der sie bedeckenden Sprüche oder Verse gar mancherlei volkskundliche Schlüsse zu. Aus diesen Gründen erlaube ich mir, abermals eine Wanderung über märkische Friedhöfe — einschließlich derer Berlins und seiner großen Vororte — anzutreten und dem geehrten Leser die Früchte derselben darzubieten. Weil es mir noch so frisch in der Erinnerung ist, nehme ich mir die Freiheit, zuerst ein paar Grabsprüche von dem zwischen steilen Sand- und Kalksteinfelsen liegenden romantischen Friedhofe des Harzdorfes Questenberg (Roland Questenfest — Bauerngraben) in der sogenannten „Thüringischen Schweiz“ mitzuteilen.

Selig, selig sind die Toten,
Die am Ende wohl besteh'n
Und mit welchen Gottes Boten,
Engel selbst, zu Grabe geh'n;

Digitized by Google

Die bei Christo, wenn sie sterben,
Wohnung, Heil und Leben erben.

Gute Mutter, dieses Denkmal
Weihet Kinderliebe Dir;
O verleihe Deinen Segen
Noch aus jenen Höhen uns,
Nicht um vor der Welt zu prunken,
Stellen wir diesen Stein Dir auf,
Nein, um kindlich Dich zu ehren,
Gruben wir diese Zeilen drauf.

Mit Schmerzen bist Du hingeschieden;
In Deiner vollen Manneskraft
Hat Dich ein Schmerzenstod hinnieden
Aus unserm Kreise hingerafft.

Übersschwänglich ist der Nachruf eines 8jährigen Knaben:

Fromme Tugend in der schönsten Hülle,
Ach so früh entschliefst Du schon!
In dem Reiz der ersten Jugendfülle
Bist Du lieber Sohn, uns entfloh'n!
Hier am Grabe faßt uns banges Schrecken,
Nicht der Eltern Tränen können Dich erwecken,
Frommer Engel, stehst an Gottes Tron!

Doch nun zurück auf den heimischen Boden. Bei einer märzlichen Wanderfahrt schrieben wir vom Kirchhof zu Kaulsdorf (Ostbahn) diesen Vers ab:

Im Grabe findich meine Ruh',
Ich eile nun dem Himmel zu;
Durch Gottes Kraft besiegt mein Herz
Der Krankheit Last, des Todes Schmerz.

Zu Zepernick bei Bernau bei einem 9 Monat alten Knäblein:

Kaum zum Leben aufgeblüht,
Reichst Du uns die Abschiedshand,
Und die Engelseele zieht
In der Engel Heimatland.

In unserm Wandernotizbuch fanden wir gerade hierunter eine ernste englische Grabschrift, die unser Altmeister des Wanderns, Dr. Theodor Fontane aus der Melrose-Abtei mitteilt;

Erde gleißt auf Erden
In Gold und Pracht,
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht.

Digitized by Google

Erde türmt auf Erden
Schloß, Burg und Stein!
Erde spricht zur Erde:
Alles wird mein!

Hierher gehört dem Sinne nach wohl auch die Inschrift des einfach schönen Kriegerdenkmals zu Fürstenwalde: Seinen Söhnen das trauernde Fürstenwalde. —

Ernst mahnt es uns auch von der Front des Jagdhauses Dreilinden bei Wannsee:

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, tu recht und fürchte Gott!

Etwas naiv auf dem neuesten Rixdorfer Kirchhof:

Dem Herzen nah', dem Auge fern,
Ach Karl, wie hätten wir dich all' noch so gern.

Vom Kirchhof zu Bergholz (bei Rehbrücke) stammt:

Wir können's nimmer Dir vergelten,
So herzlich hast Du uns geliebt;
Dir lohne in den bessern Welten
Des Vaters Hand, die ewig gibt.

Mehrfach mitgeteilt ist da die schöne Grabschrift von Käte Branconi im Kirchlein zu Dahlem:

Wer hat Euch Wandervögel
Die Wissenschaft gelehrt,
Daß ihr auf Land und Meeren
Nie falsch die Flügel kehrt?
Daß ihr dieselbe Palme
Im Süden stets gewählt,
Daß ihr die alte Linde
Im Norden nicht verfehlt!

(Am Stein an der Kirchmauer eine alte Linde!)

Zu Garzin in der Mark lesen wir:

Hier ruht der Wüstendorf Johann,
Er war ein müder Wandersmann,
Gebettet schwer im Sündenbann.
O Herrgott, richt mit Mild' den Mann,
Denn niemals er den Wunsch ersann,
Des Lebens Pfad zu treten an.

Eine alte Leichensteininschrift von 1578 in der St. Gotthardkirche zu Brandenburg a. H. lautet:

Der nicht hört
die Stimm der armen

Digitized by Google

Laest sich in not
nicht erbarmen,
Den will auch Gott
erhoeren nicht,
So er kumt für sein
streng gericht.

Das kunstvolle Denkmal des Grafen Alexander von der Mark († 1. 8. 1787 — natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II.) in der Berliner Dorotheenstadtkirche trägt die lateinische Inschrift — deutsch übertragen: Wilhelm Moritz Alexander . . . . . begleitet von den väterlichen Tränen, mit ausgezeichneten Tugenden geschmückt, in den freien Künsten frühzeitig unterrichtet, wandte er sich höheren Bestrebungen zu, sich mischend in der Himmel Chöre.

In St. Marien zu Berlin heißt es auf einem Steine 1718:

Die hier kein Mensch auf Erdt als nur der Tod geschieden,
Die wollen auch im Grab vereinigt Ruhn in Frieden.
Meyn Leser denk hierbei, wie kurz die Lebenszeit,
Such deine Ruh mit uns in süsser Seligkeit.

Dem Taubstummendirektor Eschke † 1811 wird auf dem Berliner Sophienkirchhof nachgerufen:

Er war ein Biedermann
Und liebte seine Pflicht.
Wer diesen Ruhm gewann,
Stirbt auch im Tode nicht.
Die Liebe darf es wagen,
An seiner Gruft zu sagen,
Was Recht und Wahrheit spricht.

Um das „Kreuz“ rankt sich auf dem Jerusalemer Kirchhof zu Berlin von 1859 der Vers:

Unterm Kreuze ging Dein Pfad,
Bei dem Kreuze fand'st Du Gnad',
Für das Kreuz da kämpftest Du,
Mit dem Kreuz gingst Du zur Ruh
Durch das Kreuz schwand Deine Macht,
In dem Kreuz hast Du's vollbracht.

Mein alter achtzigjähriger Freund in Britz (Kr. Angermünde) hat auf seinem Grabstein den schönen Spruch: Laß ihn ruhen in deinem Frieden und ihn erwachen zu einer fröhlichen Auferstehung.

Ein mit großen wilden Glockenblumen geschmücktes, längst verfallenes Grab zu Liepe a. O. trägt auf dem rostigen Kreuz von 1819 die Worte:

Nur durch die dunkle Pforte
Geht man zur Heimat ein.

Digitized by Google

Auf dem alten Dalldorfer Kirchenfriedhof:

Der Segen der himmlischen Freuden
Überwiegt die irdischen Leiden.

Dazu ein Marmorrelief und Waage mit tiefgesenkter rosenfüllhorngefüllter Schale.

Auf dem alten deutschen Kirchhof zu Rixdorf fanden wir unter andern folgende Inschriften:

Ein Steindenkmal setzte der Ungarnverein zu Berlin (mit magyarischem Text) 3 Slovakenjünglingen, die in den 1860er Jahren in einer hiesigen Herberge an Kohlendunst erstickten.

Ferner:

Zu früh für uns entschliefest Du,
Gott geb' uns Kraft, Dir ew'ge Ruh.

Trauernd weilen bei Deiner Asche die Deinen,
Erhaltend Dein Bild, Dein Beispiel, Deine Liebe.

Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade
Zu meiner Reise gegeben.

Zwei Schwestern:

Beweint sie nicht, ihr Lieben,
Sie starben nur Gott, nicht euch:
Was wollt ihr euch betrüben?
Sie sind in Gottes Reich.

Himmelsfrieden lohnt den Müden,
Denn der Gräber Rand
Grenzt an's Heimatland.

Vom St. Thomaskirchhof in Rixdorf:

Das Band, das uns verbunden,
Löst weder Zeit noch Ort,
Was sich im Herrn gefunden,
Das währt in ihm auch fort.
Wenn ich in kühler Erde
Meinen Platz nicht neben Dir fand,
So hoff' ich doch, wir werden
Vereinigt im bessern Land.
Wie konnt' ich mich auch sonst
An Deinem Grabe fassen,
Wenn mir Gott der Herr
Die Hoffnung nicht gelassen?

Zu kurz war's Leben Dir gemessen,
Doch unvergeßlich bleibst Du uns.

Digitized by Google

Der Rixdorfer Kirchhof in Britz läßt uns lesen:

Hier wo der Wind so schaurig
Um diesen Hügel weht,
Hier, wo so still und traurig
Des Grabes Blume weht,
Hier zieht's mich hin mit Sehnen,
Hier fallen Sehnsuchtstränen
Auf diesem stillen Grab.

Arbeit war Dein Los im Leben,
Redlichkeit war Deine Pflicht,
Empfunden hast Du nur Beschwerden,
Des Lebens Freude ward Dir nicht.

Einer 19jährigen Jungfrau ruft man nach:

Schlummre sanft Du holde Blüte,
Hingewelkt im Lebensmai,
Gebe Gott, daß ihr die Erde
Nun ein sanftes Bette sei.

Endlich:

Wenn mein Mund nicht kann reden frei,
Dein Geist in meinem Herzen schreie,
Dein letztes Wort laß sein mein Licht,
Wenn mir der Tod das Herze bricht.

Eine interessante längere Grabinschrift vom Matthäikirchhof in Schöneberg lautet:

Johann Seifert, * 6. 5. 1800, † 1877. Der unzertrennliche Gefährte Alexanders von Humboldt. 33 Jahre beschied die Gottheit ihm in unfehlbarer Erhabenheit, gleichsam ein von ihr auf sein Grab gesenkter, frisch ergrünender Lorbeer, den gleichen Todestag mit seinem Humboldt. So bleiben auch noch bis über das Grab hinaus in unverbrüchlicher edler Treue ihre Hände in einander gereiht.

Dem Philosophen, Appellationsgerichtspräsident J. H. v. Kirchmann rühmt die Grabschrift nach:

Er hatte den Geist eines Philosophen und das Herz eines Kindes. Er wird fortleben in seinen Werken und in der Liebe seiner Nachkommen unvergessen.

Auf dem Jerusalemer Kirchhof in der Bergmannstraße: Dauernder als Erz und Marmor, hat die Teure, die hier ruht, in dem Herzen ihrer Lieben sich ein Denkmal erbaut.

Luisenstadtkirchhof ebendort:

Wenn Liebe könnte Wunder tun
Und Tränen Tote wecken,
So würde dich gewiß nicht hier
Die kühle Erde decken.

Digitized by Google

Wir schließen mit einem Gedenkvers vom Künstler:

Lortzings Denkstein auf dem Sophienkirchhof zu Berlin lehrt uns von dem Musikmeister:

Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Not und Neid;
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, das Lied tönt fort.

Kleine Mitteilungen.

Fischer-Jakobi-Fest zu Plaue a. H. Ein eigenartiges Fischerfest, das den Namen „Fischer-Jakobi" führt und alljährlich am Gedächtnistag des Jakobus, des Schutzheiligen des Fischerhandwerks, gefeiert wird, fand im August 1904 in Plaue a. H. statt. Das Fest gestaltet sich immer zu einem Volksfest, da die Mehrheit der Bewohnerschaft Fischfang und Schiffahrt treibt und auch aus der Umgebung zahlreiche Fischer mit ihren Familien an dem Feste teilnehmen. Der Verlauf der Festlichkeit ist folgender: Während sich die unverheirateten Fischer mit ihren Familien in dem Hause versammeln, kommen die verheirateten Männer bei dem Berufsgenossen zusammen, der für das Jahr die Fahne zur Aufbewahrung hat. Nachdem ein Musikkorps drei Stücke gespielt, holt sie die „Jungen" ab und geleitet sie unter den Klängen eines fröhlichen Marsches zu den „Alten"- Mit diesen zusammen wird nun ein Umzug durch die Stadt und die Straßen gemacht, in denen hauptsächlich die Fischer wohnen. Er findet sein Ende an der sogenannten Fischerhavel. Hier werden Kähne, die zu mehreren aneinander gebunden und mit frischem Grün geschmückt sind, bestiegen und eine Fahrt nach dem Plauer See unternommen. Früher mußten die Fahrzeuge alle gerudert werden; in diesem Jahre waren fünf Brandenburger Fischhändler mit ihren Dampfern, mit Fähnchen usw. prächtig dekoriert, erschienen, welche die vielen buntbewimpelten Boote mit den festlich gekleideten und frohen Insassen ins Schlepptau nahmen. An die Rundfahrt auf dem See schloß sich Konzert und Ball an. E. Friedel.

Zwei neue Ortschaften und Ortsnamen in Teltow. Die Kgl. Regierung zu Potsdam hat im Nov. 1905 auf Antrag der Berliner städtischen Kanalisationsdeputation von Landespolizei wegen bestimmt, daß die der Stadt Berlin gehörigen im Kreise Teltow, nördlich bzw. südlich der Landgemeinde Sputendorf und östlich der Landgemeinde Gütergotz bzw. Ahrensdorf liegenden Vorwerke künftighin die Namen „Vorwerk Marggraffs-Hof" und Vorwerk „Struves-Hof" führen sollen. Stadtrat Marggraff ist der langjährige Vorsitzende der städtischen Kanalisations-Deputation, während der verstorbene Stadtrat und Stadtälteste Struve langjähriges Mitglied dieser Deputation war. — Übrigens gehört die Entstehung neuer Ortschaften und Ortschaftsnamen, wie leicht erklärlich, bei uns zu den großen Seltenheiten.

Digitized by Google

Aus Nowawes bei Potsdam. Volkstümliche Namenerklärung des Namens Nowawes. Als Nowawes erbaut wurde u. erst einige Häuser standen, kam eines Tages der alte Fritz durch die fertige Lindenstraße gefahren. Vor einem Neubau ließ er halten u. fragte dort einen Maurer: „Wie heißt der Ort hier?“ „No, wa weeß!“ war die Antwort, und der Alte entgegnete: Nun, so soll er auch Nowawes heißen.

Der dreieckige Kirchplatz in Nowawes. Als man im neuerbauten Dorf Nowawes soviele Häuser fertig hatte, daß man auch an den Bau einer Kirche denken konnte, suchte man sich einen Platz dafür aus. Der alte Fritz kam gerade dazu, als man den Kirchplatz abstecken wollte. Er zeigte auf seinen Dreimaster u. sagte: „So soll der Kirchplatz werden“. Darum machte man ihn dreieckig. (Mündliche Überlieferung.) Otto Monke.

Aus Buch, Kreis Nieder Barnim, teilt uns Herr Rektor O. Monke unter dem 13. November 1904 folgendes mit. Das jetzt im Besitze der Stadt Berlin befindliche Wirtshaus, zurzeit an Herrn Geyger verpachtet, gehörte bereits in früheren Jahrhunderten zum Gute Buch, war also ein „Gutskrug“. Von dem alten ursprünglich zweistöckigen Gebäude ist nur noch ein Stockwerk vorhanden, das obere ging im Jahre 1892 bei einem Brande zugrunde, und das Haus wurde nun in der Form wieder hergestellt, wie wir es heute sehen. Bei späteren Renovierungsarbeiten fand man eine jener alten interessanten gußeisernen Ofenplatten, einen Braunschweiger Guß aus dem 17. Jahrhundert, die in einem aus einer Guirlande gebildeten Oval (55 : 46 cm) ein anspringendes Roß über einer Stadt mit Türmen und Zinnen zeigen; die Jnschrift in lateinischen Majuskeln lautet:

Remigio Altissimi Uni,

Die Tafel selbst ist rechteckig, 57 cm breit, 86 cm hoch, hat oben 2 Durchbohrungen für die zur Befestigung dienenden Schrauben und unten einen 9 cm breiten Rand zum Einlassen. Die Platte ist völlig unbeschädigt und auch wegen ihres jetzt seltenen Vorkommens sehr interessant; sie wurde erst dieser Tage neu entdekt und, da sie auf städtischen Grund und Boden gefunden wurde, dem Märkischen Museum überwiesen. Noch eine zweite Rarität birgt der Bucher Dorfkrug: eine alte Fensterscheibe, die den Brand von Anno 29 überstanden hat. Sie trägt eine wahrscheinlich mit dem Diamanten eines Ringes eingeritzte Jnschrift, welche der Ueberlieferung nach von einem französischen Offizier herstammt, der im Gutskruge zu Buch 1807 oder 1812 übernachtet hat. Sie lautet:

A Dieu mon âme
Ma vie au Roi
Mon coeur aux dames
L'honneur pour moi.
Krause 2. 4. [18]07.

Bekannter Spruch, von französischen Soldaten auch an anderen Orten bekannt. Hieran anschliessend sei bemerkt, daß sich auf einer Fensterscheibe im ehe-

Digitized by Google

maligen Pfarrhaus zu Döberitz (Döberitzer Uebungsplatz bei Spandau) die mit einem Diamanten eingekratzten Worte befinden:

Valette le 20 Juillet 1808,

die wahrscheinlich von einem französischen Offizier herrühren, welcher in jenem Jahre die Gastfreundschaft des Pfarrers Söchting in Döberitz genoß. Die Gutskrugwirtschaft zu Buch war früher eine Art Versorgungsanstalt für die Witwen und Kinder der ehemaligen Gutsbeamten und wurde den Betreffenden gegen eine sehr geringe Pacht überlassen. So zahlte Kroll in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur 500 Mk. Pacht für den Krug und den Nießbrauch von 60 Morgen Ackerland, Holzung und Wiesen, während sich jetzt die Pacht für den Gasthausbetrieb allein auf 2000 Mk. beläuft. Deshalb konnte auch wohl der alte originelle, aber kreuzbrave Jahrmatter, Krolls Nachfolger, das eigene Jnteresse dem seiner Gäste nachstellen. Es wird erzählt, daß er denselben, namentlich jungen Burschen, das zweite Glass Bier mit den Worten verweigerte: „Mein Sohn, für den Durst ist ein Glass Bier genug, mehr giebt es hier nicht. Wenn du aber noch trinken willst, so sollst du eine Tasse Kaffee umsonst haben!“ Faßbier ließ Jahrmatter überhaupt nicht über seine Schwelle kommen, und doch war Buch damals ein außerordentlich beliebter Ausflugsort für die Berliner, und Sonntags hielten lange Reihen von Kremsern auf der Dorfstrasse, obgleich die Ausflügler gewöhnlich die letzte Strecke vor Buch zu Fuß zurücklegen mußten, weil die Sandwege unergründlich waren.

Wetterspruch aus Lübbenau.

Kommt die Eiche vor der Esche,
Giebt's große Wäsche. (d. h. ein nasses Jahr.)
Kommt die Esche vor der Eiche,
Giebt's eine große Bleiche. (d. h. Trockenheit.)

O. Monke.

Ältere Flurnamen aus Beeskow.

(Nach der Chronik von Ziethe u. Faulstich, 1855, bezw. 1884.)

An dem Sandberg; an der Oegen; auf dem Kraußnitz; in Adrianshofs Lohgarten beim Schloß; auf dem Sautanz; beim Galgen.

O. Monke.

Volksaberglaube im Havellande.

Hat der Blitz eingeschlagen, so kann man den Brand nicht mit Wasser löschen; man muß Buttermilch oder, wie man in Zachow bei Ketzin behauptet, Milch nehmen.

O. Monke.

Treuenbrietzener Fastnachtsgebräuche.

Am Fastnachtstage ziehen die Schuhmachergesellen und die Lehrjungen von Meister zu Meister und sagen ihren Spruch auf. Der der Gesellen lautet:

Digitized by Google

Wir Schuhmacher kommen hergeschritten;
Hätten wir Pferde kämen wir geritten;
Hätten wir'n Wagen kämen wir gefahren.
Da wir von beides keins haben,
Können wir weder reiten noch fahren.

Unsere früheren Alten
Habens auch so gehalten,
Haben uns befohlen
Eine Bratwurst zu holen
Oder ein Stück Geld,
Wie's dem Meister oder der Frau Meistern gefällt.

Der Spruch der Lehrlinge lautet:

Wir treten ein in dieses Haus,
Das Unglück holen wir heraus;
Den Segen wollen wir hineinbringen;
Gott laß' es alles wohlgelingen.

Der Meister hat 'ne gute Mütz,
Die ganz voll Dukaten sitzt.
Er mag an uns gedenken
Und uns was schenken.

Gesellen wie Lehrlinge erhalten dann ein Geschenk: Wurst, Schinken, Speck und etwas Geld, was ihnen die Hauptsache ist. Dazu muß bemerkt werden, daß man in Treuenbrietzen und der Umgegend „Bratwurst" ebenso wohl die bekannte in der Pfanne mit Fett zu bratende oder auf polnische Art in Bier zu kochende rohe Wurst, als auch die — anderwärts Cervelatwurst genannte — geräucherte Wurst versteht. Diese letztere ist dann auch als diejenige gemeint, um die „der Meister oder die Frau „Meistern" angegangen wird.

Mit dem Erbeuteten ziehen die Gesellen am Abend in ihr Wirtshaus, die Lehrlinge in die Wohnung des Altmeisters. Dort wird dann alles verzehrt.

In ähnlicher Weise zogen früher die Maurergesellen, jedoch nur die unverheirateten, zum „Zempern" am Fastnachtstage bei den Baugewerksmeistern umher und zwar bei den Maurer- und Zimmermeistern, Dachdeckern, Bauklempnern, Ziegeleibesitzern u. s. w. und sprachen um das Fastnachtsgeschenk an, das in Geld gegeben wurde. Die Gesellen trugen dabei in früheren Jahren ihre Lederschürze oder Schurzfell, den Cylinder auf dem Kopf und den Zollstock in der Hand und nahmen auch ihre Gesellenlade beim Umzuge mit. Am Fastnachtsabende wurde dann das erzemperte Geld in der Gesellenherberge verjubelt. Seit Jahren war das Mitnehmen der Lade abgekommen, und zogen die Gesellen in ihrer gewöhnlichen Kleidung zum Umgang. In neuerer Zeit hat aber auch das aufgehört. Der alte Brauch ist völlig eingeschlafen. St.

Digitized by Google

Treuenbrietzens Steuerverhältnisse. In den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ findet sich auf Seite 114 über die Stadt Treuenbrietzen die Angabe, der Ort sei „so wohlhabend, daß Kommunalsteuern bis auf den heutigen Tag nicht erhoben werden.“ Diese Angabe ist nicht richtig. Jener angenehme Zustand hat früher allerdings bestanden; er besteht aber leider seit langer Zeit nicht mehr. Noch vor zehn Jahren zahlte der hiesige Bürger weder Kommunal- noch Kreissteuern und die deputatberechtigten Hausbesitzer erhielten Brennholz und Torf von der Stadt frei geliefert; seitdem ist die Holzlieferung abgelöst und sind direkte und indirekte Kommunalsteuern eingeführt worden, so daß heute von den Einwohnern 50 % Einkommensteuerzuschlag, 100 % der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an Kommunalsteuern und 50 % aller Steuerabgaben als Kreis- und Provinzialsteuern gezahlt werden müssen. Und in naher Zukunft wird die Steuerlast nicht unerheblich wachsen. Die Regierung hat bereits das Zwangsverfahren gegen die Stadt wegen Einführung einer unterirdischen Entwässerung, einer Kanalisation mit Rieselfeldern (für den Ackerbau treibenden ländlichen Ort ohne Industrie!) eingeleitet, und die Kreissteuern wachsen unheimlich von Jahr zu Jahr. Die Ursachen dieser Änderung zum Schlimmen des näheren darzulegen wäre heimatsgeschichtlich nicht uninteressant, würde hier jedoch zu weit führen. — Für jetzt handelt es sich nur um die Richtigstellung obiger Angabe.

Treuenbrietzen im Oktober 1904. Steinhardt.

Des Geläute der St. Marienkirche in Angermünde. Das Geläute der St. Marienkirche besteht aus drei Glocken, wovon die größte nur an Sonn- und Festtagen geläutet wird. Diese ist 1850 zum letzten Male umgegossen worden und besitzt folgende Inschrift:

1626 bin ich im Feuer zerflossen,
Von Heinze aus Spandow zum ersten Mal umgegossen
1634 am Orte hier in recht schwerer Zeit,
Da ward ich auch schwer und tief und groß und weit.
Nach zwei Jahrhunderten war ich zersprungen,
Mein neuer Umguss ist 1850 gelungen.
Hackenschmidts Hand hat mir in Berlin
Mit der neuen Gestalt auch neue Töne verliehn.

Das Patronat von St. Marien.
Karsch, Bürgermeister. Von Berenberg, Beigeordneter.
Stimming, Bolle, Krause, Bittrich, Ratsmänner.
Albrecht, Probst.

(Um den Turm nicht noch mehr zu erschüttern, damit die darin befindliche Spalte nicht weiter aufreißt, wurde 1834 der Versuch gemacht, die Glocke, die bis dahin durch Ziehen bewegt wurde, dadurch zum Läuten bringen, daß zwei Männer den Klöppel von der einen Seite zur andern zum Anschlag brachten. Dieses mißfiel aber sehr, weil es dem Läuten bei

Digitized by Google

Feuersgefahr glich. Auch fürchtete man, die Glocke würde zerspringen. Leider geschah dies auch. Am Pfingstheiligabend, den 2. Juni 1838 bekam die Glocke einen Riß von 1½ Ellen und konnte nicht mehr benutzt werden. Es wurde allerdings der Versuch gemacht, die Glocke zu reparieren. Der Gelbgießer Collier aus Schwedt a. O. reparierte dieselbe, aber ihr schöner Ton war dahin. Um diesen Mißton zu verdecken, konnte sie nur noch mit den andern Glocken zum Läuten benutzt werden, doch wurde auch dies bald gänzlich eingestellt, bis sie dann 1850 umgegossen wurde, — wie sie auch jetzt noch ist.)

Im Jahre 1626 wurde von herumstreichenden Vagabunden in Angermünde, die ersten Vorboten des 30jährigen Krieges, der Turm der Kirche in Brand gesteckt, wobei auch die Glocken zerstört wurden. Die große Glocke wurde dann am 21. Juni 1634 in Angermünde gegossen, vom Glockengießer Christian Heinze aus Spandau (wahrscheinlich zum ersten Male umgegossen). Sie hatte einen Umfang von 18 Fuß, einen Durchmesser von 6 Fuß und eine Höhe von 6 Fuß. Ein Gewicht von 80 Ctr. Der Probst Crabatius weihte sie ein. Die Inschriften waren folgende:

(In 4 Reihen) 1. Reihe: Laudo Deum verum; plebem voco; congrego clerum; defunctos ploro; vota indico; festa decoro.
H. Christian Crabatius, Probst. Gregor Arnisaeus, Archediaconus.
Abraham Malin, Diaconus.

Deutsch: Ich lobe den wahren Gott; ich rufe das Volk; ich führe die Geistlichkeit zusammen; ich beweine die Verstorbenen; ich kündige die Gelübde an; ich schmücke die Feste.

Probst Crabatius, Archediaconus Arnisaeus, Diaconus Malin.

2. Reihe. Ignis me genuit, me ignis destruxit, et ignis me restituit, Jesus tandem me servet ab igne.

H. Michael Welmitz, H. Martin Paur, Jacob Schilling,
Johann Neumann, Consules.

Deutsch: Das Feuer hat mich erzeugt, das Feuer hat mich zerstört, und das Feuer stellte mich wieder her; Jesus möge mich endlich vor'm Feuer bewahren.

H. Michael Welmitz, Bürgermeister, H. Paur, Herr Schilling,
Herr Neumann, Ratsherren.

3. Reihe: H. Laurent Welsow, Judex, H. Andreas Michel, Kämmerer, H. Petrus Dornfeld, Kämmerer, H. Casp. Rieter, Senator, H. Caspar Walter, Senator, H. Casp. Schulz, Stadtschreiber, Jochem Kalow, Andreas Trebin, Kirchenvorsteher.

4. Reihe: Gregorius Böhmicke. S. A. R. Martin, Prätorius. H. Thomas Liske.

Aus dem Feuer bin ich flossen.
Christian Heinze von Spandow hat mich gossen.
Anno 1634.

Die beiden anderen Glocken werden auch zur Angabe der Stunden und ¼ Stunden benutzt. Die eine derselben, genannt Stundenglocke hat die Inschrift:

Digitized by Google

H. Laurentius Welsow, Bürgermeister, H. Erasmus Rau, Kämmerer, H. Michael Crisius, Judex, H. Caspar Schulze, Kämmerer und Stadtschreiber.

Außerdem noch: Franciscus Dubois Lotringius me fecit.

und: Benedictus Briot et Lotringio me fecerunt.

Um den Kranz der Glocke ist die Inschrift:

Erste Reihe: Im Jahre 1649 am 17. July bei Regierung Kurfürst Friedrich Wilhelms und als Herr Andreas Flessingius Archidiaconus war.

Zweite Reihe: Nach meinem Schall kommt allzumal, hört Gottes Lehr, klagt euer Beschwer. Marthin Freiberg und Matthias Öhmigke, Kirchenvorsteher.

Auf der einen Seite dieser Glocke befindet sich in erhabenem Gepräge die Jungfrau Maria mit dem Christuskind, auf der entgegengesetzten Seite sieht man Christus am Kreuz. Ihr Umfang beträgt 10 Fuß 10 Zoll, ihr Durchmesser 3½ Fuß und ihre Höhe 3 Fuß 2 Zoll.

Die dritte Glocke, auch 8. Glocke genannt, weil mit ihr um 8 Uhr morgens und abends geläutet wird, hat dieselben Namen und im Kranze dieselbe Inschrift wie die andere Glocke, nur der Denkvers heißt:

Zum Gotteshaus auf meinen Klang kommt alle her, verzieht nicht lang.

Der Umfang dieser Glocke beträgt etwas über 9 Fuß, der Durchmesser 3 Fuß und die Höhe 3 Fuß. Diese beiden Glocken wiegen je 25 Ctr.

Pferdeknochen als Waffe. Nach dem indischen Mythos hat Dathyank den Kopf eines Rosses, — die Açvinen haben ihn ihm angesetzt oder gebracht; er zeigte denselben an, wo der Mondgott Tvashtar den Rauschtrank Soma verborgen hat; er verkündet es ihnen durch den Kopf des Pferdes. Indra (nach dam Rig-Veda) suchend dieses Rosses Haupt, das in den Bergen versteckt lag, fand es im See; mit den Knochen dieses Rosses erschlägt er 99 Vritras.

Professor Dr. Ernst Siecke: Indra's Drachenkampf (nach dem Rig-Veda). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbuch des Lessing-Gymnasiums zu Berlin Ostern 1905 S. 9. — Dergleichen Angaben seien auch für die nordische Vorzeit in sofern von Interesse, als sie an die Zeit erinnern, wo Knochen und Steine als Waffen dienten. E. Fr.

Volksglaube in Staaken bei Spandau. a) Blutstillen von einer klugen Frau aus Dorf Staaken Kreis Ost-Havelland: „Maria's Will' durch Maria's Eingang, durch Maria's Ausgang, hat das Blut den Stillstand."

b) Wenn beim Tischler in der Werkstatt das Sägenbrett klingt, gibt es einen „Sarg."

c) Gegen Zahnschmerzen die Nägel abschneiden, jeden Morgen erst die Hände abtrocknen, dann erst das Gesicht.

Neupert-Spandau.

Digitized by Google

Die Trappe (Otis tarda) als Heimatvogel. Seedorf bei Lenzen a. Elbe, den 20. August 1904. Zu Brandenburgia, Juli, No. 4. XIII. Jahrgang Seite 149; „Trappe."

Die Heimatsberechtigung der Trappe kann ich durch folgende Mitteilungen bestätigen:

a) Im Herbst 1851 nahmen mich im Dorfe Blankensee nahe Potsdam die Herren Pastor Schuhmacher und Inspektor Winkler öfters mit auf die Jagd, ihnen kleine Pickereien zu tragen. Da gab es namentlich bei „Schäferei Breite", einem Vorwerke nahe Dorf Stücken, Trappen zu sehen. Die Jäger schlichen sich in weiße Schafpelze gehüllt, an das sehr scheue Wild heran. b) Im Jahre 1868, Dezember, fand der Kaufmann Krüger in Kriescht, Kreis Oststernberg, nahe dem „Mauskower Burgwall" auf der Jagd eine schwer verwundete Trappe, die als Jagdbeute erst eine Woche lang in die Erde gegraben, dann als herrlicher Braten verspeist wurde. c) Nahe Neuzelle trafen unserer mehrere spazierengehende Seminarkandidaten zur Pfingstzeit 1865 Trappen. d) Die letzten Trappen sah ich im Juni 1886 während einer Fahrt bei Dorf Pröttlin, Kreis Westprignitz. E. Handtmann.

Am 2. Oktober 1904 bemerkten wir auf der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums zwischen Treuenbrietzen und Frohnsdorf verschiedene Trappen, die uns als harmlose Naturforscher nahe herankommen ließen. E. Friedel.

Einige volkstümliche Ausdrücke aus dem Westhavelland:

1) Von jemand, der übermäßig viel ißt, sagt man:

„Er frißt sich einen Fiek an den Bauch."

Nach Campe (Wörterbuch der deutschen Sprache, Braunschweig 1808), ist „der Fiek" a) „eine lange dünne Made", die sich in Schellfischen und andern Seefischen findet, (Fadenwurm), b) der Wurm, welcher aus dem Ei des Bissewurmes entsteht, c) „eine Art von Geschwür". So heißt im N. D. der Wurm am Finger der Fiek. Ferner gibt Campe an: die Fiekbeule, eine Beule, welche der Fiek verursacht.

2) **Bohlenstein oder Bohlitz.** In Rathenower Mauersteinen kommen zuweilen kleine Knollen eines leicht abfärbenden rotbraunen Stoffes vor, dessen chemische Zusamensetzung mir ebenso wenig bekant ist wie die wissenschaftliche Bezeichnung derselben. Wir Jungen benutzten diese Knollen zum Schreiben und Malen (d. h. Beschmieren von Wänden und Zäunen) und nannten den Stoff „Bohlenstein und Bohlitz." Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsende, haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

8. (3. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. September 1906, abends 7½ Uhr im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XCIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder und Freunde desselben zum Beginn des Winterhalbjahres.

II. In Dresden hat die Versammlung für Volkskunst und Volkskunde vom 7. bis 9. dieses Monats unter großer Teilnahme auch von Mitgliedern der Brandenburgia getagt.

III. Zur 7. Tagung für Denkmalpflege und Denkmalschutz in Braunschweig liegt für den 28. und 27. dieses Monats eine Einladung vor, der Folge zu leisten gebeten wird.

IV. Berliner Waldschutz-Verein. Auf diesen neu begründeten Verein wird unsere Brandenburgia durch seinen Schriftführer Herrn Dr. Ludwig Jablonski, Kronprinzenufer 2, den wir heut als Gast begrüßen, aufmerksam gemacht. Der Verein gründete sich am 25. Mai dieses Jahres unter Vorsitz des Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. Ewald und des Oberst a. D. Galli zum Schutz, insbesondere zur Reinhaltung der Wälder um Berlin. Die Nützlichkeit dieser Unternehmung wird behördlich anerkannt, unter andern hat der Berliner Magistrat hierfür 100 Mark bewilligt. Die Umgebung des Bahnhofes Grunewald, eine der schlimmsten Stellen, auf 1250 m Länge und 250 m Breite zu säubern, war die erste Tat des Vereins. Wir begrüßen dem Verein herzlich und wünschen ihm als Heimatfreunde besten Erfolg. Der Jahresbeitrag ist nur 1 Mark, wir empfehlen der nützlichen Vereinigung beizutreten.

V. Menschliche Waldfeinde. Auf dem Brandenburgischen Städtetag bewegte sich (Zeitungsnachrichten zufolge) am 25. dieses Monats folgende Diskussion über Vorschläge der Herren Justizrat Dr. Baumert—Spandau und Stadtforstrat Wilski—Frankfurt a. O., betreffs Ausnutzung der städtischen Wälder für gemeindliche Zwecke, Bauten, Konzert-, Sport- und Erholungsplätze. Herr Baumert berichtete wie folgt.

Der Stadtwald ist mit der Stadt durch einen möglichst schattigen Weg, mindestens durch einen Fußsteig, der auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt ist, zu verbinden. Im Stadtwald ist mindestens ein

Digitized by Google

allgemeiner Fest und Spielplatz anzulegen, in der Nähe der Spielplätze Gastwirtschaften oder Erholungsstätten, die an geeignete Bewerber zu verpachten sind. Wasserflächen im Stadtwald sind durch geeignete Fußwege zugänglich zu machen um möglichst das Baden und Kahnfahren zu ermöglichen. Waldrestaurationen sind in der Mitte oder am Ende (nicht schon am Anfange!) des Waldes zu errichten; unter Umständen genügen auch bloße Unterkunftshütten. In der Nähe der Spielplätze sind an Bürger zu billigem Preise Waldflächen von 1—3a zu besonderem Aufenthalt zu vermieten. Wird der Wald der Bebauung erschlossen, so sollte damit möglichst in der Mitte begonnen werden, während man die Außenteile (Ränder) erhalten müßte. Zu bevorzugen ist landhausmäßige Bebauung und diese durch Eintragung in das Grundbuch zugunsten der Stadt sicher zu stellen. In der Nähe der Spielplätze und Restaurationen ist der Hochwald durch Plänterwirtschaft zu erhalten. Zu diesen Wünschen nahm als praktischer Forstmann Stadtforstrat Wilski-Frankfurt a. O. Stellung. Er erkannte das Bedürfnis des Publikums auf Erholung an, führte aber alle die bekannten Unerzogenheiten des Publikums als Schwierigkeit für die Forstverwaltung an, die Wälder zu öffnen. In einer alten Schrift habe er einst gelesen: „Das schädlichste Insekt ist der Berliner“ (Große Heiterkeit.) Es müßte freilich zugegeben werden, daß das Pnblikum aus Unkenntnis sündige, aber die Erfahrung zeige doch, daß auch nicht selten Übermut und Rohheit im Spiele seien. Stadtforstrat Wilski machte dann auch seinerseits Vorschläge zur Erschließung der Wälder, sich dabei in manchen Punkten mit dem ersten Berichterstatter berührend. Er empfahl auch die neuerdings auftretenden Waldschutzvereine zu unterstützen. Jedenfalls müssen die Wälder den Städten auch als Finanzquelle erhalten bleiben. — Ein Beschluss wurde in dieser Frage nicht gefaßt.

Immer vorausgesetzt, daß in der Wiedergabe des Sitzungsberichts keine Irrtümer vorgekommen, müssen wir die gefallene Äußerung des Stadtforstrats als eine höchst bedauerliche, schiefe und deplazierte erklären. Gespannt wären wir, den Titel der „alten Schrift“ zu hören, wir müssen uns dieserhalb noch besonders unser Urteil vorbehalten. Daß die Städter im allgemeinen, da sie in den Wäldern das größte Kontingent der Besucher liefern, auch solche Menschen unter sich begreifen, welche die Forst schädigen, namentlich durch Scheuchen des Wildes, mag zugegeben werden, aber es ist durchaus unrichtig, in dieser Hinsicht die Berliner besonders zu denunzieren. Gerade von Berlin aus gehen die Schutzbestrebungen für den heimatlichen Wald aus. Unsere heutige Mitteilung unter IV ist ein Beweis dafür; wer die Mitteilungen der Brandenburgia und die des Bundes-Heimatschutzes liest, an die Bestrebungen von Rudorff, Robert Mielke und vieler anderer Berliner zum Schutz unserer heimatlichen Natur denkt, der muß den

Digitized by Google

von uns angegriffenen Ausdruck eines Forstmanns als ungerecht und häßlich empfinden.

Wenn dieser Herr mich fragte, wen ich — symbolisch und travestierend gesprochen — für das schädlichste Wald-Insekt halte, so würde ich auf Grund einer vieljährigen Erfahrung als Forstrichter und als Naturkenner und als Heimatsfreund sagen: den Förster. Der Förster mag ja für seine spezielle Forst seine Schuldigkeit nach den herkömmlichen Anschauungen der Forstwissenschaft und nach seinen Dienstvorschriften erfüllen, aber Wald und Forst sind himmelweit verschiedene Dinge und von dem möglichst (unberührt) dem Volk zu erhaltenden deutschen Walde wollen die meisten Forstleute nichts wissen. Sie treiben erbarmungslos ganze große alte Waldbestände ab, sie sind Feinde der prächtigen Solitärbäume, weil sie nichts einbringen, sie verwüsten mit ihren Forstkulturen den heimischen Waldboden, wie dies unser Mitglied Conwentz schon längst nachgewiesen, und rotten damit gleichzeitig die heimische Wald-Flora und zum Teil auch Fauna systematisch der Art aus, daß Waldschonreviere dem Forstmann gewissermaßen zum Trotze errichtet werden müssen, um dem deutschen Volke eine Ahnung vom deutschen Walde zu erhalten.

Bei ihrem vandalischen Vorgehen gegen den Wald pflegen sich die Forstbeamten darauf zu stützen, und damit auszureden, daß sie angewiesen seien, aus dem Forst den größtmöglichen Ertrag herauszuschlagen. Kurzum es sind wie beim Verwüsten der alten Denkmäler, der Burgwälle, der Hünengräber, der mittelalterlichen Burgen, der alten städtischen erhaltungswürdigen Bauten lediglich die leidigen Finanzspekulationen, welche die überkommene Natur und Kultur oft in ihren interessantesten und erhaltungswürdigsten Denkwörtern, schonungslos zu vernichten drohen.

VI. Gesetzentwurf gegen die Verunstaltung von Straßen und Plätzen in geschlossenen Ortschaften. Der von mir bereits in früherer Sitzung skizzierte dem Preußischen Herrenhause am 24. März dieses Jahres vorgelegte Entwurf lautet § 1: Für eine geschlossene Ortschaft kann durch Ortsstatut festgesetzt werden, daß Bauausführungen, welche die Strassen und Plätze verunstalten, nicht vorgenommen werden dürfen. Insbesondere können an Straßen und Plätzen von hervorragend geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung Bauten und bauliche Veränderungen verboten werden, sofern durch sie die Eigenart des Straßenbildes beeinträchtigt werden würde. Durch die auf Grund des Ortsstatuts aufgegebenen Änderungen des Bauentwurfs dürfen die Kosten der Ausführung nicht wesentlich vermehrt werden. § 2: Bei der Aufstellung des Entwurfes für das Ortsstatut hat der Gemeindevorstand Sachverständige zu hören. Das Ortsstatut bedarf der Bestätigung des Bezirksausschusses. Für die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Schöne-

Digitized by Google

berg und Rixdorf liegt die Bestätigung des Statutes den zuständigen Ministern ob. Nach erfolgter Bestätigung ist das Statut in ortsüblicher Art bekannt zu machen. § 3: Polizeiliche Verfügungen, durch die die Bauerlaubnis auf Grund der nach diesem Gesetz ergangenen ortsstatutarischen Vorschritten versagt wird, sind nach Anhörung des Gemeindevorstandes zu erlassen. Dieser hat zunächst das Gutachten einer besonderen Gemeindekommission anzuhören, über deren Zusammensetzung, insbesondere auch hinsichtlich der Beteiligung von Sachverständigen das Nähere in dem Ortsstatut zu bestimmen ist.

Wir werden der wichtigen heimatkundlichen Angelegenheit unsere besondere Obacht widmen.

VII. Denkmalszerstörungswut. Zu den schönsten Punkten im Potsdams Umkreis gehören die Ravensberge mit dem unheimlichen Teufelssee, der vor ein paar Jahren infolge eines unter grauenhaften Umständen dort verübten Mordes viel von sich reden machte. Von hier aus gelangt man teils auf schattigem Waldwege, teils am Waldsaum entlang, rechts die ausgedehnten Berkholzer Wiesen neben sich, zu einem überaus freundlichen und idyllischen Ruhepunkt, der „Quelle“, oder, wie sie vor Jahren noch mit Berechtigung hieß, dem „Engelsbrunnen.“ Der silberne Ton des sprudelnden Wässerchens stimmt ganz zu der erquickenden Ruhe des lauschigen Plätzchens; man fühlt sich losgelöst von allem Kleinlichen. Friedrich Wilhelm IV. weilte oft und gerne hier. Er ließ die Quelle einfassen, mit einer Nische versehen und in diese hinein eine Sandsteinfigur stellen, eine Engelsfigur, wonach die Stelle auch Engelsbrunnen genannt wurde. Es muß aber Menschen geben, denen etwas Reines, Unentweihtes ein Greuel ist, und solche waren es wohl, die im Frühling dieses Jahres roh und pietätlos den Ort geschändet und die Engelsfigur herabgestürzt haben. Ist es den Bubenhänden aber auch gelungen, das kleine Kunstwerk aus Menschenhand zu vernichten: das größere aus der Hand der Natur ist geblieben. Auch in der geschändeten Form übt der Ort noch seinen wundersamen Zauber aus, und wer seine Wanderung bis dorthin ausdehnen will, wird sich reich belohnt sehen.

VIII. Zur Gefährdung der Naturdenkmäler in der Mark. Unter diesem Titel teilt Herr A. Arndt—Angermünde in den Monats-Blättern des Touristenklub für die Mark Brandenburg vom 1. Juli 1906 sehr interessante, zum Teil gegen die Forstkulturen gerichtete beherzigungswerte Angaben mit, welche wir dem Herrn Stadtforstrat in Frankfurt a. O. zur Lektüre hiermit bestens empfehlen. Freilich gerade die Touristenklubs sind manchem Forstmann ein Dorn im Auge.

IX. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. No. 1—8. August 1906, die Bundesjahresversammlung findet am 1. und 2. Oktober d. J. in München statt. Wir bitten um rege Beteiligung, Darin befindet sich ein Artikel „Hans Thoma und die Pflege des

Waldes", auch diese Mitteilungen empfehlen wir den waldverwüstenden Herren Forstbeamten zum Studium und Nachdenken.

X. Die Gefährdung unserer Tierwelt. Vortrag gehalten auf dem vierten Niedersachsentage am 6. Oktober 1905 zu Hannover von Herrman Töns, Hannover (Sonderbeilagen zu den Mitteilungen der Bundes-Heimatschutz). Beherzigenswerte Worte, deren Nachachtung dringend zu wünschen ist. Wollten wir die Tonart des Herrn Stadtforstrats (No. V dieser Mitteilung) nachahmen, so würden wir, natürlich mit Übertreibung, etwa sagen können: Das gefährlichste Raubtier gegenüber unserer heimatlichen Säugetier- und Vogelwelt ist der Förster und der Jäger.

XI. Das Programm der 78. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, September 1906 in Stuttgart wird wegen seiner mancherlei Beziehungen zur Heimatkunde vorgelegt.

XII. Etwas extravagant, selbst vom englischen Standpunkt, klingt folgende Nachricht über Schmetterlingspflege aus London von der Mitte vorigen Monats her.

„Die Engländer sind auf einen reizenden und poetischen Gedanken verfallen. Sie siedelten in den Londoner Parks viele Dutzende buntfarbiger, schillernder Schmetterlinge an, die das Entzücken der Besucher dieser grünen Plätze hervorrufen. Es war ein Versuch, und er ist herrlich geglückt. Man hat ihn daher erneuert, aber auf weiteren Flächen. Zu diesem Zweck hat man vor einiger Zeit bei Scarnborough eine kleine Farm geschaffen, wo man alle Arten von Schmetterlingen, von den Wiesenfaltern bis zu den Prachtexemplaren der Tropen, züchtet. Gegenwärtig befinden sich 20 000 Schmetterlinge auf der Farm, die auf alle Parks der großen Stadt verteilt werden. Außerdem werden 40 000 Puppen in Reserve gehalten, die im Notfall die Lücken vervollständigen müssen. So flattern über den Häuptern der Einwohner Londons Schmetterlinge jeder Größe und Spielart, die die Bäume ihrer öffentlichen Anlagen bevölkern."

Diese Übertreibung dürften Gartenkünstler und Forstwirte vielleicht nicht ohne gegründete Besorgnis, daß auch Schädlinge auf diese Weise künstlich verbreitet werden, vernehmen. Auch der Tierquälerei möchte, wenn auch gänzlich unbeabsichtigt, Vorschub geleistet werden.

XIII. Denkmalpflege in England. Unter diesem Titel bespricht unser Mitglied Herr Robert Mielke in der vorgelegten No. 6 der „Denkmalpflege" die Schutzmaßregeln, welche in dem Inselreich zur Erhaltung der kulturgeschichtlichen Denkmäler oder wenigstens ihrer Erinnerung getroffen worden, So werden z. B. an denkwürdigen Häusern Londons Tafeln angebracht und Beschreibungen dazu mit der Lokalgeschichte, die für 1 Penny zu haben sind. Nachahmenswert unter andern auch für Berlin.

Digitized by Google

XIV. Ein mecklenburgisches Fritz Reuter-Museum. Der Gedanke, dem Dichter Fritz Reuter in seiner Heimat ein Denkmal in der Weise zu errichten, daß in einem Reuter-Museum alles auf ihn Bezügliche vollzählig zusammengetragen werden solle, gewinnt an Gestalt. Der Reuterforscher Professor Gaedertz in Greifswald hat die Ausführung dadurch auf den rechten Weg gebracht, daß er sich bereit erklärte, die Andenken an den Dichter, Bücher, Bilder usw., die er in mühsamem Sammeln erworben, für ein Reuter-Museum in Mecklenburg herzugeben. Es soll dann auch der Versuch gemacht werden, das in Eisenach in recht prekärer Lage befindliche Reuter-Museum von dort fortzuschaffen und mit dem mecklenburgischen Museum zu vereinigen. Es dürfte dann auch wohl gelingen, jene Manuskripte des Dichters, die dem Goethe- und Schiller-Archiv einverleibt sind, für das ihm gewidmete Museum zu gewinnen. Das Unternehmen hat um so mehr Aussicht auf Erfolg, als für die Ausführung gewichtige Förderer gewonnen sind, so unter andern der Reichskanzler Fürst Bülow, der sich erinnerte, daß der ehemalige Kommandant von Dömitz, dem Reuter in seiner „Festungstid“ ein so schönes Denkmal gesetzt hat, ein entfernter Verwandter Bülows ist. Der Reichskanzler soll auch eine staatliche Unterstützung des Unternehmens nicht für ausgeschlossen erklärt haben.

XV. Die Eröffnung des Finkenwärder Museums fand, wie wir in den „Hamburger Nachrichten“ lesen, am Himmelfahrtstag durch den Vorsitzenden der Gesellschaft Herrn F. Beckmann statt. Unter seiner Führung traten die erschienenen Mitglieder und Freunde (von denen einige gleich die Mitgliedschaft erwarben) einen Rundgang durch die Sammlung an, die sich in ihrem neuen Heim bedeutend vorteilhafter ausnimmt als in dem alten. Ganz neu ist die alte Finkenwärder Stube, der „Dönß“. Mit großem Fleiß, viel Sachkenntnis und feinsinniger Pietät ist hier ein Stück aus alter Zeit geschaffen. In dem kleinen, gemütlichen Raume ist alles bis auf unbedeutende Kleinigkeiten „echt“. Die geschnitzte, mit Kissen belegte „Ruhebank“ stammt laut Inschrift aus dem Jahre 1798, die eigenartig steifen Holzstühle von 1799 und 1835, eine alte Wiege weist die Jahreszahl 1797 auf, in der einen Wand sind „Kabuze“ und „Bettschapp“ angebracht, und „Fenster-“ und „Teeschapp“ sind mit geblümten, vergoldeten oder versilberten Tassen, Schüsseln usw. gefüllt. Da die alten Bleifenster nicht zum Öffnen eingerichtet sind, befindet sich in der von Balken getragenen hölzernen Decke ein „Schuflock“, das damals die Ventilation, nach unseren Begriffen allerdings sehr mangelhaft, besorgte. Über dem alten Tisch befindet sich der zum Drehen und Spielen eingerichtete Messingkrüsel, der, mit Öl gefüllt und dem Mark der Binse in den vier Ecken (anstatt des Dochts), ein mildes, für den niedlichen Raum genügendes Licht verbreitete. Auf dem Tisch liegt die 200 Jahre alte Postille, („Utleggen-

Digitized by Google

bank"), von dessen fleißiger Benutzung durch unsere Altvordern die im Buch liegende große Hornbrille Zeugnis ablegt. Lichtputzschere und Feuerkieke, ein Ständer für die Kalkpfeifen mit dem Tabackkasten verbunden u. a. m. vervollständigen das Inventar der „Dönß". Von den übrigen Teilen des Museums sind das von J. M. Wichhorst gestiftete Gedenkbuch für die gebliebenen Fischer, dann alte Kleidungsstücke, Hauben, Bücher, Haus-, Bürger- und Schutzbriefe, alte in der Elbe gefundene Waffen, Modelle alter Fahrzeuge, das Zschiegnersche Modell einer alten Finkenwärder Kathe usw. zu nennen. Hervorheben müssen wir ein paar Stelzen, die wegen der oft grundlosen Wege im Innern der Inseln bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Finkenwärder sehr viel benutzt wurden. Alles in allem macht das Museum einen erfreulichen Eindruck; noch ist es in den Anfängen, und man muß bei seiner Beurteilung berücksichtigen, daß es nur wenige Männer waren, die mit großem Eifer und geringen Mitteln das Erreichte zustande gebracht haben. Antiqu. Zeitschrift 1. 6. 1906.

XVI. Der Verein für die Erbauung eines pfälzischen Museums in Speyer zur würdigen Aufstellung der überaus reichen und interessanten Sammlungen, namentlich aus römischer Zeit, hat im Juni dieses Jahres seine gut besuchte Generalversammlung abgehalten, in der einstimmig beschlossen wurde, mit dem Bau im Jahre 1907 zu beginnen. Der Plan ist von dem Erbauer des bayerischen Nationalmuseums in München, Professor Gabriel von Seidl. Die Bausumme ist auf 585 000 Mark veranschlagt, der zuzüglich eines in sicherer Aussicht stehenden Staatszuschusses von Mark 100 000, bis Ende 1906 ein Vereinsvermögen von 500 000 Mark gegenübersteht.

XVII. Vorlage zur Beschlußfassung —, betreffend die Herstellung eines Berichts über die Berliner Gemeinde-Verwaltung für die Etatsjahre 1901 bis 1905. Wie wir bereits in unserer Vorlage an die Stadtverordneten-Versammlung vom 2. September 1902 (J.-No. 104 V. B. VII 02) darlegten, ist es unsere Absicht, neben den jährlichen Berichten über die Berliner Gemeinde-Verwaltung auch die Berichte für längere, möglichst 5jährige Zeitabschnitte beizubehalten.

Wir haben infolgedessen beschlossen, im Anschluß an den zuletzt erschienenen derartigen Bericht, der die Jahre 1895 bis 1900 umfaßte, demnächst einen Bericht über die Etatsjahre 1901 bis 1905 einschließlich herauszugeben, der nach Form, Inhalt und Ausstattung den vorhergegangenen Berichten gleichen soll.

Die Herstellungskosten für die beiden letzterschienenen Berichte betrugen 22036 Mark bezw. 19410 Mark. Es dürfte sich empfehlen, wie bei den beiden letzten Berichten, die Summe von 22000 Mark zur Verfügung zu stellen, da zur Zeit selbstverständlich weder Inhalt noch

Digitized by Google

Umfang des Werkes feststehen und einen verläßlichen Voranschlag gestatten.

Die Stadtverordneten-Versammlung ersuchen wir zu beschließen:

Die Versammlung erklärt sich mit der Herstellung eines Berichts über die Berliner Gemeinde-Verwaltung für die Etatsjahre 1901 bis 1905 einverstanden und genehmigt die Einstellung der voraussichtlich entstehenden Kosten in Höhe von 22000 Mark in den Etat für das Jahr 1907.

Berlin, den 13. Juni 1906.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.

Die Stadtverordneten-Versammlung hat sich hiermit einverstanden erklärt und der Magistrat die Redaktion dieser wichtigen heimatkundlichen Geschichtsquelle dem I. Vorsitzenden der Brandenburgia, welcher bereits den letzten fünfjährigen Verwaltungsbericht der Stadt Berlin druckfertig legte, übertragen.

XVIII. Bericht der städtischen Kunstdeputation des Magistrats von Berlin für das Verwaltungsjahr 1905. Wir entnahmen hieraus als kulturgeschichtlich von Interesse die Nummern 3 bis 6.

3. Plakette für Stadtälteste an Stelle der bisher üblichen Diplome. Die Deputation genehmigte in ihrer Sitzung vom 1 Juli das vom Bildhauer Lederer gefertigte Modell und wählte zugleich für die Vorderseite der Plakette die Inschrift: „In Treue bewährt, in Treue verehrt.“

Mit der Verkleinerung des Modells auf die festgesetzte Plakettengröße wurde die Aktiengesellschaft vormals H. Gladenbeck & Sohn in Friedrichshagen betraut.

Im März 1906 erfolgte nach diesem Metallmodell die Herstellung der ersten Stadtältestenplakette, und zwar für den früheren Kämmerer, Geheimen Regierungsrat Maaß.

4. Abzeichen für städtische Schwestern. Die Deputation genehmigte in ihrer Sitzung vom 1. Juli 1905 das von dem Bildhauer Starck getertigte Modell für das Abzeichen und überwies es der Deputation für die städtischen Krankenanstalten etc. zur weiteren Veranlassung.

5. Die Ausschmückung des Einganges zum Friedrichshain. Die endgültigen Ausführungszeichnungen und der dazu gehörige Kostenanschlag wurden in der Sitzung vom 16. Dezember 1905 vom Stadtbaurat vorgelegt und fanden die Zustimmung der Deputation. Im Anschluß hieran beschloß diese, die Bildhauer Josef Rauch, Professor Ignatius Taschner und Professor Georg Wrba mit der Herstellung der Modelle für die ornamentalen und figürlichen Teile der Brunnenanlage

Digitized by Google

zu betrauen. Inzwischen, kurz nach Schluß des Berichtsjahres, ist ein Schablonenteilmodell mit naturgroßen Zeichnungen zwecks Prüfung der Größenverhältnisse an Ort und Stelle aufgebaut und unter Hinzuziehung der zu beteiligenden Bildhauer von der Deputation gutgeheißen worden.

6. Des weiteren beschloß die Deputation in ihren Sitzungen:

a) das von dem Bildhauer Petri der Stadtgemeinde überlassene Modell seines Werkes „Am Meeresgrund“ in Bronzeguß ausführen zu lassen und die Parkdeputationen um Angabe eines geeigneten Aufstellungsortes zu ersuchen;
b) die in der großen Berliner Kunstausstellung 1905 befindliche Sammlung von 43 Aquarellen des Malers Professor Julius Jacob — das alte Berlin betreffend — anzukaufen und nach Anhörung des Kuratoriums des Märkischen Museums diesem Museum zu überweisen;
c) eine Sammlung von Tuschzeichnungen — Bilder aus dem altberlinischen Straßenleben darstellend — anzukaufen und sie wie vor dem Märkischen Museum zu überweisen;
d) den städtischen Behörden die Annahme des Vermächtnisses des Professors Carl Breitbach, bestehend in 4 Aquarellen, zu empfehlen.

XIX. Karl von Zimmermann: Über Museen und Sammlungen im Allgemeinen und das Leipaer-Museum im Besonderen. Sonderabdruck aus der Mitteilung des Nordböhmischen Exkursions-Klubs XIX Band Seite 183—190 Leipa, 1906.

Verbreitet sich, wie Sie ersehen wollen, über die kleinen und kleinsten Museen, im ganzen im Sinne der von u. M. Robert Mielke vertretenen Anschauungen. Von den naturgeschichtlichen Gegenständen, die wir bei Heimatsmuseen niemals übersehen sollten, wird leider nicht gesagt. Vom deutsch-nationalen Standpunkt ist die Bildung der nordböhmischen Museen im deutschen Sprachgebiet sicherlich reichsdeutscherseits nur willkommen zu heißen.

XX. Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz für das Rechnungsjahr 1905/1906. Höchst erfreulicher Zuwachs in fast allen Abteilungen wird unsererseits gern begrüßt.

XXI. Aus der Satzung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung beschlossen in der Vertreter-Versammlung zu Münster i. W. am 26. April 1905 teile ich auf Wunsch Einiges mit.

I. Zweck.

1. Der Nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung wird gebildet durch wissenschaftliche Vereine und Institute zum Zweck der Förderung und Zusammenfassung der Forschungen über die älteste

Digitized by Google

Kultur und Geschichte Nordwest-Deutschlands, wie es sich in den Römerkriegen sowie bei der sächsischen und fränkischen Eroberung als einheitliches Gebiet darstellt.

2. Er sucht diesen Zweck, ohne die selbständige Tätigkeit seiner Mitglieder zu beeinträchtigen, zu erreichen durch regelmäßigen Austausch der von ihnen gewonnenen Erfahrungen und Ergebnisse. Er wird zu dem Ende ferner enge Fühlung zu halten suchen mit der Römisch-Germanischen Kommission, dem Verbande west- und süddeutscher Vereine für Römisch-Germanische Altertumsforschung und dem Gesamtverbande der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine.

II. Organisation.

3. Von den Mitgliedern des Verbandes zahlen Vereine, die

bis 100	Mitglieder	haben,	5	Mk.	Jahresbeitrag
101—300	„	„	10	„	„
301—500	„	„	15	„	„
über 500	„	„	20	„	„

Die ihm angehörenden Institute (Museen, Bibliotheken etc.) zahlen ohne Unterschied 10 Mark Beitrag. Jedes Mitglied des Verbandes hat eine Stimme.

4. Das Geschäftsjahr beginnt am 1. April.

5. Organe des Verbandes sind:

1. Der Verbandstag.
2. Die Vertreterversammluug.
3. Der Vorstand.

III. Der Verbandstag.

6. Für den Verbandstag haben alle Mitglieder der dem Verbande angehörenden Vereine und Institute Zutritt und Stimme. Sie können Gäste einführen, denen auch das Wort in der Besprechung zusteht.

7. Die Verbandstage finden in der Regel alljährlich an wechselnden Orten statt. Sie werden von einem Ortsausschuss im Einvernehmen mit dem Verbandsvorstande vorbereitet. Auf ihnen wird berichtet über Verbandsangelegenheiten, es werden wissenschaftliche Vorträge gehalten, ev. auch Resolutionen gefaßt und nach Möglichkeit Besichtigungen vorgenommen.

IV. Die Vertreter-Versammlung.

8. Die Vertreter-Versammlung besteht aus den Vertretern der im Verbande zusammengeschlossenen Vereine und Institute. Die Vorstandsmitglieder haben neben den Stimmen der Vereine, welchen sie angehören, keine besondere Stimme.

Digitized by Google

9. Die Vertreter-Versammlung tritt mindestens einmal im Jahre während des Verbandstages zusammen. Ausserordentliche Vertreter-Versammlungen werden in dringenden Fällen vom Vorstande berufen; er muß sie berufen, mit Angabe des Grundes und Zweckes, wenn mindestens 5 Vereine es verlangen.

10. Die Vertreter-Versammlung wählt den Vorsitzenden des Vorstandes und 8 Beisitzer, möglichst aus den Hauptteilen des Verbandsgebietes. Zwei Beisitzer bilden mit dem Vorsitzenden einen engeren Ausschuss zur Führung der laufenden Geschäfte und sollen ihm möglichst nahe wohnen.

11. Die Vertreter-Versammlung wählt den Ort des nächsten Verbandstages. Sie nimmt den Geschäfts- und wissenschaftlichen Bericht sowie die Rechnungsablage des Vorstands entgegen und erteilt diesem Entlastung. Sie beschließt über die beim Vorstande gestellten Anträge, bezw. die vom Vorstande vorläufig getroffenen Anordnungen.

12. Sie entscheidet mit einfacher Stimmenmehrheit der vertretenen Vereine und Institute. Ein Vertreter kann nicht mehr als 3 derselben vertreten. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Für Satzungsänderungen ist eine $^2/_3$-Mehrheit erforderlich.

XXII. Von der Jubelfeier des 450jährigen Bestehens der Universität Greifswald am 2. August dieses Jahres haben wir mit Freude und Interesse Kenntnis genommen. Liegt doch uns Märkern nächst dem geliebten Brandenburg, vermöge der geschichtlichen Entwickelung der Beziehungen, keine Provinz so am Herzen wie das gesegnete Pommerland. Eine große Anzahl von Mitgliedern unserer Brandenburgia haben bei der Alma Mater am Ryck studiert. Herrn Geheimen Rat Professor Dr. Credner in Greifswald, einen der berufensten Heimatforscher, zählen wir mit Stolz zu unseren Ehrenmitgliedern. Viele unserer Mitglieder, Damen wie Herren besuchen Rügen und den pommerschen Strand alljährlich zur Erholung, verschiedene auch, darunter Schreiber dieser Zeilen, alljährlich zu heimatkundlichen Studienzwecken.

Wir wünschen aus vollem Herzen der ehrwürdigen Hochschule auch fernerhin Blühen, Wachsen und Gedeihen.

Bedauernd will ich hier beifügen, daß eins der geschätztesten Mitglieder der akademischen Körperschaft Herr Prof. Dr. Wilhelm Deecke, von dessen heimatkundlichen Arbeiten die Brandenburgia stets mit großem Interesse Kenntnis genommen hat, leider von Greifswald nach der Universität Freiburg i. Br. entführt worden ist, für die Heimatkunde unsers Nachbargebiets bedauerlich. Als Nachfolger Deecke's ist Professor Dr. Otto Jaekel von hier gewählt worden, den die Brandenburgia unter andern als Entdecker der diluvialen uneigentlichen Eolithe von Freyenstein, West-Prignitz, hochschätzt.

Digitized by Google

XXIII. Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hat ihre diesmalige in jeder Beziehung reich ausgestaltete Hauptversammlnng zu Lübbenau am 6. Juni abgehalten. Bei der uns nahe befreundeten Gesellschaft ist das Märk. Prov.-Museum und die Brandenburgia vertreten gewesen.

Persönliches.

XXIV. Unsere Mitglieder I. Schriftwart Oberlehrer Dr. Eduard Zache und Oberlehrer Dr. Schulze-Veltrup haben den Charakter als Professoren und Räte der IV. Rangklasse erhalten.

XXV. Unserm Vorstandsmitgliede Dr. med. Carl Bolle hat eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses unter meiner Führung am 11. Juli dieses Jahres zum 60jährigen Doktor-Jubiläum gratuliert. Der geehrte Jubilär erfreut sich Gott lob! noch regster körperlicher wie geistiger Frische.

XXVI. Unser verehrtes Ehrenmitglied Dr. Julius Rodenberg, einer der Veteranen unserer engern Heimatskunde, dankt herzlichst für die Glückwünsche der Brandenburgia zu seinem am 26. Juni d. J. gefeierten 75. Geburtstag. Der Magistrat von Berlin hat schon vor einiger Zeit, auf meinen Vorschlag, im nordöstlichen Dichterviertel Berlins eine „Rodenberg-Strasse“ zu Ehren des Schriftstellers und Bürgers benannt, was Allerhöchsterseits gern genehmigt worden ist.

XXVII. U. M. Dr. phil. Paul Hermann, welcher auf 3 Jahr als Landesgeolog nach Windhuk in Südwestafrika berufen ist, dabei aber der Brandenburgia treu bleibt, hat von der Reise mehrere Grußkarten entsendet. Ich lasse dieselben kursieren; wir wünschen herzlich, daß unserm geschätzten Mitgliede die Arbeits- und Forschungszeit ohne Fährlichkeiten verlaufen und dass er mit Kenntnissen zum Wohl unsers fernen Koloniallandes bereichert gesund und befriedigt wieder heimkehren möge.

XXVIII. U. M. Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Robert Behla, den wir als bedeutenden und erfolgreichen brandenburgischen Heimatforscher zum korrespondierenden Mitgliede ernannt, dankt hierfür verbindlichst, datiert Stralsund, den 6. April 1906. Hoffentlich kehrt unser verehrter Freund zur märkischen Heimat in nicht zu langer Frist wieder zurück. In entsprechender Weise hat zu gleicher Ernennung unser korrespondierendes Mitglied Professor Dr. O. Tschirch in Brandenburg a. H. gedankt.

XXIX. U. M. Geheimer Kommerzienrat Richard Pintsch und Ingenieur Hermann Knauer sind nach Einzahlung von je 500 M Beitrag zu Gönner-Mitgliedern durch einstimmigen Beschluß der Versammlung berufen.

Digitized by Google

XXX. Der Vorstand des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg hat unter dem 7. Juni 1906 an mich, unterzeichnet von dem Vorsitzenden, unserm Ehrenmitgliede Herrn Professor Dr. Eugen Geinitz in Rostock, folgendes Schreiben gerichtet.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Der Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg hat sich die Ehre gegeben, Sie in Würdigung Ihrer hohen Verdienste um die heimatkundlichen Bestrebungen, insbesondere der Brandenburgia, zu seinem Ehrenmitgliede zu wählen.

Indem ich bitte, die Wahl freundlichst annehmen zu wollen, zeichne ich unter Ausdruck vorzüglichster Hochachtung

ganz ergebenst
Prof. Dr. E. Geinitz.

Weil hierin gleichzeitig eine Ehrung unserer Brandenburgia liegt, wollen Sie es mir nicht verübeln, wenn ich dies Schreiben zu Ihrer Kenntnis gebracht habe.

XXXI. Todesfälle. An Heimgegangenen beklagen wir die Mitglieder Kaufmann Carl Büttner und Stadtrat Oskar Heller, verstorben am 31. Mai bzw. 21. September d. J. 56 bzw. 62 Jahr alt. — Mitgeteilt sind uns ferner die Todesfälle des Geheimen Regierungsrats Dr. med. Albert Voss (20. Juli 1906, 69 Jahr alt), der als Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des hiesigen Museums für Völkerkunde und als prähistorischer Schriftsteller sich große Verdienste um unsere Heimatkunde erworben, und des Professor Dr. Hermann Obst, Gründers und langjährigen verdienten Direktors des Museums für Völkerkunde zu Leipzig (tot daselbst am 16. Mai v. J., 69 Jahr alt). In beiden Fällen betrauert die Brandenburgia den Verlust, den die Wissenschaft durch den Tod der beiden Forscher erlitten, aufrichtig. — Einen außerordentlichen tiefschmerzlichen Verlust hat die Volkskunde durch den am 16. Juni d. J. zu Giessen erfolgten Tod des Prof. extr. Dr. Adolf Strack erfahren, der am 1. Mai 1860 zu Darmstadt geboren war, erlitten. Verwiesen sei auf den Nachruf in den Mitteilungen des Verbandes der Vereine für Volkskunde 1906 Nr. 4 sowie auf die Besprechung in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16. Jahrg. 1006 S. 365.

XXXII. Jean Cabanis. Gedächtnisrede gehalten in der März-Sitzung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft von Hermann Schalow (Sonderabdruck aus: Journal für Ornithologie. Juli Heft 1906. — Unser als Vogelkundiger hoch geschätztes Mitglied überreicht ein mit J. Cabanis Bildnis geschmücktes Exemplar der Rede auf den am 8. März 1816 zu Berlin geborenen, zu Friedrichshagen bei Berlin am 21. Februar d. J. verstorbenen berühmten Ornithologen, dessen ich schon in früherer Sitzung anerkennend gedacht. Unserm Mitgliede Herrn Schalow verbindlichsten Dank für den mühevollen, warm empfundenen Nekrolog.

Digitized by Google

XXXIII. Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig. Auf Wunsch des geschäftsführenden Ausschusses lege ich die Satzungen des Vereins zur Begründung und Erhaltung dieser Zentralstelle nebst einigen neuerlichen hierauf bezüglichen Veröffentlichungen vor, im übrigen bezugnehmend auf das über denselben Verein in der Brandenburgia früher Mitgeteilte.

C. Naturkundliches.

XXXIV. Von den an Interessantem reichen, von uns stets gern entgegengenommenen Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke setze ich die Nummern bis September 1906 in Umlauf.

XXXV. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Ich lege Bericht Nr. VI vor. Die Redaktion ist, nachdem u. M. Direktor Dr. Otto Reinhardt wegen Überlastung dieselbe ablehnen musste, auf Herrn Professor Dr. Breslich übergegangen. Besonders lehrreich ist Professor Dr. Potoniés Vortrag: Die Steinkohle und die kohlenstoffhaltigen organogenen fossilen Produkte überhaupt. Es wird hierin auch unsere brandenburgische tertiäre Braunkohle und unser diluvialer wie alluvialer Torf berührt.

Exemplare dieses 6. Berichts stelle ich gern, auf Anfrage, zur Verfügung.

XXXVI. Hieran anschließend lege ich Dr. H. Potoniés interessante Mitteilung „Die Fichte als Moorbaum“ in der Naturwiss. Wochenschrift vom 16. Mai d. J. vor. In unseren nachbarlichen Mooren, z. B. im Grunewald, sind versunkene Kiefernstämme häufig, die Fichte (Picea exselsa), auch Rottanne genannt, fehlt hier.

XXXVII. Ebenso Geheimrat Dr. Wahnschaffes Artikel „Die Pfuhle und Sölle“, a. a. O. Seite 313. Diese Vertiefungen stehen geradezu jetzt wieder im Vordergrund eines geologisch-tektonischen Streits: sind sie Strudellöcher erzeugt durch das in der Eiszeit aus Gletscherspalten abgeflossene Wasser? oder sind sie durch das Schmelzen ungeheurer Eisblöcke entstanden, die als Geschiebe auf dem Felde lagen? Ist ihre kreisrunde Form nicht durch die Ackerkultur (Abpflügen) also von Menschenhand vielfältig bewirkt worden? Abwartende Stellung dürfte sich vorerst empfehlen.

XXXVIII. Zu den geologisch-tektonischen, einer befriedigenden Lösung harrenden Problemen gehören auch die schluchtenartigen ins Diluvium eingeschnittenen sogenannten „Rommel“ (auch „Rummel“ genannt) bei Niemegk, von denen ich Ihnen eine von u. M. Herrn Hermann Maurer gelegentlich der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach Treuenbrietzen und Niemegk am 1. Juli 1906 aufgenommene, auf den Eingang zur Neuendorfer Rommel bezügliche

Digitized by Google

Photographie vorlege. Nicht weit hiervon nach der Landstrasse zu, die auf Niemegk führt, befindet sich eine zweite Naturmerkwürdigkeit unserer Provinz Brandenburg, welche der Erhaltung und Schonung bedürftig ist. Ich meine die vom Volke also genannten Schollensteine. Es sind dies bislang in einer Länge von ca. 100 m und einer Dicke stellenweis von über 2 m festgestellte, felsharte Konkretionen, bestehend meist aus nordischen Geschieben und Geröllen, die dicht verkittet und alsdann verhärtet sind. Eine Photographie von Herrn H. Maurer zeigt Ihnen diese horizontal gelagerten diluvialen Gesteinsbildungen, welche zum Teil frei zu Tage liegen.

Ich hoffe durch die Güte unserer Treuenbrietzener Mitglieder reproduktionsfähige Abbildungen für die Mark Brandenburg zu erhalten.

Bemerkt sei noch, daß die vorgedachte Rommel auch wohl Garreyer Rommel heisst, weil Garrey näher liegt als Neuendorf. Die von mir besprochene Rommel gehört auch zur Gemarkung Neuendorf. Die eigentliche Garreyer Rommel erstreckt sich nordwestlich vom Dorf Garrey in fast südnördlicher Richtung ungefähr auf das Dorf Rädigke zu.

Noch eine Merkwürdigkeit, die viel Kopfzerbrechen gemacht hat, sind die schmalen — nur etwa 80 cm breiten — treppenartigen Abstufungen an den steilen Abhängen der Rommel. Nach den von mir in Gebirgsländern gemachten Erfahrungen rühren sie von weidenden Schafen her, es sind sog. Schafsteige oder Schaftreppen, die von selbst entstehen, weil die Schafe pedantisch genau immer denselben Steig beim Abweiden wählen. In Gebirgsländern z. B. in Steiermark, Tirol, der Schweiz werden dergleiche Steige auch von weidenden Ziegen (Ziegensteige) und in sehr ausgesprochener Weise von den Kühen (Kuhsteige) hergestellt, wie ich dies in den Alpenländern oftmals gesehen habe.

XXXIX. Wir können uns nicht versagen mit gütiger Erlaubnis des Verfassers, die Schilderung anzuschliessen, welche u. M. und Pflegschaftfahrtteilnehmer Herr August Foerster an der Hand der neueren geologischen Untersuchungen über die gedachten Rommel und die Schollensteine sowie die Erforschung des nachbarlichen Hohen Fläming im Reichsanzeiger vom 12. Juli d. J. gegeben hat. Er erzählt unsern Ausflug, wie nachstehend:

Von Niemegk führte der Weg zunächst durch das Gebiet jener Feinsande nach dessen äusserstem westlichen Ende, dem Rabenstein. Unterwegs hatte man Gelegenheit, an dem ausgezeichneten Stand der Feldfrüchte — Weizen, Gerste, Klee, Rüben, Mais — die grosse Fruchtbarkeit dieses Bodens, eine Folge von dessen wasserhaltender Kraft bei häufiger Unterlagerung durch Geschiebelehm und wohl auch von der im Frühjahr lange vorhaltenden Schneedecke sowie der gründlichen Befeuchtung und Ueberrieselung zu beobachten. Der Rabenstein überrascht durch die ungeahnte Grösse dieser einst mächtigen Bergfeste, ihren

Digitized by Google

imposanten Luginslandturm, durch den herrlichen, alten Laubwald, der die Burg umgiebt, und durch die umfassende Fernsicht nach Norden in die waldreiche märkische Ebene. Dieser anscheinend bisher ungenügend gewürdigte Punkt ist es wert, gleich dem ihn wenig überragenden Hagelberg bei Wiesenburg, Station an der Wetzlarer Bahn, fleissiger zum Ziel sonntäglicher Auflüge gewählt zu werden. Vom Rabenstein ging es in das sich als Hochfläche charakterisierende Gebiet des hohen Fläming, dessen hübsche, saubere Dörfer von dem guten Nährstande der Bewohner erzählen. Nur an Trinkwasser haben sie bei der Höhenlage ihrer Wohnplätze so wenig Ueberfluss, dass stellenweise der Dorfbrunnen unter Verschluss des Schulzen steht. Dem Mangel ist jetzt die Aufmerksamkeit der Behörden zugewandt. Es darf gehofft werden, ihm durch Tiefbohrung und von Windrädern getriebene Pumpen abzuhelfen. Vom Dorf Klein-Marzehne war nur ein kurzer Weg noch zu dem oberen Ende einer der interessantesten Rommeln des Fläming, der sogenannten Neuendorfer Rommel, neben der benachbarten Garreyer die bedeutendste. An steilem Uferrand hinabsteigend, sahen die Wanderer sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt. Oben rechts und links der Schlucht das anscheinend flache, in Wirklichkeit stetig nach Norden abfallende, mit allerhand Feldfrüchten wohlbestellte Gelände, unten ein trockenes, nur bei Schneeschmelze oder Wolkenbrüchen Wasser führendes Rinnsal als Sohle einer 6 bis 10 m breiten Schlucht, die eingerahmt ist von 10 bis 80 m hohen, gegen Norden sich verflachenden, ziemlich steilen Talwänden, und diese bedeckt mit Graswuchs und üppiger Erikavegetation, die im Spätsommer einen prächtigen Anblick gewähren muss, doch auch jetzt schon durch ihr dunkles, sattes Grün erfreute. Die Schlucht verfolgt nichts weniger als eine gerade Richtung, entspricht vielmehr in ihrer Schlängelung dem Lauf eines dereinst wahrscheinlich ansehnliche Wassermengen zu Tal führenden Gewässers, dass sich in der Urzeit hier eingegraben hat, und ist ausserdem nach beiden Seiten fiederartig verzweigt. Die oben erwähnten „Schollensteine“ finden sich in der Nähe des Nordendes der Rommel, nahe ihrem östlichen Rande und überraschen durch ihre Mächtigkeit. Bei näherer Untersuchung findet man sie dem „Nagelfluh“ genannten Konglomerat ähnlich, fest zusammengebacken aus Geschiebesand und nordischen Geschieben und im Laufe langer, wahrscheinlich schon dem Quaternär angehöriger Zeiten in einem Zementierungsprozeß entstanden durch Auswaschungen von Kalk und Ton aus den darüber liegenden Schichten. Es dürfte somit unanfechtbar sein, daß der Fläming die jüngsten Felsbildungen enthält, deren sich ein Gebirge im Binnenland rühmen kann. Von Interesse erwies sich schließlich noch die Untersuchung der Seitenwände; denn die Rommel gehören in einem Teil ihres Verlaufs dem Gebiet des Feinsandes an, der sich somit in einer bis zu 1 m starken Schicht

Digitized by Google

zu oberst findet, unterlagert durch geschichtete, sogenannte „Obersande“ und Grand, stellenweise abwechselnd mit 0,3—0,6 m mächtigem Geschiebelehm. Neuerdings ist übrigens die Anforstung der Talwände mit Kiefern an einigen Stellen mit bestem Erfolge versucht worden. — Auf der Rückkehr nach Niemegk und Treuenbrietzen konnten noch Beobachtungen über die leider recht argen Verwüstungen im Fläming durch den Hagelschlag vom 28. Juni, über die Wirkungen der ganz ungewöhnlich starken Raupenplage dieses Frühjahrs und jenseits des fruchtbaren Feinsandgebiets über die ausserordentliche Verschiedenheit angestellt werden, in der hier im Gebiet oder nahe dem Gebiet einer 36 km langen, sich von Dahme bis Drebkau erstreckenden Endmoräne die Diluvialschichten durcheinander gewürfelt sind und gute und schlechte Böden miteinander abwechseln.

Von ungewöhnlichem Interesse sind, wie oben bereits angedeutet, die Aufschlüsse, welche die Tiefbohrungen der letzten Jahre im besonderen für den Fläming bringen. Es erhellt daraus, daß während viel später erst, am Ausgang des mesozoischen Zeitalters, das heutige norddeutsche Tiefland aus der Meeresflut emporstieg, der Fläming bereits zu Ausgang der Trias- und bei Beginn der Juraperiode Festland war; denn es fehlten in den Bohrlöchern die jurassischen Schichten. In Festlandsgestalt verharrte der Fläming dann bis zum Ausgang des Eocäns, das die Alttertiärperiode einleitet und während dessen auch das ganze norddeutsche Tiefland Kontinent war. Mit dem Beginn des Oligocäns aber tauchte der Fläming allmählich ins Meer und verharrte darin, nach einer Periode der Sumpf- und Moorbildungen, während der ganzen Oligocänzeit, in welcher Epoche die Wasserbedeckung des norddeutschen Tieflandes am ausgedehntesten war. In dieser Zeit lagerten sich die Septarientone im Fläming ab, die hier überall teils in bedeutender Tiefe, teils zu Tage tretend gefunden werden. Dem Ausgang der Oligocänzeit gehören als Meeresablagerungen die Glimmersande an, die im Bohrloch bei Dahme in einer Mächtigkeit von 48 m gefunden worden sind. Am Ende des Oligocän hoben sich Fläming und sein Nachbargebiet wieder aus dem Meer heraus und bildeten ein sumpfiges, von Wasserlachen durchzogenes Festland, das in der nachfolgenden Miocänzeit der Boden für mächtige Braunkohlenablagerungen wurde. Wenn solche am Südabhange des Fläming flacher liegen, am Nordabhange erst in grosser Tiefe erbohrt werden, so liegt dies an den hier bedeutend mächtigeren Diluvialmassen und gibt einen Fingerzeig für die dem Fläming in der Diluvialzeit bestimmt gewesene Rolle. Den Festlandscharakter hat der Fläming seit der Miocänzeit nicht mehr verloren, denn es fehlen marine Ablagerungen in den Bohrlöchern, obschon das Meer sich noch bis in die untere Elbgegend erstreckte. In der nun kommenden Pliocänzeit aber war auch das ganze norddeutsche Tiefland Festland. Es wäre

Digitized by Google

indessen der Schluß voreilig, daß in der Zeit bis zum Beginn der Diluvialzeit sich keine Aenderungen an dem aus den Fluten emporgestiegenen Fläming vollzogen haben. Abgesehen von den unausgesetzt an der Modellierung des Geländes arbeitenden Atmosphärilien, hörten Veränderungen und weitere Ausgestaltungen des geschaffenen Festlandes niemals auf. Hierfür liefern die Verschiebungen den Beweis, welche die Ablagerungen der Oligocän-Miocänzeit wahrscheinlich durch Krustenbewegungen erfahren haben, woraus Emporwölbungen an der einen, Senkungen an der anderen Stelle entstanden. So nur erklärt sich z. B. der häufig beobachtete Einfall der Braunkohlenschichten in den Mulden unter Winkeln von 25 bis 40°. Die den gegenwärtigen Zustand in grossen Zügen herstellenden Vorgänge gehören indessen der Zeit des Diluviums an, und wiederum ist es ein Erfolg der Tiefbohrungen, daß wir uns ein deutliches Bild von der Oberflächengestalt des Fläming und seiner Nachbarschaft am Ausgange der Tertiärzeit und von den beträchtlichen, durch das Inlandeis hervorgerufenen Bewegungen machen können. Wenn z. B. das Tertiär oder, was dasselbe, die Unterkante des Diluviums bei Dahme 2,8 m über Meeresspiegel erbohrt wird, bei Grüna 43 m darunter, bei Zahna wieder 111,4 m darüber, so gibt dies Niveauunterschiede von 154,4 m und 131,3 m zwischen benachbarten Orten, die heute in der Gegend nicht mehr und im ganzen norddeutschen Tieflande nur an wenigen Stellen vorkommen. Es geht hieraus zugleich hervor, daß das überaus coupierte Terrain am Ausgang des Tertiärs durch die Sand- und Geröllmassen, welche die nachfolgende Eisbedeckung in der Diluvialzeit begleiteten, einen weitgehenden Ausgleich der Gegensätze erfahren hat, und daß zahlreiche Seen und Flüsse später dem vordringenden Inlandeise zum Opfer gefallen sind. Nur die allgemeinsten Züge des tertiären Norddeutschlands blieben erhalten, die beiden Landrücken z. B. wurden zwar abgeformt, ebenso das dazwischen liegende Gebiet der Urströme — z. B. das Glogau-Baruther Tal —, alle Formen aber mindestens verflacht und abgerundet, wenn nicht vollständig nivelliert und ausgeglichen. Diese Wirkung nahm mit der Verminderung der Eis- und Geröllmassen natürlich in der Richtung nach Süden ab; es waren jedoch noch sehr grosse Diluvialmassen, die dafür am Fläming zur Verfügung standen, dem Bohrloch zu Grüna entsprechend, z. B. Sand und Letten von 100 m Mächtigkeit. Es ist nicht leicht, sich von diesen Wirkungen des von Skandinavien vordringenden Inlandeises eine deutliche Vorstellung zu machen. Es waren ja zu einem guten Teil die vom vorrückenden Eise abfließenden Schmelzwässer, welche die Sande mit sich führten, die ihrerseits durch Ausfüllung der Unebenheiten des Bodens dem Eise den Weg bahnten. Doch auch die Grundmoränen mußten überall ungeheure Mengen nordischen Materials abgeben, da unmöglich die ganze Masse mitgeführt werden konnte, die

Digitized by Google

die unteren Teile vielmehr längs des Weges liegen blieben und u. a. den Schmelzwässern ihre Sandfracht lieferten. Als dann das Eis zum Stillstand kam und infolge klimatischer Aenderung sich allmählich zurückzog, blieb die versandende und die Scheidung des Materials in seine verschiedenen Bestandteile fördernde Tätigkeit der Schmelzwässer noch lange erhalten, während zu dem beim Vorrücken des Eises schon zurückgelassenen Material nun die ganze Fracht von Geröll hinzutrat, womit das Eis bepackt gewesen war.

Diese und andere Erwägungen nötigen zu der Annahme, daß der Fläming, bei seiner Lage in dem Winkel, den der Elblauf, aus ostwestlicher in nordnordwestliche Richtung übergehend, bildet, der vorgeschobenste Punkt war, bis zu dem das Inlandeis in dieser Richtung vordrang, und daß er wahrscheinlich länger vom Eise bedeckt blieb als seine nähere und entferntere Nachbarschaft. Die oben dargelegten vordiluvialen Schicksale des Fläming zeigen ihn bei Beginn der Vereisung bereits seine Nachbarschaft überragend. Das vordringende Eis begegnete also hier einem Hindernis. Das bewirkte zunächst eine Stauung und Zusammenschiebung der im Wege liegenden Schichten, womit wahrscheinlich die sonst befremdliche Erscheinung zusammenhängt, daß der Nordabhang des Fläming steiler ist als der Südabhang, an zweiter Stelle aber ergab sich hieraus eine höhere Schichtung des Eises und daraus wieder die längere Eisbedeckung bei dem nachfolgenden Abschmelzungsprozeß. Dieser große Wahrscheinlichkeit für sich habende Zusammenhang erklärt zugleich die nur dem Fläming eigenen Züge, von denen einleitend die Rede war, nämlich ebenso die Entstehung der Rommeln als die Entstehung der Feinsande, wobei die Frage ganz ausser Betracht bleiben kann, ob die Eisbedeckung auch des Fläming eine ein- oder mehrmalige war, die Bezeichnung der Sande als „jungglacial“ also streng genommen richtig ist. Die Rommel ergaben sich als die vertikale Fortsetzung und Vertiefung von Eisspalten, erzeugt durch die während einer langen Zeit in diese Spalten hinabsickernden Schmelzwässer, die sich in die Schichten unter dem Eise einfraßen und, der vorangegangenen Stauung letzterer entsprechend, ihren Abfluß nur nach Norden nehmen konnten. Die Feinsande aber sind das getreue Ebenbild einer Erscheinung, die Professor von Drygalski in Grönland unter ganz gleichen örtlichen Verhältnissen, nämlich stets auf die Randzone des Eises beschränkt, beobachtet und beschrieben hat. Danach sind diese Sande Ablagerungen feinster, aus dem benachbarten eisfreien Lande aufgewirbelter, vom Winde entführter Sande, die auf das Eis vielleicht an einer nordwärts von höherem Eise überragten Stelle niederfielen, erst vielleicht kleinere Inseln bildend, und sich, das Schmelzen befördernd, in das Eis eingruben, allmählich aber zu einer verhältnismäßig schmalen Bank von wesentlich ostwestlicher Erstreckung zu-

sammenwuchsen. Diese Entstehungsursache beantwortet zugleich vollkommen die sonst schwer zu lösende Frage, wie es kommt, daß sich die Feinsande in annähernd gleich dicker Schicht an Punkten finden, die eine Höhendifferenz von 100 m zeigen, wie Garrey (170 m) und das im Nordsaume der Feinsandregion ziemlich in deren Mitte gelegene Dennewitz (70 m). Waren die Feinsande Eissedimente, wie von Linstow dies lichtvoll erläutert, so sanken sie mit dem schmelzenden Eise in gleichmässiger Schicht zu Boden und müssen sich so ebenso an den Steilwänden der Rommeln, als beidem im Flachlande liegenden Dennewitz finden. Um welche Feinheiten es sich bei diesen technisch unverwertbaren Sanden (weil fast frei von Ton und bis auf die westliche Grenze auch ganz frei von Kalk) handelt, geht daraus hervor, daß sie 50 bis 73 % Quarzkörner unter 0,01 mm und 15 bis 42% zwischen 0,05 und 0,01 mm enthalten. Bei der oben dargelegten Entstehung der Feinsande ist es schließlich fraglich, ob sie noch dem Diluvium oder bereits dem Alluvium zuzurechnen sind. Das Richtige dürfte sein, sie als eine allerletzte Bildung des Diluviums zu bezeichnen.

XXXIX. R. Börnstein: Ankündigung des im Laufe des Sommers 1906 für Norddeutschland einzurichtendenöffentlichen Wetterdienstes. Sie werden an den Berliner Postanstalten außen, nach der Straße zu, die Wetterberichte, welche täglich veröffentlicht werden, bemerkt haben. Über diese höchst dankenswerte Einrichtung, wobei Norddeutschland in 9 Bezirke mit 9 Wetterdienststellen (Aachen, Berlin, Breslau, Bromberg, Hamburg, Ilmenau, Königsberg i. O., Magdeburg, Weilburg) geteilt wird, erläutert in lichtvoller Weise obenbemeldeter Aufsatz in der Naturwiss. Wochenschrift vom 20. Mai 1906.

XL. Tätigkeitsbericht der K. Geologischen Landesanstalt für das Jahr 1905, sowie Arbeitsplan für das Jahr 1906. Auch diesmal ist wieder zu beklagen, daß unsere Provinz nur stiefmütterlich bedacht wird. Es gehört ein besonderes zähes, fast methusalemisches Alter dazu, um das Ende unserer heimatkundlichen geologischen Aufnahmen abzusehen.

L. Zur Eolithefrage lege ich Ihnen mehrere Schriften vor: Zur Kritik der Interglazialbildungen in der Umgegend von Berlin von F. Wahnschaffe (Sonderabdruck aus den Monatsberichten der Deutschen Geologischen Ges. 1906 Nr. 6), desgl. die polemische, im wesentlichen gegen die Annahme einer menschlichen Arbeit bei den Eolithen gerichtete Schrift des Dr. J. Wiegers, desgl. mehrere durch Vorsicht und vorsichtiges Abwägen ausgezeichnete Veröffentlichungen von Dr. Hans Hahne „Über den Stand der sogen. Eolithenfrage“ (Korr.-Bl. der Deutschen Anthrop. Ges. 1905 S. 108 flg.), ferner: „Über die Beziehung der Kreidemühlen zur Eolithenfrage“ (Dezember-Protokoll der Deutschen Geol. Ges. 1905) und „Über die Beziehungen

Digitized by Google

der Kreidemühlen zur Eolithenfrage“ (Berl. Anthrop. Ges. Heft 6. 1905, S. 1024 flg.)

Zur Orientierung hat uns wiederum u. M. Herr August Foerster den folgenden orientierenden Artikel, aus seiner Feder verfasst am 30. April 1906, zur Verfügung gestellt.

In der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie sprach zunächst der Dr. Wiegers über die natürliche Entstehung der norddeutschen Eolithe. Genau so unsicher, behauptete der Redner, wie die Begriffsbestimmung von „Eolith“, als im Gegensatz zu „Paläolith“ und „Neolith“, von den Menschen zwar benutzter, aber nicht wie letztere beide von ihnen bearbeiteter und bestimmten Gebrauchszwecken angepaßter Feuerstein, sei auch die Qualifizierung eines Feuersteins als „Eolith“. In jedem Falle aber sei die Auffindung solcher Stücke, denen man aus der handlichen Form oder dem Verschleiß an Spitzen und Kanten anzusehen glaube, daß sie wohl einmal von Menschen benutzt sein könnten, für die Wissenschaft wertlos an allen Stellen, deren geologisches Alter nicht mit einiger Sicherheit bestimmt werden könne, wertlos also z. B. in oberen Sandschichten, die willkürliche Umlagerungen erfahren haben könnten. Deshalb könne der nach von Menschenhand benutzten Silices oder nach Feuersteinartefakten suchende Prähistoriker die Beratung des Geologen gar nicht entbehren, und es müsse Verwahrung dagegen eingelegt werden, daß umgekehrt der Prähistoriker nach dem von ihm angenommenen höheren Alter der Eolithe, im Vergleich zu Paläolithen und Neolithen, auf ein höheres Alter der erstere enthaltenden geologischen Schichten schließen zu dürfen glaube. Der einzig zulässige Weg sei der, gänzlich unbeeinflußt von der Beschaffenheit der Silexfunde, das geologische Alter der Fundstätte zu bestimmen und dann zu sehen, welche Folgerungen sich aus den gefundenen Feuersteinen auf die gleichzeitige Existenz des Menschen und seinen Kulturzustand ziehen lassen. Diesen Weg beschreitend, prüfte der Vortragende die bisherigen Fundstätten von Belang in Norddeutschland: Taubach, Hundisburg, die Rübeländer Höhlen im Harz, Schilling bei Posen, Thiede und Westeregeln, die Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera, Buchenloch bei Gerolstein, Kochstedt-Mosigkau und Chörau bei Dessau, Biere bei Magdeburg, Neuhaldensleben, Salzwedel, Halensee, Britz, Rixdorf, Rüdersdorf, Eberswalde, Freyenstein, Endingen in Vorpommern und Schlutup bei Lübeck, und kam dabei zu dem Ergebnis, daß die erstgenannten vier Lagerstätten der Zwischeneiszeit, alle anderen der letzten Eiszeit angehören, mit dem Unterschied, daß die zu 5, 6 und 7 genannten außerhalb, die übrigen innerhalb der letzten Vereisung liegen. Als spätglaziale Lagerstätten sind die beiden an letzter Stelle genannten anzusprechen. Alle Lagerstätten gehören somit ausnahmslos dem Diluvium an, und hierin unterscheiden sich unsere norddeutschen Funde beträchtlich von

den so viel älteren belgischen und französischen. Dies ist sehr erklärlich, denn zur Tertiärzeit war unsere einzige Quelle für Feuerstein, die Kreide, noch von Tertiärschichten bedeckt, die erst von dem vordringenden Eis abrasiert wurden. Daß je weiter nach Norden, die Lagerstätten immer jünger werden, erklärt sich allenfalls daraus, daß der Mensch dem nach Norden sich zurückziehenden Eise folgte. Es wäre nun aber durchaus irrtümlich, anzunehmen, daß dem jüngeren geologischen Alter die größere Vollkommenheit der Feuersteingeräte entspräche. Das wäre von vornherein nur dann glaublich, wenn sich alle Funde an ihrer primären Lagerstätte befänden, was aber von dem durch die Gletscher geschobenen und durch die Gletscherwässer verteilten Material keineswegs, sondern höchstens von den Höhlenfunden anzunehmen ist. Das deckt sich auch beispielsweise mit den bei Biere gemachten Funden, von denen Dr. Hahne berichtet, daß das gröbere Material von Eolithen sich in den oberen Schichten befunden habe. Der Redner faßte das Ergebnis seiner Ermittelungen dahin zusammen: An den wenigen Fundstellen aus der Zwischeneiszeit im norddeutschen Diluvium haben sich zweifellos bearbeitete, also paläolithische Feuersteinartefakte in geringer Zahl gefunden. An den Fundstätten der letzten Eiszeit außerhalb der Vereisung fanden sich ferner Steinwerkzeuge mit etwas vollkommenerer Technik. An den gleichaltrigen „zahlreichen“ Fundstellen innerhalb der Vereisung sind dagegen niemals Paläolithe und Neolithe, sondern nur Eolithe in großer Häufigkeit gesammelt worden. Aus dieser eigentümlichen Beschränkung des Vorkommens der Eolithe gelangt der Vortragende zu der Überzeugung, daß sie in ihrer überwiegenden Mehrzahl „Zufallsprodukte“ sind, an denen in unendlich langen Zeiten und während eines lange anhaltenden Transports atmosphärische Einflüsse, Temperaturdifferenzen, Gletscherdruck und Wasser gearbeitet haben, um ihnen ihre gegenwärtige Gestalt zu geben. Wann hätte auch der Mensch in Norddeutschland gelebt, der sich der unvollkommenen Werkzeuge der Eolithen bediente, da der Taubacher und andere Funde den Menschen der Zwischeneiszeit doch schon im Besitz besserer Werkzeuge zeigen und da die erste Eiszeit das Material, den Feuerstein, erst aus der Kreide herausarbeitete? Es ist doch kaum anzunehmen, daß ein präglazialer Mensch, für dessen Vorhandensein in Deutschland bisher keinerlei Anzeichen sprechen, die unvollkommenen Werkzeuge der Eolithe etwa im Verkehrswege aus anderen Gegenden bezogen haben sollte. Wer nach diesen Erwägungen noch ferner an den norddeutschen Eolithen festhält, der möge wenigstens anerkennen, daß die Gegner sich auf Gründe stützen, die durch logische Verarbeitung eines hinreichenden Beobachtungsmaterials gewonnen sind. — In der sich anschließenden Diskussion widersprach Dr. Hahne sehr eifrig der Annahme, daß die Eolithe in ihrer Gesamtheit ein Phantasieprodukt seien, während Geheimrat, Professor

Dr. Wahnschaffe zur Hauptfrage sich nicht äußerte, aber interessante Aufschlüsse über neuere Beweise für die Existenz zweier Eiszeiten in Norddeutschland gab, die jetzt von den Geologen angenommen werden. Nächst den Ergebnissen der Rixdorfer Bohrlöcher und den aus der Rixdorfer Fauna zu ziehenden Schlüssen hat die Ausgrabung des Teltower Kanals eine Torfbank bloßgelegt, die unter starken Sand- und Lehmschichten vergraben lag, und eine ähnlich verschüttete Torfbank mit einem wärmeren Klima angehörigen floristischen Einschlüssen wurde auch an anderer Stelle in der Mark aufgefunden."

Mein Rat ist in der Eolithefrage vorläufig: fleißig beobachten, sammeln und abwarten. Ich muß zu meiner Rechtfertigung noch persönlich wiederum betonen, wie ich niemals behauptet habe, daß die brandenburgischen oder rügisch-neuvorpommerschen Eolithe dem Tertiär angehören. Wir haben sichere Beweise für das Auftreten menschenartiger Wesen im Tertiär bei uns im nördlichen Deutschland bislang nicht erbringen können. Die brandenburgischen Eolithe, an deren Vorhandensein ich überzeugt glaube, gehören also nach dem jetzigen Stande des Wissens bei uns dem Quartär an.

Durch die Ausscheidung der archaeolithischen Kultur zwischen der ältesten menschlichen Gruppe des Tertiär, d. h. der Epoche eigentlicher Eolithe und den jüngeren eolithischen Steinen kann das Verständnis der eigentlichen eolithischen Epoche wesentlich gefördert werden.

Zur Verständigung in der Eolithe-Frage wird meinerseits vorgeschlagen eine dreifache Unterscheidung vorzunehmen:

1. eigentliche Eolithe (Früh-Eolithe) d. h. die dem Tertiär angehörigen, auf die primitivste Weise durch Menschenhand zerarbeiteten Steine, welche der Kulturstufe vor dem archaeolithischen Zeitalter im Sinne von Verworn, also der urältesten Zeit der Entstehung des Menschen angehören.

Die archaeolithischen Steine sind, wie wir jetzt überzeugend wissen, bereits systematisch bearbeitet.

Nach der Entwicklungstheorie, die wie für den Menschen als solchen ebenso selbstverständlich auch für seine Gerätschaften gilt, muß es eine Frühperiode gegeben haben, wo das menschenartige Wesen, Steine wie sie ihm gerade zufällig von der Natur dargeboten wurden, benutzte, sie dann gleich oder nach einiger Zeit fortwarf und hierauf nach Bedarf und Gelegenheit neue Steine ergriff. Das sind die eigentlichen Eolithe; wären keine Fundstücke von ihnen bekannt, so müsste man gleichwohl aus logischen Gründen solche Eolithe als vorhanden gewesen, unweigerlich voraussetzen. Es ist dies ein selbstverständliches Postulat der Kulturgeschichte.

2. uneigentliche Eolithe. (Mittel- und Jung-Eolithe. Dies sind an sich genau wie Eolithe der erstgedachten Klasse geformte und zer-

Digitized by Google

arbeitete Steinen, welche allen Kulturperioden seit dem ersten Auftreten von systematisch bearbeiteten Steinen im Tertiär d. h. von der archaeolithischen Epoche ab angehören. Dergleichen uneigentliche Eolithe gibt es folgeweise auch in allen späteren Kulturperioden vom Archaeolithikum, im Palaeolithikum, im Mesolithikum, im Neolithikum u. s. f., durch die Metallzeiten fort bis in die Gegenwart. Denn wenn sich, beispielsweise, jemand eines rohen Natursteins zum Aufklopfen von Nüssen, zum Eintreiben von Pflöcken, Nägeln, zum Schleudern u. s. f. bedient, so sind die benutzten Steine uneigentliche Eolithe, die sich von den eigentlichen urältesten Zeugen menschenartiger Wesen prinzipiell in Nichts unterscheiden. Unterschiede kann man hier höchstens insofern konstruieren, als die eigentlichen Eolithe (Früh-Eolithe) durch dynamische und chemische Einflüsse an den Zerarbeitungstellen meist Zersetzungen und Umänderungen erlitten haben werden, die bei den uneigentlichen Eolithen (Mittel-Eolithen und Jung-Eolithen) in der Regel nicht so ausgesprochen sein werden. Endlich liegt darin noch ein kultureller Unterschied zwischen den Früh-Eolithen einerseits und den Mittel- und Jung-Eolithen andererseits, daß es zur Zeit jener eigentlichen Eolithe überhaupt nur Eolithe für den Menschen gab, während er in sämtlichen späteren Epochen der uneigentlichen Eolithe bereits bessere, werkzeugartig gestaltete Steine, später eigentliche Werkzeuge zur Verfügung hatte, beziehungsweise hat.

3. Pseudo-Eolithe. Was in diese Notbehelfs-Gruppe hineingehört, ist leicht zu übersehen. Es sind solche Steine, bei denen es zweifelhaft erscheint, ob die Zerarbeitungen durch Menschenhand oder durch natürliche Agentien (geologische Dynamik) hervorgerufen wurden, sei es, daß die betreffenden Steine in Erdschichten (im unverritzten Gebirge) ausgegraben, oder sei es daß sie, wie häufig Feuersteine, beim Ausschlämmen von Ton oder Kreide durch eine Maschine, z. B. eine Mühle mit rotierender Bewegung, gelaufen sind.

Zerarbeitung — Bearbeitung — Verarbeitung. Im Anschluss an die Definierung und Determination des Begriffs Eolith, erlaube ich mir daran zu erinnern, daß ich für die Benutzung von Steinen durch Menschenhand („industries“ im Sinne unseres Mitgliedes A. Rutot in Brüssel) die termini technici „Zerarbeitung“ „Bearbeitung“ und „Verarbeitung“ empfohlen habe. Zerarbeitet, mehr oder minder, sind die eigentlichen und uneigentlichen Eolithe; die systematische Bearbeitung tritt bereits im Tertiär (archaeolithische Epoche) auf. Die Verarbeitung, wonach der Stein sein ganzes Äußere verändert, behauen, geschliffen, mitunter sogar poliert wird, so daß er nicht mehr ein bloßes Manufakt, sondern recht eigentlich ein Artefakt darstellt, gehört der jüngsten Steinzeit, zu Teil noch der frühen Metallzeit an. Die Zerarbeitung ist unbeabsichtigt und entsteht von selbst bei der Benutzung des

Steins (Eolith); dagegen ist die Bearbeitung allemal beabsichtigt (Manufakt), bei der Verarbeitung, ist die beabsichtigte Zurichtung des Steins nicht selten vom Kunstgefühl geleitet (Artefakt).

LI. Max Verworn's Studien über Archaeolithe und Palaeolithe. — Ich habe schon mehrfach die Ehre gehabt, Ihnen von den bahnbrechenden Studien des Herrn Prof. Dr. Verworn in Göttingen, welche das älteste Vorkommen des Menschen oder menschenähnlicher dem jetzigen Homo sapiens vorangehender Geschöpfe betreffen, Proben vorzulegen; so die vorzügliche Abhandlung über die archaeolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac in Frankreich*). Heute setze ich in Umlauf die Mitt. der Anthrop. Ges. in Göttingen vom 17. Nov. 1905 (Korr.-Blatt der D. Ges. f. Anthrop. 1906. XXXVII. Jahrg. S. 31) und „Archaeolithische und palaeolithische Reisestudien in Frankreich und Portugal" (Zeitschr. f. Ethnologie 38. Jahrg. 1906. S. 611—655), welche wiederum den fruchtbringenden Gedanken und Vorschlag des gelehrten Forschers beweisend bestätigen, daß man, zum bessern Verständnis der menschlichen Urkulturen, zwischen dem Eolithikum und Neolithikum, eine Zwischenstufe das Archaeolithikum einzuschieben hat, so wie ich es Ihnen Brandb. XV. S. 15 früher charakterisiert habe.

In dem Bericht in der Göttinger Anthrop. Ges. erzählt Verworn, wie er die klassische Stelle bei Thenay (Dep. Loir et Cher) untersucht hat, wo Abbé Bourgeois in den sechziger Jahren v. Jahrhunderts bereits im unteren Oligocän glaubte die Spuren des Tertiär-Menschen gefunden zu haben**). Der Befund lautet verneinend. V. hat unter ca. 700 Feuersteinen in Thenay nur ein Stück gefunden, das allenfalls als verdächtig gelten kann. Merkwürdig waren die vielen mit feinen Sprüngen durchsetzten (craquelierten) Feuersteine, diese aber so ungemein massenhaft, daß schon ihre ungeheure Menge es höchst unwahrscheinlich macht, daß der Mensch sie „geröstet" haben könne. Kannte das älteste menschliche Vorwesen überhaupt den Gebrauch des Feuers? Von Kohle fand sich in der betr. Tonschicht keine Spur, obwohl Kohle gewissermaßen unvergänglich ist. Ich selbst habe, wie ich Ihnen früher mitteilte, von den Thenayschen Feuersteinen aus den Sammlungen Bourgeois' Proben in den Händen gehabt, insbesondere die reichlichen Sammlungen davon gesehen, welche im Museum zu St. Germain aufbewahrt werden, und die in den anthropologischen Abteilungen zu sehen waren auf mehren der Pariser Weltausstellungen. Ich hatte für meinen Teil den Eindruck des „Non Liquet", damit will ich übrigens

*) Vergl. Brandenburgia XIV. 327; Protokoll vom 13. Dez. 1905 unter Nr. IV und Brandenb. XV. 14.

**) Vgl. Brandenburgia XIV, 516.

Digitized by Google

nicht sagen, daß nicht doch die Uranfänge des Vormenschen bis in den oligocänen Abschnitt des Tertiärs zurückreichen mögen.

Verworns Forschungsreisen im Sept. 1905 sind auch sonst sehr ausgebend gewesen. In den obermiocänen oder unterpliocänen Tertiärablagerungen bei Aurillac (Dep. Cantal) hat er systematisch bearbeitete Feuersteine in größerer Zahl aus der betr. Schicht ausgegraben von relativer Höhe der archaeolithischen Kultur. Daß dergl. Stücke sich auch im Palaeolithikum des Quartiär vorfinden, ist selbstverständlich, denn eine neue Kulturstufe verdrängt niemals die Formen der voraufgehenden vollständig. Das wird durch das Entwicklungsgesetz der Natur wie der Menschheit bedingt. Neben den raffiniertesten Schnellfeuergewehren werden noch heut Steinschloß-Flinten gebraucht.

Bei Ote nahe Lissabon hat Verworn bearbeitete Steine wahrscheinlich dem Palaeolithikum angehörig entdeckt; für ihr tertiäres Alter gibt es bislang keinen Anhaltspunkt.

Es folgt dann ein fesselnder Bericht über die Höhlenfunde von Les Eyzies (Dep. Dordogne) mit Wandzeichnungen von Tieren und künstlerisch figürlich geschnitzten Stücken, welche dem Diluvium angehören. Verworn bestätigt das, was Prof. D. H. Klaatsch in seiner Abhandlung „Anthrop. und palaeolithische Ergebnisse einer Studienreise durch Deutschland, Belgien und Frankreich“ (Bd. 35 ders. Zeitschrift i. J. 1903) veröffentlicht hat. Eine Tatsache ist sehr bemerkenswert: Es findet sich keine Andeutung einer konventionell stilisierenden Kunst unter den gesamten Tierbildern. Das ist ein fundamentaler Gegensatz gegenüber der prähistorischen Kunst aller folgenden Kulturstufen. Nach meiner Empfindung spricht dies für eine besondere, individuelle, künsterische Empfindung der Steinzeitmenschen, wie sie weder vorher noch nachher bemerkbar wird.

Ganz richtig folgert Verworn daher: „je mehr bei einem Volke die religiösen Ideen das gesamte Kulturleben durchdringen und beherrschen, umsomehr hat seine Kunst einen konventionell stilisierenden Charakter, je weniger das der Fall ist, umsomehr erscheint die Kunst naturalististisch. Ich möchte das als das Grundgesetz der Kunstentwicklung bezeichnen und dementsprechend zwei extreme Kunsttypen unterscheiden, die physioplastische Kunst, welche die Dinge bildet wie die Natur sie dem Auge zeigt, und die ideoplastische, die nicht die natürlichen Dinge, sondern selbstgebildete Vorstellungen, Ideen von denselben darstellt. Unter diesen Gesichtspunkt ist die prähistorische Kunst zu beurteilen. Und in der Tat stehen alle Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in voller Harmonie damit. Die religiösen Ideen sind immer diejenigen, die bei den Naturvölkern in erster Linie als maßgebendes Moment für die Entwickelung des ideoplastischen Kunsttypus in Betracht kommen. Die ganze Kultur der palaeolithischen Periode zeigt

Digitized by Google

uns, daß religiöse Ideen gar keinen zwecklichen Einfluß auf das Kulturleben äußern. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß erst gegen das Ende der palaeolithischen Periode die ersten Andeutungen religiöser Vorstellungen auftreten. Die Mitte der Leichenbestattung, die vielleicht die Konzeption der Selenidee andeutet, beginnt möglicherweise, wie es nach den Funden in den Grotten von Mentone der Fall zu sein scheint, noch im Ausgang der palaeolithischen Kulturperiode.“ —

Lichtvolle Auseinandersetzungen und entsprechend klare Schlußfolgerungen, denen wir auch in der Brandenburgia, weil unsere heimatliche Vorzeit bis weit ins Palaeolithikum zurückreicht, mit größtem Interesse und mit Dank für den sich jederzeit maßvoll und ohne unnütze Schärfe der Polemik ausdrückenden unermüdlichen Erforscher der Urmenschlichkeit zu folgen geneigt sind.

LII. Arthur Stenzel: Eiszeiten (Naturw. Wochenschrift Nr. 29, 1906). Sie erfahren aus diesem Artikel, daß der Verf. bereits das Einsetzen einer Eiszeit im Karbon und Perm, also in sehr alten geologischen Perioden annimmt und schildert. Diese der archaisch-palaeozoischen Aera angehörige Vergletscherung ist z. B. in Schottland festgestellt, und die uns so oft beschäftigende quartäre Eiszeit führt der Verf. auf tellurisch-kosmische Ursachen zurück.

LIII. Dr. R. Hennig: Eine neue geophysikalische Theorie der Sintflut. (Naturw. Wochenschrift Nr. 30 1906). Verf. bespricht den Aufsehen erregenden Vortrag des Dr. Joh. Riem in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 21. Mai 1906. Riem stellt den katastrophenartigen Charakter der Flut und den plötzlichen Eintritt des Ereignisses, den die Geologen seit Lyell zumeist leugnen, wieder in den Vordergrund.

LIV. Professor Dr. Conwentz: Die Heimatkunde in der Schule. Ich habe die Freude, Ihnen nach kurzer Frist bereits die zweite Auflage dieses hochbedeutenden Buchs vorlegen zu können. Der Umfang desselben hat sich um mehr als ein Drittel erweitert. Alles was ich früher zum Lobe dieser vortrefflichen im besten Sinne lehrhaften Schrift gesagt, sei hiermit vollinhaltlich wiederholt.

LV. Dr. Otto Zacharias: Zur Frage des biologischen Schulunterrichts. (Stuttgart 1906). — Der unermüdliche Vorkämpfer der biologischen Anstalt zu Plön tritt hier für das Plankton der kleinsten pflanzlichen und tierischen Lebewesen als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts mit überzeugender Wärme ein. Die hier in Frage kommenden Naturobjekte, freilich meist nur unter dem Mikroskop zu würdigen, sind in morphologischer Beziehung an sich schon höchst interessant, noch mehr aber wirtschaftlich, nämlich als wichtige Nahrung nutzbarer Tiere unserer Gewässer. Eine große Zahl zustimmender Urteile von Fachgelehrten ist mit abgedruckt.

Digitized by Google

LVI. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Heft 3—4 1906. — Ich mache besonders auf den Artikel von Professor Dr. N. Zuntz aufmerksam: „Wissenschaftliche und praktische Studien zur Teichwirtschaft.“ .

LVII. Aussetzung gezeichneter Aale in märkische Gewässer. Zur Feststellung des Erfolges von Fisch-Aussetzungen und zur Erforschung der Wanderungen der Fische wird der Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg im Herbst dieses Jahres mit Marken versehene Aale in Gewässer der Provinz aussetzen. Die Aale tragen an der linken Körperseite, dicht unterhalb der Rückenflosse, eine kleine silberne Marke. Die Marke trägt auf der Unterseite, also der Haut zugewendet, die Gravierung Bb. und eine Zahl. Eür die Einlieferung von Aalen mit Marke vergütet der Verein den Einsendern außer den Portokosten pro Pfund Aal 1.50 Mark und eine Prämie von 1.50 Mark für jede Marke. Für die Marke allein ohne Aal wird eine Prämie von 50 Pf. gewährt. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich die Aale auch über die Gewässer der Provinz Brandenburg hinaus verbreiten werden. Der Verein richtet an alle Fischer, Fischhändler und sonstigen Fischerei-Interessenten die Bitte, die in ihre Hände gelangenden Aale auf das Vorhandensein von Marken untersuchen zu wollen und markierte Fische unter genauer Angabe des Fangortes und der Zeit des Fanges einzusenden an die Geschäftsstelle des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Berlin W. 62, Lutherstr. 47. Wir bitten die Mitglieder der Brandenburgia, welche Fischereibesitzer oder Fischereiliebhaber sind, diese gemeinnützigen Forschungen auch ihrerseits zu unterstützen.

LVIII. Wendischer Name des Birkhuhns. Ich hatte unlängst ihnen mitgeteilt, daß das edle Spielwild in unserer Provinz viel häufiger, als vermutet wird, vorhanden ist, z. B in der Gegend von Oranienburg und von Treuenbrietzen. Unser Ehrenmitglied W. von Schulenburg schreibt mir hinsichtlich des von unserm Mitglied Herrn Postrat a. D. Steinhart mitgeteilten Ausdrucks Kurre für Birkhuhn folgendes:

Bezüglich der (Brandenburgia XIV. Heft 12, März 1906, Seite 562) freundlichst zur Kenntnis genommenen Mutmaßung, daß der Name „Kurre“ für Birkhuhn sorbisch-slavisch sein könne, möchte ich noch hinzufügen, daß Kurjo (nach Pfuhl) auch Rohr- oder Teichhuhn heißt, eigentlich junges Huhn. Beiläufig bemerkt, heißt das Rebhuhn lausitzsorbisch Kurota.

LIX. Die Industrie am Finowkanal. Bilder aus dem Industrieleben am Finowkanal von H. Aurich, Lehrer an der III. Bürgerschule und an der Kaufmännischen Fortbildungs-

Digitized by Google

schule in Eberswalde. Selbstverlag des Verfassers Eberswalde 1906. Preis 1,50 Mark.

Bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach Freienwalde a. O. am 19. August dieses Sommers hatte der Verfasser die Güte mir ein Exemplar, welches ich heut vorlege, zu dedizieren. Die Schrift ist mit Umsicht und Sachkenntnis abgefasst. Die seit alters bekannten Industrien der Gegend und die neu hinzugekommenen werden in ansprechender Weise geschildert. Als Einleitung dient die Sage von dem im Fliess hinter dem Gesundbrunnen bei Eberswalde verborgenen Schatz sowie ein Kapitel über den Einfluss der Hohenzollern auf die Entwickelung der Industrie am Finowkanal. Den Besuchern der Ortschaften an letzterem bietet das schön illustrierte Büchlein ebensowohl einen zuverlässigen Führer wie eine angenehme Rückerinnerung für spätere Zeiten. Möchte eine ausgiebige Verbreitung der nützlichen und ansprechenden Arbeit die grosse Mühe einigermassen entschädigen, welche der Herr Verfasser unverdrossen aufgewendet hat. — Am 7. Oktober dieses Jahres wird die Brandenburgia wenigstens einen Teil der geschilderten Etablissements auf ihrer Wanderfahrt passieren, was ich schon heut zu beachten bitte.

D. Kulturgeschichtliches.

LX. Dr. Gustav Albrecht: „Kalkberge Rüdersdorf“ und „Oberspree und Dahme. Ausflüge zu Wasser und zu Lande.“ Sammlung Heft 3 bezw. 2. — Das überaus rührige Geographische Institut von Julius Straube erfreut uns mit zwei Spezialführern, welche einen sorgfältigen Text aus der bewährten Feder unsers Mitgliedes enthalten und mit farbigen Spezialkarten und Plänen reichlich ausgestattet sind. Allen Touristen bestens empfohlen.

LXI. Curt Kühn's illustrierte Reisebücher. „Durch das deutsche Land Schlesien.“ Heft 1: Nieder- und Oberschlesien. Heft 2: Iser-, Riesen- und die Glatzer Gebirge. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Verlag: Fr. Zillessen – Berlin 1906.

Mit Lust und Liebe geschrieben, mit Sachkenntnis und praktischem Sinn geordnet. Dies Zeugnis wird keiner, der diese nützlichen Schlesienführer benutzt, dem Herrn Verfasser, unserm Mitgliede, versagen. Auch das Böhmerland wird, soweit es mit dem Riesengebirge in Beziehung steht, in den Schilderungen berücksichtigt. Wenn wir einen Wunsch hätten, so wäre es der, daß wenigstens für die größten Städte, als Breslau und Görlitz, Stadtpläne beigegeben werden möchten.

LXII. Friedrich Backschat: Beiträge zur Jüterboger Stadtgeschichte. (Sonderabdruck aus dem Erzähler aus der Mark Brandenburg. Jahrgang 1903 (Jüterbog bei Robert Stock 1903) und Friedrich Backschat: Die Gemeinde Luckenwalde vom Jahre

Digitized by Google

1285—1562 unter Zugrundelegung des Landbuches der Abtei Zinna vom Jahre 1471 und des Visitationsrezesses vom Jahre 1562. (Sonderabdruck a. a. O. 1905, Jüterbog bei R. Stock.) Der äußerliche Umstand, daß unser Mitglied heut den Hauptvortrag halten wird, veranlasst mich, diese beiden für die Sondergeschichte unserer Mark beachtenswerten 2 Schriften ihrer Aufmerksamkeit um so mehr zu unterbreiten, als sie an ziemlich verborgener Stelle erschienen sind. Allen, die sich um die Geschichte der alten Städte Jüterbog und Luckenwalde bekümmern, werden die Backschat'schen Arbeiten von Nutzen sein. Die zwei abgehauenen Hände im Rathaus zu Jüterbog hält Backschat nicht für Missetäterhände (Meineidige), sondern als beim Anklageprozeß dienende Teile von Ermordeten. Vergleiche dergleichen Hände in Prenzlau.

LXIII. Dem Andenken der Universität Frankfurt 26. April 1506 bis 10. August 1811. Festschrift zur 400sten Wiederkehr ihres Gründungstages 26. April 1906. An der vornehm ausgestatteten Schrift haben verschiedene unserer literarischen Freunde mitgearbeitet. Professor Dr. Gurnik: Das große Kollegienhaus, von der Brandenburgia bei ihren Besuch genau besichtigt. — Rektor H. Bieder: Bilder aus dem Leben an der ehemaligen Universität. — Professor Dr. Ottomar Bachmann: Die bleibende Bedeutung der ehemaligen Universität. — Landbauinspektor Hoschke: Frankfurter Barockbauten. — Hans von Stegmann: Das Lienhaus, ein Heim geistigen Lebens. — Professor Dr. H. Roedel: Zur Geschichte der Naturforschung in Frankfurt a. O.

Denjenigen, die sich für die Entwickelung Oder-Frankfurts interessieren, sei diese treffliche Festschrift bestens empfohlen.

LXIV. Die Mark. Illustrierte Wochenschrift für Touristen und Heimatkunde. — Offizielles Organ des Verbandes Märkischer Touristen-Vereine.

Ich lege ihnen 4 Nummern dieser Zeitschrift reichen Inhalts vor. Derselben ist in den weitesten Kreisen unserer Provinz Verbreitung zu wünschen. Die Einzelnummer kostet nur 10 Pfennig, ein ungemein niedriger Preis für das gebotene reichliche, oftmals auch illustrierte Material.

LXV. Bericht der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1903—1905. Von Professor Dr. F. Hahn in Königsberg in Preußen. Ich lege den Bericht, der von der erfreulichen Tätigkeit dieser Kommission zeugt, welcher die Brandenburgia sich als dienendes Glied allzeitig und freudig unterstellt hat, in einem Sonderabdruck vor aus den Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages zu Danzig, Verlag unsers Mitgliedes Konsul Ernst Vohsen.

Digitized by Google

LXVI. 36—37. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H. Herausg. von u. korr. Mitglied Professor Dr. Otto Tschirch. Brandenburg 1906. Der lehrreiche Artikel zur Geschichte der Petrikirche auf der Burg zu Brandenburg ist von unserm Mitglied Architekt Paul Eichholz. Auch sonst finden Sie des Beachtenswerten noch vieles.

LXVII. Die Mitteilungen des Uckermärkischen Museums-Vereins und Geschichts-Vereins zu Prenzlau, III. Band, II. Heft, bringen uns die lehrreichen Erinnerungen der Brandenburgiafahrt vom 17. Juni dieses Jahres nach dem Vorort der Uckermark in lebhafte Erinnerung. Namentlich empfehle ich den gründlichen Vortrag des Pfarrer Passow über die Prenzlauer Heiligen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

LXVIII. Dasselbe gilt von den Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde. Jahrgang I. Heft 2 unter Hinweis auf unsere am 7. künftigen Monats beabsichtigte Wanderfahrt nach diesem Vorort. Fortsetzung der Geschichte von Lichterfelde, Kreis Ober-Barnim.

LXIX. Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Band III. (1902 und 1903.) Im Auftrage der unter LXV. genannten Zentralkommission herausgegeb. von Alfred Kirchhoff und Willi Ule. Leider wird dies nützliche Sammel- und Nachschlage-werk aus Mangel an Mitteln mit diesem Bande seine Endschaft erreichen.

LXX. Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover umfassend die Zeit vom 1. April 1905 bis 1906. Unser geschätztes Mitglied der Direktor des Museums Herr Dr. Reimers leitet die vornehm ausgestatteten, sehr reichhaltigen Veröffentlichungen ein. Sie ersehen, daß dieselben die 3 Abteilungen des Museums: Geschichte, Kunst, Naturgeschichte berücksichtigen.

LXXI. Mainzer Zeitschrift. Zeitschrift des Römisch-Germanischen Central-Museums und des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer. Jahrgang I, 1906 (Doppelheft).

So ist nun auch dieses uns befreundete, weltberühmte Institut in die Reihe derjenigen Museen eingetreten, die eigene laufende Zeitschriften herausgeben. Insbesondere mache ich auf die trefflichen Arbeiten von Schumacher („Das römische Mainz“) und von Reinecke („Die Originalaltertümer im R. G. C. Museum“ und „Zum Bronzedepotfunde von Wonsheim in Rheinhessen“) aufmerksam.

LXXII. Festzeitung zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen von Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. 1753—1903. Die Mitteilung kommt etwas post festum, ich versage mir dieselbe aber nicht, weil die Festschrift den historischen Sinn bezeugt, der Gott sei

Digitized by Google

Dank! auch bei unseren kleinen Landgemeinden sich mehr und mehr Bahn bricht.

LXXIII. Albert Kochhann. Zeitbilder aus den Jahren 1830—40 mit Rückblicken auf die vorangegangenen Jahrzehnte. Es ist dies eine löbliche Fortsetzung der Tagebuchblätter des verstorbenen Stadtverordneten-Vorstehers Heinrich Kochhann, die ich seiner Zeit besprochen. Für das bürgerliche Leben und Treiben der Zeit in Berlin recht schätzbar.

LXXIV. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt) 1856—1906." — Ich lasse diese Festschrift zum 50jährigen Bestehen einer unserer geachtetsten Verlagsbuchhandlungen umgehen. Die Sprachführer und die Übersetzungen der klassischen griechischen und lateinischen Autoren der rührigen Firma sind bekanntlich über ganz Deutschland verbreitet. Die typographische und bildnerische Ausstattung des Buchs entspricht dem Ansehen dieses Verlagshauses.

LXXV. Herr Baurat und Privatdozent Julius Kohte, der Brandenburgia rühmlichst bekannt durch seine unsere Heimat betreffenden baugeschichtlichen Arbeiten, überreicht einen beachtenswerten Vortrag „Die geschichtliche Entwickelung der Ziegelbaukunst in der Mark Brandenburg", gehalten am 12. Januar d. J. in der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft hierselbst.

Die ältesten Steinbauten östlich der Elbe entstanden nach dem Vortr. unter den Eindruck der Klosterkirche Unserer lieben Frauen in Magdeburg, welche um 1070 errichtet und 1129 vom heiligen Norbert mit Prämonstratensern besetzt wurde. Diese aus Grauwacken-Bruchstein errichteten Kirchenbauten bilden eine Gruppe am Südrande des Landes Jerichow, um Leitzkau als Mittelpunkt, wo die Pfarrkirche urkundlich 1117 gebaut, die Klosterkirche 1155 geweiht wurde. Die Elbe abwärts bietet ein vereinzeltes Beispiel eines Bruchsteinbaues der 1170 geweihte Dom zu Havelberg. Weit größer an Zahl bereits aus romanischer Periode sind die Granitbauten. An die Bruchsteinbauten sich anschließend, verbreiten sie sich östlich durch den Süden der Kreise Belzig und Jüterbog bis in die Gegend von Luckau. Keines dieser Bauwerke ist zeitlich beglaubigt. Der Westbau von St. Godehard zu Brandenburg a. H. mag um 1200 entstanden sein. Die Kirche des 1170 gegründeten Klosters Zinna kann erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaut sein und in diese Zeit gehört auch die Schar romanischer Landkirchen zu beiden Seiten der unteren Spree, welche die landschaftliche Bedeutung Berlins schon in alter Zeit dartun. Zwischen den romanischen finden sich bereits frühgotische Bauwerke, so die uns von u. M. Pfarrer Alexander Giertz kürzlich erklärte interessante Marienkirche zu Strausberg; diese verbreiteten sich neu auch über die anderen Gebiete der

Digitized by Google

Mark, durch die Uckermark (Ruinen der unlängst von der Brandenburgia besichtigten Nikolaikirche in Prenzlau) nach der Neumark (Dorfkirche von Groß-Mantel) und dem damals zu Brandenburg gehörigen Lande Stargard, jetzt zu Mecklenburg-Strelitz gehörig.

Dann tritt die Ziegelbaukunst ein, ohne Überlieferung woher stammend. Aber die Verwandtschaft der märkischen Ziegelbauwerke mit denen der Lombardei ist so augenfällig, daß Herr R. sich hierin vollkommen Herrn Baurat Stiehl und Herrn Dr. Sarre anschließt. Wie der lombardische Ziegelbau in der Überlieferung des klassischen Altertums wurzelt, so weisen auch auf diese wieder zurück die geritzten und gemalten Fugenbänder, die an den märkischen Granitquaderbauten beliebt sind. Granit ist hier selbstverständlich ein Sammelname für allerhand harte Feldsteine, Geschiebe von verschiedenstem Alter und petrographischem Ursprunge.

Das älteste jedenfalls bedeutendste unter den alten märkischen Ziegelbauten ist die Prämonstratenserkirche zu Jerichow, deren Kloster 1144 begründet wurde. Anfänglich in Granitbau entworfen, wurde der jetzige Ziegelbau von 1200 bis 1250 aufgeführt.

Gewölbte Basiliken nach dem gebundenen System, die Kreuzgewölbe über quadratischen Jochen mit hochansteigenden Diagonalgurten, sind die Backsteinkirchen der um 1165 bzw. 1180 gegründeten Zisterzienserklöster Lehnin und Dobrilug, jene 1262, letztere schon 1228 geweiht.

Im engen Zusammenhange mit diesen zwei Klosterkirchen entstanden die beiden Pfarrkirchen zu Treuenbrietzen, von denen St. Nikolai nach italienischer Art einen Turm über der Vierung trägt; ferner die reizvollen Dorfkirchen in Pechüle bei Treuenbrietzen und in Lindena, Schönborn und Lugau bei Dobrilug, wie andererseits an Jerichow sich eine Kette von spätromanischen Ziegellandkirchen die Elbe abwärts anschließt.

Kloster Chorin von Zisterziensern 1273 gegründet enthält die Perle der märkischen Backsteinkirchen.

LXXVI. Denkstein des Treffens bei Luckau enthüllt am 5. Juni d. J. U. Ehrenmitglied Prof. Dr. Jentsch in Guben teilt uns hierüber folgendes mit. Im Jahre 1903 beschlossen auf seine Anregung die beiden Kriegervereine die Errichtung eines Denksteins zur Erinnerung an das Treffen bei Luckau am 4. Juni 1813. Nachdem der Entwurf des Architekten Professor Wilhelm Kreis in Dresden angenommen worden war, wurde die Firma Thums Nachfolger in Dresden mit der Ausführung beauftragt. Auf breitem Sockel erhebt sich eine mäßige Säule, die einen verhältnismäßig großen Adler trägt. Er hat seinen tückischen und trotz scheinbarer Geringfügigkeit gefährlichen Gegner, die Schlange überwunden. Fest hält er sie in seinen Klauen.

Digitized by Google

Sie mag sich sträuben, es bleibt ohnmächtige, aussichtslose Gegenwehr. Triumphierend sitzt der Adler auf dem Fels, die Ruhe des Sieges in Haltung und Auge markierend. Nach siegreich beendetem Kampfe sind die Flügel heruntergeschlagen, gleich als wollte er sagen, daß er nunmehr keinen Feind mehr zu fürchten habe, nachdem er diesen, den er in seinen Fängen hält, überwunden hat. Stolz und selbstbewußt blickt er daher in die Weite. Die Säule trägt die Inschrift: „Zur Erinnerung an den Sieg Bülows über Oudinot am 4. Juni 1813". Die Kosten des Denksteins sind bestritten worden von den beiden Kriegervereinen, durch Vereinsaufführungen und Sammlungen in der Bürgerschaft und bei alten und ehemaligen Luckauern. Die Enthüllungsfeier fand am 5. Juni statt. Sie gestaltete sich zu einem Festtag für unser freundliches Gartenstädtchen. Sämtliche Häuser einschließlich der öffentlichen Gebäude trugen reichen Laubgewinde- und Flaggenschmuck. Nachmittags 2 Uhr hatten 33 Vereine (mehr als tausend alte Soldaten) mit 15 Fahnen und 7 Musikkapellen auf dem Marktplatze Aufstellung genommen. Der imposante Zug begab sich nach dem Denkmalsplatze, wo ihn eine große Anzahl geladener Gäste, darunter Landrat Freiherr von Manteuffel mit vielen Offizieren erwarteten. Die Festpredigt hielt Pastor Cordes über 1. Samuelis 7, 12. Darauf hielt Oberlehrer Hartmann, Vorsitzender des Kreis-Kriegerverbandes und des Kriegervereins, die Weihrede, in der er in ausführlicher Weise die heißen Kämpfe um Luckaus Mauern an jenem denkvollen Tage schilderte. Nach dem Fallen der Hülle schloß Redner mit folgenden Worten:

> „Angesichts dieses Denksteins einer vergangenen großen Zeit, heldenmütiger Bekundung reiner Königstreue und Vaterlandsliebe, geloben wir, daß auch wir jenen, die hier gekämpft, gesiegt und geblutet haben, nacheifern wollen, auf daß kein Stein zerbröckle von dem stolzen Bau des Deutschen Reiches und des deutschen Kaiserthrones, zu dem auch das Treffen bei Luckau am 4. Juni 1813 seinen Anteil geliefert, und bekunden dies mit dem Rufe: Seine Majestät, der deutsche Kaiser Wilhelm II. und König von Preußen lebe hoch, hoch, hoch!"

Bürgermeister Schlesier übernahm nun im Namen der Stadt das Denkmal, mit dem innigsten Wunsche, daß der Stadt Luckau für alle Zeit ein ähnlicher Tag wie der 4. Juni 1813 erspart bleiben möge. Vgl. Nr. LXXXVII.

LXXVII. Von der geschätzten, durch Heinrich Driesmanns sorgsame Schriftleitung auf der Bildungshöhe der Jetztzeit getragenen Zeitschrift „Deutsche Kultur" lege ich Ihnen, auf Wunsch, das inhaltreiche Heft 13 des Jahrgangs II vor.

Digitized by Google

LXXVIII. Katalog der Berliner Stadtbibliothek. 2. Bd. Abt. I. Gesch. II. Hälfte. Von diesem großen Katalogunternehmen lege ich Ihnen die Fortsetzung in einem stattlichen Foliobande vor, den wir der Regsamkeit des Stadtbibliothekars Herrn Dr. Arend Buchholtz verdanken.

Inzwischen hat der Magistrat auf Antrag des Kuratoriums für die Stadtbibliothek, dessen Vorsitzender ich bin, genehmigt, daß in dem Grundstück Zimmerstraße 90/91 ab 1. Oktober 1907 eine Bücherausgabestelle mit 2 Bibliotheksgehülfinnen und 2 Dienern und in dem bisher vom Märkischen Museum benutzten großen ebenerdigem Raum, rechts von der Straße aus, ein Lesesaal mit 2 Gehülfinnen eingerichtet werden. Außerdem wird bereits an den Bau eines eigentlichen Stadtbibliotheksgebäudes gedacht und sind als erste Rate dafür 200 000 M in den Etat 1907 einzustellen. Nächste Aufgabe des Kuratoriums wird es sein, eine geeignete Baustelle in Vorschlag zu bringen.

LXXIX. Unser Ausschußmitglied Herr Robert Mielke ist mit gewohntem Fleiß und Geschick im Volkskunstgebiet tätig gewesen. Ich lege Ihnen vor aus dem 17. und 25. Heft der „Gartenlaube“ von 1906, S. 259 flg. „Bäuerliche Kopttrachten“ (u. a. Flügelhaube vom Fläming bei Jüterbog) bzw. „Deutsche Bauernstuben“, S. 387 flg., beide Aufsätze vorzüglich illustriert.

LXXX. Die prächtige, vornehm ausgestattete Festschrift zur Einweihung des Teltow-Kanals am 2. Juni 1906, veranlaßt durch den um das Zustandekommen dieses hervorragend wichtigen heimatlichen Kulturwerks hochverdienten Herrn Landrat von Stubenrauch wird Ihnen vorgelegt. Von unseren Mitgliedern haben in der Schrift vorzugsweise Herr Dr. Spatz, daneben auch Herr Dr. Friedrich Solger gearbeitet. Wir erinnern uns dabei dankbar der Orientierungsfahrt auf dem Kanal unter Herrn Baurat Sievers, der inzwischen Direktor des Kanalwerks geworden ist.

LXXXI. Herr Rentner Hermann Busse in Woltersdorfer Schleuse, als Prähistoriker unserer Provinz wohlbekannt, hat dem Märkischen Museum am 28. Juni d. J. folgenden Bericht zugehen lassen:

Ein Urnenfeld bei Nichel Kreis Zauch-Belzig. Mit Herrn Reichhelm aus Treuenbrietzen besuchte ich am 16. April d. J. ein Urnenfeld, das zwischen Treuenbrietzen und Nichel liegt. Das Dorf Nichel liegt nordwestlich 4 km von Treuenbrietzen entfernt. Auf dem alten Nicheler Weg gingen wir 2½ km bis hinter dem Eisenbahnwall, dann vom Wege rechts ab zum Abhang des nahen Bergrückens. Hier hatte Herr Reichhelm in Gemeinschaft des Herrn Robert Mielke früher bereits mehrere Gräber aufgedeckt.

Bald fanden wir ein Grab, das ich vollständig entleerte. Dasselbe war etwa 1—1,25 Meter lang und breit und bis zur Basis ½ Meter

Digitized by Google

tief. Im Innern des Grabes lagen zwischen einer Steinpackung von 16—20 faust- bis kopfgroßen Steinen 13 Tongefäße, die leider meist zerdrückt waren. Drei davon enthielten Leichenbrand. Außer den Gefäßen fand sich eine unverzierte Tonscheibe, die durchlocht war und einen Durchmesser von 6 cm hatte.

Nach der Form der Gefäße, auch nach den Ornamenten derselben möchte ich das Alter des Grabes der jüngeren Latène Zeit oder auch einer noch jüngeren Periode zurechnen, doch läßt sich dies erst genau bestimmen, falls Metallbeigaben gefunden werden. Die beigegebenen

neuen Abbildungen stellen die hauptsächlichsten Typen dar. Die Gegenstände gelangen in das Märkische Museum.

LXXXII. Verwaltungsbericht über das märkische Provinzialmuseum für das Etatsjahr 1905. Wir entnehmen daraus die Nr. VI und XI. VI. Wissenschaftliche und gemeinnützige Tätigkeit. Die Anforderungen, die an das Museum nach dieser Seite hin und in bezug auf die Benutzung durch das Publikum gestellt wurden, waren trotz der Beschränkung, die ihm durch den provisorischen Zustand auferlegt war, durchaus nicht geringer geworden. Wir hoben schon früher hervor, wie das augenblicklich so hoch entwickelte Illu-

Digitized by Google

strationswesen und das Streben nach reicher künstlerischer Ausstattung der Bücher zur Folge hat, daß die Verleger und Autoren nach immer neuen Möglichkeiten, ihreWerke zu schmücken, ausschauen. Die in den öffentlichen Sammlungen aufgehäuften Schätze an älteren Darstellungen historischer Vorgänge, Porträts, Vignetten usw. sind ihnen dazu besonders willkommen. So haben sich auch im Berichtsjahr viele Schriftsteller, Gelehrte, Dozenten, Verleger, aber auch Handwerker und Künstler an uns gewendet, um einzelne Blätter zu Reproduktionszwecken oder als Vorlagen zu erlangen. Diese Wünsche zu befriedigen waren wir nach Kräften bemüht. Wertvolle Stücke durften nur im Museum selbst benutzt oder photographiert werden.

Nicht minder wurde unsere Bibliothek von Forschern in Anspruch genommen. Hier mußten wir öfters eingehendere Auskunft geben und vielfach die Benutzer erst auf den richtigen Weg weisen.

Für derartige Belehrungen und zugleich für Anfragen von sachkundiger Seite sind wir durch unsere wissenschaftliche Registratur gerüstet, die sich im Laufe der Jahre zu einem richtigen Archiv entwickelt hat. In mehreren hundert Rubriken sind hier zur Geschichte Berlins und der Provinz Brandenburg Notizen, Zeitungsausschnitte, literarische Verweise, Auszüge aus Abhandlungen, charakteristische Dokumente usw. systematisch gesammelt und so geordnet, daß das Material jederzeit beisammen und sofort auffindbar ist. Es vermehrt sich täglich und wird auch insofern ergänzt, als unvermeidliche Lücken durch erneute Ausnutzung der Literatur ausgefüllt werden.

Neue Erwerbungen und ältere wertvolle Gegenstände, die sich dazu besonders eigneten, wurden in der mit dem Museum eng verbundenen „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg vorgelegt und besprochen. Dieser Verein dient wie das Pflegschaftswesen dem Museum zur Propaganda seiner Bestrebungen und zur Gewinnung von Interessenten und Gönnern.

Von Veröffentlichungen, die aus dem Institut im Berichtsjahre hervorgingen, nennen wir folgende in dem Monatsblatt der Gesellschaft zum Druck gelangte Abhandlungen auf kulturhistorischem Gebiet: „Der Schatzfund von Treuenbrietzen“, „Schloß und Park Bellevue“, „Aus der Chronik der Oranienburger Straße.“ Auf naturgeschichtlichem Gebiete wurden die Untersuchungen Dr. Solgers' „Ueber interessante Dünenformen in der Mark Brandenburg“ (in den Monatsberichten der deutschen geologischen Gesellschaft) und „Ueber fossile Dünenformen im norddeutschen Flachande“ (in den Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages) publiziert.

Gedenktafeln für verdiente Männer an ihren Wohnstätten. Wie alljährlich, so sind auch in diesem Berichtsjahre durch

Digitized by Google

die Museumsverwaltung auf stätische Kosten 2 bronzene Gedenktafeln angebracht worden und zwar:

1. für Gotthold Ephraim Lessing am Hause Spandauer Straße 68,
2. für Friedr. Ad. Wilh. Diesterweg am Hause Oranienburger Straße 29.

Bis jetzt sind seitens der Stadt 41 solcher Gedenktafeln gestiftet worden. Außer diesen befinden sich an 33 Gebäuden der Stadt Berlin noch Gedenktafeln, die Staatsbehörden bezw. Vereinen oder Privatpersonen ihren Ursprung verdanken.

Eine Uebersicht sämtlicher Gedenktafeln in Berlin hatten wir im Jahre 1901 dem Verwaltungsbericht angehängt. Sie wird in gleicher Weise in einigen Jahren erneuert werden.

Unsere Sehnsucht geht selbstredend dahin, sobald wie möglich in unser neues Heim, am Märkischen Platz und damit aus dem höchst traurigen Interimistikum heraus endlich wieder in geordnete Verhältnisse zu gelangen.

Auf die zahlreichen Anfragen, wegen Fertigstellung des Museumsbaues seitens der Bauleitung kann ich nur antworten, daß diese Fertigstellung uns bis Ostern 1907 versprochen ist.

LXXXIII. Hans Brennert: Jungfern und Junggesellen — Lieblose Geschichten. Berlin 1906. Verlag von Dr. Franz Lederm ann. *)

U. M. hat hier eine Reihe teils satirischer teils auch wehmütig-humoristischer Erzählungen vereinigt: Der Lebemann. — Die Goethe-Büste. — Der Sarg. — Der Brand. — A. D. — Das stille Glas. — Das halbe Lied. — Valse blonde. Alle bekunden eine scharfe Beobachtungsgabe, viele Typen darin sind der modernsten Berliner Gesellschaft entnommen. Die Schar der Unverehelichten wird hoffentlich dem Autor, der es niemals böse meint, nicht grollen.

LXXXIV. Paul Risch: Heiderauschen. Märkische Gedichte. Mit Illustrationen von Willi Obronski. Berlin 1906. L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). Uns Brandenburgia-Mitgliedern klingen bereits die einzelnen Ueberschriften sehr anheimelnd: Schildhorn, der Schmied von Jüterbog, der Havelnix, der Schubstuhl, dramatische Volkszene aus dem alten Berlin u. s. f. Das Versmas wechselt je nach dem Stoff, der den einzelnen Gedichten zu Grunde liegt. Ueberall eine warme wohltuende Empfindung für Brandenburger Land und Volk. Allen jungen und alten Märkern als patriotische Dichtungen eines aufstrebenden Talents gern empfohlen. Die Zahl der spezifisch märkischen Dichter

*) Von demselben Verfasser erschienen früher: Modeworte. Aus dem Mitteleuropäischen. — Die Hasenpfote. Tragikomödie. — Die indische Amme. — Der Wackelstein. Komödie. — Der Kaisersjäger. Komödie.

Digitized by Google

stirbt also allen Prophezeiungen zum Trotz nicht aus. Seltsam ist es aber doch, daß auch diesem Poeten die Mark aus „kargem Sand und armer Heide“ zu bestehen scheint. Kommt denn niemals ein Berliner Poet in die Uckermark, in die Prignitz, in die Grafschaft Ruppin, in die Neumark mit ihrem fetten Boden und ihren ragenden Buchenwäldern? Die Eisenbahnen erlauben doch weite Touren Sonntags bis in jene gesegneten Landstriche der Mark, die sich mit Mecklenburg, Neu Vor-Pommern und Holstein in jeder Beziehung wirtschaftlich und aesthetisch messen können. Immer wird leider noch von den märkischen Dichtern durch die getrübte Brille von Willibald Alexis gesehen, der fast nur Heide, Moor und Sand kennen gelernt zu haben scheint. Damals war das Reisen allerdings viel umständlicher und kostspieliger. Es sollte doch jetzt einmal in der jüngeren Generation ein hellerer fröhlicherer Ton, wie er dem Märkischen Laubwald eigen ist, angeschlagen werden. Wer wird endlich einmal einen fröhlichen, märkischen Waldhornruf erschallen lassen?

LXXXV. **1806.** Wir nähern uns der Erinnerung an die Unglückszeit vor 100 Jahren und lassen die Erinnerungen daran auch in unserer Brandenburgia im Geiste vorüberziehen ohne uns gedemütigt zu fühlen, aber auch ohne den hochmütigen Gedanken, daß Preußen und Deutschland dergleichen niemals wieder passieren könne.

In kurzer Zeit werden in rascher geschichtlicher Folge die wehmütigen und traurigen Ereignisse vorbeirollen, die sich an die Schlachtennamen — Saalfeld — Auerstedt und Jena knüpfen.

Eine erhebende Feier wird von dem uns befreundeten Verein für die Geschichte Berlins zum Gedächtnis des Todes des genialen und unglücklichen Prinzen Louis Ferdinand († 10. Okt. 1806) am 13. k. M. im Bürgersaale des Rathauses veranstaltet werden. Auch die Brandenburgia wird häufig genug Gelegenheit haben auf die Ereignisse der Unglücksjahre von 1806 bis 1812 einzugehen.

Prof. Dr. Paul Weber in Jena scheint mir die richtige Empfindung auszudrücken, mit welcher wir an die Gedenktage von 1806 herantreten sollen, wenn er sagt: „Die Geschichte ist da, um aus ihr zu lernen. Der ernste Rückblick wird aber auch das Gefühl des Dankes auslösen für das Gute, was uns die unglückliche Schlacht bei Jena gebracht hat. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat dieser Erkenntnis klaren Ausdruck verliehen in der denkwürdigen Rede, die er am 31. Juli 1892, umbraust von dem Jubel einer begeisterten vielköpfigen Menge, auf dem Jenaer Marktplatze gehalten hat. Er sagte da:

Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwickelung unseres

deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die fridericianische preußische Monarchie war eine großartige in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwickelung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzhaften Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleudert. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit währe des Erwachen des deutschen nationalen Geschlechts im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, nicht möglich gewesen.

Der Grundgedanke dieser Ausführungen Bismarcks hat seitdem als geflügeltes Wort in der knappen Form „ohne Jena kein Sedan“ weiteste Verbreitung gefunden.

LXXXVI. Franzosentotschlag — Franzosengräber. Heut Abend werden wir uns nur mit der Nachtseite der Erscheinungen beschäftigen, welche die Zwingherrschaft in den unterdrückten Völkern leider überall — also mit einer gewissen Naturnotwendigkeit — zu zeitigen pflegt. Die Bande der alten heimatlichen Regierung sind seit 1806 gelockert, teilweise geradezu zerrissen. Rohe Behandlung des Volkes seitens der Sieger, Untaten die von Marodeurs verübt werden, stacheln die heimische Bevölkerung an, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das ist das eine Motiv der Franzosentotschläge, wo unschuldige Feinde der Erbitterung des bedrückten Volkes im offenen Kampfe oder auch hinterrücks zum Opfer fallen. Viel häßlicher ist aber die andere Erscheinung, daß gleichzeitig die brutalen Instinkte Raubgier und Mordlust geweckt werden, die zur Ausplünderung feindlicher Kriegskassen, Wagenzüge, einzelner Kuriere und dergleichen führen — begleitet von Mord und Totschlag. Hieraus wird uns u. M. Herr Friedrich Backschat heut ein Abscheu erweckendes Beispiel aus hiesiger Gegend vortragen.

Oft sind die Fälle, an welche sich schauerliche Ereignisse angeknüpft haben mögen, nicht mehr genau aufzuklären. So wurden z. B. in der Darmietzener Mühle zwischen Küstrin und Neudamm im Jahre 1874, im Keller vergraben, viele an einander gerostete Taler-Rollen ausgegraben, etwa 8000 Talerstücke Preußisch Kurant mit den Jahreszahlen 1799 bis 1804. Man nahm an, daß es sich um eine preußische Kriegs-

Digitized by Google

kasse handele und daß deren Bedeckung getötet worden sei. Ich habe Taler-Stangen hiervon in den Händen gehabt, die einzelnen Stücke ließen sich nur mit großer Gewalt von einander trennen. Belagstücke liegen im Märkischen Museum.

Unser Mitglied Herr Lehrer Wienicke äußert sich wie folgt.

In der Prignitz und in der Grafschaft Ruppin sind in den Unglücksjahren eine Reihe von „Franzosen-Morden“ vorgekommen.

Unter der Stepenitzbrücke bei Wittenberge wurden im Frühjahr 1807 vier Franzosen-Leichen gefunden. Der Knecht des Bauern Grieg in Rosendorf bei Langen hatte Franzosen zu fahren; das Ziel sollte Wilsnack sein. Vermutlich hat er die Franzosen erschlagen. Die Wagenrunge wies Blutspuren auf; er selbst ist geflüchtet. Um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, sind die Leichen heimlich verscharrt worden.

Weitere Morde wurden bei den Dörfern Teetz und Waldleben bei Neuruppin verübt, ohne daß die preußischen Behörden eingeschritten wären.

Ein zweiter Mord bei dem Dorfe Teetz wurde durch die Franzosen bestraft. Zwei, übrigens völlig unschuldige Bürger in Kyritz wurden vor der Stadt erschossen. In dem Geh. Staatsarchiv findet sich ein Aktenstoß, der einen Franzosenmord bei dem Dorfe Blandikow behandelt. Er war von zwei Soldaten des Inf. Reg. Prinz Ferdinand in Neuruppin verübt worden. Aus den Dörfern wurden über 40 Personen mit Zuchthausstrafen belegt; jedenfalls hatten sie Beihilfe geleistet.

Herr Rektor Monke, unser vorzüglichster Kenner im volkskundlichen Kapitel der sogenannten Toten Männer teilt folgendes mit:

Müncheberger Franzosengräber. 1. Beim Fürstenwalder Tor in Müncheberg befindet sich, wie alte Leute erzählen, ein Massengrab französischer Soldaten aus dem Jahre 1806.

2. 1813 sind viele Franzosen in der Nähe von Müncheberg umgekommen. Auch eine Kriegskasse haben sie an einer sumpfigen Stelle eingebüßt. Die Gräber in der Umgegend sind nicht mehr bekannt.

Französische Kriegskassen liegen der Volkssage nach in größerer Zahl in deutschen Landen vergraben, z. B. auf der Insel Usedom bei Kaminke am großen Haff, bei Lanke nahe Bernau u. s. w. Offenbar haben die Franzosen mehr Kriegskassen eingegraben als sie besaßen.

Auch von anderen Mitgliedern, Herren von Schulenburg, Dr. Gustav Albrecht und R. Mielke wurde auf verschiedene „Franzosen-Totschläge“ aufmerksam gemacht, zum Teil im Anschluß an den mit großem Beifall aufgenommenen Backschatschen Vortrag.

Digitized by Google

E. Bildliches.

LXXXVII. U. M. Professor Jentsch teilt eine Ansichtspostkarte des unter No. LXXVI beschriebenen Luckauer Denksteins vom 4. Juni 1813 mit.

LXXXVIII. Ich übergebe eine das Innere des Uckermärkischen Museums zu Prenzlau darstellende Photographie, so wie die Brandenburgia dasselbe am 17. Juni dieses Jahres sah.

LXXXIX. Herr Wirth von Weidenberg, Burgstr. 3, stiftet freundlichst eine Photographie vom Innern der von der Brandenburgia besichtigten St. Marienkirche zu Bernau; die etwa 1875 aufgenommene Photographie stammt aus dem Nachlaß des verstorbenen Kantors Ewald in Bernau, eines vorzüglichen Kenners dieser Kirche. Herr von Weidenberg schreibt dazu folgendes.

Zum Bilde der St. Marienkirche zu Bernau in der Mark. Die St. Marienkirche in Bernau, früher St. Katharinenkirche genannt, soll um 1141 gegründet sein. Der Ursprung dürfte aber erst in das 13. Jahrhundert fallen. Im gotischen Stil erbaut, ist sie eine der schönsten Kirchen der Mark Brandenburg. König Friedrich Wilhelm IV. äußerte bei einer Besichtigung, „er möchte wohl diesen großartigen Bau in der Residenz haben.“ 20 große gotische Bogenfenster spenden Licht und durch 5 Eingänge kann man in das Innere der Kirche gelangen, deren Decken aus schönen verschiedenartigen Kreuz-, Stern- und Netzgewölben bestehen. Die Kirchenstühle aus der Renaissancezeit stammend, erzeugen in ihren verschiedenartigen reichgeschnitzten alten Formen einen imponierenden Eindruck. Hervorzuheben ist der Patronatsstuhl. Der aus katholischer Zeit stammende Hochaltar, dessen Aufsatz den größten Kunstschatz der Kirche bildet, ist circa 8 Meter hoch und über 5 Meter breit und hat 3 Flügel, die aufzuklappen sind, daher auch Wandelaltar genannt. In seiner Großartigkeit dürfte er einzig in seiner Art, wohl in der Mark Brandenburg dastehen. Erst 1880, nachdem über 100 Jahre die Flügel nicht gangbar waren, stellte sich ihre Beweglichkeit wieder heraus. Die Kanzel im 17. Jahrhundert gefertigt, rechts auf dem Bilde, ist ganz von Holz mit reicher Verzierung im Stile der Spätrenaissance gehalten. Prachtvoll ist der Schalldeckel, der in Form einer achteckigen Krone mit durchbrochenen Verzierungen sich über die Kanzel erhebt. Ein vergoldeter Phönix auf Flammen dargestellt, als Symbol der Neuerstehung der evangelischen Kirche, krönt den Schalldeckel. Noch sei der kleinen Figur an der südlichen Seite auf dem Querbalken gedacht, ihr fehlt die rechte Hand. Der Sage nach den alten Schäfer von Bernau darstellend, der 1432 bei der Belagerung Bernaus sich durch das Lager der Hussiten geschlichen und zwischen den Bernauern und dem Kronprinzen von Brandenburg Nachrichtendienste geleistet hatte, dabei um seine rechte Hand kam.

Erwähnenswert sei noch, daß die Kirche zum Andenken an die Anwesenheit Kaiser Friedrichs und seiner hohen Gemahlin beim 450 jährigen Hussitenfeste im Jahre 1882 eine Gedenktafel aufweist, die auch daran erinnert, daß die Leiche des großen Schwedenkönigs Gustav Adolfs, der bekanntlich bei Lützen fiel, auf dem Transport nach Schweden in der St. Marienkirche aufgebahrt gewesen war.

Schließlich sei noch einer kleinen Episode gedacht bei dem Dejeuner, das die Stadt Bernau dem Kronprinzenpaare gelegentlich der 450 jährigen Hussitenfeier im Jahre 1882 gab.

Die alten Bilder der Kurfürsten im Stadtverordnetensaale, die etwas schablonenhaft angefertigt sind, gaben Kaiser Friedrich Veranlassung zu der scherzhaften Bemerkung: „Nun weiß ich doch, von wem ich abstamme.“ Auf seine Frage, wo denn früher die Bilder aufgehängt gewesen, denn im Rahmen der modereen Einrichtung paßten sie nicht hinein, wußte erst keiner Antwort zu geben.

Endlich vernahm man eine schüchterne Stimme „wohl in der Kirche“ und der ganze Chor stimmte ein: „Ja in der Kirche.“ In größter Gemütlichkeit, jedoch nicht ohne einige Ironie, bemerkte Kaiser Friedrich zu einem seitwärts stehenden Herrn: „Nun wissen sie es mit einem Male alle.“ Gleich darauf stellte sich aber unter allgemeiner Heiterkeit heraus, daß die Bilder nicht in der Kirche, sondern stets im Rathause aufgehängt waren.

Alljährlich Montag vor dem Himmelfahrtsfeste findet vormittags zur Feier des Hussitenfestes von der St. Marienkirche nach der St. Georgen-Kapelle vor dem Mühlentore, eine feierliche Prozession statt, verbunden mit Gottesdienst.

Im nächsten Jahre kann Bernau auf sein 475. Hussitenfest blicken, Auch die letztgenannte Kapelle ist sehenswert, sie wurde von den Hussiten zerstört und späterhin wieder aufgebaut. Eine Tafel im Innern der Kapelle gibt Kunde davon.

XC. Herr Otto Mielke-Nowawes spendet 5 vortrefflich gelungene Photographien seiner Kunst: Winterlandschaft aus dem Park Babelsberg Januar 1906. — Altes Schulgebäude in Nowawes-Priesterstraße, Bau der Königin Luise 1806. Febr. 1906. — Dasselbe (jetzt abgebrochen, vom Hof aus. — Obere Schleusenbaltung bei Marienwerder, Finow-Kanal. Ostern 1905. — Pechteich und Werbellinkanal, rechts von Marienwerder nach Eberswalde. Ostern 1905; hierzu zitiert Herr O. Mielke die Verse unsers unvergeßlichen F. Brunold (Joachimsthal):

Wie ein Gottesauge glänzet,
Drüber dunkle Brauen glühn,
Liegt, von Berg und Wald umkränzet,
Märchenhaft der Werbellin.

Digitized by Google

Wald und See im Wolkendunkel!
Trägen Flugs ein Weihe dort.
Stille rings — dann Sterngefunkel,
Und die Glocken läuten fort.

XCI. U. M. Herr Hermann Maurer legt Photographien vor Prenzlau die er Ostern 1906 aufgenommen vor, desgl. 2 vom Dom und von der Marienkirche zu Stendal und eine vom Bergfried der Burg Rabenstein von ihm am 1. Juli 1906 bei der Pflegschaftsfahrt des Märk. Museums aufgenommen.

XCII. U. M. Herr Emil Plack überreicht zum Andenken an die Wanderung der Brandenburgia nach Strausberg am 9. d. M. 4 wohlgelungene von ihm hergestellte Photographien: ein Fischerwinkel nahe dem See; die Korrigendenanstalt; die Marienkirche; das Eingangstor der alten Stadt.

XCIII. U. M. Herr Louis Reuter, einer unsrer eifrigsten landschaftlichen Amateur-Photographen stiftet 12 Aufnahmen von dem Brandenburgia-Ausflug nach Prenzlau am 17. Juni 1906 und 10 desgl. von unserm Ausflug nach Strausberg am 9. Sept. 1906.

Allen diesen Gönnern herzlichsten Dank, auch seitens des Märkischen Museums, wohin die Bilder späterhin abgeliefert werden, weil sie dort immer wieder aufzufinden und zugänglich zu machen sind.

XCIV. Herr Kustos Buchholz: Fünf Berliner Ansichten von 1786.

Aus dem fernen Riga sind 5 größere Gemälde an das Märkische Museum gekommen, die ebenso wegen der dargestellten Altberliner Ansichten, wie als Kunstwerke von Interesse sind.

Sie sind von dem Berliner Künstler, Carl Traugott Fechhelm, in den Jahren 1786—88 gemalt und stellen einige der Partien in Berlin dar, die damals, wie auch später als die schönsten und sehenswertesten in der Stadt galten und deren Bilder auch von Verlegern vielfach verwertet wurden.

1. Der Schloßplatz mit dem Blick über die Kurfürstenbrücke in die Königstraße, im Hintergrund der Rathausturm.
2. Der Lustgarten, Blick von dem Platz vor dem Zeughaus aus, auf Dom und Schloß, im Hintergrund die alte Kriegsakademie und Joachimstalsches Gymnasium an der Burgstraße und Marien- und Heil. Geist Kirchturm.
3. Blick von der Hundebrücke (Schloßbrücke) aus auf die Straße Unter den Linden, im Vordergrunde Palais des damaligen Kronprinzen und Zeughaus, das alte Wachtgebäude, Neustädter Tor und Brücke über den Kupfergraben, Opernhaus, Palais des Prinzen Heinrich (Universität).

Digitized by Google

4. Der Opernplatz, Blick vom Palais des Prinzen Heinrich aus, links Opernhaus und Hedwigskirche, in der Mitte 2 Häuser der Behrenstraße, rechts die Bibliothek.
5. Der Gendarmen Markt von der Ecke Mohren- und Markgrafenstraße aus so gesehen, daß der Deutsche Dom nicht erscheint. Im Vordergrunde das zuerst erbaute neue Schauspielhaus, und der Französische Dom, im Hintergrunde zwischen Schauspielhaus und Charlottenstraße die Marktbuden, dann die beiden Häuser der Charlottenstraße zwischen Tauben- und Jägerstraße, rechts die ganze Markgrafenstraße bis zur Behrenstraße. An dieser ist noch die Hinterfront des Niederländischen Palais, dessen Garten und Gartenmauer sichtbar, welcher Blick verschwand, als in den 1790 er Jahren hier das Hinterhaus zum Palais erbaut wurde. Turmartig erscheint noch daneben die Hinterfront der kön. Bibliothek.

Zeitlich und nach dem Gegenstand der Darstellung fallen diese am nächsten mit den um wenige Jahre älteren Rosenbergschen Bildern zusammen. Der Zeitunterschied markiert sich am deutlichsten bei dem Bilde des Opernplatzes, wo Rosenberg an der Behrenstraße noch einen kleinen Garten zwischen den beiden Häusern sehen läßt, der aber inzwischen nach dem Fechhelmschen Bilde bereits bebaut ist.

Soweit die Bilder ziemlich genau denselben Aufnahmepunkt haben, als die Rosenbergschen, (und das ist bei vieren der Fall) ist der Gesichtskreis nach links und rechts hin immer etwas erweitert, so daß z. B. auf dem Schloßplatz-Bilde Fechhelms noch das Haus Schloßplatz 6 zu sehen ist, auf Rosenbergs dagegen nicht.

Auch die Staffage auf den Fechhelmschen Bildern ist reicher und exakter als die Rosenbergs ausgeführt, so daß sie an sich der Betrachtung wert ist.

Im ganzen ergibt der Vergleich mit den Rosenbergschen Bildern — wenigstens nach den Kupferstichen — eine erheblich künstlerischere Technik Fechhelms, namentlich auch in der Perspektive, die auf Rosenbergs Bilder oft unnatürlich erscheint.

Der Maler Karl Traugott Fechhelm, 1748 in Dresden geboren, war derj üngste von 4 Brüdern, die sämtlich Künstler waren. Die 3 jüngsten waren in Berlin als Maler tätig, einer von ihnen soll auch Fresko-Malereien in den königlichen Schlössern ausgeführt haben, einer, Georg Friedrich, wurde 1788 Mitglied der Berliner Akademie.

Unser Karl Traugott erhielt 1797 einen Ruf als Theatermaler nach Riga, wo er 1818 starb. Beim Umzuge von Berlin nach Riga hat er wahrscheinlich diese 5 Gemälde mitgenommen und auf diese Weise gelangten sie in die dortige städtische Gemälde-Galerie, die sich kürzlich bereit er-

Digitized by Google

klärte," sie gegen einen mäßigen Kaufpreis dem Märkischen Museum abzutreten.

Die Photographien dieser 5 Bilder, sowie zum Vergleich 3 Photographien Rosenbergscher Bilder wurden hierzu vorgelegt.

XCV. Als Erinnerungsstücke an die Zeit vor 100 Jahren wurden vom Märk. Museum ausgelegt.

1. Das einzig noch erhaltene Original-Plakat des Gouverneurs von Berlin vom 17. Oktober 1806.

   „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!

   Graf v. d. Schulenburg".
2. Der Federbusch vom Tschako Blüchers, den der General verlor, als er in den Straßen Lübecks von französischen Reitern verfolgt wurde.
3. Das Petschaft des Oberaufsehers der französischen Geheimpolizei.
4. Petschaft: „Domaines Imperiaux. Domaine de Neuendorf" nebst dem früheren Petschaft.
5. Proben des „Colberger Notgeldes" von 1807.
6. 6 Bilder, den Einzug Napoleons in Berlin und die Abnahme einer Parade im Lustgarten darstellend.

XCVI. Friedrich Backschat, Oberhofmarschallamtssekretär. Der Franzosentotschlag i. J. 1806 mit darauf bezüglichen Vorlagen aus dem Märkischen Museum. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern Potsdamerstr. 10/11.

Bücherschau.

Schmidt, Otto Eduard, Kursächsische Streifzüge. 3 Bde. Je mit einem Titelbild und Federzeichnungen von Max Näther. 8°. Leipzig, F. W. Grunow, 1902. 1904. 1906.

Der kürzlich erschienene 3. Band des vorliegenden Werkes gibt mir Veranlassung, auf die trefflichen Schilderungen, die auch für den märkischen Geschichtsfreund manches Wertvolle enthalten, näher einzugehen. Die „Streifzüge" erstrecken sich auf das Gebiet der kursächsischen Lande und behandeln auch diejenigen Landschaften, die ehemals zu Kursachsen gehörten und seit 1815 der Provinz Brandenburg einverleibt sind, sie dürften deshalb auch das Interesse unserer Mitglieder erwecken. Im ersten Bande behandelt der

Digitized by Google

kundige Verfasser das Gebiet der Elbe von Meißen bis Wittenberg und schildert zunächst eine Elbfahrt von der alten Markgrafenstadt bis nach Mühlberg, auf der es des Interessanten genug zu sehen gibt. In die Natur- und Landschaftsschilderungen sind geschichtliche und kulturgeschichtliche Mitteilungen eingeflochten, von denen viele in das Bereich der märkischen Vergangenheit hinübergreifen. So erinnert beispielsweise das Strehlaer Schloss an den Wendenbezwinger Gero, die alte Stadt Mühlberg an die Religionskriege, in die ja auch Brandenburgs Kurfürst verwickelt war, die Lochauer Heide an den letzten Askanier Albrecht III. und an den Hohenzollern Joachim II. und das Schloss Annaburg an einen Besuch Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes Friedrich. Eine Wanderung durch das bekannte Schilda führt uns an dem Geburtshause des preussischen Feldmarschalls Gneisenau vorüber zu dem mit grossen Fenstern ausgestatteten Rathause, und diese der Volkslegende widersprechende Tatsache veranlasst den Verfasser näher auf die Entstehung der Sage von den Schildbürgerstücklein einzugehen. Bei der Schilderung von Belgern wird der auch für die Mark Brandenburg wichtigen Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich II. und dem Polenherzog Boleslow Chrobry und der Rolandsäulen gedacht, Schloss Prettin erinnert an die Reformation und den langjährigen Aufenthalt der Kurfürstin Elisabeth, der Gemahlin Joachims I, die um ihres Glaubens willen flüchtete, Torgau an manche Familienbeziehungen zwischen den sächsischen und brandenburgischen Häusern, an den Sieg Friedrichs des Grossen über die Österreicher am 3. November 1760 und an die Zeit der Befreiungskriege und Wittenberg endlich, das in einem längeren Schlusskapitel behandelt wird, steht in so vielfachen Beziehungen zu Brandenburg-Preussen, das schon um dieses Abschnitts halber der 1. Band von Bedeutung für uns Märker sein dürfte.

In noch höherem Maße verdient der 2. Band, der Streifzüge durch die Niederlausitz enthält, unser Interesse. Liebliche Landschaftsschilderungen aus diesem noch wenig bekannten Gebiet der Provinz Brandenburg, das vor 1815 kursächsisch war, wechseln mit kultur- und volkskundlichen Bildern ab und an den geeigneten Stellen sind die Ergebnisse geschichtlicher und literarischer Forschungen eingeflochten. Die Wanderungen Schmidts beginnen im südlichen Zipfel der Niederlausitz, im Kohlengebiet bei Senftenberg und erstrecken sich über Altdöbern mit seinem interessanten Schloß und über Vetschau nach dem Spreewald, bei dessen Schilderung wir über die Natur dieses Sumpf- und Wassergebiets und über das Wesen des Wendentums interessante Aufschlüsse erhalten. Bei der Wanderung von der Spree zur Oder werden Peitz und Guben berührt, die landschaftlichen Schönheiten des Parks von Branitz und des Lubsttales geschildert und die Bedeutung des Oderpasses bei Schidlo eingehend gewürdigt. Bei dieser Gelegenheit entwickelt der Verfasser einen Überblick über die kolonisatorische Tätigkeit der Wettiner und versucht der Bedeutung Augusts des Starken gerecht zu werden. Die Wanderung über Neuzelle durch das Schlaubetal nach Beeskow gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich über die Verdienste der Klosterbrüder um den Landesanbau, über die Zeidlergenossenschaften und die Fischzuchtanlagen bei Siehdichum zu äußern, und im nächsten Abschnitt

Digitized by

— vom Schwielochsee zur Schwarzen Elster — wird die geschichtliche Vergangenheit der Stadt Lübben, die literarische Bedeutung Paul Gerhardts und Ernst von Houwalds und der strategische Wert der alten Sachsenfeste Liubusa bei Schlieben behandelt. Das 6. Kapitel „Graf Brühl und seine Schlösser“ gewährt interessante Einblicke in das Leben und Treiben des bekannten Günstlings Augusts III. von Sachsen, in die Verwaltung der ihm gehörigen Standesherrschaft Forst-Pförten und in die wirtschaftliche Entwicklung dieses Teils der Niederlausitz, zum Schluß werden kritische Streiflichter auf das Vorgehen Friedrichs des Großen gegen den sächsischen Minister geworfen. Das letzte Kapitel ist dem Kloster Dobrilugk gewidmet und gibt einen Überblick über die Geschichte des Klosters und der Stadt nebst Schilderungen der Umgebung und der schönen Gegenden des Lauchtales.

Der 3. Band bringt Schilderungen aus der „alten Mark Meißen“ und behandelt vorzugsweise sächsische Verhältnisse, aber es findet sich auch in diesem Bande mancherlei, was in Beziehung zur Geschichte der Mark Brandenburg steht. So hat die alte Grenzburg Meißen, deren Entstehung und Entwicklung ausführlich geschildert wird, lange Zeit hindurch eine hervorragende Rolle in den Wendenkämpfen und in der Kolonisation der wendischen Lande gespielt, ebenso das Bistum; die Albrechtsburg erinnert an den Erfinder des Porzellans, den Alchimisten Böttcher, ferner finden sich Erinnerungen an Lessing, Goethe, Fouqué und Otto Ludwig, an Ludwig Richter Bernhard Mannfeld und andere Künstler. Das folgende Kapitel, das die Lommatzscher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz behandelt, bringt den Lebenslauf manches Mitgliedes dieser Familie, das in Diensten Brandenburg-Preußens eine Rolle gespielt hat, und Hinweise auf altslawische Kultgebräuche, auf den alten Zieten und den siebenjährigen Krieg; der Abschnitt über Großenhain liefert Beiträge zur Geschichte des märkischen Handels, der über Zabeltitz solche zu der Stellung Friedrichs des Großen zum sächsischen Hofe in den Jahren 1756 bis 1761 und eine Wanderung durch die Ortschaften an der meißnisch-lausitzischen Grenze führt in die Zeiten der Besiedlung jener Gegenden zurück.

Wie aus den kurzen Angaben ersichtlich ist, findet sich in den dre Bänden der „Kursächsischen Streifzüge“ mancherlei, was die Mitglieder unserer Gesellschaft interessieren dürfte, und da die Schilderungen lebenswarm und anziehend geschrieben sind, so werden sie viele Leser fesseln und anspornen, gleich dem Verfasser hinauszuziehen und zu schauen und zu forschen.

Dr. Gustav Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

9. (6. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntag, den 7. Oktober 1906.

Wanderfahrt nach Eberswalde und Umgegend

unter Führung des „Vereins für Heimatkunde“ zu Eberswalde.
(Vorsitzender: Professor Dr. Eckstein.)

Schon öfters und zu verschiedenen Jahreszeiten ist Eberswalde das Ziel von Ausflügen der „Brandenburgia“ gewesen; aber allezeit — war es nun im jungen Frühlingsgrün oder im bunten Schmuck des Herbstes — übte die freundliche Stadt in ihrer prächtigen Waldumgebung die gleiche Anziehungskraft auf die nach dem frischen Odem des Waldes verlangenden Großstädter. So auch am 7. Oktober, einem freundlichen Herbstage, dessen Sonnenschein erst am Spätnachmittag mit einem nicht eben starken, nebelartig leise herabrieselnden und wenig störenden Regen abwechselte. Seit dem 6. September 1903, wo an einem glühend heißen Spätsommertage die „Brandenburgia“ zuletzt in Eberswalde gewesen, hatte sich hier auch mancherlei geändert, anderes hinzugefunden, was neben der immer neuen Schönheit des Waldes wert erschien, in Augenschein genommen zu werden. Wie immer erwiesen die Eberswalder den zahlreich erschienenen Gästen aus der Hauptstadt die Aufmerksamkeit, sie am Bahnhof zu begrüßen und sich ihnen als Führer anzubieten. Nächst mehreren den städtischen Behörden angehörigen Herren waren es vornehmlich der Vorstand und die Mitglieder des erst seit zwei Jahren bestehenden „Lokal-Vereins für Heimatkunde“, welche sich der Aufgabe unterzogen, allseitig und gründlich mit Eberswalde bekannt zu machen, an ihrer Spitze Professor Eckstein und Redakteur Schmidt. Es wurde mit einer Allgemeinbesichtigung der Stadt begonnen, und auf dem weiten Weg vom Bahnhof zur Altstadt, vor 20—25 Jahren noch Chaussee, jetzt beiderseitig mit Häusern besetzt, eine gedrängte Beschreibung der erfreulichen Entwickelung der Stadt gegeben, seitdem sie vor einem

Digitized by Google

Menschenalter zur wichtigen Wasserstraße des Finow-Kanals auch noch Eisenbahn empfangen hat und nach vorangegangem Stillstande bis auf eine Einwohnerzahl von ca. 23 000 angewachsen ist. Von der hochgelegenen Eisenbahnstraße aus gewinnt der Ankommende auch sogleich einen dem Gedächtnis sich einprägenden Eindruck von der anmutigen Lage Eberswaldes, von dem weiten jetzt vom Finowkanal durchflossenen Tal, in dem, es wahrscheinlich in voller Breite ausfüllend, während der Diluvialzeit die vereinigten mächtigen Gewässer von Weichsel und Oder in ostwestlicher Richtung zur Nordsee strömten, und zugleich von den fernen den jenseitigen Talrand bildenden, mit Wald bestandenen Höhen, während die Stadt am diesseitigen, sich steil erhebenden Talrande und im Tal gelegen ist. In Eberswalde hat es sich, wie unter ähnlichen Verhältnissen auch anderswo, ganz von selbst so gefügt, daß die Eisenbahnvorstadt zum eleganten Viertel erwuchs und große freie Plätze mit hübschen Schmuckanlagen hier geschaffen wurden. Eine Minderung der Altstadt hat sich aus dem entstandenen Gegensatz aber keineswegs ergeben, denn auf alle Fälle hat die Altstadt die Erinnerung an eine lange Vergangenheit vor den modernen Stadtteilen voraus. Und wer sich im Anblick alter Städte der Nöte und Drangsale erinnert, worunter die Vorfahren, bessere Zeiten für die Nachkommen bereitend, gelitten haben, dem erscheinen ihre engen Straßen und dürftigen Häuser, in denen sich das Leben von Generationen abspann, ehrwürdig und durch die vielen Menschenschicksale geweiht, deren Schauplatz sie einst gewesen. Die Ueberschreitung des Finowkanals gab Professor Eckstein, der hier die Führung übernommen hatte, erwünschte Gelegenheit, von der hohen Bedeutung dieser Wasserstraße zu sprechen, die von den Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Sigismund begonnen, vom großen Kurfürsten gefördert und vom König Friedrich II vollendet, eine vielseitige Industrie längs ihrer Ufer hervorgerufen hat, die anregend und vorbildlich für das ganze Land gewesen ist und es zu sein fortfährt, ja sogar im Hinblick auf den bevorstehenden Bau des Berlin-Stettiner Schiffahrtsweges, einem weiteren Aufschwung entgegensehen darf. Es brauchen nur folgende am Kanal gelegene Etablissements in der Nähe Eberswaldes genannt zu werden, um sich dankbar des vorausschauenden Blickes und der landesväterlichen Fürsorge des großen Friedrich und seiner Vorgänger zu erinnern: Das Messingwerk von Aron Hirsch u. Sohn, die Papierfabrik Wolfswinkel (früher die Königl. Papierfabrik), das Etablissement der Deutschen Linoleum- und Wachstuchcompagnie, das Hüttenwerk Kupferhammer, die Pianoforte-Mechanik-Fabrik und Dampfsägewerk von Lexow, die Eisengießerei und das Radiatorenwerk von Budde und Goehde, die Eberswalder Filzwarenfabrik, die Hanf- und Drahtseilerei von Bunzel, die Steindachpappen-Asphalt- und Holzzementfabrik von Miersch u. A. — Nach dieser Erinnerung an eine Vergangen-

Digitized by Google

heit von 2—3 Jahrhunderten und auf ihren fortwirkenden Einfluß auf die Geschichte Eberswaldes wurde dem ältesten Bauwerk Eberswaldes, der St. Georgs Kapelle, erbaut um etwa 1300, ein Besuch abgestattet, und hier durch Professor Dr. Boldt ein historischer Rückblick auf die Entstehung Eberswaldes und seiner Baudenkmäler getan. Danach ist Eberswalde schon 1254 Stadt geworden und den ganz deutschen Ansiedlungen angehörig, welche das Markgräfliche Bruderpaar Johann I. und Otto III. nach Erwerbung des Ober Barnim in beträchtlicher Zahl anlegte. Die edlen, gotischen Formen des auch in seinem Innern der Besichtigung unterzogenen Kirchleins fanden allseitigen Beifall. Es gereicht den Eberswaldern zur Ehre, daß sie pietätvoll dies Bauwerk trotz mancher Anregungen zu seiner Beseitigung erhalten. Seine Umgebung ist ein alter, jetzt nicht mehr benutzter Kirchhof, der diesem Zweck wohl schon im Mittelalter gedient hat, damals vielleicht in Verbindung mit einem nahen Siechenhause für Aussatz-Kranke. — Es folgte unter Führung von Bürgermeister Hopf die Besichtigung des Neuen Rathauses, neu, weil es in den letzten Jahren erst erbaut und bezogen, im übrigen jedoch mit glücklicher Hand durch den Architekten im Stil mittelalterlicher Rathäuser ausgeführt worden ist, ohne Prachtentfaltung, aber gediegen und fein abgestimmt in allen Einzelheiten, einschließlich mancher hübsch ersonnenen Architekten-Scherze und humoristischer Züge. Es wurde eine größere Anzahl der Innenräume durchwandert und mit viel Interesse in Augenschein genommen. Schließlich machte die Gesellschaft dem Ratskeller einen Besuch, dessen Ausschmückung mit Fresken, soweit solche das Bild von Stadt und Umgegend am Beginn des 20. Jahrhunderts festhalten, ungeteilte Zustimmung fand, während die der deutschen Märchenwelt entnommenen Darstellungen etwas grotesk wirken. In der obersten Etage des Rathauses ist dem Eberswalder Verein für Heimatkunde für sein Museum einstweilen ein bescheidener Platz eingeräumt worden. An dieser Sammlung der jüngsten Zeit ist mit außerordentlicher Sorgfalt und liebevoller Hingabe an den Zweck gearbeitet worden. Man findet hier nicht nur prähistorische und archäologische Funde aus Stadt und Umgegend, aus den letzten Jahrzehnten, sondern auch viele Erinnerungszeichen aus dem bürgerlichen Leben der letzten Jahrhunderte, wie Innungs-Embleme, Willkomm-Becher, Meister- und Gesellenbriefe, altertümliche Haus-, Küchen- und Kellergeräte, Spinnräder, viele Bilder der Stadt und einzelner ihrer Gebäude, Silbergeräte etc. Das hierdurch gebotene Bild der bürgerlichen Entwickelung Eberswaldes darf anderen Mittelstädten als Muster empfohlen werden. Es wird für die großen Sammlungen in den Hauptstädten immer noch genug Interessantes und Wichtiges übrig bleiben, wenn, wie es hier geschehen, selbst manches wertvolle Stück am Fundort zurückgehalten wird, und ohne Zweifel werden Heimatssinn und Heimatsliebe durch solche zur Beach-

Digitized by Google

tung des mißachteten Kleinen einladenden und zum Sammeln anspornenden Erinnerungsbilder Stärkung und Förderung erfahren. — Auf dem Marktplatz wurde hierauf der historische Löwe, seit einigen Jahren nicht mehr wasserspeiend, aber seiner Rehabilitierung entgegensehend, teilnehmend betrachtet, die Stelle der ehemaligen 1717 erbauten, reformierten St. Johannes-Kirche, jetzt ein Kaufhaus, in Augenschein genommen, und die St. Maria-Magdalena-Kirche, ein gotischer Backsteinbau aus dem 14. Jahrhundert, besucht. Hier hatte es Pfarrer Waerlich übernommen, Erinnerungen an die Schicksale des Gotteshauses mitzuteilen und einige ehrwürdige Kirchengeräte und Bilder, darunter das schöngeschnitzte, große Altarbild aus dem 17. Jahrhundert zu erläutern. Auch erfreute der langjährige Kantor und Organist Herr Bannier durch treffliches Orgelspiel. Während sich vor dem Verlassen der Kirche noch eifrige Erörterungen an eine den heiligen Christophorus darstellende Wandmalerei knüpften, um die sich die Sage gerankt hat, wurde nachher bei einem Rundgang um die Kirche den zahlreich vorhandenen Näpfchensteinen und deutlich erkennbaren, scharfen Rillen im Backstein-Gemäuer Aufmerksamkeit geschenkt, die kaum weniger sagenhaft sind und verschiedenartigster Deutung unterliegen. Die Rillen gelten z. B. als zurückgebliebene Spuren vom Wetzen der Schwerter und Lanzen beim Ausbruch eines Krieges, während den selten höher als 1—1,30 m gefundenen Näpfchensteinen u. A. die harmlose Deutung gegeben wird, von Ministranten hinterlassene Spuren vom Einsetzen des hölzernen Feuerbohrers aus einer Zeit zu sein, wo für das Anmachen von Licht zur Frühmesse im Winter es noch keine Zündhölzer und um die frühe Morgenstunde wahrscheinlich auch keine glühenden Kohlen in den Nachbarhäusern gab. — Zum Schluß führte Professor Eckstein noch durch die Schweizer- und Bismarckstraße, um hier die Reste der mittelalterlichen Stadtmauer aus Feldsteinen und Backsteinen sehr großen Formates zu zeigen. Am Danckelmann-Denkmal, an der Königl. Forst-Akademie vorüber, ging der Weg dann ins Freie, am Flüsschen Schwärze entlang zum Schützenhause, wo sich die Eberswalder mit den Berliner Gästen zum fröhlichen, von mancher Tischrede gewürzten Mahl vereinigten. Der Nachmittag gehörte ganz dem Besuche des wundervollen Waldes, dessen Mischung aus ernsten Kiefern und z. Z. in heiterer Buntheit prangenden Laubholzbäumen als ganz besonders reizvoll empfunden wurde. Hier machte Professor Eckstein noch Mitteilungen über merkwürdige Dünenbildungen im Walde und zeigte die Stelle, wo vor mehreren Jahren im Triebsand das Sklett eines Auerochsen aufgefunden worden ist. Nach gemeinsam eingenommenem Kaffee in einer im dichten Forst gelegenen Erholungsstätte der Eberswalder wurde der Rückweg zum Bahnhof angetreten und hier von den Eberswalder Freunden herzlich Abschied genommen. August Foerster.

Digitized by Google

Im Anschluß an den Bericht bringen wir vier Gedichte von W. W. Schmiele-Eberswalde, die der Brandenburgia für ihren Besuchstag vom Dichter gewidmet waren.

Kapelle St. Georg in Eberswalde.

(Zum Besuch der „Brandenburgia".)

Schon lange tönt in deinen Hallen
Nicht mehr der Frommen leises Flehn;
Nicht mehr zu deinen Toren wallen
Die friedlos hier im Dasein stehn.

Auch stiller Sang ist längst verklungen,
Der freudig uns zum Himmel hebt,
Wenn wir uns davon losgerungen,
Was uns von Not und Sorg' durchbebt.

Und dennoch bist du alle Stunden
Der Schönheitssucher still Ideal,
Bei dem sie Gottesfried' gefunden,
Nach Lebenshast und Lebensqual.

Kirche St. Maria-Magdalena in Eberswalde.

Frei, wuchtig und kühn baute germanischer Geist
Stolz dich zum Himmel hinauf.
Frei tön' auch in dir immer das Wort
Kühn vom germanischen Gott.

Vindobonus-Eberswalde.

Zainhammer bei Eberswalde (einst).

(Zum Besuch der „Brandenburgia".)

Rot durch den Wald die Feuer glühn,
Der Blasbalg ächst, die Funken sprühn,

Germanischer Arm den Hammer hebt,
Im Fallen zitternd der Boden bebt.

Eisen dort schmiedet die deutsche Kraft,
Mit dem sie Brot sich und Freiheit erschafft.

Wohl alles umschloß einst im Erdensein
Für märkische Mannen die Arbeit am „Zain".

Zainhammer (jetzt).

Erloschen ist nun des Feuers Glut,
Ein Idyll, der „Zainhammer" im Walde ruht.

Nicht stört mehr des Hammers Ton
Den Ruhe suchenden Erdensohn.

Digitized by Google

Dienstbare Geister nun huschen herum,
Zu versorgen und laben das Publikum.

Ja selbst das Eisen ist nicht mehr begehrt,
Man Gold und Silber nur heut verehrt.

Vindobonus-Eberswalde.

Die Rudolfs-Eiche.

Mitgeteilt von Rudolf Schmidt in der Sitzung des Vereins für Heimatkunde in Eberswalde am 9. Mai 1906. (Eberswalder Ztg. 6. 10. 1906.)

Wenn man die Treppe an der Moltkestraße hinaufsteigt und sich dann rechts durch die prachtvoll erblühenden Anlagen nach dem auf der Anhöhe geschaffenen freien Rundplatz wendet, dort wo drei Ruhebänke zum Verweilen einladen, so steht man unmittelbar an der Rudolfseiche. Der Fremde, der diesen anziehenden Punkt zum erstenmal betritt und seine Blicke über die sonnigen Dächer unserer lieben Stadt schweifen, über die grünen Wälder, welche sie umsäumen, gleiten läßt, ist entzückt über das Bild, das sich hier vor seinen Augen ausbreitet. Wer jemals die Schönheiten unserer heimatlichen Flur hat auf sich wirken lassen, wer nur einmal sich ganz dem Reiz einer solchen Verbindung von Natur und geschäftigem Menschenfleiß, verklärt durch den intimen Reiz märkischer Waldlandschaft, in sich eingesogen hat, der wird mir recht geben und mich verstehen, wenn ich den Platz an der Rudolfseiche als ein Juwel in dem reichen Kranze unserer Berge bezeichne.

Diese Anhöhe hat schon vor Menschenaltern denselben Reiz auf unsere Naturfreunde ausgeübt, denn es sind jetzt mehr als hundert Jahre her, daß man diesen Punkt als einen Ruhe- und Rastplatz für Spaziergänger erkannt hat und hochhält.

Das Gelände an der Rudolfseiche bis hin zum Schanzenberg, dem jetzigen Platz am Schützenhause, führte seit undenklichen Zeiten die Bezeichnung „Die Lietze“. Der Name stammt aus dem Slavischen und bedeutet „kahl“; wir haben also eine kahle Anhöhe darunter zu verstehen. Der Boden hier oben bildet zum Teil metertief reinen Sand, ist aber immerhin noch so ergiebig, daß die märkische Kiefer gut auf ihm fortkommt. Die Bodenbeschaffenheit des weiteren Geländes, welches sich nach der Stadt zu abflacht, ist nicht überall gleich. Die Lietze hat Ackerland, Wiese, Heide und nackten Sand, erzählt Bellermann in seiner Eberswalder Chronik aus dem Jahre 1825 und Magistratsakten aus dem Jahre 1735 berichten sogar von „gutgepflegten Gärten in der Lietzenheide“.

Auf der Höhe des Abhangs, schreibt Bellermann, stehet eine große Eiche, welche ein Major, namens Rudolf Hartsch mit einer Bank um-

Digitized by Google

geben ließ. Ursprünglich nannte man diesen Punkt die Hartsch Bank oder Hartsch Eiche. So hieß die Stelle noch zu der Zeit, aus welcher zwei im „Museum für Heimatkunde“ befindliche Holzschnitte stammen, nämlich aus den 40 er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wie aus den Trachten auf den Bildern hervorgeht. Eine weitere ziemlich genaue Bestimmung der Bilder ist möglich durch den Vermerk auf dem farbigen Blatt „Zu haben bei J. Kaplick in Neustadt-Eberswalde.“ Der Buchbinder Kaplick der seit 1844 die Erlaubnis erhalten hatte, mit „gebrauchten Büchern zu handeln“, wurde unterm 23. Juni 1846 als Buchhändler konzessioniert. Älter sind die beiden Bilder also nicht.

Auf den Bildern sieht man in ihrer vollen Schönheit die Hartsch-Eiche vor sich. Vor dem Baume steht eine primitive Bank, die sogen. „Hartsch-Bank“. Ein wogendes Kornfeld liegt im Vordergrunde, während sich dahinter die Stadt ausdehnt, welche damals 4844 Einwohner zählte. Die einzelnen Baulichkeiten in der Stadt sind genau zu erkennen und der hinter den Pfarrhäusern sichtbare Teil der Stadtmauer steht ja in wenig veränderter Form noch heute. Auf dem farbigen Bilde schwenkt freilich der Finowkanal vor der Georgskapelle plötzlich in einem breiten Arm nach Norden ab, was wir dem Koloristen nicht gar so übel nehmen dürfen. Er hat die Angermünder Chaussee, welche auch auf dem unkolorierten Blatt etwas unklar sich abzeichnet, für die Fortsetzung der Finow angesehen und sie danach als Wasser blau gemalt. Die Maria-Magdalenenkirche hat noch den alten erst 1875 umgebauten Turm, und die Oderbergerstraße sowie den alten Lichterfelder Weg zieren große starke Pappeln.

Der Volksmund hat den etwas ungelenken Namen Hartsch nicht beibehalten, sondern hat die Eiche später kurzweg Rudolfseiche genannt. Als solche war der prächtige alte Baum der Stolz jeden Einwohners und die „Badegäste und Einwohner pflegten die schöne Stelle fleißig zu besuchen.“ Als die erste Bank verfallen war, ließ die Stadt eine neue aufstellen und so übernahm der Magistrat das Erbteil des alten Majors. Soweit wäre alles gut gewesen, wenn nicht schon damals Vandalen ihre Hand im Spiele gehabt und sich an diesem durch die Überlieferung geheiligten Baum vergriffen hätten.

Es war am Sonnabend, den 23. Februar 1849, als am Abend plötzlich ein blutroter Schein von der Höhe herab ins Tal leuchtete. Böswillige Hände hatten an die alte Eiche Feuer angelegt und sie wurde ein Raub der Flammen. Sie brannte ab bis auf den Stumpf. Dankbare Zeitgenossen richteten ihr wie im Bilde auch im Liede noch ein Denkmal auf. Ein damals wohlbekannter Bürger, H. Ehlers, ließ seine Leier erklingen und seine prophetische Sehergabe sah in dem Untergang jenes herrlichen Baumes ein Gleichnis für das Erstehen eines ersehnten großen Vaterlandes, für das kommende einige Deutschland.

Digitized by Google

Sein Lied, in welchem schon die Sage ihre ersten Ranken um den vergangenen Baum zieht, mag hier mitgeteilt sein:

Dir, alte Eiche, will ein Lied ich singen,
Dir, alte Wächt'rin dort am Waldesrand,
Dir sollen meiner Lyra Saiten klingen
Dir weih' ich dieses Lied als Liebespfand,
Stolz prangtest Du, die Schläfe hoch erhoben,
Und deine Arme streuten Schatten um sich weit.
Kühn war dein Haupt gerichtet stets nach oben,
Frei war dein Blick seit alter grauer Zeit.

Ein treues Denkmal vieler hundert Jahren,
Erwuchsest du, so heißts, durch Liebeshand.
Du sahst wie Kindes-Kinder oft in Scharen
Zu dir sich kehrten nach des Waldes Rand,
Wie Arm in Arm sich ehrfurchtsvoll dir nahten,
Manch teures Freundespaar in frommer Scheu,
Wie schön die Buhlen mit den Mädchen taten,
Und nun mit einem Male ist's vorbei.

Wie herrlich prangt'st du noch vor wenig Tagen
Du würd'ge Eiche, Zierde grauer Zeit,
Und welche schön geschmückte Wundersagen
Entdecktest du dem Wandrer noch bis heut.
Von welchem Brausen, welchen grausen Stürmen
Erzähltest du dem müden Wandersmann;
Du sahest Wetter über dich sich türmen,
Sahst sie mit Feuerschlünden sich dir nahn.

Noch einmal blicktest du der Freiheit Blüten
Und schmücktest dich mit grünem Festgewand,
Sahst, wie die Herzen voll der Freiheit glühten,
Du greise Wächt'rin an des Waldes Rand.
Noch einmal aus dem ird'schen Jammerstaube
Erhobest du dein grünumlaubtes Haupt,
Gabst deinen Leib der Flamme hin zum Raube,
Und legtest dich, des Schmuckes jetzt beraubt.

Und dennoch wolltest du nicht eher scheiden,
Bis noch einmal die Freunde du gesehn,
Schon hörtest selbst dein Grabgeläut du läuten,
Sahst in der Ferne alle trauernd stehn;
Zum letztenmale und im Feuerglanze
Streckst du dein Haupt zum Himmel hoch empor,
Nicht laubumkränzt, im feur'gen Strahlenkranze
Ragt deine Stirne deutungsvoll hervor.

Digitized by Google

Den Flammenschwertern gleichen jene Strahlen,
Die um dein Haupt zum Kranze sich gereiht.
Sie sind's, die uns der Zukunft Bilder malen,
Und ihre Deutung liegt uns nicht mehr weit.
Bald wird, wie jene Feuerschwerter blinken,
Das deutsche Volk noch mächtiger erglühn!
Das Alte wird in ewge Nacht versinken,
Ein neues Volk aus seinem Stamm erblühn.

Ende Februar 1849 wurde an derselben Stelle, wo der alte Baum gestanden, wiederum eine kräftige junge Eiche durch das Stadtoberhaupt höchsteigenhändig gepflanzt. Leider ging der junge Stamm bald ein, sodaß am 5. März des gleichen Jahres ein neues Reis eingesteckt wurde. Dieses, durch Schlächtermeister Christian Lüdeke gepflanzte Bäumchen hielt sich und ist bereits heute wiederum zu einem ganz ansehnlichen Baum emporgewachsen. Möge er vor einem gleichen Schicksal wie der erste bewahrt bleiben.

---

10. (7. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Montag, den 15. Oktober 1906. Besichtigung des Neuen Schauspielhauses am Nollendorf-Platz.

Diejenigen Besucher, welche mit der Hochbahn am Nollendorf-Platz eingetroffen waren, sahen vor sich die stolze Front in die Höhe ragen. Ein riesiges Bogenfenster wird links und rechts von zwei hohen Säulen begrenzt, an die sich wieder je ein Rundturm anschließt, während das ganze von einem dreieckigen Giebelfeld abgeschlossen wird, in dem die Worte Mozartsaal und Neues Schauspielhaus stehen.

Links und rechts neben diesem Mittelgebäude erheben sich zwei schlanke und schmale Flügelgebäude mit der Einfahrt zu den beiden Höfen.

Die Teilnehmer versammelten sich um 3 Uhr in dem Konzertgarten, der, 1200 Quadratmeter groß, hinter der rechten Durchfahrt liegt. Dieser Garten enthält eine hohe Balustrade und ist von verschiedenen Gebäuden mit wechselnder architektonischer Ausgestaltung umschlossen; er bietet vor allem einen Blick auf die eine Längsseite des Theaters mit leichten Außentreppen und Galerien.

Auf einer dieser Treppen stiegen wir in die Höhe und betraten von der ersten Galerie aus das Theater und zwar wurden wir zunächst auf die Bühne geführt. Sie ist 21 m breit und 21 m tief. In ihrer Mitte war eine Felsenlandschaft aufgebaut, welche sich plötzlich vor uns herumzudrehen begann. Dieser Teil der Bühne ist nämlich zu einer

Digitized by Google

stationären Drehbühne eingerichtet, so daß alle übrigen Erfordernisse der Bühne, wie Versenkungen etc. in jeder beliebigen Stellung der Drehbühne benutzt werden können. Eine Versenkung z. B. wurde zum großen Schrecken der darauf Stehenden in Bewegung gesetzt. Auch der Donner wurde uns vorgemacht. Endlich sahen wir an der Seite die zahlreichen Seile für die Züge aller Art und die Beleuchtungsvorrichtungen oben und unten für die erforderlichen farbigen Lichteffekte.

Die Räume hinter der Bühne dienen als Magazine und Requisitenräume, als Maleratelier und Schneiderwerkstatt. Durch einen Teil dieser Räume gelangten wir nach dem gegenüberliegenden schmäleren Hof und stiegen hier abermals eine Treppe in die Höhe, in die Wandelgänge und Foyers, und durch diese in den Zuhörerraum. Hier ging es natürlich noch besonders lebhaft zu, überall waren Handwerker tätig und daneben schon die Scheuerfrauen mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Der Zuschauerraum umfaßt ein großes Parkett und zwei Ränge. Das Parkett enthält 500 Sitzplätze. Die Wandflächen sind in Weiß und Gold gehalten und das Gestühl in leuchtendem Rot. In der Mitte hängt ein kreisförmiger Leuchter und darüber ist an der Decke ein Gemälde angebracht, das Wolken und fliegende Kraniche nebst dem blauen Himmel dazwischen darstellt.

Auf dem Rückwege wanderten wir quer durch das Vestibül hinter dem Haupteingange der nach dem Nollendorfplatz hin liegt, weiter und stiegen außen wieder eine Treppe in die Höhe zum 1. Rang; hier gingen wir durch die Sitzreihen hindurch wieder auf den Hof hinaus, um eine zweite Treppe zum 2. Rang hinaufzusteigen. Die Ränge enthalten zusammen noch 700 Sitzplätze. Im ersten Geschoß liegt nach vorn heraus der Konzertsaal, er hat die Form eines länglichen Rechtecks. An der einen Schmalseite befindet sich ein 85 qm großes Podium für das Orchester und an den anderen drei Seiten sind breite und tiefe Nischen angebracht. Eine Decke in Weiß und Rot überspannt den mächtigen Raum. Der Saal enthält 1600 Sitzplätze. In derselben Höhe liegt noch ein großer Restaurationsraum und mehrere kleinere Gesellschaftsräume, in der nächst höheren Etage befindet sich ein Weinrestaurant, das durch Nischen und Lauben kleinen Gesellschaften Platz zum ungestörten Aufenthalt bietet. Dieses Restaurant kann bei besonderen Gelegenheiten durch Entfernung der Lauben mit dem großen Saal verbunden werden. Für diesen ausgedehnten Wirtschaftsbetrieb befinden sich im 3. und 4. Stockwerk die nötigen Wirtschaftsräume, d. h. Küchen, Bäckereien, Vorratskammern, Fischbassins, sowie Eis- und Kühlräume. Durch alle diese Räume wurden wir hindurchgeführt und konnten uns von ihrer Zweckmäßigkeit bzw. ihrer Schönheit überzeugen: denn viele von ihnen waren schon bis auf einige Aufräumungsarbeiten fertig gestellt. Waren doch in diesen letzten Tagen 1500 Menschen in dem Gebäude beschäftigt.

Digitized by Google

Es ist hier nicht der Ort auf die Einrichtungen für Beleuchtung, auf die Sicherheitsmaßregeln gegen Feuersgefahr etc. einzugehen.

Nach dem Rundgang versammelte sich die Gesellschaft in dem Theaterrestaurant, das in der Front nach der Nollendorfstraße liegt; hier war ein Imbiß aus kaltem Aufschnitt und Bier hergerichtet. Nachdem man sich genügend gestärkt hatte, ergriff unser Mitglied Herr Knauer, der Erbauer des Hauses, das Wort zu einer Ansprache. Er schilderte die erschwerenden Umstände, unter denen die Besichtigung durchgeführt werden mußte und betonte, daß am Freitag, den 19. die erste Aufführung von Sheakespeares Sturm vor sich gehen solle, während der Konzertsaal erst 8 Tage später eingeweiht werde. Er brachte auch den ersten Theaterzettel zur Verlesung. Sein Hoch galt dem 1. Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel. Darauf sprach Herr Geheimrat Friedel Herrn Knauer und seinen Mitarbeitern den Dank der Gesellschaft aus, die unter so erschwerenden Umständen der Gesellschaft einen Einblick in die Geheimnisse eines modernen Theaters geboten hätten, der sich wahrscheinlich der Mehrzahl von uns nicht wieder so bieten werde. Zum Schluß versprach Herr Knauer noch den anwesenden Mitgliedern der Gesellschaft für die nächste Vorstellung Eintrittskarten schicken zu wollen, was mit lautem Danke angenommen wurde. An der Führung haben sich von den Mitarbeitern des Herrn Knauer die Herrn Karl Menking, Otto Rechnig, Feske, Berghoff, Brälth und Graefe beteiligt; denen auch der Dank der Gesellschaft ausgesprochen sei.

II. (4. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Oktober 1906 abends 7½ Uhr im Sitzungssaal des Brandenburgischen Städtehauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXI her.

A. Allgemeines.

I. Begrüßung der Mitglieder zum Beginn des Winterhalbjahres und Mitteilung der bevorstehenden Vorträge und Besichtigungen.

II. Der Verein für Heimatkunde in Eberswalde, der bereits unser Mitglied ist, Vorsitzender Herr Prof. Dr. Karl Eckstein, Schriftführer Herr Redakteur Rudolf Schmidt, beide Herren uns von früher her und von der letzten Wanderfahrt nach Eberswalde als besonders

Digitized by Google

kenntnisreich und gegen unsere Mitglieder als besonders freundlich in bester Erinnerung, spricht die Bitte aus, daß die Brandenburgia dem Verein als Mitglied vom 1. Januar 1907 beitreten möge. Jahresbeitrag 2 Mark. Dieser Antrag wurde, wie Sie sich erinnern, bereits bei Anwesenheit der Brandenburgia-Mitglieder in Eberswalde am 7. d. M. ausgesprochen und von uns beifällig begrüßt. Ich frage, ob gegen den Vorschlag Widerspruch erhoben wird? Es erfolgt kein Widerspruch und darf der Vorstand annehmen, daß Sie dem Eintritt der Brandenburgia als Kollektivmitglied in unsern Eberswalder Bruderverein zustimmen. (Allseitiger Beifall.) Der Vorstand in Eberswalde wird demnächst in Kenntnis von Ihrem Beschluß gesetzt werden.

III. Unserm Gönner-Mitglied Herrn Ingenieur Hermann Knauer spricht die Brandenburgia den herzlichsten Dank aus für die von ihm uns anläßlich der Eröffnung des neuen Schauspielhauses verbunden mit dem Mozartsaal am Nollendorf-Platz erwiesenen mannigfaltigen Freundlichkeiten, für die lehrreiche Führung am 15. d. M. durch den noch nicht ganz fertig gestellten Bau, für die daran angeknüpfte gastliche Bewirtung, für die Einladung zur Generalprobevorstellung und für die zur ersten Vorstellung gewährten einhundert Freibilletts.

Mögen alle die Hoffnungen, welche sich an das neue theatralische und musikalische Institut, errichtet unter den Auspizien Hermann Knauers in Schöneberg knüpfen, ausnahmslos in Erfüllung gehen.

In der Ihnen vorliegenden Nr. der Zeitschrift „Deutsche Kultur“ Jahrg. II. Heft. 19. Okt. 1906 heißt es S. 515 in einem Artikel von Dr. Kyllmann: „Ein Triumph der Arbeit“ wörtlich.

„Es klingt beinahe wie ein Märchen, wenn der Schaffner der Elektrischen Straßenbahn, die ihren Zug am Nollendorfplatz vorbeinimmt, erzählt, daß das „Neue Schauspielhaus“ in 250 Tagen fix und fertig geworden sei. Welch eine Unsumme ernster Arbeit hier vorliegt, kann nur der Fachmann ganz ermessen. Ein großes Theater mit 1200 Sitzplätzen und einer Drehbühne, wie sie in Berlin und die Welt in solcher Größe bisher nicht kannte; in Verbindung damit der Mozartsaal für Konzerte, der über 1600 Personen faßt; endlich Restaurations- und Cafésäle, das alles mit deutscher Gründlichkeit, dem feinsten und modernsten Material, den ausgesuchtesten Kleinkünsten ausgeführt . . . . es klingt beinahe wie ein Märchen.

Wir wollen hier nicht das architektonische Kunstwerk als solches, nicht das künstlerische Programm der neuesten Bühne Großberlins kritisieren. Wir wollen nur den Empfindungen Ausdruck geben, die uns als Kinder des Jahrhunderts der Arbeit erfüllen, und dieses Gefühl ist das unbegrenzter Hochachtung vor solcher Leistung, vor der Arbeit an sich. Auf so begrenztem Raume hat sich eine schier grenzlose Arbeit abgespielt. 2000 Menschen erfüllten in den letzten Wochen mit

Digitized by Google

ihren Rufen und Hammerschlägen diese Räume. Meister und Gesellen, Tiere und Maschinen wurden zu Trägern des einen Willens: Wir besiegen die Zeit, indem wir sie gleichsam verzehnfachen. Nacht und Tag wird gearbeitet. Die Technik ersetzt Menschenhände. Die Ausschachtmaschinen ersetzen Spaten und Hacke und Hunderte von Arbeitern, Schienengleise mit Rollwagen ersetzen die sonst unendliche und deshalb den Betrieb erschwerende Zahl der Handlanger und Zuträger. Das gleiche besorgen Stein-, Mörtel- und Eisenaufzüge, Betonmischmaschinen und eine elektrisch betriebene Schlosserei. Trotz der 600 bis 1000 Leute, die allein der Hochbetrieb beschäftigte, ist so gut wie kein ernstlicher Unglücksfall passiert. Das ganze Gebäude mußte gegen aufsteigendes Grundwasser isoliert und der Grundwasserspiegel selbst um 3 m gesenkt werden."

Ferner lasse ich den ausführlichen, packend geschriebenen Aufsatz über die Entstehung und das Aussehen innen und außen des Riesenbaus am Nollendorf-Platz zirkulieren, stammend aus der Feder des Altmeisters Berliner Feuilletonistik, Professor Ludwig Pietsch. Ferner die beiden zur Eröffnung verfaßten illustrireten Schriften und fünf Ansichtspostkarten, darstellend das Foyer, das Wein-Restaurant, das Bier-Restaurant, den Mozart-Konzertsaal und den dazugehörigen im Sommer einzuweihenden geräumigen Konzertgarten.

IV. Das Statistische Jahrbuch der Deutschen Städte, XIII. 1906, herausgegeben vom Direktor Professor Dr. Neefe in Breslau, wird vorgelegt und auf die mancherlei uns angehenden, Berlin und mehrere größere brandenburgische Städte betreffenden Angaben Bezug genommen.

V. Ländliche Kirchenmuseen in Thüringen. Das Verständnis für die Bedeutung kirchlicher Altertümer ist in Thüringen in erfreulichem Wachstum begriffen. Man hat eingesehen, daß Kirchenböden und feuchte Gewölbe nicht die richtigen Aufbewahrungsorte für Gegenstände von Bedeutung sind, wie z. B. alte Altäre, alte Kirchenschlösser, -Schlüssel, Fensterläden, Beschläge von Kirchtüren, Schränken und dergleichen, Reste alten Chorgestühls, Totenschilde, Rüstungen, Erinnerungsfahnen, Grabdenkmäler, Taufsteine, Kelche, Sakristeischränke, Bilderbibeln, Agenden, Gesangbücher, Kirchenordnungen aus dem 16. bis 19. Jahrhundert usw. Daß alte Grabdenkmäler und Leichensteine mit eigenartigen Inschriften nicht als Trittsteine usw. gebraucht werden dürfen, wird auch von den Kirchenvorständen allmählich bedacht. So sind denn in dem letzten Jahrzehnt (wie uns geschrieben wird) drei ländliche Kirchenmuseen in Thüringen gegründet worden. Das erste entstand in Graba bei Saalfeld (Sachsen-Meiningen) durch Pfarrer Dr. Liebermann, das zweite in Tautenburg bei Dornburg (Sachsen-Weimar) durch Pfarrer Stölten und das dritte in allerneuester Zeit in Kapellen-

Digitized by Google

dorf bei Jena (Sachsen-Weimar) durch Pfarrer Lic. Weiner. Die kleinen reizenden Museen sind in den Kirchen selbst untergebracht; in Kapellendorf hat das Museum in einem in gotischem Stil gehaltenen Choranbau von 1503 der uralten Cistercienserinnen-Klosterkirche ein würdiges Heim gefunden. Der Verschleuderung kirchlicher Altertümer an Händler und Liebhaber haben die meisten thüringschen Regierungen durch Erlaß von Verordnungen, nach denen es verboten ist, Altäre und sonstige kirchliche Ausstattungsstücke ohne Erlaubnis der Oberbehörde zu verkaufen, vorgebeugt. So werden künftig wichtige Stücke der Geschichte ländlicher Kirchen und damit der Kirchengeschichte des ganzen Landes in würdiger Weise und am rechten Orte der Nachwelt erhalten bleiben.

VI. Im Anschluß an diese der sehr empfehlenswerten, vorzüglich, redigierten hiesigen Zeitschrift „Antiquitäten-Rundschau“ vom 11. d. M. entnommene Notiz, lege ich ferner die Zeitschrift „Die Woche“ vor welche am 27. ausgegeben wird und einen guten orientierenden Artikel von Wilhelm Holzamer (S. 1860 Flg.) enthält: „Die soziale und künstlerische Bedeutung der Dorfmuseen“, ein brennendes Thema, welches die Brandenburgia erst kürzlich erörtert hat.

B. Persönliches.

VII. Herr Ernst Buschbeck, unser verehrtes Mitglied, feierte am 1. d. M. das fünfzigjährige Berufsjubiläum als Buchhändler, Senior-Chef der naturwissenschaftlichen Buchhandlung R. Friedländer & Sohn. Dem ausliegenden Gedenkblatt, welches ein sprechend ähnliches Brustbild Ernst Buschbecks enthält, entnehme ich, daß er seit dem Tode Dr. Friedländers 1882 im Hause Karlstraße 11 die Firma in demselben wissenschaftlichen Geiste fortführt.

Von den vielen bedeutenden Verlagsunternehmen seien nur die „Naturae Novitates“ seit 1879, der jetzt im 27. Jahrgang erscheinende „Zoologische Jahresbericht“, die „Veröffentlichungen der Zoologischen Station in Neapel“, das große von der 2. Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufene Werk „Das Tierreich“ genannt. Ich darf wohl noch daran erinnern, daß unsers Freundes Gattin bereits längere Jahre der Brandenburgia angehörte und, daß sie es war, welche ihn bei uns als Mitglied eingeführt hat. Die Firma, der Chef und seine liebenswürdige Gemahlin werden von unseren herzlichsten Glückwünschen begleitet, welche der Vorstand auch bereits schriftlich übermittelt hat.

VIII. Herr Hofrat Professor Dr. Penck, einer der bedeutendsten Geologen und genauesten Kenner des urgeschichtlichen Menschen, der als Nachfolger unseres leider verstorbenen Freundes Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Ferdinand Freiherrn von Richthofen von Wien aus hierher berufen ist, heißen wir herzlich in der Hoffnung in Berlin will-

Digitized by Google

kommen, daß er sich, wie sein Vorgänger, auch speziell unsere brandenburgische Heimatsforschung angelegen sein lassen werde. Es ist Aussicht vorhanden, daß wir in einiger Zeit das Herrn Penck ebenfalls unterstellte neue Königl. Institut für Meereskunde in der Dorotheenstraße von seiten der Brandenburgia besichtigen werden.

IX. Otto Jaekel und Wilhelm Deecke. Herr Professor Dr. Otto Jaekel, dessen urgeschichtliche Forschungen wir in der Brandenburgia wiederholt erwähnt — vergl. die von ihm entdeckten Eolithe von Freyenstein, West-Prignitz — hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Greifswald erhalten und angenommen. Prof. Jaekel, der sein neues Amt schon zum bevorstehenden Wintersemester antritt, wird in Greifswald Nachfolger von Prof. Dr. W. Deecke. Er ist am 22. Februar 1863 zu Neusalz a. O. (Schlesien) geboren, studierte in Breslau und München und promovierte 1886 an der Münchener Hochschule mit der Dissertation: „Das Diluvium Nieder-Schlesiens". 1887—88 war er Assistent am geologisch-paläontologischen Institut der Universität Staßburg und kam dann als Kustos an das unter der Leitung des Geheimen Bergrats Prof. Branco stehende geologisch-paläontologische Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität. Im Januar 1904 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Herr Professor Dr. Wilhelm Deecke, dessen bedeutende Schriften über die Diluvial-Geologie wir zum öfteren im Monatsblatt der Brandenburgia besprochen haben, hat leider seine pommerschen Heimat verlassen und die ordentliche Professur für Geologie in Freiburg im Breisgau übernommen.

Unsere besten Wünsche begleiten die beiden um die Erforschung unserer Heimat so hochverdienten Herren.

X. Kaiser Friedrich-Museums Medaille. Im September 1906 haben der Stellvertreter des Reichskanzlers Graf Posadowsky und der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Studt folgenden Erlaß veröffentlicht:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben aus Anlaß der Enthüllung des Nationaldenkmals für Seine Majestät den Hochseligen Kaiser Friedrich und der Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin eine Erinnerungsmedaille zu stiften geruht. Im Allerhöchsten Auftrage lassen wir Euer Hochwohlgeboren die Medaille beifolgend ergebenst zugehen."

Ich gestatte mir, Ihnen das mir persönlich verliehene Exemplar dieses künstlerischen Prägstückes von 7 Centimeter Durchmesser vorzulegen.

Vorderseite: Brustbild Wilhelms II. im Harnisch. Unterschrift: Guilelmus II Rex. Bor. Imperator German. (W. H.)

Digitized by Google

Rückseite: Denkmal und Museumshauptfront. Unterschrift: Friderici III. Reg. Bor. Imp. Germ. Memoriae XVIII. Oct. MDCCCCIV. W. Haverkamp. 1905).

XI. Prof. Dr. Gustav Kraatz. Ein Beitrag zur Geschichte der systematischen Entomologie. Dem Gründer der Deutschen Entomologischen Gesellschaft, des Deutschen Entomologischen National-Museums und des Entomologischen Vereins in Berlin zum 50 jährigen Jubiläum und zur Feier des goldenen Doktor-Jubiläums gewidmet von der Deutschen Entomologischen Gesellschaft. — Ich lege diese Festgabe mit besten Wünschen für das fernere Wohlergehen unseres besonders um die Kerftierkunde hoch verdienten Mitbürgers vor, der eine eigene entomologische Stiftung am Märk. Provinzial-Museum errichtet hat. Kraatz ist am 13. März 1831 Oberwasserstraße Nr. 11 geboren und eigentlich immer Berliner im engsten Sinne geblieben, obwohl seine Lieblingstierwelt sich gerade durch besonders weitläuftigen Wandertrieb auszeichnet. Die von Kraatz's Berufsgenossen Dr. Walter Horn sorglichst zusammengestellte Festschrift vielseitigen Inhalts hat dauernden wissenschaftlichen Wert.

C. Naturkundliches.

XII. Otto Jaekel: Neue Wirbeltierfunde aus dem Devon von Wildungen. Der unter IX gedachte Professor Jaekel hat in dem vorliegenden Schriftchen (Sonderabdruck aus den Sitzungen der Ges. Naturforsch. Freunde Nr. 3. Jahrg. 1906) die merkwürdigen ältesten Fisch- und gleichzeitig Wirbeltierreste beschrieben, welche an den alten Fundstellen der Ense bei Wildungen ausgegraben sind, wo seit längerer Zeit auf den Halden der Kalksteinbrüche Placodermenreste gesammelt und zuerst von A. v. Koenen beschrieben worden sind. Es ist eine überraschende und sonderbare Urtierwelt, welche sich hier zeigt: mindestens 12 Gattungen Placodermenfische mit etwa 50, auf verschiedene Familien verteilten Arten. Die unverkennbare Tatsache, daß fast alle bei dem berühmten Kurort gefundenen Fischtypen durcheinander verbunden sind, beweist, daß die überraschende Mannigfaltigkeit der Formen dort entstanden ist. Dabei ist die individuelle Variation innerhalb der Arten so groß, daß trotz sorgfältiger Aufsammlung aller in Einem Schichstreifen gefundenen Formen immer nur wenige Individuen gleicher Art begegnen und auch diese den üblichen Normen spezifischer Konstanz nicht entsprechen.

Das Wunderbarste an dieser Fauna ist aber die Tatsache, daß diese außerordentlich mannigfaltigen Formen alle nebeneinander in einer einzigen Gesteinslage von 10—20 cm Mächtigkeit liegen, demnach nur wenige Generationen enthalten. Jaekel nimmt an, daß hier die Entwicklungszeit der Fauna auf eine so kurze Spanne zusammengedrängt ge-

Digitized by Google

wesen ist, daß wir hier geradezu von einer explosiven Entwicklung reden können.

Das wäre also ein Gegensatz zu dem Dogma des großen Altmeisters Linnaeus: Natura non facit saltum! Alles entwickelt sich in der organischen Natur fein säuberlich lang und langsam.

Wie man gegenüber solchen, schließt Jaekel, doch zweifellos unmittelbaren Anpassungserscheinungen der Entwickelung diese noch wesentlich auf Selektion als Grundursache zurückzuführen könnte, wäre mir unverständlich, aber vielleicht finden die streitbaren Mannen dieser einseitigen und ich möchte sagen unorganischen Entwickelungsidee immer wieder Wege, sich einer vorurteilsfreien Auffassung der Tatsachen zu entziehen.

Angesichts solcher verblüffender Tatsachen glaubte ich Ihnen die Mitteilung dieser schließlich die Entwickelung unserer gesamten Tierwelt recht sehr angehenden Verhältnisse nicht verschweigen zu sollen.

Auf meinen Vorschlag hat die Stiftung des verstorbenen Doktor Fedor Jagor, welche von der Stadt Berlin verwaltet wird, Herrn Jaekel für seine Wildunger Forschungen erhebliche Mittel bewilligt.

XIII. Zur Eolithe-Frage. In dem wilden Kampf, der jetzt um die ältesten be-, ver- und zerarbeiten Steine, vornehmlich die in der Brandenburgia öfters besprochenen Eolithe tobt, hat nun auch unser korrespondierendes Mitglied Herr A. Rutot in Brüssel Stellung genommen: Eolithes et Pseudo-Eolithes. (Mitt. der Brüsseler Anthrop. Ges. vom 29. Januar 1906.) Herr Rutot richtet sich hauptsächlich gegen die Folgerungen der Herren Boule und Obermaier anläßlich der modernen Feuersteinverletzuungen, welche in den Cement- und Kreidemühlen durch die Drehungsmaschinen erzeugt werden. Ich habe mich über die Uebertreibungen der letztgedachten Herren so ausführlich verbreitet, daß ich hier schweigen kann.

XIV. A. Rutot: Géologie et Préhistoire. Essai de comparaison entre la série glaciaire du Professeur A. Penck et les divisions du Tertiaire supérieur et du Quaternaire de la Belgique et du Nord de la France. (Bull. der Belg. Geolog. Ges. Teil XX. 1906). Ein dankenswerter Versuch die geologischen Schichten Belgiens mit außerbelgischen wissenschaftlich in Einklang zu bringen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Floren und Faunen. Gleichzeitig ein Beitrag zur Verständigung über die Terminologie, deren Verschiedenartigkeit zahllose Irrtümer und endlose Zeitverschwendung leider hervorruft. Vergl. hierzu Nr. XVI.

XV. A. Rutot: Apropos du squelette humain de Galley-Hill (Kent). Über diese ebenfalls orientierende Veröffentlichung Rutots habe ich, wie erinnerlich, schon kurz gesprochen. Dennoch lege ich einen längeren Bericht darüber aus der Feder des als Diluvial-Geo-

Digitized by Google

loge und Urmensch-Forscher Ihnen seit Jahren schon rühmlichst bekannten hiesigen Dr. med. Herrn Hans Hahne gern vor, der lichtvoll gehalten, jene Arbeit gerade zu als einen Leitfaden durch Rutots Arbeiten bezeichnet.

Nach Rutot ist der Schädel von Galley-Hill altdiluvial (Moséenstufe der mittleren Terrasse, Mafflienzeit) und somit nach Rutot weit älter als die in der Brandenburgia so oft besprochene Neandertalrasse, die er aus verschiedenen Gründen für jungdiluvial hält.

Leider ist über die ursprüngliche Lage des Schädels erst durch spätere Ermittelungen ein anscheinend sicheres geologisches Ergebnis entstanden. Ist der Befund aber, wie es scheint, stratigraphisch richtig gedeutet, so besteht, sagt Hahne, zwischen Neandertalrasse und Galley-Hill- (Brünn-) Schädel eine Dissonanz, über die erst neue Funde eine Klärung zeitigen werden. Vielleicht muß man annehmen, schließt Hahne, daß während des Diluviums zwei ganz selbständige Rassen vorhanden waren. Ein frühes Glied der einen wäre der Galley-Hill-Schädel, ein spätes der von Brünn; relativ späte Glieder der andern Rasse wären die Skelette des Neandertal-Typus.

XVI. Georg Schweinfurth: Deutsch-französisches Wörterbuch der die Steinzeit betreffenden Literatur. Kunstsprache zur Beschreibung des in Gebrauch genommenen bearbeiteten und zugeschlagenen Steins. Terminologie der vorzeitlichen Steinmanufakte. Terminologie der Kunde vom bearbeiteten Stein der Vorzeit. Zur Berichtigung und Vervollständigung als Probedruck verteilt — April 1906.

In dies bescheidene Gewand hüllt sich die höchst verdienstliche und nützliche etymologische Arbeit unseres großen, in Kairo ansässigen deutschen Afrikaforschers. Gegen einige wenige Verdeutschungen namentlich das Wort „dengeln“ für „retoucher“ oder „chapler“ hatte ich mich gewendet, weil Dengeln das Herausklopfen, also Vertilgen von Scharten und Unebenheiten aus der Sichel und Sense bedeutet, retouche dagegen gerade umgekehrt die Herstellung von Absplitterungen und Absplissen um eine Art von Schneide zu erzielen. Herr Schweinfurth hatte am 3. d. M. die Güte mir hierauf folgendes zu schreiben: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre terminologischen Bemerkungen. Das anders als üblich (Vorrecht der Terminologie?) angewandte Wort „dengeln“ hatte ich in der Art praecisiert: „Randschärfen durch Hämmern“, die Handbewegung ist dieselbe, das Ergebnis das Gegenteil. Bei „Scharten“ wäre das nämliche zu bemerken: man will doch „schärfen“, statt dessen meint „Scharten“ Unbrauchbarmachen d. h. das Gegenteil von Schärfen Wollen Sie nicht für „retouche“ annehmen: „Randschärfung“? Doch, da gebe es kein Ende der Diskussion.“ —

Meinesteils bin ich mit der Übersetzung „Randschärfung“ für „retouche“ gern einverstanden.

Digitized by Google

XVII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Ich lege die Augustnummer 1906 Heft 5/6 vor und verweise auf die Aussetzung gezeichneter Aale in märkische Gewässer, die segensreiche Wirksamkeit der General-Kommission für die Provinzen Brandenburg und Pommern in Frankfurt a. O. auf fischereilichem Gebiet von Oberregierungsrat Alfred Meyer daselbst sowie auf Herrn Paulus Schiemenz lehrreichen Vortrag: Etwas über die Veränderung unserer Fischgewässer.

D. Kulturkundliches.

Das Unglücksjahr 1806.

XVIII. Wir stehen im Oktobermonat unter den Eindruck der großen Katastrophen von 1806, welche den Staat Friedrichs des Einzigen erbarmungslos zerschmetterten und nehmen als Berliner und Brandenburger regsten Anteil an den traurigen Jahrhunderterinnerungen, welche mit dem Unglückstage von Saalfeld und dem jähen Tode des genialen Prinzen Louis Ferdinand, am 10. Oktober 1806 in so erschütternder, tieftragischer Gestaltung einsetzen.

Unser Mitglied Herr Dr. Brendicke legt die Oktobernummer 41 der „Schnur“, der von ihm redigierten Zeitschrift der Vereinigung ehemalig Einjährig-Freiwilliger Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71 vor, worin sich eine ansprechende Schilderung der Vorgänge mit einem Bild des Prinzen, des größern der beiden Erinnerungsdenkmäler für denselben und des Pigeatschen Bildes (nachgezeichnet von Swebach) befindet, welches den Heldentod des Tapfern am 10. Oktober 1806 darstellt.

Am 13. hat im Rathaus hierselbst eine sehr würdige, eindrucksvolle Gedächtnisfeier seitens des uns seit lange befreundeten hochansehnlichen Vereins für die Geschichte Berlins, I. Vorsitzender Herr Landgerichtsrat Dr. iur. Béringuier, stattgefunden, wobei u. M. Herr Professor Dr. Tschirch den Hauptvortrag hielt und woran anschließend Kompositionen Prinz Louis Ferdinands in künstlerisch vollendeter Weise vorgetragen wurden. Auch lag eine reiche Folge von Abbildungen und Gelegenheitsschriften aus. Dis Nummer 11 der Mitteilungen des Vereins wird einen ausführlichen Bericht, auf den ich heut schon ausdrücklich verweise, über die Feier bringen.

Dem B. L. A. schreibt man über die Gedenkfeier der Schlacht bei Saalfeld (vgl. die Nr. vom 11. d. M.) folgendes.

„Bei herrlichstem Wetter fand gestern, wie uns ein Telegramm aus Saalfeld meldet, dort unter reger Beteiligung die 100jährige Gedenkfeier des Gefechts bei Saalfeld auf dem Schlachtfelde bei Wöhlsdorf statt. Der Feier wohnten u. a. bei die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, Prinzessin Thekla von Schwarzburg-Rudolstadt, als Vertreter

Digitized by Google

des Kaisers General der Infanterie von Kessel, als Vertreter des Herzogs von Sachsen-Meiningen Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, Staatsminister Frhr. v. d. Recke-Rudolstadt, eine Abordnung des 27. Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgischen) und eine Abordnung des Husaren-Regts. v. Schill (1. Schlesischen Nr. 4). Nach diesem Gottesdienste erfolgte die Kranzniederlegung am Denkmal, bei der General von Kessel eine längere Rede hielt. General von Ranke brachte ein Hoch auf den Kaiser, den Herzog von Sachsen-Meiningen und den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt aus. Zum Schluß hielt Oberleutnant Franke vom 96. Infanterie-Regiment (7. Thüringischen) einen Vortrag über das Gefecht bei Saalfeld im Jahre 1806.

In derselben Zeitung habe ich am 11. bezw. am 13. d. M. über die nunmehr folgenden Niederlagen bei Auerstedt und bei Jena „Erinnerungsblätter“ veröffentlicht, die ich als einen bescheidenen Beitrag zur Kenntnis der Verhältnisse vor 100 Jahren in der Hauptsache hier wiedergebe.

Den nachfolgenden Schilderungen liegt es fern, strategische Kombinationen und Schlachtenbilder zu entrollen, sie wollen nur bescheidentlich einige Züge aus der Heimatkunde und Heimatgeschichte wiedergeben, die im Rahmen des großen Völkerringens gerade zu dieser Zeit vielleicht nicht ganz ohne Interesse sind.

Ich verdanke dieselben fast durchweg meinem in Kloster Häseler unweit Auerstedt geborenen Vater*) und Verwandten desselben sowie gedruckten und mündlichen Mitteilungen des Herrn Superintendenten Naumann zu Eckartsberga, dem eifrigsten Förderer der Erforschung des Kreises gleichen Namens, dem Pfarrer Dr. Neide in Kloster Häseler, Mitglied der Denkmalsschutzkommission für die Provinz Sachsen, sowie dem vorzüglich ortskundigen Lehrer Herrn Meißner in Bad Bibra, früher ebenfalls im Kloster Häseler.

Endlich habe ich in den letzten Jahren und bis vor kurzem wiederholt Ausflüge nach den einzelnen Schlachtfeldern unternommen, welche unter den Namen Saalfeld, Jena und Auerstedt zusammengefaßt werden und hierüber allemal Tagebuch geführt.

I. Auerstedt.

Es ist eigentlich verwunderlich, wie spärlich die Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse dieser Gegend vom Jahre 1806 lauten, um so mehr, als gerade hier Friedrich Wilhelm III. persönlich mit hervorragenden Feldherren und Kerntruppen kämpfte. Einesteils mag dies daran liegen, daß Auerstedt, Hassenhausen und die übrigen Schlachtorte

*) Dr. phil. Carl Friedel geb. 6. Juni 1798, verstorben 9. April 1751 hierselbst und beerdigt auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof an der Liesenstrasse.

Digitized by Google

abseits vom Wege liegen und für Fremde nur schwer zu erreichen sind, andernteils aber — und wohl in der Hauptsache — daran, daß Napoleon bei Jena befehligte, daß er nebst der Kriegsführung auch die allgemeine Politik höchst persönlich dirigierte und daß er alles zurückwies, was seinen Schlachtenruhm vom 14. Oktober in den Hintergrund stellen konnte. Deshalb nannte er auch seine Schlacht nach der Stadt Jena, in deren Nachbarschaft auf dem Windknollenberg, da, wo der Napoleonsstein steht, er übernachtete, während die eigentlich entscheidende Schlacht ungefähr eine Meile nördlich bei Vierzehnheiligen verlief, wo deshalb ganz richtig das preußische Erinnerungs-Denkmal errichtet werden wird.

An einem sonnenstrahlenden Frühherbsttag steigen wir von Kösen aus auf dem linken Saaleufer den malerischen Weg in gewaltigen Krümmungen empor bis zur Höhe, wo der Aussichtsturm und die Wirtschaft Wilhelmsberg liegt. Wir sind nunmehr auf der schluchtenreichen Plattform des Muschelkalkgebirges, wo sich die Einzelschlachtfelder Hassenhausen, Taugwitz, Poppel, Gernstedt, Auerstedt von Norden nach Südwesten malerisch ausbreiten. Üppige, jetzt längst abgeerntete Weizenfelder wechseln mit Gehölzen gemischter Bestände, die Rotbuche aber herrscht vor. Dabei ist das Gelände wellig, die Höhe gekrönt mit Waldstreifen und romantischen Durchblicken; dazwischen das Laub bereits goldig und rötlich gefärbt, so wie es im Oktober 1806 sicherlich ebenfalls ausgesehen hat.

Bei Hassenhausen, am Eingang unserer Schlachtfeldwanderung, stoßen wir auf zwei in der Reihe der übrigen Chausseebäume stehende, aber sie gewaltig überragende hohe Lindenbäume. Es war der Standpunkt Friedrich Wilhelms zur Zeit der höchsten Gefahr und der kritischen Wende des Treffens. Dann steigen wir links nach dem Felde ab. Innerhalb eines einfachen Eisengitters, von Bäumen, darunter vier etwa 25 jährige Trauereichen, beschattet, erhebt sich ein ziemlich niedriger steinerner Obelisk mit der Inschrift:

Hier ward am 14. Oktober 1806 Carl
regierender Herzog zu Braunschweig und
Lüneburg tödtlich verwundet.

Daran lehnt eine Tafel aus geschliffenem roten Granit mit folgender eingemeißelter Inschrift:

14. Oktober 1806
Jena — Hassenhausen.
1./2. September 1870
Sedan.
Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!
Dem tapferen Heere, welches hier blutete, die dankbaren Enkel
14. Oktober 1896.

In der Nähe soll nun auch das von unserm hochgeschätzten Mitgliede, Professor Max Unger-Berlin nach dem Entwurf unseres Kaisers angefertigte Schlachtdenkmal errichtet werden. Dazu ist die Herstellung einer breiten Freitreppe von zwanzig Stufen zu dem hochbelegenen Friedhof notwendig geworden. Wie ich erfahren, hatte der Künstler einen verwundeten Aar, der mit den Fängen die Fahne verteidigt, vorgeschlagen. Da nun die äußere Gestalt beider Denkmäler — Jena und Auerstedt — gleichartig werden sollte und bei Jena Sachsen mitkämpften, so hat man den Adler fallen lassen und seitens unsers Kaisers ein Denkmal, dessen Modell ich kürzlich besehen, in Form eines Kreuzes aus rötlichem schwedischen Granit gewählt, äusserlich für beide Schlachtfelder ganz gleich. Errichtet auf eben solchem Unterbau beträgt die Gesamthöhe nicht ganz zehn Meter. Am Kreuz lehnt rechts eine zerschossene Fahne mit gebrochenem Schaft, links liegt ein oben offener Eichenkranz, beides aus Bronze. Vorn steht: „Den in der Schlacht bei Auerstedt gefallenen Offizieren und Soldaten.“ Für den Kreuzesquerbalken bestimmte der Kaiser Th. Körners Mahnung: „Vergiß die treuen Toten nicht.“

Bei der hohen Lage des Hassenhausener Friedhofs wird das Denkmal weithin sichtbar sein. Es wird aber auch eine ernste Mahnung an uns Deutsche bleiben, nicht bloß retrospektiv nach dem geflügelten Worte Bismarcks: „Ohne Jena und Auerstedt kein Sedan“, sonder hoffentlich noch weit mehr für alle unsere Zukunft.

Mit ruhmvollster Aufopferung haben hier Mannschaften und Offiziere gekämpft. Unfähig, aber tapfer war der Höchstkommandierende Herzog von Braunschweig, dem eine Tirailleurkugel über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb. Graf Schmettau an der Spitze seines Korps verwundet, Blücher sowie der bald so berühmte Schill verwundet, Scharnhorst verwundet, desgleichen Prinz Wilhelm von Preußen. Den verwundeten Prinzen Heinrich und Wilhelm wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen, genau so erging es dem Könige, dem der General von Zastrow sein Pferd abtritt, damit der Landesherr nicht in französische Gefangenschaft gerät.

Aber überall zuvor Sorglosigkeit, indem Kösen und der Saaleübergang preisgegeben wurden und während der Kämpfe eine kopflose Verzettelung der Kräfte ohne Zusammenfassen und ohne Ausnutzung der dem Feinde numerisch überlegenen Truppen.

So endete die Schlacht, bezüglich welcher der Feldmarschall von Boyen gesagt hat, daß es eine Kunst war, sie preußischerseits zu verlieren.

Ehe wir das Schlachtfeld verlassen, sei noch daran erinnert, daß man einige Jahre später, am 2. Mai 1813, wiederum preußischen und französischen Kanonendonner in Auerstedt von dem benachbarten

Digitized by Google

Dörferviereck hörte. Damals war Friedrich Wilhelm III. bei Großgörschen glücklicher und konnte noch während der Schlacht, die uns allerdings den großen Scharnhorst kostete, ausrufen: „Nun mag es werden, wie es will, ein Auerstedt wird es nicht!“

Wo war aber während der ganzen Episode die Königin Luise, die ihren Gemahl anfänglich allerdings ins Feld begleitet hatte? Mir liegt ein zeitgenössischer, selbstverständlich französischer Kupferstich, den ich in der Brandenburgia gezeigt, vor: die Königin Luise als bewaffnete Amazone auf einem Pferd sitzend, welches in verzweifelter Flucht davonjagt, von französischen Reitern dicht bedrängt. Auch sonst haben sich in französischer Tradition, sonderbarerweise aber auch bei der Landbevölkerung der Kreise Naumburg und Eckartsberga Vorstellungen erhalten, als ob die Königin wirklich am Kampfe teilgenommen und vom Schlachtfelde geflohen sei, und zwar, wie man auch in meinem väterlichen Heimatsdorf erzählt, über die Brücke zu Carsdorf.

Es ist das aber durchaus irrtümlich und phantastisch. Wie Herr Pfarrer Spiegler nachgewiesen, hat allerdings an dem Schlachttage eine verschlossene, von Kavallerie begleitete Karosse Carsdorf passiert. Wahrscheinlich waren darin aber Gelder und Dokumente. Ein französisches Streifkorps steckte in der Nacht zum 15. Oktober die Carsdorfer Brücke in Brand, vielleicht, um die Königin abzufangen. Letztere war aber schon früher von Weimar über Erfurt nach Mühlhausen i. Th. gereist. Dort übernachtete sie am 14. und kam am 17. in Berlin an, um erst dort die Hiobsposten von Auerstedt und Jena zu erfahren. Seit 1891 befindet sich an einem Hause des Untermarktes zu Mühlhausen eine Gedenktafel: „Königin Luise weilte hier am Tage der verhängnisvollen Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806.“

Noch ein recht wichtiges, bislang viel zu wenig beachtetes Moment des Auerstedter Schlachtbildes möchte ich beleuchten. Man wundert sich, dass nach dem völligen Zusammenbruch des Heeres dieses nicht vollständig aufgerieben und der König gefangen wurde, und erklärt dies mit Übermüdung der Sieger. Dies ist nicht völlig zutreffend, denn der Marschall Bernadotte stand im Norden der Schlachtfelder mit einem frischen Korps, das, rechtzeitig verwendet, die angedeutete Katastrophe herbeigeführt haben würde. Aber Bernadotte zögerte, wie man sagt, aus Groll und Mißgunst gegen Davoust, dem er seine Lorbeeren nicht noch vergrößern wollte. Man muß unwillkürlich an das Zaudern desselben Bernadotte bei Großbeeren denken, der sogar Berlin preisgeben wollte. 1806 schlug Bernadottes Zaudern glücklicherweise zum Heil von Preußen aus.

Wie mir mein Vater erzählt, war der Donner der Geschütze in den fernsten Dörfern der Gegend weithin vernehmbar. In meines Vaters Heimat, Kloster Häseler, zersprangen davon die Fensterscheiben. Nach-

Digitized by Google

dem die Schlacht beendet, lockte die Neugier die Landbevölkerung nach dem Schlachtfelde. Mein damals achtjähriger Vater wanderte in Begleitung eines bedeutend älteren Bruders eben dahin. Die Schulkinder machten sich aus den herumliegenden Pulvermengen sogen. Petermännchen, d. h. Pyramiden aus leichtfeuchtem Schießpulver. Als ein solches Feuerwerk nicht brennen wollte, hieß der ältere Bruder meinen Vater das Feuer anblasen. Sofort explodierte das Pulver und verbrannte ihm das Gesicht. Ein französischer Korporal, der dies mit ansah, ohrfeigte meinen Oheim und zwang ihn, die Nacht hindurch bis zum Morgen Tote zu begraben.

Interessant ist eine Erinnerung aus dem Leben unseres großen Historikers Leopold von Ranke, der 1795 in dem benachbarten Wiehe das Licht der Welt erblickte. Er erzählt, daß sich die Schulkinder Gruben gegraben, um den Kanonendonner von Auerstedt besser zu hören. Am Nachmittag des Schlachttages zogen die geschlagenen Preußen durch Wiehe. Wenige Stunden darauf kamen französische Soldaten, Brandschatzung fordernd.

Nach der Schlacht von Leipzig kamen die Franzosen, diesmal als Flüchtlinge, durch Auerstedt und die Nachbarorte, wo sie plünderten und auch sonst Unfug trieben. Aus der Schulchronik von Kloster Häseler entnahm ich, wie man den Pfarrer dort so ausgeraubt, daß er in den Pantoffeln seiner Magd amtieren mußte.

Noch eine andere Erinnerung humoristischer Art vom Jahre 1813 hat sich in der Bevölkerung erhalten. 'Auf der Flucht übernachtete Napoleon im Kloster Häseler und schickte, da es ihm an Wein fehlte, eine Ordonnanz nach Burgheßler, wo er Franzosen vermutete, um ein paar Flaschen zu holen. Inzwischen war aber dort der General Tschernitschew mit seinen Russen eingedrungen. Dieser ließ den Boten unbehelligt und schickte ihn höflichst mit einigen Flaschen Wein an Napoleon zurück; auf dem Begleitschein stand geschrieben: „Avec mes compliments. Tschernitschew.“ Als der Kaiser dies las, soll er sehr erschrocken den Wein stehen gelassen und sich schleunigst auf die Flucht gemacht haben.

Wenn ich der II. Mitteilung über Jena noch einige spätere Erinnerungen über das Studentenleben daselbst nach den Freiheitskriegen angeschlossen habe, so möge dies mit dem allgemeinen Interesse und die Ereignisse selbst damit entschuldigt werden, daß die Ausschreitungen der akademischen Jugend aus Jubel über die Freiheitskriege und in dem instinktiven Gefühl erfolgten, gerade hier an der Stätte des Niedergangs Preußens auch die glorreiche deutsche Erhebung von 1813 bis 1815 zu feiern. Der Zufall hat es gewollt, daß ich während meines alljährlichen Aufenthalts in Greifswald bei meiner Schwiegermutter Frau Wilhelmine Schenk geb. Hinrichs im Susemihlschen Hause Fischstraße Nr. 9 genau

Digitized by Google

dieselben Zimmer inne habe, welche Prof. J. G. L. Kosegarten, der Sohn des bekannten Dichters Ludwig Theobul Kosegarten nach seiner Übersiedelung in Greifswald bewohnte; eine Erinnerungstafel an der Hauptfront macht auf die Wohnzeit J. G. L. Kosegartens daselbst aufmerksam. (Vergl. das Weitere unter „Jena“.)

II. Jena.

Die seit kurzem im Städtischen Museum zu Jena eröffnete Hundertjahr-Ausstellung, zu welcher Herr Professor Dr. Paul Weber einen vortrefflichen erläuternden Katalog geschrieben, ist reich an Erinnerungen an die Schreckenstage Jenas im Oktober. Ein großes Relief des Schlachtfeldes von 1807 orientiert über letzteres ausgezeichnet. Unter den Bildern ist besonders anziehend ein Kupferstich nach dem großen Schlachtgemälde von Horace Vernet in der geschichtlichen Galerie zu Versailles. Der Sieg scheint sich — gerade wie bei Auerstedt — zunächst den Preußen zuzuwenden. Napoleon eilt herbei, um weichende Truppen wieder zu sammeln, wobei ihm einige ungeduldige Gardisten zuriefen: „En avant, en avant!“ Napoleon dreht sich unwillig um mit dem berühmt gewordenen Wort: „Was soll das? Nur ein junger, unbärtiger Mensch kann beurteilen wollen, was ich zu tun habe. Er warte, bis er wie ich dreißig rangierte Schlachten gewonnen hat!“

Sonderbar sind die teils auf dem Schlachtfelde gesammelten, teils Gefangenen abgenommenen preußischen Schußwaffen, die durch ihre Schwere und Ungefügigkeit auffallend, und zwar recht unvorteilhaft, von den französischen Gewehren abweichen. Man soll den Feind nicht verachten, sondern von ihm lernen. Das hat kein Geringerer getan als Nikolaus Dreyse aus Sömmerda, welcher als wandernder Schlossergeselle das Schlachtfeld von Jena am 15. Oktober 1806 durchwanderte und dem der Unterschied zwischen den französischen und deutschen Schießwaffen hier den ersten Gedanken an eine durchgreifende Verbesserung der letzteren eingeflößt haben soll. Sonach wäre die Geburtsstätte des Hinterladers und des Zündnadelgewehres, welches die moderne Kriegführung umgestaltet und Preußen von Sieg zu Sieg geführt hat, in seinem ersten Keime auf dem Felde der Niederlage des Preußenheeres zu suchen.

Jena selbst hatte vor der Schlacht und auch noch nachher von Franzosen, der Tradition nach besonders von Marodeuren, der sogenannten Löffelgarde, schwer zu leiden. Die Häuser, welche auf dem Eichplatz mit der 1816 gepflanzten Eiche und dem Burschenschaftsdenkmal standen, wurden von den Franzosen niedergebrannt, mehrere Einwohner getötet, viele mißhandelt.

Die Stadtverwaltung nahm sich aber, nachdem ein Allianz-Verhältnis mit Frankreich hergestellt war, einer Entschädigungsforderung der-

Digitized by Google

artig tatkräftig an, daß Napoleon schließlich 300 000 Frank auszahlen ließ. Als Anhang zum Katalog hat Herr Ernst Devrient aus bislang unbekannten amtlichen Quellen hierüber einen interessanten Bericht veröffentlicht. Es fällt darin auf, daß den eigentlichen Löwenanteil daran mit 8000 Frank der Pfarrer des Vororts Weningen-Jena erhalten hat.

Auf diesen Geistlichen ist viel, sogar mit einiger Übertreibung Schimpf gehäuft, er ist als Verräter gebrandmarkt worden, weil er den Franzosen durch das Rautal den Weg in die linke Flanke der Verbündeten gewiesen. Er war, wie seine ganze Gemeinde ausgeplündert worden und hatte seinen persönlichen Verlust auf mindestens 2000 Taler angegeben, den ihm die Franzosen zu ersetzen versprachen. Man darf auch nicht vergessen, daß die Feinde ihn durch Todesdrohungen zu dem Verrat nötigten. Soll doch Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht von Auerstedt einen gefangenen französischen Husaren mit gezogenem Degen bedroht haben, als er Aussagen verweigerte.

Auffallend war die Ruhe und Sorglosigkeit der Jenaer Bevölkerung, auch der Universitätskreise und der Studentenschaft bis zum Einbruch der Katastrophe, die völlig überraschend gekommen sein muß. Goethe weilte in Jena aus amtlichen und schriftstellerischen Gründen bis nach dem Unglückstag von Saalfeld und dem Heldentode Louis Ferdinands am 10. Oktober 1806. Vor mir liegt eine von ihm gefertigte Sepiazeichnung ländlicher Häuser bei Jena, dazu hat er — beides für ein Stammbuch bestimmt — folgende Verse deschrieben:

Zu unsers Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.*)

Jena, den 5. Oktober 1806. Goethe.

Die Studentenschaft, damals noch teils in kosmopolitischen Träumen befangen, teils völlig in Anspruch genommen durch das wüste Renommierwesen, letzteres sprichwörtlich gekennzeichnet durch den bekannten Klapphornvers:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen.

verhielt sich den sich überstürzenden Ereignissen gegenüber anfänglich ziemlich passiv. Aber gerade wie in Preußen entwickelte sich die patriotische Opposition in den folgenden Jahren in der akademischen Jugend Jenas und Thüringens unter dem Drucke der Fremdherrschaft immer

*) Die zwei seltenen Blätter sind aus dem literarischen Nachlaß des kürzlich verstorbenen Buchhändlers und Antiquars Albert Cohn an unsere Stadtbibliothek gelangt.

Digitized by Google

lebhafter, und im Freiheitskriege sehen wir auch sie scharenweise unter die deutschen Fahnen ziehen.

Eine Abbildung mit der Jubelfeier vom 18. Oktober 1863 zeigt uns auf einer Photographie damals noch 19 Mitkämpfer von 1813—1815 vereinigt.

Der nach heutigen Begriffen etwas wüste tentonische Ton der Jenaer Musensöhne hat sich allerdings noch Jahre hindurch bis zum Jahre 1820 erhalten. Ich habe aus jener Zeit noch viele Jahre zwei sogenannte Ziegenhainer verwahrt, das waren keulenartige Stöcke aus jungen Eichen, unten dicker als oben, am schlichten Handgriff durchbohrt, um einen ledernen Riemen hindurchzulassen. Das waren die Renommier-Knüppel der damaligen Jenaer Studenten; auch jetzt gibt es noch in Jena „Ziegenhainer“, es sind das aber ganz zivilisiert aussehende, wenn auch derbere Stöcke aus Kornelkirschenholz.

Vor ganz kurzem hat das Greifswalder Tageblatt mehrere Briefe des Professors der orientalischen Sprachen J. G. L. Kosegarten, scherzhaft nach den Anfangsbuchstaben Jgl Kosegarten genannt, veröffentlicht, die er von Jena an seine neuvorpommersche Verwandtschaft richtete. Darin heißt es unterm 26. Januar 1817 von Jena: „Studentenspektakel erleben wir hier oft, besonders halten sie es hier mit dem Anzünden großer Feuer in der Nacht. Kurz vor Weihnachten feierten sie Blüchers Geburtstag, illuminierten erst und hielten eine Rede auf dem Markt, und zündeten daselbst darnach ein großes Feuer an, welches die ganze Nacht durch brannte und dessen Flammen hoch über die Häuser wegschlugen. Dazu schleppten sie alles zusammen, was sie habhaft werden konnten: Fensterläden, Weinfässer, Beckerschilder, Haustüren, und bei einem meiner Kollegen räumten sie dessen Auditorium aus und verbrannten Tische und Bänke. Um das Feuer tanzten sie herum und sangen: Ein freyes Leben führen wir. In der Neujahrsnacht ward wieder so ein Feuer angeschürt, obgleich von dem vorigen her schon eine Menge auf dem Karzer saß, und dabei unaufhörlich mit Pistolen und Flinten aus den Fenstern geschossen; auf dem Markte küßten sie sich so wacker, daß ich es auf meinem Zimmer hören konnte. Einem Professor, welcher nicht sehr beliebt ist, warfen sie seine sämtlichen Fenster an allen Seiten des Hauses mit faustgroßen Steinen ein und wiederholten nach einigen Tagen das Experiment, als die Fenster wiederhergestellt wurden.“

Am 18. Juni 1818 feierten die Studenten die Erinnerung an die Schlacht bei Belle-Alliance, der geschlagene Teil zog sich nach Jena zurück, die Sieger folgten und nun ging wieder eine fürchterliche Schießerei in der Stadt vor sich.

Dergleichen hätte der Studentenschaft Jenas nicht allzuviel geschadet, wenn nicht die leidige Politik sich hineingemischt. Ich erinnere

Digitized by Google

nur an den theologischen Studenten Karl Ludwig Sand, der mit vielen anderen Jenaern bei dem Wartburg-Fest am 18. Oktober 1817 beteiligt war und am 23. März 1819 Kotzebue ermordete. Von da ab begannen die auch Jena schwer belastenden Demagogenverfolgungen.

Wie hat sich seitdem alles in Deutschland und auch in Jena zum besseren gewendet! Auf demselben Markt zu Jena, der so oft Schauplatz „teutonischer Wüstheit" war, hielt Bismarck am 31. Juli 1892, umbraust von dem Jubel einer vieltausendköpfigen Menge, die denkwürdige Rede in der es heißt: „Der Name Jena hat für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die fridericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwickelung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Gefühles im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, nicht möglich gewesen."

Auf dem Marktplatz von Jena haben wir also den Ursprung des geflügelt gewordenen Wortes zu suchen:

Ohne Jena kein Sedan!

Im Anschluß hieran lege ich verschiedene interessante Schriften vor.

1. Die Schlacht bei Jena 1806. Katalog der Hundertjahr-Ausstellung im Städtischen Museum zu Jena. Jena 1906. Verlag des Städtischen Museums. Der Herausgeber Prof. Dr. Paul Weber hat, wie Sie ersehen, eine große Menge von Erinnerungsstücken aller Art, die sich zum Teil auch auf Auerstedt beziehen, zusammengebracht. Beide Schlachten sind anschaulich geschildert und mancherlei Denkwürdigkeiten aus den Freiheitskriegen angereiht. Auch der Bilderschmuck des Werk-

Digitized by Google

chens ist höchst angenehm. Ich empfehle von meinem diesjährigen Aufenthalt in Jena her, bei welchem mich mein dortiger Sohn Oberarzt Dr. Erwin Friedel führte, den Besuch des Städtischen Museums Ihnen recht angelegentlich.

2. Von dem uns seit lange durch seine wissenschaftlichen und volkstümlichen Veröffentlichungen über den Kreis Eckartsberga wohlbekannten Herrn Superintendenten Naumann eine Beilage zu Nr. 121 des Eckartsbergaer Wochenblatts 1906. „Vergiß die treuen Toten nicht!“ Schilderung der Vorgänge von Auerstedt.
3. Gedenkblatt an die Schreckenstage von Jena 1806. Jenaische Zeitung vom 14. Oktober 1906.
4. Die in Bezug genommenen Nummern des Greifswalder Tageblatts mit den Briefen J. G. L. Kosegartens.

XIX. Großbeeren-Denkmal. Erfreulicher als die Erinnerungen an Auerstedt und Jena sind die an Großbeeren und den Sieg vom 23. August 1813. Als die Brandenburgia vor einigen Jahren auf dem Schlachtfelde war, erläuterten uns unsere Mitglieder Pfarrer Parisius und General-Leutnant Roderich von Erckert auf dem Hügel mit der geschichtlichen Windmühle den Verlauf des Treffens. Schon damals hieß es, daß die Windmühle den Meliorationen der städtischen Rieselgutsbewirtschaftung leider weichen müsse, daß der Magistrat aber für ein aus märkischen Findlingsblöcken zu errichtendes Denkmal nach dem Entwurf unsers Mitgliedes, Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, sorgen werde. Das hat sich nun erfüllt. Am 18. Oktober fand die feierliche Einweihung zunächst desjenigen Denkmals statt, welches das Colbergsche Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9 zu Ehren seiner tapferen Mitkämpfer, in der Schlacht bei Großbeeren und der darin Gefallenen hat errichten lassen, auf dem Großbeerener Kirchhof, den die Colbergschen Grenadiere, wie die Inschrift meldet, mit stürmender Hand genommen haben. Der Feier wohnten bei fast das gesamte Offizierkorps mit dem Kommandeur Oberst v. Rostken, General v. Zingler, der à la suite des Regiments steht und früher dessen Kommandeur war, Hauptmann von Roëll, ein Urenkel des gleichnamigen Hauptmanns, der in der Schlacht von Großbeeren das erste Geschütz erobert hatte, der 80 jährige Oberstleutnant Ferd. Möschke, der japanische Oberstleutnant Mori, der beim Regiment das diesjährige Manöver mitgemacht hat, die Ehemaligen des Regiments aus Berlin und Stettin, der Gemeindekirchenrat von Großbeeren und viele Bewohner des Ortes. Das Denkmal besteht aus braunem, schwedischen Granit. Oberst v. Rostken eröffnete die Feier mit einer Ansprache, in der er darauf hinwies, daß die Colberger Grenadiere zum guten Erfolge der Schlacht

Digitized by Google

viel beigetragen haben. Schlicht und einfach solle das Denkmal an die Großtaten der Vorfahren gemahnen. Redner weihte dann das Denkmal mit dem Spruche „Mit Gott, für König und Vaterland.“ Darauf ergriff der Ortsgeistliche Pfarrer Parisius das Wort und übernahm das Denkmal im Namen der Kirchengemeinde und des Kirchenrats, indem er dem Offizierkorps den Dank aussprach für den neuen Schmuck, der auf diesem schlachtengeweihten Boden entstanden ist. Nach der Feier begaben sich die Offiziere und übrigen Teilnehmer zu Fuß nach dem Denkmal der Stadt Berlin, vor welchem unser verehrtes liebenswürdiges Mitglied Herr Major z. D. Noël einen Vortrag über die Schlacht von Großbeeren in seiner bekannten klaren und eindrucksvollen Weise hielt.

Am 21. v. M. schrieb Herr Noël Folgendes an mich.

„Im Jahre 1853 wurde gelegentlich der Feier bei Großbeeren von den Hofjuwelieren Gebrüder Friedeberg „der allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung vaterländischer Veteranen von 1813/15 des Nationaldank“ ein silberner Pokal geschenkt, und zwar mit der Bestimmung, daß bei jeder Feier, welche die Schlacht bei Großbeeren betrifft, das Wohl des Königs mit diesem Pokal auszubringen sei. Am 23. August 1853 brachte Prinz Friedrich Wilhelm, nachmaliger Kaiser Friedrich bei dem Festmahl in Großbeeren mit diesem Pokal das Wohl auf den König aus. In der „Täglichen Rundschau“ vom 29. August 1906 Nr. 403, Abend-Blatt, befindet sich von mir eine kleine Notiz über diesen Pokal und eine Anfrage, wo derselbe aufbewahrt wird. Ich habe nun erfahren, daß derselbe im Jahre 1873 am 60sten Jahrestage von Großbeeren, wo sich zu einer Feier die letzten Mitkämpfer von Großbeeren versammelt hatten, benutzt worden ist.

Der Pokal soll dann dem Berliner Magistrat zur weiteren Aufbewahrung übergeben worden sein.

Herr Noël möchte nun den Verbleib des Pokals wissen. Leider fällt meine Erkundigung verneinend aus: weder ist davon etwas im Magistrat noch im Märkischen Museum bekannt. Sollte jemand aus der Brandenburgia die Sache aufklären können, so wird dringend um Nachricht gebeten.

XX. L. Noël: Aus der Geschichte Küstrins. Mit 5 Abbildungen nach Original-Aufnahmen von Georg Schoppmeyer, Hofphotograph, Küstrin. Berlin 1906. Verlag von G. Heinicke.

Was ich zu XIX von der Darstellungsweise unsers Mitgliedes gesagt, gilt auch hier. Wir erinnern uns dankbar der Schrift über Küstrin und Umgebung, die Herr Noël zur Orientierung des Besuchs der Brandenburgia am Sonntag den 14. Mai 1905 in Küstrin verteilte und der vortrefflichen Führung, deren wir uns damals seinerseits zu erfreuen hatten. Johann von Küstrin, Kurprinz Friedrich Wilhelm in Küstrin,

Digitized by Google

Kronprinz Friedrich als Arrestant daselbst, die Schlacht bei Zorndorf das Schloß und das Friedrichs- und Museums-Zimmer, dessen Sammlungen großenteils von Herrn Noël herrühren, und andere Denkwürdigkeiten werden ausdrucksvoll mit allen geschichtlichen Belägen vortrefflich geschildert. Ich danke Herrn Noël verbindlichst und empfehle die Schrift Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

XXI. Archivrat Dr. Granier: General Clarke und die Exekution zu Kyritz im April 1807, vorgelegt mit Bd. 19, erste Hälfte der Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte (1906.) Es handelt sich in diesem nach besten archivalischen Quellen geschilderten Aufsatz um die traurige justizmörderische Erschießung des Kämmerers Schulz und Kaufmanns Kersten, ein Thema aus traurigster Zeit, worüber uns u. M. Dr. Gustav Albrecht in einiger Zeit einen besonderen Vortreg halten wird.

XXII. Die Seidenstoffe aus dem Reliqienschrein Karls des Großen, welche am 9. d. M. durch Herrn Geheimrat Lessing im K. Kunstgewerbemuseum in meiner Gegenwart vorgezeigt und erläutert wurden, sind für unsere früheste Kultur, speziell die Kunde der aus dem Osten eingeführten Seidenstoffe von solchem Interesse, daß ich sie auch in der Brandenburgia erwähnen möchte. Von den Stoffen hatte man schon genauere Kenntnis durch eine Veröffentlichung französischer Forscher, die im Jahre 1845 einer Eröffnung des Schreins beiwohnten und damals zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Reliquien der Kunstgeschichte lenkten. Inzwischen sind nun durch das Entgegenkommen der Erzbischöfe von Köln, Dr. Simar und Dr. Fischer, der modernen kunsthistorischen Forschung viele Kirchen mit ihren Schätzen in Gräbern und Reliquienkästen erschlossen worden. Hunderte der kostbarsten Seidenstoffe sind ans Licht geschafft und dem Berliner Museum zugeführt wurden; eine ganz neue Forscherarbeit setzte ein, und was uns alle übrigen Gebiete der Kunst allzu spärlich nur verraten hatten, das wurde aus dem Studium dieser Stoffe klar: ein inniger Zusammenhang zwischen den einzelnen Kulturzentren der Welt im 7. Jahrhundert nach Christns. In den Geweberesten offenbart sich die Kunst des Orients, speziell die der Sassaniden, als die große Nährmutter Europas. Überall tauchen sie auf, die sassanidischen Motive, der Kreis mit dem hochaufragenden Lebensbaum, zu dessen Seite jagende Reiter sich tummeln, desgleichen die sassanidischen Fabeltiere, der Elefant, der Greif, der Drache; sie begegnen dem Auge immer wieder auf deutschen, italienischen, spanischen, ja auf japanischen Stoffen alter Zeit. Der Weg, den diese alles überflutende, alles befruchtende Kunst vom Orient her nach Europa nahm, ging über Byzanz. Dennoch waren bisher nur zwei sicher zu datierende byzantinische Gewebe mit Sassanidensymbolen bekannt. Da dachten unsere Forscher an die Tücher im Schrein Karls

Digitized by Google

des Großen — und siehe da, in einem derselben hat man ein unzweifelhaft byzantinisches Stück dieser Art, das mit größter Bestimmtheit in das achte Jahrhundert zu datieren ist, gefunden. Ein weiterer grundlegender Beitrag zu der neuen Erkenntnis war damit gewonnen. Um diesen der Wissenschaft so ungemein wertvollen und wichtigen Stoffrest drehten sich denn auch die Haupterläuterungen des Vortragenden. Das auf zwei Seiten willkürlich beschnittene Tuch umspannt jetzt etwa 1½ Quadratmeter und zeigt vier große Kreise, in denen sich unter dem Lebensbaum der Sassanidenelefant, reich verziert mit Decken und Glocken, erhebt. Eine byzantinische Inschrift am unteren Rande, die einstweilen noch genauerer Forschung unterliegt, besagt, daß ein Oberkämmerer Michael das Tuch in einer berühmten byzantinischen Weberei durch einen Werkmeister Petrus hat anfertigen lassen. Die Farben des 1200 Jahre alten Gewebes sind noch gut erhalten, man erkennt das Azurblau und Smaragdgrün — es ist das prächtigste Stück eines solchen Stoffes, das uns aus dieser Zeit erhalten ist. Wahrscheinlich hat man in ihm einen Rest der Decke zu erblicken, in welche ehemals der Leichnam des großen Kaisers gehüllt war. Das zweite Tuch entstammt späteren Jahrhunderten und hat für die schwebende Kunstfrage wenig Bedeutung. Ist es nun auch für die Wissenschaft weniger erheblich, so fällt es doch ungemein angenehm ins Auge durch eine geradezu bezaubernde Farbenpracht und einen seidigen Goldglanz, dem all die Jahrhunderte kaum etwas von seinem Duft haben rauben können. In kurzer Frist werden diese kostbaren Stoffe nun wieder in die Aachener Kaisergruft zurückwandern. Licht ist durch sie gewonnen worden für unsere Wissenschaft, nun kehren sie heim in ihr stilles Dunkel; das Auge keines jetzt Lebenden wird sie wieder erblicken. Die wenigen, denen es gestern vergönnt war, sie zu schauen, standen unter dem Bann dieser eigenartigen Tatsache, und selten mag einem Vortragenden solch fast feierlich lauschendes Auditorium beschieden gewesen sein.

Dieser einer Schilderung des B. L. A. vom 10. d. M. teilweise entnommenen Mitteilung sei eine kritische angeschlossen aus der Antiquitäten Rundschau vom 11.

Herr Geheimrat Lessing erwähnte in seinem Vortrag nebenher die bekannte Tradition, wonach Kaiser Otto III. im Jahre 1000 die Leiche des großen Kaisers sitzend auf dem Throne, angetan mit prunkvollem Ornat, geschaut haben soll, und der hervorragende Berliner Gelehrte weist die Legende von der thronenden Leiche in das Gebiet „phantastischer Erzählungen“, betonend, daß eine derartige Form der Beisetzung „fernab von christlichem Gebrauch“ liege. Gegen letzteres Argument möchte ich einen Einwand erheben. Wohl mag von einem „feststehenden Gebrauch“ in der christlichen Bestattung hinsichtlich „sitzender Leichen“ nicht die Rede sein. Allein auch die Legende hebt offenbar jene erste

Digitized by Google

Beisetzung Karls des Großen als etwas Sensationelles hervor. Im Ernst ist die „sitzende Bestattung“ der christlichen Aera keineswegs so ganz fremd. Noch heute werden die maronitischen Bischöfe des Libanons sitzend, in eine Nische eingemauert, bestattet. Auch die Reliquiengeschichte kennt den Gebrauch einer sitzenden Anordnung — also einer regelrechten „Beisetzung“: ich erinnere nur an St. Catharina von Bologna und an die hockende Stellung, welche die Gebeine der ältesten Bischöfe von Augsburg in einem Reliquienaltar des Domes daselbst einnehmen. Inwieweit die auf Karls des Großen „erste“ Bestattung bezügliche Legende Sage oder Geschichte sei, dies festzustellen dürfte auch heute noch schließlich kein Ding der Unmöglichkeit sein.

Man darf einer weiteren kritischen Erörterung dieser Frage, vor allem aber mit Spannung dem Prachtwerk entgegensehen, welches über diese kostbaren Überbleibsel längst verrauschter, mittelalterlicher Zeiten veröffentlicht werden wird.

XXIII. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzialmuseum für das Etatsjahr 1905, welcher etwas mager ausgefallen ist entsprechend den unbefriedigenden Verhältnissen, wird ausgelegt. Exemplare sind durch Herrn Kustos Rudolf Buchholz erhältlich.

XXIV. Touristenklub für die Mark Brandenburg. 22. Jahresbericht 1905. Der uns befreundete, höchst nützliche Verein bietet darin, wie Sie ersehen, einen höchst lehrreichen Aufsatz von E. Schwarz über Frankfurt a. O. mit schönen Abbildungen. Wir erinnern uns gern dabei an den herrlichen Ausflug, den die Brandenburgia vor einigen Jahren dorthin unternahm. Vergl. auch XXIX.

XXV. Flugblätter und neue schöne Lieder aus dem Verlag von Hermannn Reiche in Schwiebus. Es sind Nr. 24. Eine grausame Stiefmutter oder Gott ist gerecht. — Nr. 139. Zu spät! oder: eine unglückliche Mutter. — Nr. 321. Das erwachte Gewissen bei dem Gebet des Herrn oder: Schreckliches Ende einer Kindesmörderin — Nr. 541. Die neue Heimat, schreckliche Erlebnisse in Sibirien oder: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. — Nr. 717. Der Fünffache Giftmord und die Erschießung des Schlossers Pfaff zu Blasewitz im Oktober v. Js. (Bei Nr. 717 heißt es: Verlag von Emil Koch in Stargard i. P. und Druck von Hermann Reiche). Nr. 736. Das Liebesverhältnis oder: Trauriges Ende zweier Liebenden im Berner Oberlande.

Herr Karl Wilcke, u. M., schreibt mir dazu am 6. d. M. „Vom letzten Oderberger Michaelismarkt sende ich Ihnen ganz ergebenst 6 schöne, neue Lieder, welche auf große Leinwandflächen „farbenprächtig“ abgeschildert waren und mit Leierkastenbegleitung unter allgemeiner Beteiligung nach ganz alten Melodien abgesungen wurden. Es war grauslich schön mit durchzumachen! So geschehen mitten auf dem Marktplatz

Digitized by Google

neben dem Polizei-Bureau, im Jahre 1906 zu Oderberg i. M. zu der Zeit, wo im Berliner Theater eine ähnliche Schauergeschichte unter großem Zulauf der überbildeten Residenzler sich abspielte, wo der Neck Caster-Romanschund in Berlin en hausse ist und einfältige Gemüter zu ähnlichen Taten ermuntert. Da rede man noch von Bildungs- und Kulturfortschritt."

Nachdem diese Flugblätter mit Dank für den Einsender kursiert, äußern sich mehrere Mitglieder, daß dergl. Schriften zur Erläuterung der auf den Jahrmärkten pp. abbildlich gezeigten und besungenen „Moritaten" überall bei uns auf dem Lande und in den kleinen Städten, ja selbst in den entlegeneren Stadtteilen Berlins noch fortgesetzt verlangt und verkauft werden. Herr Rektor Monke, gewiß ein erfahrener Kenner der Volksseele, verteidigt mindestens einen Teil dieser Volksschriften, weil er moralisierend wirke und den untersten Klassen in der allein für sie faßbaren Form die verschiedenartigsten und erschütterndsten Vorfälle des intimeren Lebens der Gegenwart vortrage. Auch läge wirkliche Poesie in manchen dieser Erzeugnisse und seit Jahrhunderten seien manche gute Volkslieder (vgl. „Des Knaben Wunderhorn" von Cl. Brentano und v. Arnim) aus dergleichen lyrischen und epischen Ergüssen der fahrenden Leute und ihrer Anhänger entstanden, Lieder, die ihren Platz in der volkstümlichen Literatur für alle Zeit behaupten werden.

Der Vorsitzende will diese Literatur, wenn sie auch mancherlei Schund enthält und allzusehr in Unglück und Verbrechen schwelgt, ebenfalls nicht gänzlich verworfen wissen, ähnlich wie die bekannten krassen Neu-Ruppiner Bilderbogen, die trotz ihrer primitiven Ausstattung, vielfältig im guten Sinne anregend gewirkt haben.

Andere Mitglieder u. a. Herr Mielke sprachen sich in ähnlichem Sinne aus.

XXVI. Zur Geschichte des Berliner Aberglaubens reiche ich beifolgenden, mir vor einigen Tagen in die Hände gedrückten Zettel vor:

Achtung. **Achtung.**

Weltberühmte

Kartenkünstlerin

Ei und Blei deutet

Frau Geyer

BERLIN N., Invalidenstrasse 38

Hof 2. Aufgang, im Seitenflügel am Quergebäude 4 Treppen.

Sagt gewissenhaft bevorstehendes Schicksal.

Sprechstunden täglich morgens 9 Uhr bis abends 10 Uhr.

Ecke Chaussee-Strasse.

Nähe Stettiner Bahnhof.

Digitized by Google

Herr O. Monke, Herr Mielke, Herr Dr. G. Albrecht, Frau Tiemann und andere Anwesende können aus ihrer neuesten Erfahrung über ganz Gleiches berichten, auch aus anderen Stadtgegenden und von anderen Wahrsagerinnen; mitunter wird außer aus „Blei und Ei“ auch aus Kaffeegrund gewahrsagt.

E. Bildliches.

XXVII. U. M. Herr Banquier Eugen Preuss teilt 2 Photographien, Äußeres und Hoffront seines Hauses Klosterstraße 87 mit, ehemals Absteigequartier der Bischöfe von Lebus, eins der wenigen noch vorhandenen Patrizierhäuser des alten Berlins. Ich gehe auf die Baugeschichte zur Zeit nicht ein, weil wir das Haus mit gütiger Erlaubnis des Besitzers im Dezember im Anschluß an die Besichtigung der neuen Handelshochschule besuchen werden.

XXVIII. Der Berliner Kalender 1907 herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins, Redakteur u. M. Prof. Dr. Georg Voss, Illustrator Herr Georg Barlösius, empfiehlt sich wieder durch seinen prächtigen Bilderschmuck Ihnen Allen als ein kleines, aber allemal willkommenes, höchst ansprechendes Weihnachtspräsent. Wie gemütlich sieht nicht der Droschkenkutscher „der letzte zweeter Jüte“ links die Peitsche, rechts die „kleine Weiße“ haltend, aus. Auch der Text ist wieder hervorragend R. Borrmann: Die „Alte Post“, Béringuier: Die Französische Friedrichsstadt-Kirche. Paul Seidel: Das goldene Service Friedrichs des Großen, von dem fast nur noch ein Teller vorhanden ist. Das Service stammte teils aus der oranischen Erbschaft, teils hatte der prachtliebende König Friedrich I. es anfertigen lassen. Friedrich der Große ließ die ganze Sammlung im Jahre 1741 einschmelzen und daraus ein massiv goldenes Service herstellen. Als Macherlohn erhielt Hofgoldschmied Lieberkühn 17,000 Taler. Die Gesamtkosten betrugen 126 000 Taler. Dieses goldene Paradeservice bestand aus 8 Dutzend Tellern und je 6 Dutzend Messern, Gabeln und Löffeln. Dazu kamen 6 große Schüsseln mit Griffen, 8 Mittelschüsseln, 24 Assietten usw. Aber ebenso wie für die silbernen Möbel, deren Ausmünzung 1½ Millionen Taler brachte, schlug für das goldene Parade-Service die Stunde der Vernichtung, als die Truppen Napoleons Preußen besetzt hielten und die Kriegskontribution bezahlt werden mußte. König Friedrich Wilhelm III. ging seinen Untertanen mit gutem Beispiel voran und brachte der Not des Vaterlandes außer manchen anderen teuren Erinnerungen an den Reichtum seines Hauses das goldene Service zum Opfer. Der Gesamterlös daraus betrug 229 000 Taler. Von dem ganzen kostbaren Geschirr ist, wie schon gesagt, nichts übrig geblieben als ein goldner Teller und einige Griffe der großen Schüsseln. Den Teller hatte der Buchhalter Sasse aus Hamburg, wo das Gold verkauft wurde,

Digitized by Google

znrückgebracht, um einen Beleg für den Feingehalt des von ihm verkauften Goldes vorlegen zu können. Vorläufig wurde der Teller in der Seehandlung aufbewahrt, bis Friedrich Wilhelm III. ihn dem Tresor einverleiben ließ. Auf Befehl unseres Kaisers wurde das wichtige Erinnerungsstück dem Hohenzollernmuseum zur Ausstellung übergeben, woselbst es zu sehen ist. Das Gewicht des Tellers beträgt 688 Gramm, und der Metallwert ist auf 1720 M berechnet worden. Dieses Stück allein vermag uns ein schwaches Bild davon zu gewähren, wie wir uns das ganze Service vorzustellen haben.

Auch August der Starke hatte durch Präsente zur Mehrung des leider unwiederbringlich in der Hauptsache verschwundenen Goldschatzes beigetragen. — Dr. Friedrich Holtze, interessante Mitteilung über Goethes Berufung nach Berlin. — Georg Voss: Von unseren ältesten Kasernen.

XXIX. Schöne Ansichtspostkarte der Bremsdorfer Mühle im Schlaubetal. Dieses Tal wird von der Schlaube als Abfluß des Wirchensees durchrieselt, vorbei an den Kieselwitzer Bergen, dann die Schakubberge rechts und die Nitzanberge links lassend, dabei die Schlaube-, Kieselwitzer- und Bremsdorfer Mühlen treibend unter Bildung einer Seenkette — gr. Treppel-, Hammer-, Langen- und Bellensee —, um nach einem Laufe von 18 km den großen See bei Müllrose zu erreichen. Nach Verlassen derselben gibt die Schlaube ihr Bett und Wasser zur Anlage und Speisung des Friedrich-Wilhelm-Kanals ab und mündet schließlich als Brieskower See bei der steilen Wand in die Oder. Die idyllische Lage des Schlaubetals erkannten schon die jagdlustigen Neuzeller Aebte und verlegten hierher — bei der durch ihre Forellenteiche berühmten jetzigen Oberförsterei Siedichum — ihre Jagdgründe.

Gefällige Mitteilung des Touristenklubs für die Mark Brandenburg, welcher in dankenswertester Weise mehr dergleichen prächtig illustrierte Ansichtspostkarten mit gut orientierendem kurzen Text darauf herausgibt. Siehe Nr. XXIV.

XXX. Die IV. Städtische Lesehalle Glogauer Straße. Vortreffliche Ansichtspostkarte des Lesesaals.

XXXI. Herr Emil Plack, unser Mitglied, überreicht eine von ihm hergestellte Photographie der von uns am 7. d. M. in Eberswalde besichtigten St. Georgskapelle, desgleichen 12 wohlgelungene Photographien, die er mit kunstsinniger Auswahl und vielem Geschick von verschiedenen Teilen derselben Stadt am gleichen Tage verfertigt. Herzlichen Dank dafür.

Die sämtlichen Bilder erlaube ich mir dem Märkischen Museum zu überweisen.

Digitized by Google

XXXII. Herr Dr. Gustav Albrecht machte eine anregende Mitteilung über die Patrioten von Lunow, eine Episode aus der Franzosenzeit.

XXXIII. Herr Prediger Dr. Max Runze sprach über Fichte, in seinen Beziehungen zu Berlin in der Zeit der Drangsal.

Beide wohlgelungene und höchst anregend gesprochene Vorträge wurden mit großem Beifall begrüßt und werden später zum Abdruck gelangen.

Nach der Besichtigung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt-Bayern“ Potsdamerstr. 10/11.

Kleine Mitteilungen.

Flurnamen aus Rathenow und Umgegend. Ehemals Jederitzer-Tor, Jederitzer-Brücke über den alten Schleusenkanal, Stadthof, Burgwall; rechts vom Rhinower Chaussee Jederitzer-Feld, geteilt in 3 Teile: Kleinefeld, Mittelfeld, Bohnefeld; links von der Chaussee Rosentreter, Stremme, Stremmwiesen, dazu gehörend: Hospitalwiese, Modderwall, Langerwall, Bauernwiese, Junkerhörste, Reierdanz, Baumbrücke, Lehmdam, Albertsheim, Nordend.

Ecke der Curlands u. Semlinerstr. Rittergut Curland jetzt Schloßbrauerei, am Semlinerweg: Schlachterenden, Heidamsbrücke, Heidünke, Neueschläge.

Abdeckerei, Abdeckerei-Gärten. Askutenberge, Wüsteneigärten, Wüstenei, Judenschonung, Weißenberge mit Abdeckerei-Trockenhütte, Laubenkolonie, Oberförsterei, Hoppengärten, Turnplatz, Fauleseestücken, Faulesee, Hoppenbrücke, Heide, Schaafdam, Schlangenstieg, vordere und hintere Stammberge, Padden, lange Padden, Ziegenführen, Blockbrücke.

Am alten Stechower Weg, Pumpstation der Wasserwerke, Ferchesaer Wässerringe, Ruhleichen, Schäfer- oder Generalswiese, Semliner Grenze, Mörberg, Riesebruch bis zur Stechower Grenze. Adderlaake, Tiefelaake, Hörste, Eschhorst, Fuchsberge, Rote Horst, Reueberg, Schweinering, Nennhauser Wässerringe, Dübelsweg, Butterlake, Markgrafenberg, Rodewalderluch, Rotehäusiken, Pintuswinkel, Bammerschonung, Klußbrücke, Königl. Forst, Wolzensee, Chausseehaus, gr. Exerzierplatz, Neudort, Ferdinandslake, Kaiserswurte, Vogelgesang, Hasenbreite, (bei Friedrichs gegenüber) Krankenhaus, Galgenberge, Lazaret, Lawalle'swiese am Körgraben, Schützenhaus, Bahnübergang, Heidefeld, Papenwinkel, Mesedämken, Neuewiesen, Karpenlake, Königl. Forst, Superintendenten Acker, Faulegretenenden, Schlagenden, Oberförsterei, Milowerchaussee, Konservenfabrik Taubert, neuer Schützenplatz, Wiese'shof, Beer werder, Burwerder-Fischerei-Wiesen, Grünebergs Brettschneiderei, Herrenlanke, Matthes-Ziegelei, Capellen Berg, Weinberg; jenseits der Havel: Bullenwiese eingeteilt in 3 Teile: Kirchhof, Schulzenwiese, Kattenbusch, Stekels-

Digitized by Google

dorfer Gebiet: Ziegelei lange Bahn (Bochat) Kotzerwacker, Arendsnest, Bredematen, Gebhardshof, Schlipengraben (Barnewitz Ziegelei) Töpferei (Bartels) Proviant-Amt, Heller, Wiesen hinter Heller: Mühlenkaveln, Mäschkavel, Krankenbucht, Pechlanke, Mittelkiezfischereiwiesen, Bleiche hinter der Dampfmühle. Lehrer Karl Quast-Nowawes.

Lage der Feuerbestattung in Berlin. a) Feuerbestattung ganzer Leichen.

In der von dem Vorstande des hiesigen Vereins für Feuerbestattung mit Genehmigung des Magistrats auf dem Friedhofe errichteten Urnenhalle sind 16 neue Urnen mit Brandresten und eine solche Urne in einer Privaturnenhalle aufgestellt worden. Außerdem sind im Berichtsjahre 15 Urnen im Urnenhain bezw. in anderen Teilen in oder über der Erde beigesetzt.

Mithin sind jetzt in der Urnenhalle und im Urnenhain aufgestellt oder beerdigt . . . . . 190 Urnen,
in Familienbegräbnissen oder anderen Abteilungen sind beigesetzt . . . . . 46 „
sodaß insgesamt . . . . . 236 Urnen
feuerbestatteter Personen auf dem Friedhofe beigesetzt sind.

b) Die Leichensammelstelle und der Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstraße.

Die Leichensammelstelle dient als Hauptsammelpunkt für alle Leichen, die auf Rechnung der Stadtgemeinde beerdigt werden (Freileichen). Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unternehmer mittels Leichenwagens aus den Sterbehäusern und den Krankenanstalten abgeholt, an die Sammelstelle abgeliefert und von hier aus bei Dunkelheit durch besonders dazu eingerichtete Wagen nach dem städtischen Friedhofe in Friedrichsfelde übergeführt.

Durch den von der Stadtsynode bestellten Geistlichen haben in der Leichenhalle der Sammelstelle auf Wunsch der Hinterbliebenen nur 6 Einsegnungen stattgefunden und ist den Hinterbliebenen geistlicher Zuspruch gewährt worden.

Der seit April 1898 in Betrieb genommene Verbrennungsofen dient zur Verbrennung von Körperteilen, die entweder aus Amputationen von lebenden Menschen herrühren, oder zu Leichen gehören, bei denen die Individualität durch Sektionen etc. verloren gegangen ist. Die Leichenteile werden in mit Zink ausgelegten Holzkästen ausgelegten Holzkästen in den Verbrennungsofen eingeführt. Im Berichtsjahre sind 191 derartiger Kästen, je 2 Zentner schwer, mit Leichenteilen eingeäschert worden. Es haben 41 Brände stattgefunden, bei jedem Brande wurden durchschnistlich bis zu 10 Kästen in den Verbrennungsofen eingeführt. — Die Asche ist nach dem Kirchhofe in Friedrichsfelde überführt.

(Aus dem Verwaltungsbericht des Stdt.-Kuratoriums für das Bestattungswesen im Etatsjahr 1903).

Digitized by Google

Die Brandenburgia hat den Städt. Verbrennungsofen am 17. November 1900 (Monatsblatt IX. S. 358, 361) besichtigt. Die Tätigkeit dieses Verbrennungsofens verringert sich, weil die Königlichen und die Städtischen Krankenhäuser sich allmählich eigene Verbrennungsöfen für Amputationsteile Lebendiger und für Leichenteile selbst einrichten. Dies geschieht u. A. in dem großen neuen Rudolf Virchow-Krankenhaus im Wedding-Stadtteil. Die Verbrennung vollständiger Leichname ist im Königreich Preußen, im Gegensatz zu verschiedenen anderen deutschen Staaten bis jetzt nicht gestattet.

E. Friedel.

Der **Arensdorfer Burgwall** im Kreise Lebus liegt in unmittelbarer Nähe der Unterförsterei Wilmersdorf, 240 Schritt westlich vom Wege, der von Steinhöfel nach Arensdorf führt. Er ist ein wendischer Rundwall von 120 Schritt Durchmesser und 2½ — 3 m Höhe. Die muldenförmige Vertiefung in der Mitte fällt nach Norden zu ab. In dem dunkelgefärbten Boden finden sich zahllose wendische Gefäßreste mit Wellenornamenten, in Feuer geplatzte Steine, Knochenabfälle und Reste von Hirschgeweihen, die Spuren von Bearbeitung zeigen. Auch eiserne Sporen und Hufeisen sind gefunden worden. Die Bewohner von Arensdorf nennen den Wall den Burgwall oder auch die Schwedenschanze (ein altes Erbstück aus der Schwedenzeit). Wahrscheinlich beeinflußt durch die vor Jahren im Interesse des Müncheberger Stadtmuseums unternommenen Untersuchungen und Ausgrabungen glaubt man in Arensdorf, daß die ehemaligen Wohnstätten im Westen unter dem Schutze der Aufschüttung am Rande errichtet worden seien, während die Wirtschaftsabfälle, Knochen und Gräten abgelagert wurden. Ältere Leute z. B. der Vater des jetzigen Geländes, der Altsitzer Lindemann, wissen sich noch zu erinnern, daß die Umgebung des Walles früher sumpfig war und im Frühjahr bis zum Dorfe unter Wasser stand. Angeblich sollen auf dem Wall auch Bronzefunde gemacht worden sein. Falls hier nicht eine Verwechslung mit den Funden auf dem sogen. „Jäckedanz“ vorliegt, wäre vielleicht an eine vorwendische Unterschicht des Walles zu denken, daß die Bewohner von Arensdorf jedoch tatsächlich in ihrem Urteil über den Burgwall neuerdings beeinflußt worden sind, geht aus der ebenso unrichtigen als unvolkstümlichen Zeitbestimmung hervor, der Wall stamme aus der Zeit der Völkerwanderung.

O. Monke.

Vom Schulzenknüppel. Daß auch solche Dörfer, die längst deutsch geworden sind, noch an wendischen Sitten festhalten, erkennen wir an der weiteren Benutzung des Schulzenknüppels zu amtlichen Bekanntmachungen. Dieser Knüppel, oder die Keule, wie er auch genannt wird, wird mit der Bekanntmachung von einem Nachbar zum andern getragen, bis er wieder zum Schulzen zurückkommt. Mit der Keule wird dröhnend an des Nachbars Hoftor geschlagen, worauf dieser sie in Empfang zu nehmen, die Bekanntmachung zu lesen und weiter zu befördern hat. Meist wird durch sie zu Gemeindeversammlungen oder zur Grommada eingeladen. Mit besonderer Ehrfurcht wird ihr Rundgang noch heute in verschiedenen Dörfern beachtet,

Digitized by Google

wie z. B. in Zerkwitz, Kleeden und Tornow. Daß die alte Sitte auch in weiteren Kreisen zu recht besteht, ergab eine Gerichtsverhandlung in Lauenburg. Danach wird auch in den Dörfern Mecklenburgs und Pommerns der Schulzenknüppel von Haus zu Haus gesandt.

Zu dieser Mitteilung aus Lübbenau an die Voss.-Z. vom 9. Oktober 1906 sei bemerkt, daß der Schulzenknüppel eigentlich in allen Teilen der Provinz Brandenburg vorkommt, daher die Redensart „Der Knüppel geht um.“ Weshalb die Sitte spezifisch wendisch sein soll, will mir nicht recht einleuchten. E. Friedel.

Fragekasten.

A. N. **Polizeiliches.** Sie wundern sich, daß seit Jahr und Tag in Berlin Schutzleute teilweise mit dem Säbel der Wachtmeister ausgerüstet sind. Es beruht das auf einem Allerhöchsten Erlaß vom 14. Juni 1905 (Min.-Bl. für die innere Verw. 1905 S. 113) zu Gunsten älterer Schutzleute, welche sich ausgezeichnet haben. Ein Erlaß des Minist. des Innern vom 1. August 1906 (a. a. O. S. 906 S. 261) bestimmt, daß diese Säbel mit goldenem Portepee auf Staatskosten, jedoch mit der Maßgabe geliefert werden, daß sie Eigentum verbleiben und beim Ausscheiden des betr. Beamten zurückzugeben sind.
F. Friedel.

A. N. **Gendarmerie-Probisten.** Das Wort „Probisten“ ist amtlich und bezieht sich auf die im Gendarmeriedienst probeweise beschäftigten Militärs. Ein Erlaß des Ministers des Innern vom 10. Sept. 1906 besagt: „Es hat sich als wünschenswert erwiesen, diejenigen als probeweise angenommenen Gendarmen, die unter Belassung ihrer Löhnung vom Truppenteil anstelle verstorbener Gendarmen einberufen werden, hinsichtlich ihrer Bezüge den übrigen Probisten gleichzustellen welche für noch im Dienst befindliche Gendarmen, deren Pensionierung aber in sicherer Aussicht steht, einberufen sind.“ E. Friedel.

Klick-Angel. Anfrage: wo kommt dieser Ausdruck in der Provinz Brandenburg vor oder wo kam er früher vor und welche Art von Angel wird darunter verstanden? Für jede Aufklärung dieses dunkeln, höchst strittigen Begriffs wird die Brandenburgia sehr dankbar sein. Die kleinsten Mitteilungen diesbezüglich sind willkommen und werden recht bald erbeten.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

12. (5. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1906, abends 7½ Uhr im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXI sowie XXIII und XXV bis XXX her.

A. Allgemeines.

I. Herr Schriftsteller Viktor Laverrenz hat eine größere Anzahl Freibillete zu einer von ihm veranstalteten musikalisch-deklamatorischen Abendaufführung im Alten Architektenhause, Wilhelmstr. 118, eingesandt. Dieselben sind verteilt, auch ist dafür gedankt worden.

II. Die Ihnen vorliegenden Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Völkerkunde, Nr. 4 Oktober 1906, enthalten einen Nekrolog des von uns bereits aufrichtigst bedauerten, hervorragenden Förderers der Volkskunde in Gießen, Prof. Dr. Adolf Strack; an seiner Stelle hat Herr Prof. Dr. K. Helm, daselbst Südanlage 5 wohnhaft, die Schriftleitung übernommen. Es wird auf S. 2 bis 4 „Umfrage über kriminellen Aberglauben“ von Dr. jur. Albert Hellwig, Hermsdorf bei Berlin, Schlossstr. 9, aufmerksam gemacht und um Unterstützung des Anfragenden ersucht.

III. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. 2. Jahrgang. November 1906, Nr. 10/11. Ich mache auf den Vortrag von Professor Ewald Genzmer-Danzig: „Über die Entwickelung des Wohnungswesens in unseren Großstädten und deren Vororten“, auf den Artikel „Waldschutz“ und die Notiz: „Die Heimathalle in Wunstorf“ mit Abbildung aufmerksam. Vom Reg.-Baum. a. D. Niemeyer in Hannover innerhalb des Gartens der Präparandenanstalt wie ein niedersächsisches Bauernhaus erbaut, dient sie den Anstaltszwecken, ferner aber auch als Lesehalle und als eine Art Heimatmuseum, dessen Schöpfer Oberlehrer Magnus in Wunstorf ist. In jeder Hinsicht nachahmenswert.

Digitized by Google

IV. Zur Belehrung und Beachtung sei hier mitgeteilt der

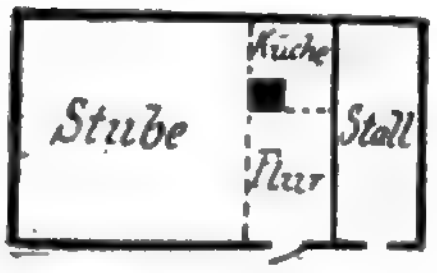
Fragebogen zur Hausforschung.

Versandt mit Unterstützung der Rudolf Virchow-Stiftung von Robert Mielke.

Es wird gebeten, die in Ihrer Gegend häufiger vorkommenden Formen zweimal, die seltener zu findenden einmal zu unterstreichen. Etwaige Abweichungen in der Lage und Größe der Kammern kommen nicht in Betracht. Von Wichtigkeit ist die Lage des Flures und des Herd-, bezw. Küchenraumes. Bedeutend vom Ortstypus abweichende Scheidungswände sind zu streichen und durch Tintenlinien zu ersetzen. Für ganz abweichende Formen befindet sich am Schluß ein unausgefüllter Grundriß. Besondrer Beachtung sind die Fragen am Schluß empfohlen. Sprachliche Bezeichnungen sind nach Möglichkeit im Dialekt (im wendischen Sprachgebiet mit wendischer Bezeichnung) zu geben. Die Stellung des Viehes ist am besten durch einen Pfeil, der nach dem Kopf zeigt, anzugeben. Türen sind durch einen schrägen Strich angedeutet (¯ /). Es genügt in den meisten Fällen, das Zutreffende zu unterstreichen. ■ bed. Herd.

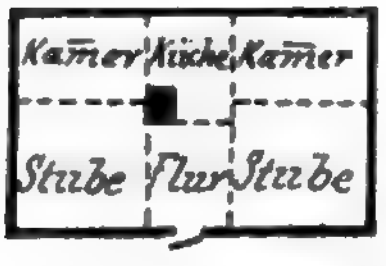
Allgemeine Fragen.

A. Häuser mit Eingang an der langen Seite.

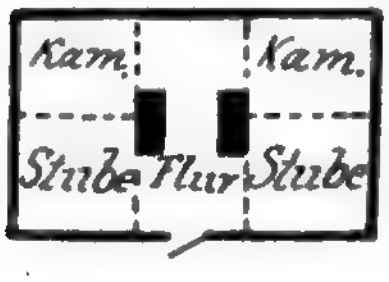


1. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache.
   a) Wohnstube und Küche vereinigt.
   b) Küche auf dem durchgehenden Flur ohne Abtrennung.
   c) Küche auf dem Flur, durch eine Wand getrennt.

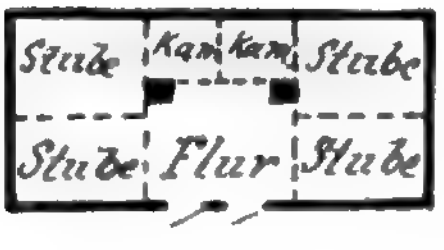
Stall für Rinder, Pferde, Jungvieh? Gibt es daneben noch ein besonderes Stallgebäude? für?



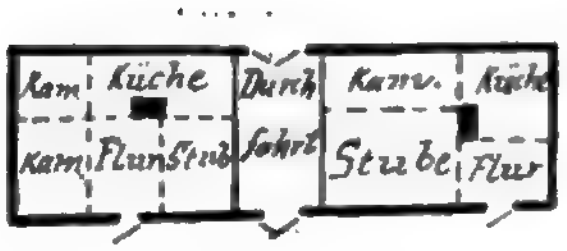
2. Wohnung und Küche unter einem Dache. Stall im besonderen Gebäude.
   a) Stuben auf einer Seite des Flures.
   b) Stuben auf beiden Seiten des Flures.



3. Sind Wohnhäuser für 2 Familien vorhanden? Sind sie alt? Sind sie von der Gutsherrschaft (welcher?) von dem Landesherrn (welchem?) gebaut?
   a) Sind die Herde auf dem gemeinsamen Flur?
   b) Sind vom Flur noch Küchen abgetrennt? wo?



Digitized by Google

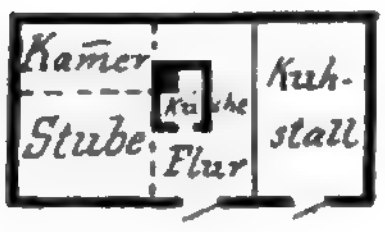


4. Sind Wohnhäuser mit einer Durchfahrt nach dem Hofe vorhanden? Wohnung auf beiden Seiten (für den Altsitzer?) Ist auf einer Seite dieses Hauses ein andrer Wirtschaftsraum? Was für Gebäude stehen auf dem Hof hinter dem Wohnhaus?

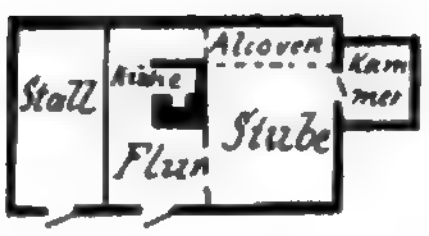
Es wird gebeten, abweichende typische Formen — besonders der Herde — in den nebenstehenden Grundriß einzuzeichnen.

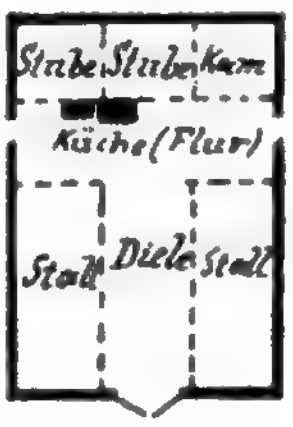
(Häuser, hauptsächlich im wendischen Gebiet vorkommend.)

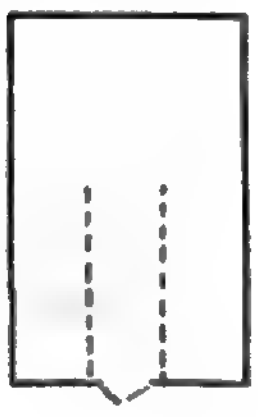
Zutreffendes zu unterstreichen.



5. Wohnung, Küche und Kuhstall unter einem Dache.
   a) Herd auf dem Flur.
   b) Herd von allen Seiten mit Mauern umzogen, einen Küchenraum bildend, der sich nach dem Schlot verengert.
   c) Herd durch eine Mauer von dem Flur getrennt.
   d) Sind Spuren einer älteren Herdanlage vorhanden?
   e) Ist am Giebelende eine kleine vorgebaute Kammer?
   f) Ist an dieser Stelle ein kleiner Speicher? oder ein andren Zwecken dienendes Haus (welchem?) Ist es mit dem Hause verbunden? oder ein selbständiger Bau? Wo ist der Eingang?



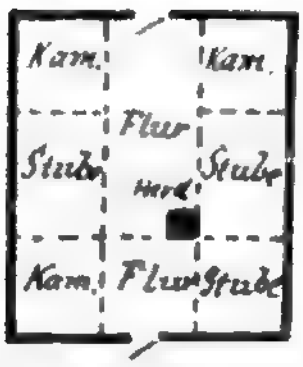




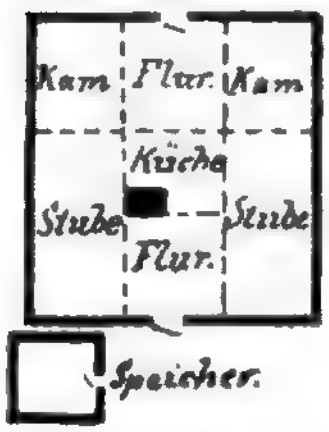
B. Häuser mit dem Eingang an der Giebelseite.

6. Tenne, Stall, Herdraum und Wohnung unter einem Dache. Welche Richtung zur Straße? Sind die Stuben erst später angebaut? Ist ein Herd vorhanden? Sind 2 Herde? Herdraum besonders? wo? Nach welcher Richtung steht das Vieh mit dem Kopf (nach der Tenne oder nach der Wand?) Kommen andre Einteilungen vor?

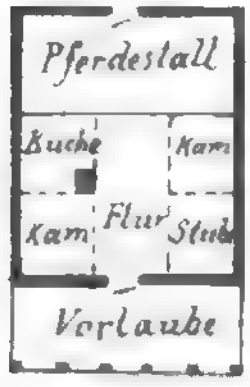
Digitized by Google



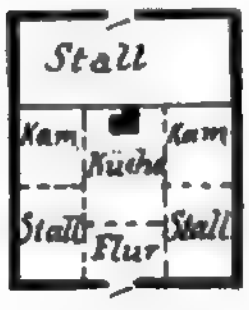
7. Stuben und andere Räume seitwärts von dem durchgehenden Flur. Haupteingang auf der Giebelseite? Andre Türen? Ist Küche vom Flur abgetrennt? Haben einzelne Räume einst eine andre Bestimmung gehabt?



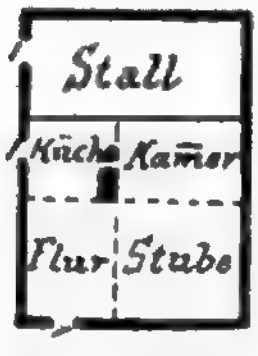
8. Stuben und andre Räume seitwärts vom Flur. Haupteingang an der Giebelseite? Andre Türen? Ist ein oberes Stockwerk vorhanden? Wozu dient es? Stall besonders? Küchenraum in der Mitte des Flures? oder? Steht vor dem Hause ein kleiner Speicher? Ist er mit dem Haupthause fest verbunden oder abgetrennt? Wo ist der Eingang zu ihm? Hat er einen eignen Herd?



9. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Vor dem Giebeleingange eine Vorlaube? Herd seitwärts? im geschlossenen Raum? Herd in der Mitte des Flures? Stall für (Kühe, Pferde, Jungvieh) wo? Wo steht das Vieh mit dem Kopf?



10. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Keine Vorlaube. Ist eine Laube vorhanden gewesen? Abgebrochen? Zu Zimmern umgebaut?



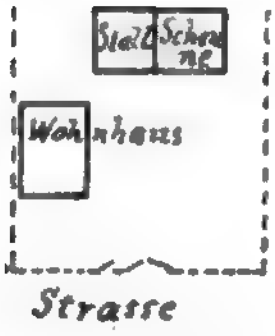
11. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Giebeleingang. Flur seitwärts? Ist noch eine Seitentür vorhanden?

12. Wohnung, Küche, Stall unter einem Dache oder nur Wohnung und Küche? Eingang auf der Langseite? auf der Giebelseite? Ist am Giebel eine Vorlaube? die ganze Breite einnehmend? die Hälfte einnehmend? Dient sie als Schuppen? Stall? oder?

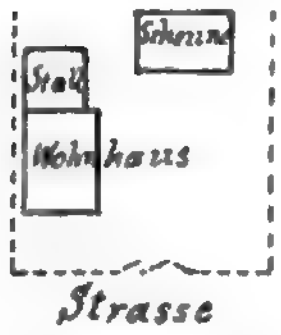
Digitized by Google

C. Der Wirtschaftshof.

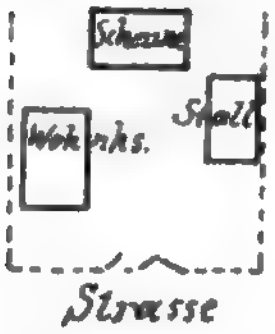
Es wird gebeten, den im Dorfe typischen Grundriß auszusuchen und zu unterstreichen. Die Lage des Gartens ist am besten mit G, des Brunnens mit B, des Dungplatzes mit D einzuschreiben. Wichtig ist die Lage von Wohnhaus, Stall und Scheune. Ist der Hof nach der Straße mit einer Holztür? oder mit Torhaus geschlossen?



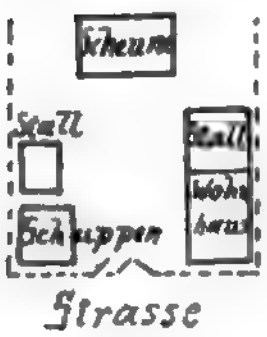
a) Wohnhaus m. d. Giebel nach der Straße. Stall und Scheune unter einem Dache.



b) Wohnhaus und Stall unter einem Dache. (Stall und Haus durch eine Tür verbunden?)

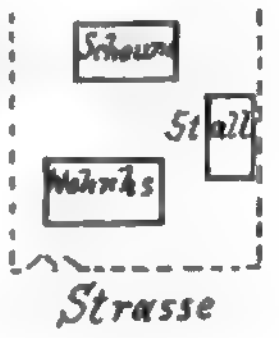


c) Wohnhaus und Stall einander gegenüber, Scheune hinten.

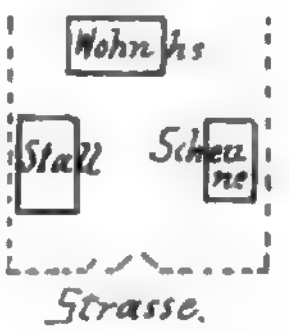


d) Wohnhaus und Stall auf einer Seite. Andre Wirtschaftshäuser gegenüber. Scheune im Hintergrund.

Für etwaige andre Gruppierungen?

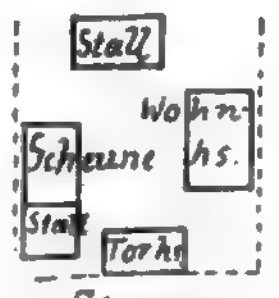


e) Wohnhaus mit der Langseite nach der Straße, dahinter die Scheune. Stall an der Seite.

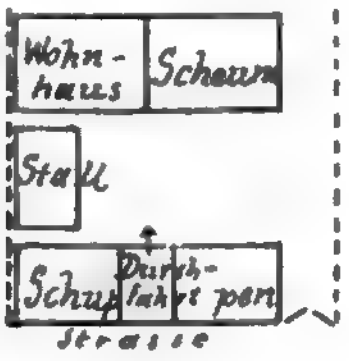


f) Wohnhaus hinten. Stall und Scheune an den Seiten einander gegenüber.

g) Ist vor dem Wohnhaus ein Speicher? hinter ihm ein Kuhstall? Pferdestall gegenüber. Scheune hinten.

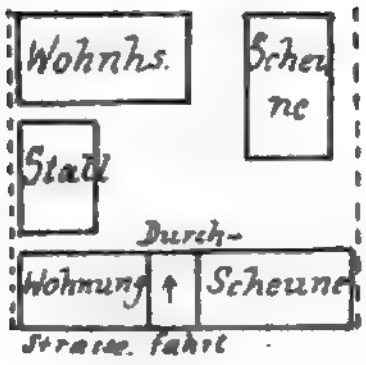


h) Wohnhaus, Scheune, Stall und Torhaus im Viereck, aber in getrennten Gebäuden. Sind einzelne (welche) Gebäude zusammengebaut?



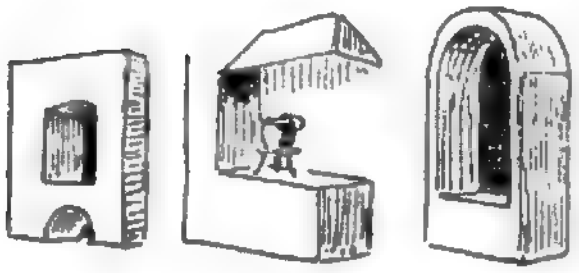
i) Wohnhaus hinten, daneben Scheune (getrennt?) verbunden? Stall an der Seite. Torhaus mit Durchfahrt. Befindet sich in ihm die Altsitzerwohnung? ein Schuppen? oder beides?

Digitized by Google



k) Wohnhaus hinten. Stall zur Seite. Scheune gegenüber. Torhaus mit Durchfahrt. Befindet sich in ihm eine Wohnung (Altsitzer?) oder eine kleine Scheune?

Besondere Fragen:

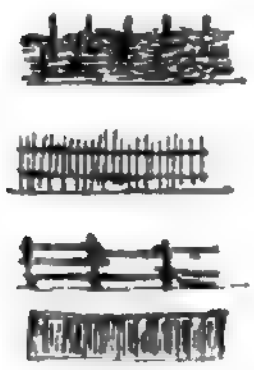


1. Herd. Ist offener Herd üblich oder eingebauter Kamin? Ist der Ausdruck „Schwibbogen“ bekannt? Gibt es noch Spuren einer niedrigen Steinsetzung als alte Herdanlage? Steht der Herd mit dem Stubenofen im Zusammenhange?
2. Wohnung. Befindet sich zwischen Ofen und Wand ein größerer Zwischenraum, die „Helle“? Ist der Ofen von einer „Ofenbank“ umgeben? Ist über ihm ein Gestell zum Aufhängen der Wäsche? Wie wird es genannt? Gibt es eingebaute Bettnischen? Ist der Name „Alkoven“, „Butze“ oder ein anderer bekannt? Enthalten einzelne Häuser noch angeblakte Balken, die auf eine schornsteinlose Zeit deuten?
3. Haus. Hat das Wohnhaus einen durchgehenden, von Giebelspitze zu Giebelspitze reichenden Firstbalken? ein Giebelzeichen (Pferd, Hund, Blume, Stern, Kreuz, Stab oder? Ist Keller vorhanden? Besteht das Dach aus Stroh? oder?

Suchen Sie, bitte, aus den nebenstehenden Zeichnungen die passende Dachform aus.

4. Stall. Hat der Stall einen Futtergang nach dem Hofe? eine offene Laube für den Wagen? wo?

5. Scheune. Enthält sie neben Tenne und Bansenraum noch andere Räume? Sind die Ausdrücke „Taß“, Scheunenboden, Tenne u. a. bekannt? Hat die Scheune neben dem mittleren Eingang noch zwei Vorbauten (Afsiten)?



6. Zaun. Welcher von den nebenstehenden Zäunen ist bevorzugt? Gibt es andere (Binsen, Feldstein)? Kennt man die Ausdrücke Reißzaun, Spriegel, Rickzaun u. a.?
7. Hausgarten. Ist er vorhanden? wo? Enthält er Blumen, Gemüse? Obstbäume?

Digitized by Google

8. Sprachliches. Sind bekannt: Dönsch (Dönse, Donse, Dornse, Dornsch etc.)? Eren, Flur, Diele, Laube (Läwing), Vorplatz, Hausgang?
9. Verschiedenes. Hat ein jeder Hof sein Backhaus und wo? Seine Obstdarre? oder hat das Dorf solche gemeinsam?
10. Hat die alte Kirche einen alten Westeingang, Südeingang, Nordeingang?
11. Ist das Dorf als Rund- oder Straßendorf angelegt?
12. Gibt es im Dorfe Platz- und Straßenbennungen (Brink, Upstall, Kietz o. a.)? Gibt es in der Feldmark einen „Upstall", „Burgstall", Burgwall (Borchelt)?
13. Gibt es an den Häusern Inschriften? Jahreszahlen? Welches Haus im Dorfe gilt als das älteste?
14. Gibt es an alten Häusern Fenster, die nicht viereckig sind? Welche Form?
15. Bemerkungen.

Exemplare dieses Fragebogens sind kostenlos zu beziehen von Robert Mielke, Charlottenburg, Rönne-Straße 18.

V. Christnachtfeier und Christnachtgesänge in der evangelischen Kirche in der Provinz Brandenburg. Unter diesem Titel hat Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Heidrich, Berlin W., Pfalzburger Str. 1, bei der Religionslehrer-Versammlung am 3. d. M. im Vereinshaus Oranienstr. 106 einen beachtenswerten Vortrag gehalten und um Mitteilung folgenden Aufrufs ersucht.

Bei der Christnachtsfeier wurden früher an vielen, heute nur noch an wenigen Orten, von der Schuljugend besondere Lieder oder Wechselgesänge vorgetragen, in der alten Zeit lateinisch, später lateinisch und deutsch, heute in der Regel nur deutsch.

Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, an welchen Orten und welche derartigen Gesänge noch heute gesungen werden, oder noch im 19. Jahrhundert gesungen wurden.

Es wird gebeten, auf Grund eigener Erfahrung und wo möglich auch durch Befragung von Lehrern und Schülern Mitteilungen über derartige Gesänge und wo möglich ein Exemplar derselben an den Unterzeichneten zu übersenden, der mit einer wissenschaftlichen Arbeit über diesen Gegenstand beschäftigt ist.

Wir verbreiten diesen Aufruf in den Kreisen der Brandenburgia gern. Ich darf wohl daran erinnern, daß wir uns mit dem Gegenstande (z. B. mit dem Quempas in Luckau) mehrfach in der Brandenburgia beschäftigt haben.

Digitized by Google

VI. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Conwentz, Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums und Leiter der Staatlichen Zentralstelle für Naturdenkmalpflege in Preußen hat die Güte gehabt, mir die nachfolgenden Grundsätze mitzuteilen, welche bei ihrer Wichtigkeit für die Provinz Brandenburg und die Brandenburgia nachstehend wörtlich abgedruckt werden.

Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

§ 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz ebendort als dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preußischen Staatsgebiet.

§ 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt*).

§ 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittelung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preußen vorhandenen Naturdenkmäler,

*) Als Beispiele seien genannt: die Schneegruben im Riesengebirge, das Bodetal im Harz, Heidefläche im Lüneburgischen, Hochmoor in Ostpreußen (Teile der Landschaft); Basaltfelsen mit säulenförmiger Absonderung im Rheinland, der Muschelkalk mit Gletscherschrammen bei Rüdersdorf, die Kreidesteilküste auf Rügen, der Waldboden der Braunkohlenzeit in der Lausitz, Endmoränen und erratische Blöcke im Flachland (Gestaltungen des Erdbodens); die Salzflora bei Artern, die Steppenflora im Weichselgebiet, die Zwergbirkenbestände in der Lüneburger Heide und im Harz, der Buchenbestand bei Sadlowo Ostpr., der Eibenbestand in der Tucheler Heide, die Mistel bei Segeberg in Schleswig-Holstein, die Wassernuß bei Saarbrücken, Habmichlieb im Riesengebirge (Reste der Pflanzenwelt); marine bezw. nordische Reliktformen in Binnengewässern, der Biber und andere schwindende Arten in Altwässern der Elbe, das Möwenbruch bei Rossitten, die Kormorankolonie in Westpreußen, der Lummenfelsen auf Helgoland (Reste der Tierwelt).

Digitized by Google

2. die Erwägung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
3. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemäßen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmaßregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel bleibt Sache der Beteiligten. Fonds für derartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

§ 4.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es sich angelegen sein lassen, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in gesunden Bahnen zu erhalten.

§ 5.

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein bezeichneter Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Maßnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird sie sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereinen, Privatbesitzern pp.) in Verbindung setzen, auch je nach Lage des Falles den beteiligten Aufsichtsbehörden (Landrat, Regierungspräsident pp.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begeben.

§ 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, dem sie unmittelbar berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

§ 7.

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als beratendes Organ ein Kuratorium zur Seite, in welches seitens des Ministeriums der geistlichen pp. Angelegenheiten, für Landwirtschaft,

Digitized by Google

Domänen und Forsten, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preußische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämter um Entsendung eines Kommissars zu den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1906.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Im Auftrage:
gez. Schmidt.

U. I. K. Nr. 28 852. I.

Persönliches.

VII. Unser Mitglied, Herr Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, der geniale Erbauer des von uns besuchten Rudolf Virchow-Krankenhauses, hat den Charakter als Königlicher Geheimer Baurat und als Dr. ing. honoris causa von der technischen Hochschule in Darmstadt erhalten. Wir gratulieren verbindlichst.

VIII. Unter unseren Gästen begrüßen wir heut mit Freude und Anerkennung den Sohn unsers Ausschußmitgliedes Museums-Kustos Rudolf Buchholz, Herrn Hauptmann Buchholz, welchen wir früher öfters als Gast in der Brandenburgia gesehen und der gesund und ungefährdet, geschmückt durch den Roten Adlerorden mit Schwertern, aus dem gefährlichen Feldzuge in Deutsch-Südwestafrika heimgekehrt ist.

IX. Heinrich Seidel †. Von den „drei Getreuen“ Julius Stinde, Johannes Trojan und Heinrich Seidel, die alle drei, obgleich Nichtberliner und Nichtmärker, Berliner Art und Märkische Natur so schön geschildert, lebt nur noch der Westpreuße Trojan. Kürzlich beklagten wir den Heimgang des Holsteiners und nun ist auch der Mecklenburger aus Perlin, der Schöpfer des Leberecht Hühnchen, uns zu unserm lebhaften Schmerz entrissen worden. In seinen autographischen Skizzen „Von Perlin nach Berlin“ hat er seinen eigenen Werdegang vom Techniker zum Dichter, vom Einsiedler zum Weltweisen anmutend geschildert. In einem der zahlreichen Nachrufe, die Heinrich Seidel gewidmet sind, heißt es in der Schlußbetrachtung. Es ist Sonne in Seidel, Gesundheit und Schlichtheit. Der Poesie des Alltagslebens sind wenige so eifrig nachgegangen, wie er. So fiel denn auch sein Sonnenblick auf eine scheinbar poesielose Stätte, die Höfe der Berliner Mietskasernen. Sein herzfrisches Gedicht „Die Musik der armen Leute“ könnte „die Poesie des Leierkastens“ heißen.

Digitized by Google

Ein Freund der Natur, wie es Heinrich Seidel war, hatte er sich vor elf Jahren aus dem Lärm der Weltstadt in die Stille seines Eigenheims in Groß-Lichterfelde gerettet. Dort lebte und lauschte er der Natur und studierte die Sprache der Vögel, die er ebenso gründlich zu kennen behauptete, wie das Geheimnis des Schüttelreims. In den lustigen Schüttelreimen, die er zum „Aeolsharfenkalender“ gestiftet, kam sein frischer Humor zur Geltung. Heinrich Seidel sah nicht aus, wie die Menge sich einen Dichter vorstellt. Die große, breitschultrige Gestalt mit den klaren Augen und die Trinkfestigkeit des still aber gründlich den Wein prüfenden stattlichen Mannes sah nicht so aus, wie ein Poet, dessen Ideal ein Leberecht Hühnchen war. Er war ein guter Kumpan unter seinen Berufsgenossen, und an den Abenden der „Literarischen Gesellschaft“, bei denen er nie fehlte, fühlte er sich behaglich. Aber auch dort war er oft ein Meister des Schweigens, wie Moltke, der einst von Seidels Urgroßvater getauft, ein warmer Verehrer von seines Landmanns Dichtungen war. Das tat Heinrich Seidel ebenso wohl, wie die Verleihung des philosophischen Ehrendoktors seitens seiner Heimatsuniversität Rostock. Sonst war er weltlichen Ehrungen gegenüber kühl. Er war durchaus ein innerlicher Mensch, der sich mit der Heiterkeit des Herzens da am wohlsten fühlte, wo er gesunden Sinn und tiefe Empfindung ahnte. So wird die Nachwelt, wenn sie seine Dichtungen liest, ihn würdigen mit den Versen seines Leberecht:

„Aus Haß und Hader, Tageslärm und Müh'n
Kommt mit mir, wo die stillen Blumen blüh'n.

Kleinleben — Stilleben, wie man es in unserer ewig tastenden nimmer rastenden Zeit, wenn man in dasselbe als ein Rad im großen öffentlichen Maschinengetriebe mit rotieren muß, gern geschildert liest. Das ist der Grundton, der sich durch fast alle seine Dichtungen zieht. mitunter fast ein wenig ermüdend, aber doch im Grunde immer lieb und lauschig, das fühlt man bei seinen Naturidyllen so, bei seiner Menschengeschichte und so auch bei seinen allerliebsten, rührenden Tiergeschichten von Spatzen, Hunden und Pferden. Trefflich hat er überall das innerste Wesen unserer Heimat erfaßt und geschildert.

Am 7. d. M. verschieden an den Folgen einer schweren Operation im Kreis-Krankenhaus zu Groß-Lichterfelde ist er in diesem Vorort, wo wo er ein anmutiges umgrüntes Anwesen besaß, auch bestattet worden.

Die Gemeinde Groß-Lichterfelde hat dem Dichter, der ein Jahrzehnt ihr Bürger gewesen, die letzte Ruhestätte an einer Ehrenstelle bereitet; hier wurde der Erde übergeben, was sterblich war an Heinrich Seidel.

Geboren ist er am 25. Juni 1842 zu Perlin in dem Örtchen, dessen Ähnlichkeitsklang mit Berlin von ihm und seinen Freunden so oft freundlich belächelt worden ist.

Digitized by Google

X. Lortzing-Denkmal. Bewegt uns der Verlust unsers guten Heinrich Seidel tief schmerzlich, so haben wir an anderer Stelle ein freudiges Ereignis, durch welches Berlin gegen einen sehr verdienstlichsten Künstler eine alte Ehrenschuld einlöst, mit Genugtuung zu verzeichnen. Ich meine die Enthüllung des Denkmals für den volkstümlichsten unserer Berliner Tonkünstler, Albert Lortzing im Berliner Tiergarten am Sonntag den 28. v. M. Der Platz ist wohl gewählt, eine poetische Garten- und Waldstelle nahe dem Gewässer, in welchem die Rousseau-Insel liegt. Vor einigen Jahren hat die Stadt Berlin auf meinen Vorschlag sowohl eine Gedenktafel an dem Hause Luisenstr. 53, worin Gustav Albert Lortzing am 21. Januar 1851 plötzlich starb, angebracht, als auch im Norden Berlins eine Straße Lortzing-Straße benannt. Das Belle-Alliance Theater ist seit kurzer Zeit Lortzing-Theater umbenannt und hat sich die Pflege seiner melodiösen Opern, die erklingen werden, solange vaterländische Musik geliebt wird, zur besonderen Aufgabe gestellt. Am 100. Geburtstag 23. Oktober 1901 ist auch eine Gedenktafel an Lortzings Geburtsstätte am Rudolf Herzogschen Hause in der Breitenstraße Nr. 12 unter großen Feierlichkeiten enthüllt worden. Das Lortzing-Denkmal rührt von Professor Eberlein her, ist schlicht, ohne jegliche Pose, aber innig und ergreifend, wie alle Werke dieses trefflichen Bildhauers. Im übrigen vergl. diesen Jahrgang S. 204 flg.

C. Naturkundliches.

XI. Mammutzahn. 2 Photographien des ungewöhnlich großen sibirischen Stoßzahns, den Herr Geheimer Komerzienrat Richard Pintsch, unser Gönner-Mitglied, in seiner Wohnung Tiergartenstr. 3, auf einem drehbaren Gestell aufgestellt und einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Pflegschaft des Märkischen Museums und der Brandenburgia zugänglich gemacht hat, lege ich mit bestem Dank an den Spender vor. Ich werde bei gelegener Zeit auf die „niemals rastende“ Mammutfrage zurückkommen.

XII. Veränderungen der Erdoberfläche. Dr. Gustav Braun Privat Doz. für Erdkunde in Greifswald, regt an, im Geographischen Apparat der dortigen Gesellschaft eine Sammelstelle für Beobachtungen über Bodenbewegungen, vorzugsweise unter Berücksichtigung unserer weitern Heimat einzurichten. U. Ehrenm. Geh. Rat Dr. Credner in Greifswald empfiehlt dies, ebenso die Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde. Die Mitglieder der Brandenburgia, welche sich mit dergl. Studien befassen, oder sich wenigstens dafür interessieren, werden gebeten, Herrn Braun zu unterstützen. Es wäre wünschenswert, Aufrufe und Fragebogen zu versenden. Herr Braun hat sich mit den frgl. Erscheinungen bereits geraume Zeit beschäftigt. Einen äußerlichen Anstoß zu diesem Unternehmen hat der im Februar d. J. in Petermanns Mitteilung

Digitized by Google

erschienene kurze Aufsatz von Tronnier gegeben: „Die Veränderungen der Erdoberfläche. „Ein Mahnwort“. Die eingehenden Nachrichten sollen in der Ihnen bekannten Zeitschrift „Deutsche Erde“ von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden.

XIII. Die Tonwaren-Industrie zu Velten in der Mark, das uns vornehmlich mit Ofenkacheln versieht, wurde am 28. v. M. von der Pflegschaft des Märkischen Musenms unter meiner Führung und unter technischer Leitung unsers Mitgliedes Herrn Dr. Fiebelkorn besichtigt. Die Redaktion der Tonindustrie-Zeitung hat uns einen hierüber in Nr. 137 am 20. d. M. veröffentlichten Artikel gütigst mitgeteilt, dem wir mit Erlaubnis das Nachstehende entnehmen.

Die Teilnehmer wurden in Kerstens Hotel von einer Reihe Veltener Herren, darunter Herrn Gemeindevorsteher Zieger, Herrn Kantor Gericke, dem bekannten Verfasser des Buches „Der Industrieort Velten“, Herrn Fabrikbesitzer Otto Schmidt usw. begrüßt.

Nachdem ein Blick in die Kirche geworfen war, wurde das neue Gemeindebureau besichtigt, in dem ein weißer Kachelofen in recht geschmackvoller Form, ein Geschenk der Firma A. Schmidt, Lehmann & Co., sowie ein aus Ton hergestelltes Bild Sr. Majestät des Kaisers, geschenkt von der Firma Carl Krause, von dem Können der Veltener Fabrikanten Zeugnis ablegten. Die Wagen brachten hierauf die sämtlichen Herren zu dem Tonwerke hinaus, das eingehend besichtigt wurde. Alsdann wurde der Weg zu den neuen Tonaufschlüssen angetreten, wo z. Z. ein großer Trockenbagger damit beschäftigt ist, den Abraum in etwa 5 m Stärke von dem fast ebenso mächtigen Tonlager zu entfernen. Es steht zu erwarten, daß die neuen Aufschlüsse den Veltener Fabrikanten recht zum Segen gereichen werden. Die Rückfahrt ging an der Ortsziegelei vorüber, die einen recht sauberen gelben Ziegel herstellt, und endete an der Ofenfabrik von Schmidt, Lehmann & Co., deren alleiniger Inhaber z. Z. Herr Fabrikbesitzer Otto Schmidt ist.

Das Werk wurde im Jahre 1872 gegründet, fiel im Jahre 1899 einer Feuersbrunst zum Opfer, welche alle Baulichkeiten und Einrichtungen zerstörte, und wurde infolgedessen unter Berücksichtigung der bisher in der Kachelherstellung gemachten Erfahrungen wieder neu aufgebaut, sodaß es jetzt einen mustergültigen Betrieb darstellt, der sich in Bezug auf die Zweckmäßigkeit der Arbeitsteilung und der Raumausnutzung auch mit unseren größten deutschen Betrieben messen kann. Neben der Herstellung von weißen Schmelzkacheln werden auch buntfarbige moderne Öfen angefertigt, für welche bei der II. Fachausstellung im Jahre 1905 in Berlin der Ehrenpreis der Stadt Berlin und die goldene Ausstellungsmedaille zuerkannt wurde. Im Jahre 1906 erhielt der Besitzer die bronzene Staatsmedaille. Da am Sonntage die Arbeit in

Digitized by Google

dem Werke ruht, hatten die Besucher leider nicht Gelegenheit, den Arbeitsgang, wie er hier geübt wird, kennen zu lernen. Dieser ist besonders deshalb von großem Interesse, weil die Herstellung der Kacheln ausschließlich mit Hilfe von Kachelpressen erfolgt.

Als Rohstoffe für die Kachelerzeugung dient der Ton aus der Veltener Gemeindegrube, sowie zwei Tonsorten aus eigener Grube, ein eisenreicherer und kalkärmerer rötlich brauner Ton und ein kalkreicherer und eisenärmerer gelbgrauer Ton. Dies sind alles Alluvial-Ablagerungen. Diese 3 Tone werden zusammen mit Rügener Kreide zur Kachelmasse aufgeschlämmt. Die Schlämme läuft in 15 geräumige Gruben, deren Boden mit weichem steinfreien Sande beschüttet wird. Außerdem stehen dem Werke noch eine elektrisch betriebene Schlämmerei mit 8 großen Schlämmgruben am Tonberge zur Verfügung. Nachdem sich die Masse in den Schlämmgruben abgesetzt hat, läßt man das überstehende Wasser ablaufen und reißt die Oberfläche des Massebreies in zwei sich kreuzenden Richtungen ein. Nachdem die so entstandenen Kuchen so fest geworden sind, daß sie aus der Grube herausgenommen werden können, wird der an ihrer Unterseite anhaftende Sand sauber abgeschabt. Die Kuchen kommen zum Teil unmittelbar in die Verarbeitungsräume, zum Teil werden sie im Massekeller für die Winterarbeit aufbewahrt. Ein eigentliches Mauken ist nicht erforderlich. Zur weiteren Aufbearbeitung der Kachelmasse dienen zwei stehende Tonschneider, durch welche die Masse zweimal geschickt wird. Von hier aus kommt sie mit Hilfe von Fahrstühlen in die Formerei. Diese ist im zweiten Stockwerke rings um den Trockenraum angeordnet und erhellt von allen Seiten Licht und Luft. Hier stehen die 4 Kachelpressen, von welchen zwei Plattenzeug herstellen und je eine zur Erzeugung von Eckkacheln und zur Aufbringung von Verzierungen aller Art einschließlich Gitterwerk dient. Die eine Plattenpresse und die Eckkachelpresse stammen aus der Maschinenfabrik von Pergande in Perleberg, die anderen beiden Pressen sind von Drescher in Wittstock gebaut, alle vier arbeiten in jeder Hinsicht zufriedenstellend. Die Kacheln kommen formgerecht aus der Presse, reißen beim Trocknen nicht und neigen auch nicht mehr zu Verwerfungen, als die handgeformten Kacheln. Dagegen arbeiten sie um mehr als 100 v. H. billiger als bei Handbetrieb, stellen bedeutend mehr Kacheln her, als es unter Aufwendung des gleichen Raumes bei Handarbeit möglich wäre, und bedeuten somit nicht nur eine große Geldersparnis, sondern auch einen ganz bedeutenden Raumgewinn. Die frisch geformten Kacheln werden auf leichte Lattengerüste abgelegt, die auf die hoch angebrachten Trockengestelle gelegt werden. Hier steifen die Kacheln soweit an, daß das sogen. „Beschicken“ erfolgen kann; darunter versteht man die Entfernungen aller Grate und das Glätten der Kanten mit Hilfe geeigneter Werkzeuge. Die beschickte

Digitized by

Kachel ist schon so fest, daß sie auf Stapel gelegt werden kann, von diesen wird sie in den Trockenraum gebracht.

Soll die Kachel erhabene Verzierungen erhalten, so wird sie frisch wie sie von der Presse kommt, auf die bereits erwähnte Nachpresse gebracht. Diese ist eine Kniehebelpresse und gestattet das Einsetzen verschiedener Matrizen. Die nachgepreßte Kachel, die auch gitterartig durchbrochen sein kann, wird angesteift und beschickt, wie die glatten Kacheln. Die Eckkachelpressen von Pergande arbeiten genau so sicher wie die Presse für das Plattenzeug. Die Form ist zweiteilig, das Ablegen erfolgt ebenfalls auf Lattengestelle, die Entfernung der einen Hälfte der Innenform nach dem Ablegen.

Die beschickte Kachel kommt nach dem Trockenraum. Dieser liegt über den Brennöfen und wird außer durch die strahlende Wärme derselben noch durch die Abhitze der kühlenden Öfen erwärmt. Zu diesem Zwecke sind die Schornsteine der Öfen durch die Trockenräume geführt. Sie besitzen über dem Fußboden des Trockenraumes eine absperrbare Öffnung und darüber einen wagerechten Schieber; wird letzterer geschlossen, erstere aber geöffnet, so strömt die Abwärme in den Trockenraum; da der Brennbetrieb so geleitet wird, daß stets ein Ofen besetzt, der andere entleert und der dritte befeuert wird, aber sechs Brennöfen im ganzen vorhanden sind, strömt ohne Unterbrechung die Abwärme von zwei Öfen in den Trockenraum, so daß der Wärmezustand ein stetig gleichbleibender ist. Während das Plattenzeug an Stifte zum Trocknen angehängt wird, werden die Eckkacheln auf die Schmalseite gestellt und zwar so, daß die großen Bildflächen einander zugekehrt sind, aber genügend Raum zum Durchstreichen der Luft lassen, die, da das Eckzeug auf Latten steht, von allen Seiten Zutritt hat.

Über der Kachelformerei und dem Trockenraum befindet sich die Werkstätte für die Herstellung des Simszeuges. Dieser Raum ist ebenfalls sehr hell und luftig und nur durch die Schornsteine der Brennöfen unterbrochen. Die Herstellung der Simsstücke erfolgt in der Weise, daß die Massekuchen auf hölzernen Tischen tüchtig durchgeknetet werden, was der Töpfer „Zusammenwirken“ nennt; dann werden sie zu einem Stössel geformt und dieser in derselben Weise zu Blättern geschnitten, wie es früher bei der Herstellung des Kachelblattes allgemein üblich war. Die Blätter werden auf dem Boden der Werkstätte unter Nutzbarmachung der aus der unter dieser gelegenen Trockenstube aufsteigenden Wärme angesteift. Das Formen der Simsstücke geschieht mit Hilfe von Gipsformen, welche von einer besonderen Werkstätte in Velten nach Modellen, die von namhaften Architekten entworfen sind, geliefert werden. Zunächst werden die vertieft liegenden Verzierungen ausgeformt und dann die über die gesamte Fläche liegende dünne Tonschicht mit einer überall gleich starken Tonfläche „belegt“. Dann werden auf der

Digitized by Google

Rückseite die Stege angesetzt und mit Tonwülsten an dem Blatte befestigt, wobei ein besonderes Verhältnis der Steifigkeit der Blattstege zum Formton berücksichtigt werden muß, wodurch beim Trocknen ein zu großes Verziehen der Stücke vermieden wird. Sind alle Teile gut mit einander verbunden, so werden in den kastenartigen Hohlraum des Simsstückes senkrechte Stützen aus Kachelmasse eingesetzt, welche das Blatt während des Ansteifens stützen sollen. Dann werden die Verbindungsstellen mit einem leichten Schwamm glatt gestrichen, ein Lattengerüst auf das Stück gelegt und dieses so umgedreht, daß die Gipsform nach oben zu liegen kommt. Diese wird abgehoben und das Simsstück zum Ansteifen in die Gestelle gelegt. Dabei benutzt man die Vorsicht, bei besonders großen Stücken die Ränder mit Tüchern zu umwickeln, damit zuerst die inneren Teile und dann erst die Ränder ansteifen. Sind die Simsstücke steif genug, so erfolgt wieder das Beschicken und das Trocknen. Letzteres erfolgt zum Teil in Lattengerüsten, zum Teil auf dem sogen. Herde, einem Fußbodenteil unmittelbar über der Trockenstube.

Das oberste Stockwerk des Werksgebäudes nimmt das Lager für die Gipsformen ein; es ist äußerst reichhaltig, stellt aber leider einen, großen Schwankungen unterworfenen Geldwert dar, indem die Mode sehr häufig Änderungen in der äußeren Gestaltung der Kachelöfen erheischt.

An das Trocknen des Kachel- und Simszeuges schließt sich das Brennen an. Dieses zerfällt in den Verschrühbrand und den Glattbrand, beide erfolgen gemeinsam in demselben Ofen, was dadurch ermöglicht wird, daß beim Einsetzen das Schrühzeug auf die Sohle, an die Wände und unter das Gewölbe gesetzt wird, während das Glattzeug, d. h. die glasierte Ware, den Kern des Einsatzes bildet. Den glasierten Flächen gibt man womöglich immer denselben Abstand, damit die Farbe möglichst gleichmäßig ausfällt. Die Kachel stehen aufrecht auf Dachziegelbruchstücken, die oberen Ränder zweier benachbarter Kacheln werden durch in weichem Zustande aufgedrückte kleine Tonstücke festgehalten.

Die Öfen, deren 6 vorhanden sind, sind 2,37 m hoch, 6,20 m lang bei 2,40 m breiten Kanälen. Das an einem Ende erzeugte Holzfeuer zieht zunächst unter der Ofensohle entlang, steigt am Ende des Ofens in diesen, durchstreicht den Einsatz, tritt am anderen Ende durch das Gewölbe in einen breiten Kanal über dem Ofengewölbe bis wieder zum anderen Ende und gelangt hier endlich in den Schornstein. Es findet also Erhitzung des Einsatzes selbst von der Sohle aus statt, dann unmittelbar und hierauf nochmals von oben her durch das Gewölbe. Zur Feuerung wird ausschließlich Holz verwendet, da man zur Erzielung einer reinen weißen Fläche eine sauerstoffhaltige Flamme gebraucht.

Digitized by Google

Die vorgeschrühten Kacheln kommen in die Schleiferei, in welcher 3 Trockenschleifmaschinen von Emil Dechert in Velten stehen. Hier werden die während des ersten Brandes hervorgetretenen Verkrümmungen des Kachelblattes ausgeglichen. Die abgeschliffenen Kacheln werden gesäubert und gewaschen, dann werden sie mit einer nicht schwindenden Masse „vermacht“, wodurch nicht nur die während des Schleifens entstandenen kleinen Vertiefungen in der Oberfläche wieder ausgefüllt werden, sondern auch die Kachel befähigt wird, die Glasur festzuhalten.

Bevor die Kachel dem zweiten Glattbrande unterworfen wird, wird sie glasiert. Die Kachelglasur wird in folgender Weise bereitet: Zinn und Blei werden in genauen Gewichtsteilen abgewogen und in den Äscherofen, einen kleinen Muffelofen, in Äscher verwandelt, d. h. oxydiert. Damit eine möglichst gute Mischung der beiden Metalloxyde erzielt wird, wird vor dem Äscherofen eine mechanische Krückvorrichtung aufgestellt. Diese besteht aus einem Räderwerk, welches eine Krückstange in hin- und hergehende Bewegungen versetzt. Diese Bewegung erfolgt mit Hilfe eines gezahnten Rades in der Weise, daß lange und kurze Hube der Krückstange miteinander abwechseln. Außerdem wird von Zeit zu Zeit die Krückstange auch gehoben. Der Äscher bildet nun den Hauptbestandteil der herzustellenden Schmelzglasur, die in dem Schmelzofen fertig gemacht wird. Zu diesem Zweck wird der Äscher mit Fürstenwalder Formsand, Kochsalz und Salpeter, wenn notwendig auch mit färbenden Metalloxyden gemischt und auf dem Herde geschmolzen. Die Flamme der Feuerung des Schmelzofens schlägt erst durch den Schmelzraum, zieht dann unter der Sohle durch und gelangt von hier aus nach dem Schornstein. Der Herd des Schmelzofens wird mit Sand beschüttet, auf diesen wird eine Asbestplatte bedeckt, die dann mit dem Glasursatz beschickt wird. Die geschmolzene Glasur erstarrt zu einer dichten Masse, die aber sehr spröde ist und sich nach dem Erkalten leicht zerschlagen und von der Asbestplatte abnehmen läßt. Sie kommt dann zunächst auf ein Brechwerk und wird auf 8 Glasurmühlen naß vermahlen; dazu dienen Oberläufermahlgänge, die sich von den gewöhnlichen Naßmahlgängen nur dadurch unterscheiden, daß der Oberläufer nicht rund ist, sondern rechteckigen Querschnitt besitzt. War die Mühle eine Zeitlang im Gang, so öffnet man einen Spund über dem Boden des Bottichs und läßt den dünnen Brei durch ein Sieb ablaufen. Er wird dann noch dreimal durch immer feiner werdende Siebe geschlagen, bis er endlich die Glasur in unfühlbar feinem Zustande verteilt enthält.

Mit dieser Glasur wird nun die vorgeschrühte Kachel zweimal angegossen, nachdem sie zuerst in reines Wasser getaucht worden war. Das Angießen ist eine sehr schwere Arbeit, zu der eine ganz besondere Übung gehört, wenn die Glasur gleichmäßig über die ganze Kachelober-

Digitized by Google

fläche verteilt werden soll. Die Glasur wird überraschend schnell von der Kachel angenommen, so daß man die übergossene Kacheln mit den glasierten Flächen überall aufeinander legen kann, ohne daß diese aneinander haften. Znnächst wird die überschüssige Glasur von den Rändern entfernt und dann die Oberfläche des Blattes mit einer sogenannten Abziehschiene, d. h. einem gradlinigen Stahllineal geglättet. Jetzt ist die Kachel fertig, um dem Ofen zum Glattbrande übergeben werden zu können. Da beim Angießen die Glasur sich immer an dem während dieses Vorganges nach unten gekehrten Rand des Blattes ansammelt, wird die Kachel nun so in den Ofen eingesetzt, daß der beim Angießen unten befindliche Rest nunmehr nach oben gerichtet ist. Dadurch wird wieder eine gleichmäßige Verteilung der in Fluß geratenen Glasur bewirkt.

Nach Vollendung des Einsatzes wird die Zugangstür des Ofens vermauert und mit dem Brande begonnen. Dieser erfolgt mit Holzfeuer und dauert 28 bis 30 Stunden. Den Garbrand erkennt man an Probekacheln, auf welche kleine Kegel, aus der Glasurmasse bestehend, aufgesetzt sind. Diese zerlaufen und wenn die abfließende Zunge eine gewisse Länge erreicht hat, weiß man, daß die zum Aufbrennen der Glasur nötige Hitze erreicht ist. Soll die Kachel bemalt werden, so erfolgt dies auf die eingebrannte Glasur. Die Bemalung wird dann noch einmal eingebrannt, oder richtiger gesagt, in einem von allen Seiten geschlossenen Muffelofen eingeglüht. Die fertige Kachel wird sortiert und zwar so, daß nur die ganz tadellosen Stücke für die sichtbare Seite eines Ofens Verwendung finden, was einigermaßen fehlerhaft ist, kommt nach hinten.

Zum Betrieb des Werkes steht eine 25 pferdige Dampfmaschine zur Verfügung, und außerdem bezieht das Werk elektrische Kraft von dem im Orte errichteten Elektrizitätswerk. Außer der Äschereinrichtung wird noch eine Säge zum Zerschneiden des Brennholzes elektromotorisch angetrieben.

Den Schluß machte ein Besuch des reichhaltigen Musterlagers, in dem die Mitglieder der Pflegschaft durch Überreichung kleiner Aschenbehälter erfreut wurden.

Hierauf wurde unter Führung des Herrn Rektor Thürling die Knabenschule besucht, auf deren Boden Herr Kantor Guericke das keramische Museum von Velten vorführte. Wir sehen hier recht interessante Sachen, darunter auch das Modell einer Kachelpresse. Alte farbige Töpfe mit Inschriften zeigten, daß man sich schon früher in Velten bemüht hat, auch etwas anderes als weiße Kacheln herzustellen, und es ist unzweifelhaft ein Zeichen des Fortschrittes, daß neuerdings wieder von einzelnen Fabriken Versuche angestellt werden, nicht nur weiße, sondern auch farbige Kacheln anzufertigen. Man kann nicht ver-

Digitized by Google

stehen, warum es nicht glücken sollte, in Velten preiswert ähnliche Sachen anzufertigen, wie sie z. B. von den großen Ofenfabriken Süddeutschlands geliefert werden. Die Frachtunterschiede zwischen Velten und Süddeutschland nach Berlin sind ganz beträchtlich, und die Veltener Fabrikbesitzer würden gewiß, falls sie sich die nötige Mühe geben wollten, schließlich doch in Berlin den süddeutschen Wettbewerb erheblich zurückdrängen können.

Nach Besichtigung des Museums besuchten die Herren die Mädchenschule, wo Herr Rektor Haselberger die Liebenswürdigkeit hatte, einen Vortrag über die Kachelindustrie in Velten zu halten und denselben durch eine große Anzahl Lichtbilder zu erläutern. Wie wir schon jetzt hier mitteilen können, wird dieser Vortrag baldtunlichst auch in Berlin in einer Sitzung der „Brandenburgia", gehalten werden.

Zum Schlusse versammelten sich sämtliche Herren noch einmal in Kerstens Hotel, und die Pflegschaft nahm alsdann von den liebenswürdigen Führern mit vielem Danke Abschied. Herr Geheimrat Friedel wies darauf hin, daß es für die Mitglieder der Pflegschaft eine große Freude gewesen ist, den Ort Velten kennen zu lernen und zu sehen, wie eifrig die Fabrikanten gerade in neuerer Zeit bedacht sind, Fortschritte auf ihrem Gebiete zu machen.

Sobald der Vorortverkehr nach Velten eröffnet ist, wird dorthin die Brandenburgia einen Ausflug unternehmen.

D. Kulturgeschichtliches.

XIV. Ausflug nach Stolpe an der Nordbahn. Auf der unter XIII geschilderten Pflegschaftsfahrt nach Velten wurde zuvor Stolpe a. N. besucht, woselbst in dem alten Haus Stolpe die Teilnehmer auf das Freundlichste von der Gemahlin des Herrn Rittergutspächters Hauptmann a. D. Gravenstein nebst zwei Fräulein Töchtern empfangen und geführt wurden.

Besonders merkwürdig neben dem geräumigen, in Rokokostil eingerichteten Wohnhause ist der Garten, welcher noch jetzt drei baumartige Buchsbäume (Buxus sempervirens) enthält. Sie sind etwa 250 Jahre alt und haben 54 bis 72 cm Stammumfang gemessen etwa 1 m über dem Erdboden. Der 4. Baum wurde Friedrich Wilhelm IV verehrt, ist aber, wie vorauszusehen, trotz bester Pflege in Potsdam verkümmert. Alte Bäume vertragen nun mal die Versetzung in eine neue Heimat, mag diese an sich auch noch so schön sein, erfahrungsgemäß recht schlecht. Buxbaum ist, beiläufig, in Norddeutschland nicht heimisch, das nördlichste Wildvorkommen dürfte im romantischen Schwarzatal in Thüringen sein.

Seitens der Redaktion des Niederbarnimer Kreisblatts werden uns die nachfolgenden Schilderungen in liebenswürdiger Weise zur Ver-

Digitized by Google

fügung gestellt. Stolpe an der Nordbahn, Kreis Niederbarnim, gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Dörfern des Niederbarnimer Kreises; er ist uralt, und weit in die Vergangenheit zurück greifen die Nachrichten über denselben, die noch in alten Akten schlummern. Bereits sehr früh scheint das Ackergebiet des Rittersitzes durch die Dorffluren der wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts wüst gewordenen Nachbardörfer Zernsdorf (jetzt Vorwerk) und Schönhorn vergrößert worden zu sein. Im 17. Jahrhundert befand sich das Gut im Besitz des Landesherrn, in der zweiten Hälfte dieses Säkulums gehörte es der Kurfürstin Luise Henriette, zu deren Zeit (1654) das jetzige Schloß erbaut und die Garten- und Parkanlagen geschaffen wurden. Damals, als die jetzt riesigen Buchsbäume noch niedrige Büsche waren,

bildete das neue Schloß einen schroffen Gegensatz zu den im dreißigjährigen Kriege arg verfallenen Hütten des Dorfes; ja, noch 40 Jahre später, 1696, lagen von den 10 Kossätenhöfen noch 4 völlig wüst. Mit den Bauerngehöften stand's nicht viel besser. Auf dem Acker eines wüsten Bauerngutes hatte „der Herr Pfarrer ein Endichen mit 1 Scheffel Roggen besät und zwar seit undenklichen Jahren", wie es in dem amtlichen Revisionsbericht de ao. 1696 heißt, „maßen er auf 31 Jahre daselbst gewohnet, und sein Vorfahr hat's auch auf 32 Jahre genützet." Die Häuser befanden sich größtenteils im Zustande des Verfalls; die Schwellen derselben, welche man damals ohne Fundamente direkt auf den Boden legte, waren meist „vermürmelt" (vermorscht), so daß die Gebäude schief standen, und auch die Bedachung wies oft große Lücken auf. Es fehlte am Besten, am Gelde, so daß trotz der gewährten „Freijahre" wenig gebaut und gebessert wurde. So sagt der Bericht:

Digitized by Google

„Andreas Schülers Scheune ist zwar vor wenig Jahren ganz neu gebauet worden und itzo bauet er ein Gebint und die Abseiten davon; das Haus aber ist alt und das Holz ganz mürmelich, ohne Brandmauern und Schornstein.“ „Putlitzens Haus hat keinen Schornstein.“ Schornsteine besaßen überhaupt die wenigsten Häuser; nur von dem 1690 gebauten Hause eines gewissen Wiese wird gesagt, es habe einen Schornstein mit einem steinernen Häubchen; doch war Wieses Scheune wieder etwas dachlos. Im übrigen hatten die Häuser offene Schlote, durch die der Regen Eingang zum Herdraume der Diele fand, so daß die Frauen bei schlechtem Wetter, wie früher in der Umgegend von Stolpe der Volks-

witz behauptete, den Eierkuchen unterm Regenschirm backen mußten. „Das Dabergotz Haus war erst vor 44 Jahren erbauet; derselbe lässet es aber mutwillig zu Grunde gehen, welches die Obrigkeit bezeuget, und ist zu öftern angemahnet, das Dach und die Schwellen zu machen. Es hilft aber nichts bei ihm. Die Scheune ist am Hause und ebenso conditioniret.“ Nach einem späteren Bericht wohnte der Hirt mitten im Dorfe; aber „Herr Ursinus hat's geändert.“ Es ist dies der aus Königsberg i. Pr. stammende reformierte Hofprediger, den wir von den Krönungsfeierlichkeiten im Jahre 1701 her kennen. Friedrich I., der erste Preußenkönig, verlieh ihm das Gut Stolpe, nachdem er ihn unter dem Namen von Bär in den Adelsstand erhoben hatte. Später besaßen die Platen und die Pannewitze das Gut, bis es endlich in die Hände der

Digitized by Google

Veltheimschen Familie überging. Im Jahre 1761 war das Dorf größtenteils ein Raub der Flammen geworden. Unmittelbar darauf wurde das Pfarrhaus erbaut, welches bis zum Jahre 1905 gestanden hat. Zu den größten Sehenswürdigkeiten des alten Gotteshauses gehören die mit dem Namenszug F. W. versehene Krone auf dem Kirchturme und der uralte gotische Kelch, auf dessen Fuß der gekreuzigte Erlöser mit den beiden Marien dargestellt ist. Die Kronen auf den Kirchturmspitzen erinnern gewöhnlich an die Zeit des königlichen Patronats. Die älteste Kirchturmkrone der Mark ist vermutlich die auf dem Turme zu Teltow, deren Urbild der Volkssage nach von Kaiser Karl IV., dem Luxemburger anno 1368 geschenkt sein soll. Derartige Kronen kommen u. a. noch vor in Blankenburg bei Bernau, Linum, Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Potsdam (Garnisonkirche), Tangermünde etc. Der Weg von Stolpe zum Bahnhof führt den Namen „Stolper Straße", eine Bezeichnung, über welche kein richtiger Berliner hinwegkommt, ohne seine Glossen zu machen.

Aus diesem Grunde habe ich für die im Norden Berlins belegene Straße auf dringende Bitte der Anwohner statt Stolper Straße den Namen Stolpische Straße vorgeschlagen und auch durchgesetzt. Freilich ist hierbei nicht Stolpe a. N. sondern Stolp in Pommern, die bekannte lebhafte Provinzialstadt, zu der als Hafen und Badeort Stolpmünde gehört, gemeint. 2 Abbildungen nach Photographien unsers kunstfertigen Mitgliedes Bibliothekar F. Lüdicke stellen das ehrwürdige Haus Stolpe von der Gartenseite mit zweien der erwähnten Riesen-Buxbäumen und die Dorfkirche mit der gekrönten Turmspitze dar.

XV) Matzke: Heimatkunde der Uckermark Prenzlau. 1906. — Zur Orientierung sei dies Büchlein, welches alles wissenswerte in gedrängter Übersicht und in angemessener Sprache vorbringt, Ihnen vorgelegt und bestens empfohlen.

XVI) Wilhelm Oehlert: Der kleine Tiergarten. Berlin 1906. Der uns wohlbekannte Chronist und Ortskundige unseres rasch aufblühenden über 200 000 Einwohner zählenden Stadtteils Moabit, hat wieder über denselben eine ebenso fleißige, als gründliche und belehrende kleine Schrift veröffentlicht, welche ich ebenfalls herumreiche. (Druck und Verlag von Albert Loewenthal.)

XVII) Dr. Carl von Blöden: Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänge. Gelehrte hiesige Doktor-Dissertation über das denkwürdige, eine unerschöpfliche Fundgrube für Volks- und Heimatkunde darbietende Buch, die novellistische Perle der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Die sehr gewissenhafte kritische Abhandlung ist ein Vorläufer zu einem größerem Werk über denselben Gegenstand, dem wir mit Spannung entgegensehen.

XVIII) C. v. Kühlewein: Das Pferd auf brandenburgisch-preußischen Münzen und Medaillen. Unser verehrtes Mitglied,

Digitized by Google

glücklicher Besitzer einer großen Sammlung von Münzen und Medaillen, die er großmütigst dem Märkischen Museum zugedacht, hat hier eine interessante hippologische Studie veröffentlicht, aus der Sie sehen, wie sehr die Auffassung des Pferdetypus in der Kunst geschwankt hat. Obwohl die anfänglichen Darstellungen recht roh und unbeholfen sind, erkennt man die zwei Haupttypen, die schweren kaltblütigen und die schlanken warmblütigen Schläge in den Rossen deutlich herraus. Die neusten Prägstücke weisen so schöne Pferdetypen auf, daß selbst ein Maler wie der verstorbene Pferde-Krüger keine Ausstellungen daran zu machen haben würde. (Berlin, Verlag der Berliner Münzblätter 1906.)

XIX) Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. IX Schlußheft Guben 1906. Aus dem sehr reichen Inhalt hebe ich nur einzelnes hervor: H. Jentsch: Neue vorgeschichtliche Funde aus der Nieder-Lausitz und ein warm empfundenes Wort über Rudolf Virchow, dem die vorgeschichtliche Erforschung dieses gesegneten Landstrichs so vieles verdankt. Andere prähistorische Stätten geschildert von Frau K. Rieken und Oberlehrer H. Schmidt. In gründlicher und geistvoller Weise schildert Robert Mielke den Werdegang der märkisch lausitzischen Stadt.

XX) Mit Rücksicht auf die Weihnachtstage sei mir gestattet, neben den wissenschaftlichen Werken auch zwei heitere und gemütvolle Vorlagen zu unterbreiten.

Karl Walleiser: Heitere Klänge aus der Reichshauptstadt. Druck und Verlag von Willy Röpke. Unter dem Motto Heinrich Seidel's:

Das muß ein großes Glück sich nennen,
Daß viele, die mich gar nicht kennen,
So Mann als Weib, so Greis als Kind,
Doch meine lieben Freunde sind,

fahren wir auf dem Stahlroß durch Berlin und die Vorortschaft kreuz und quer, überall begleitet von munteren Liedchen des Herrn Hauptmann Walleiser, der meistens auch dem weniger Angenehmen eine gute humorvolle Seite abzugewinnen weiß und selbst wo er tadeln muß, nach altklassicher Art nicht den Knüttel, sondern die Bambusa mitis schwingt. Das Vorwort des Dichters könnte auch das Schlußwort sein:

Auf dem Auto, stahlroßmüde,
Kreuz und quer Berlin durcheilend,
Spähend, schauend, liegend, lauschend,
Immer hastend, nimmer weilend —
Habe ich dies schlichte Sträußchen
Selbst gepflückt und selbst gewunden
Muntre Kinder froher Laune,
Medizin für trübe Stunden.

Digitized by Google

XXI) Die Perleninsel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchschmuck von Franz Stassen. Leipzig, Verlag von Abel & Müller 1907.

Unser werter Ausschuß-Obman hat sich aus den ernsten Studien kritischer Kunstforschung in das lustige und heitere Märchenland emporgeschwungen, in das Reich, das vor Zeiten, als noch die Menschen mit den geheimnisvollen Wesen der unsichtbaren Welt verkehrten, ein ruhmreicher König Teutmar beherrschte. Schon dieser Name deutet auf die nordischen Lande, wo uns die unerhörten rührsamen Schicksale der Prinzessin Perlgunde und ihres Liebsten Floribert in anmutiger Sprache mit Laune, Witz und Herzlichkeit vorgeführt werden.

Ein Weihnachtsbuch für Jung und Alt, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Von der köstlichen Ausstattung der ansprechenden Dichtung wollen Sie sich durch den Augenschein überzeugen.

XXII. U. M. Herr Oberpfarrer Recke in Spandau sendet uns den folgenden Vortrag über den Stiftungsaltar des Grafen Rochus von Lynar in der St. Nikolai-Kirche in Spandau ein, den die Brandenburgia unter einer vortrefflichen Führung vor einiger Zeit besichtigte: Die „Reformationswoche“ mit den erinnerungsreichen Tagen des 31. Oktober und 1. November, die Kirche, in der vor 367 Jahren Joachim II. die „märkische Reformation anfing“, nicht zuletzt der Gegenstand des Vortrags selbst gaben dem Ganzen eine besondere Weihe. Von dem seit vielen Jahrhunderten verschwundenen „hohen Altar“, an dem Joachim II. 1539 das Abendmahl zum erstenmal nach evangelischem Brauch feierte, ausgehend, führte der Vortrag zu dem noch heute in unverminderter Schönheit bestehenden Stiftungsaltar des Grafen Lyna, von 1582. Der Pfarrer und Inspektor an St. Nikolai Albertus Calerus dessen Bild die Kirche noch heute besitzt, weihte ihn. Nachher vereinigte ein solennes Festmahl im „Grafenhause“ (der spätern Schloßkaserne) die Teilnehmer an der Stiftungsfeier, unter andern den Schloßhauptmann Georg v. Ribbeck, den Landsassen Jacob von Bredow, den Bürgermeister Johann Engel mit seinen beiden Söhnen und die drei Prediger der Kirche. Der Vortrag wandte sich sodann den Einzelheiten des in den Formen der Spätrenaissance gehaltenen Altaraufbaus zu, der, von elektrischen Flammen umstrahlt, die in farbigem Stuck gefertigten Relieffiguren der gräflichen Familie, die Wappenschilde, die Mittelfelder (das erste Abendmahl, das letzte Gericht, darüber Christus am Kreuz darstellen), die Einzelgestalten, die Sprüche und Inschriften in voller Plastik hervortreten ließ. Von geradezu klassischer Schönheit zeugen die über den beiden mittlern Pilastern aufgebauten zwei Karyatiden: die symbolischen Frauengestalten von Glaube (fides) und Liebe (caritas). Der kunstsinnige Erbauer ist unbekannt. Die von dem Vortragenden

Digitized by Google

unlängst veröffentlichte Skizze, „eine kunstgeschichtliche Kuriosität", die von einer neu entdeckten, tatsächlich vorhandenen Malerinschrift — „F. Dahleke — Maler 1889" — zu berichten weiß, ist eben nichts weiter als eine „Kuriosität". Der dritte Teil des Vortrags gab Mitteilungen aus der Familiengeschichte des Grafen Rochus v. Lynar. Die auf dem Altarbild im Schmuckgewand ihrer Zeit dargestellte erste Gemahlin Anna de Montot entstammt einem altadligen französichen Geschlecht. Sie war eine eifrige Protestantin (Hugenottin), ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, wie die Kirchenchronik sagt; sie starb hier den 31. Mai 1585. Vor ihr knien (auf dem Altarbild) ihre drei Töchter Anna, Elisabeth (bereits vor der Errichtung des Stiftungsaltars verstorben) und Anna Sabina. Auf der entgegengesetzten Seite sind die fast lebensgroßen Figuren des Grafen und seiner beiden Söhne Johann Casimir, später Oberkammerpräsident und Statthalter von Baireuth, und Augustus (trotz frühzeitiger Erblindung einer der gelehrtesten Männer der Zeit) in wunderbarer Portraittreue dargestellt. Graf Rochus Guerini v. Lynar der Stammvater des noch heute bestehenden deutschen Grafen- und Fürstengeschlechts, ist ein geborener Italiener (Florentiner); er kam früh nach Frankreich (Paris, Metz), wo er bei der Erstürmung der Feste Diedenhofen das linke Auge verlor, (auf dem Altarbild markiert). Nachher nahm er Dienste als Festungsbaumeister in der Rheinpfalz (Heidelberg) und in Kursachsen (Dresden). Von 1758 bis zu seinem Tode 1596 — er starb 71 jährig — wohnte er in Spandau als treuer Berater, General der „Artollerie", Zeug- nnd Baumeister des Kurfürsten Johann Georg, dessen Standbild in der Siegesallee zu Berlin die Büste des Grafen als Nebenpostament zeigt. Der Kurfürst zeichnete ihn überall aus und dotierte ihn reichlich. Die von dem Grafen gegebene Arbeitsordnung vom 6. Mai 1578 ist beachtenswert; sie zeigt übrigens, — nebenbei bemerkt, — wie unvollständig der „welsche Graf" bis zuletzt das Deutsche beherrschte. Die Kirchenchronik rühmt seine große, edle Gestalt, seine Talente, zumal als Miterbauer der hiesigen Zitadelle und des Berliner Schlosses, seine Gelehrsamkeit und Tapferkeit; er wandte sich in frühen Jahren den Hugenotten Frankreichs zu; als überzeugter evangelischer Christ war er ein Förderer der Reformation, ein Mann des „evangelischen Bundes, ein Freund von Kirchen und Schulen. Während des „jämmerlichen Zustands" der Spandauer „Wundererscheinungen" von 1594 (Gesichte und Offenbarungen der „Besessenen") trat der Graf nach allen Seiten hin klärend und vermittelnd auf. Für Spandau hat er viel getan, seine Stiftungen für die Stadt und für die Stadtkirche von St. Nikolai, welch letzterer später unter anderm die Lynarsche „Meierei auf dem Plan" überwiesen wurde, dauern fort, — noch heute weiß sich die Nikolai-Kirche dem Grafengeschlecht v. Lynar auf Schloß Lübbenau im Spreewald verbunden — : neben dem Stiftungsaltar mit seinen herr-

Digitized by

lichen Lynar'schen Altarleuchtern ein bleibendes Ehrendenkmal für den Kurbrandenburgischen Kriegsbaumeister und Schloßhauptmann von Spandau. Die Lynarstraße neben der Luther-Kirche bewahrt seinen Namen: Es ist — sprachlich — „die Straße der Flachsblüten (lina, linari), die dem italienischen Grafengeschlecht ursprünglich seinen Namen gaben und als solche in dem Wappenschilde — auf dem Altarbild deutlich sichtbar — wiederkehren: je eine aufgerichtete blaue Schlange in goldenem Felde, oben rechts und unten links, trägt drei Blumen, Leimblüten, im offenen Maule. — Nach dem Vortrag stiegen hunderte in das Lynarsche Grabgewölbe unter dem Altar hinab. Die sterblichen Reste des Grafen, seiner ersten und zweiten Gemahlin (Margarete v. Thermo), seiner beiden Söhne, sowie seiner jüngsten Tochter Anna Sabina (gestorben 1625) sind dort beigesetzt. Herr Küster Perwitz hatte in weiser Fürsorge die Grabkammer mit einer besondern elektrischen Leitung versehen. —

XXIII. Herr Justiz- und Stadtrat August Bürkner, unser verehrtes Rixdorfer Mitglied, hat uns ein von ihm verfaßtes Poem eingesendet: „Nach dem A.(lten) H.(erren) Abend. Akademisches Lustspiel in 3 Bildern zum 55. Stiftungsfest des Corps Vandalia zu Berlin. Dies humoristische Festspiel ist mit vielem Erfolg aufgeführt worden und verdient trotz der engen Gelegenheitsbeziehung auch in weiteren studentischen und nichtstudentischen Kreisen bekannt zu werden.

XXIV. Professor Dr. Pniower legte aus den Schätzen des Märkischen Museums zwei Autographen vor, die das Institut der Liebenswürdigkeit des Herrn Professors Siegfried Ochs verdankt. Das eine war ein Brief des Malers und Kupferstechers Daniel Chodowiecki. Er ist an den Kunstschriftsteller und Erzähler Wilhelm Gottlieb Becker (1753—1813) gerichtet, der in Dresden lebte und für dessen Almanache und Taschenbücher unser Künstler eine Anzahl Illustrationen schuf. Das Schreiben füllt einen Bogen des für Briefe gebräuchlichen Formats fast vollständig. Ein kleiner Rand der vierten Seite, der unbeschrieben blieb, ist mit einem „Einfall“ gefüllt, neun mit der Feder gezeichneten, ziemlich karikaturmäßig ausgeführten Männer- und Frauenköpfen. Datiert ist der Brief vom 21. Oktober 1799. Chodowiecki war damals über 73 Jahre alt. Der Inhalt des Schreibens läßt denn auch einen verdrießlichen, über die Folgen des hohen Alters und Gedächtnisschwäche klagenden Herrn erkennen. „Es geht mir“, heißt es an einer Stelle, „wahrlich nicht besser als Ihnen, mein Gewicht nimmt sehr ab, ich komme aus der Mode, und meine Ausgaben nehmen zu, dieses Jahr hatt mir viel gekostet . . . Ich bin alt und habe jetzt drey Löcher in meinen Beinen mehr als im Frühjahr. Es ist sehr lang, daß kein Gemählde und keine Kupferstiche mehr kaufe, habe auch 5 Kinder und 12 Enkel.“ Sonst handelt der Brief hauptsächlich von geschäftlichen Dingen: von der

Digitized by Google

Höhe der Honorare, die dieser oder jener Verleger oder sonstige Besteller für die Platten bezahlt, von Klagen, die über schlechten Ausfall von Arbeiten geführt wurden, woran es liege, daß gelegentlich eine geringere Anzahl guter Abdrücke zustande komme und ähnlichen Dingen.

Neben dem Autograph waren aus der Sammlung des Museums eine grössere Anzahl von Porträts Chodowieckis, die ihn in verschiedenen Lebensstufen darstellten, ausgelegt. Darunter der bekannte Stich nach dem von Graff gemalten Bildnis mit der Brille, ein interessantes Inkunabel aus den Anfängen der Lithographie, eine Reproduktion des von Menzel gemalten Porträts, das im letzten Jahr als Plakat für die Kunstausstellung Verwendung fand u. a. Das Original des zuletzt genannten Werkes hatte Menzel dem Verein Berliner Künstler geschenkt, der es jetzt der National-Galerie überwiesen hat.

Das zweite Autograph stellt ein dreistrophiges Gedicht dar, über dem in Sepia zwei talergroße Veduten gezeichnet sind, von denen die eine die Peterskirche, die andere das Kolosseum in Rom widergibt. Das Gedicht lautet:

Mein lieber Freund!

Ein Sprüchwort sagt: daß ein geübter Reiter
Sein Roß auf einem Thalerstück müßt' schwenken;
Doch ein Professor, ohne groß Bedenken,
Treibt seine Kunst bisweilen wohl noch weiter.

Man staune! Denn in diesen Thaler Größen
Prangt hier das Colosseum, dort Sankt Peter!
Wer mehr kann, über solchen ruf ich Zeter!
Denn Unsereiner giebt sich keine Blößen. —

Verzeiht mir! daß durch solche Tändeleyen
Ich meinen Herzensdank zu künden wagte.
Wenn es in diesen Tagen früher tagte,
Wollt' ich ganz andre Blicke Euch verleihen! —

Unterschrieben sind die Verse:

S. Rösel.
Berlin den 12. November 1826

Wer war S. Rösel? So fragte Theodor Fontane, als er für die erste Auflage seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ das Kapitel „Bornstädt“ (Bd. 3) schrieb. Diese Partie wurde, bevor sie in dem Buch erschien, in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ abgedruckt, deren Nummer auch in Quincy am Missisippi, Illinois gelesen wurde. Und von hier aus erhielt Fontane, wie er sich ausdrückt, eine Repri-

Digitized by Google

mande dafür, daß er Samuel Rösel nicht kannte. Er teilte sie in dem Buch seinen Lesern mit, konnte aber gleichwohl auch da nur eingestehen, daß er den Professor Rösel (der gewiß ein vortrefflicher Herr war) immer noch nicht kenne. Nachdem jedoch das Buch erschienen war, ging ihm ein so reiches Material über den nicht uninteressanten Mann zu, daß er in der neuen Auflage dem Bornstädter Kapitel ein eigenes, „Wer war er?“ überschriebenes folgen ließ. Hier gibt er unter Mitteilung von Briefen und kleinen Gedichten, sowie unter Aufzählung etlicher Malereien und Zeichnungen Rösels eine eingehende treffende Charakteristik der Persönlichkeit. Wer sich für die Erscheinung, die für das Berlin von 1825—40 bezeichnend ist, interessiert, sei darauf verwiesen. Bei der Vorlage des Autographen versuchte der Vortragende selbst eine Charakteristik Rösels, aber wozu hier wiederholen, was schon einmal besser geleistet wurde? Zu den Fontaneschen Ausführungen kommen inzwischen noch an Literatur in Betracht Herm. Wichmann, Gesammelte Aufsätze Bd. III, Rom 1890, S. 171 ff. und Karl Theodor Gaedertz in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1903 Juli Nr. 27—29.

Nur das Notwendigste sei in aller Kürze über Rösel bemerkt. Er war im Jahre 1769 geboren und starb 1843. Er war Landschaftsmaler und Professor an der Kunstakademie in Berlin. Er gehörte seinerzeit zu den geschätztesten Künstlern der Hauptstadt. Er war ein intimer Genosse des Zelterschen Kreises und auch mit Hegel befreundet. Durch Zelter kam er in Beziehung zu Goethe, dem er eine hohe Verehrung zollte. Er schickte ihm wiederholt Zeichnungen und erlangte nicht ohne Nachhilfe Zelters, daß ihm der Dichter in Versen seinen Dank für die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten aussprach. Man findet diese nicht eben hervorragenden poetischen Erzeugnisse unter den Gelegenheitsdichtungen in den Werken Goethes. Er hatte auch das Glück, bei einem Besuche in Weimar von dem Olympier empfangen zu werden. Rösel dichtete selbst, wie unser Autograph beweist. Besonders soll er sich als poetischer Improvisator ausgezeichnet haben. Deshalb und wegen andrer gesellschaftlicher Talente war er in den angesehenen Kreisen Berlins, so bei Feilners, Mendelssohns, eine beliebte Persönlichkeit. Seinen scharfen sarkastischen Witz hielt man ihm wegen seiner Herzensgüte und seiner unermüdlichen Gefälligkeit zu gute. Zuletzt wurde er geistesschwach und verfiel dem Trunk. In dieser Zeit nahm sich Friedrich Wilhelm IV. seiner an und ließ ihn in der Familie des Hofgärtners in Charlottenhof pflegen. —

Digitized by Google

Volkstümliches Gebäck.

Von Elisabeth Lemke.

(Vortrag in der Sitzung vom 28. November 1906.)

Geehrte Anwesende! Zu den am häufigsten vernommenen Weisheiten gehört die Bemerkung über die Flüchtigkeit des Daseins; schon vor dem Ergrauen oder Verlieren unseres Haupthaares kommen wir dahinter, dass wir es mit dem Leben sehr eilig haben. Trotzdem können wir uns nicht darauf beschränken, nur die Gegenwart wahrzunehmen; wir beschäftigen uns auch gern mit der Vergangenheit, uns gewissermaßen mit dem von unseren Vorvätern Überkommenen auseinandersetzend. Da werden wir dann aus Träumern Forscher, aus gleichgiltig Hinnehmenden aufmerksame Beobachter: erwerben wir doch nichts geringeres, als das Verständnis für unübersehbar weit zurückliegende Zustände, aus denen unsere Zeit hervorgehen mußte, wie sie eben ist. Von ungezählten Punkten aus gibt es ein Erkennen des Weges, den die Kultur zu nehmen hatte. Während das Bewußtsein des Fortschritts uns mit freudigem Stolz erfüllt, berührt es uns gar traulich, dort in der unermeßlichen Ferne wahrzunehmen, was heute noch in liebgewordenen Sitten und Gebräuchen Geltung hat.

Durch Ausstellung vorgeschichtlicher Funde und durch Vorführung von kunstgewerblichen und anderen Erzeugnissen aus verschiedenen Zeiten hat das Märkische Museum den Brandenburgia-Mitgliedern so manchen Rückblick ermöglicht. Ja, die Brandenburgia war noch gar nicht geboren (ihr erster Geburtstag fällt in den Winter 1891—92), als schon ihr „Vater“ — unser verehrter Herr Geheimrat Friedel — daran dachte, daß auch „unser liebes Brodchen“ (wie meine ostpreußischen Landsleute sagen) in den Kreis der Betrachtung gezogen werden müßte. Doch nicht nur das Brot (in seiner Zusammensetzung, Form, Benennung usw.), sondern auch alle Semmeln, Zwiebacke, Kringel und Kuchen, alle volkstümlichen Gebräuche beim Backen und alle mehr oder minder sagenhaften Überlieferungen — wenigstens in Bezug auf Deutschland — standen auf dem Wunschzettel. Mit der ehrenvollen Aufforderung zu dieser Arbeit erfreute und erschreckte der Herr Geheimrat mich, die ich aber nicht den Mut dazu finden konnte. Die bloße Vorstellung der Gebäck-Gebirge benahm mir den Atem; so lehnte ich dankend ab. Um mich dennoch zu einem Versuch zu reizen, ward — bei Gelegenheit der Generalversammlung des Gesamtvereins der

Digitized by Google

deutschen Geschichts- und Altertumsvereine — der langgehegte Plan veröffentlicht und auf mich hingewiesen, die bereit wäre, der Frage näherzutreten: es möchten sich nun recht viele für die Sache interessieren und mir Nachrichten, Zeichnungen und vielleicht auch Gebäck einsenden. Von den „recht vielen", denen man sich durch Fragebogen näherte, schwiegen die allermeisten. Einige sandten einen bescheidenen Vermerk ein: es gäbe bei ihnen nichts besonderes. Einige versprachen Backwaren; doch nur wenige hielten Wort. Von diesem fast dunkeln Hintergrunde hoben sich daher um so glänzender ab Herr Ewald Küster (Bankbeamter und Volkskundeforscher in Breslau) und Herr Hermann Weisstein (jetzt Kgl. Kreisbauinspektor in Brieg). Der erstgenannte schrieb eine lange, wertvolle Abhandlung über schlesisches Gebäck, seine altererbte Bedeutung und seine lokalen Abweichungen. Und Herr Weisstein sandte in langer Folge interessante Nachrichten und eigenartige Gebäcke. Ich selber wollte nicht zurückbleiben und schrieb daher eine Abhandlung über ostpreußisches Gebäck, sowie später Beiträge für Zeitschriften usw., auch hielt ich — unter Vorführung von Abbildungen — einen Vortrag im Verein für Volkskunde hier. Damit sah ich die Angelegenheit für abgeschlossen an, soweit es mich betraf. Wenn ich mich nun heute dennoch zum Wort gemeldet habe, so geschah es in der Annahme, daß in der immer mehr sich ausweitenden Brandenburgia einige ehrgeizige Seelen sein möchten, die zu größeren Ergebnissen Lust und Mut hätten. Unser Herr Vorsitzender wird allen Mitteilungen gern Gehör schenken und die verwertbaren den sogenannten Sammelkästen des Märkischen Museums überweisen. Was später sich daraus gestalten mag, kann nicht meine Sorge sein; dagegen möchte ich nicht unterlassen, hier einige alltägliche Dinge in das verklärende Licht der Kulturgeschichte zu rücken.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Doch dürfen Sie nicht glauben, geehrte Anwesende, daß ich zu lange beim Backofen weilen werde.

Ehe ich der ältesten Formen des Gebäcks gedenke, muß ich daran erinnern, das der Vorläufer des Brotes der Brei war. Es gehört keine große Einbildungskraft dazu, das anzunehmen. Daß dem Brei die Ehre des höheren Alters zuzusprechen ist, wird allein schon dadurch bewiesen, daß er noch lange Totenopfer und Gedächtnisspeise blieb, als schon Backöfen vorhanden gewesen sein müssen. Und wie man einst nichts besseres an seine Stelle setzen konnte, ein Fest zu verschönen, so ist er noch heute bei uns (die wir eine ungeheure Auswahl von Gekochtem und Gebackenem zur Verfügung haben) die Hauptspeise verschiedener Festabende.

Digitized by Google

Bei zunehmendem Gebrauch des Feuers wird man bald dahinter gekommen sein, den (wohl erst roh genossenen) Brei zu kochen. Möglicherweise ist dann noch eine lange Zeit vergangen, bis auch das Kochen nicht mehr genügte; z. B. die Unbequemlichkeit, wo es sich bei weiten Wegen um Mitnahme von Nahrung handelte, wird lästig gewesen sein. Eine zufällige Entdeckung oder ein schüchterner Versuch hat diesen Zustand geändert: der auf dem erhitzten Stein liegende Brei gelangte zum Rösten; er wurde fest und somit „handlich“ und mundete zudem vortrefflich, wenigstens jenen unverwöhnten Leuten.

Hier kann ich Ihnen ähnliches aus der Gegenwart mitteilen. (Allerdings bleibt immer ein Unterschied zwischen Brei und Teig.) „An den Abhängen des Kaukasus, also noch in Europa, kommt der Reisende durch Gebiete, die von der modernen Kultur fast unberührt sind. Hat man aber das Gebirge überstiegen und Turkestan erreicht, so fühlt man sich nicht nur um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende zurückversetzt. Das rauhe Bergvolk der Suaneten, das südlich vom Elbrus wohnt, hüllt sich zum großen Teil noch nach der Art der Germanen zu Tacitus Zeiten in einfache Felle von Ziegen oder Bären; diese Felle sind nur in rohester Weise etwas gegerbt. An einzelnen Orten dieser Gegend wird bereits gesponnen, aber noch ohne Spinnrad, indem Faden und Spindel in mühseligster Weise mit der Hand gedreht werden. Ebenso einfach und an die ältesten Zeiten erinnernd ist die Art, wie die Bevölkerung ihr Brot backt. In den höhergelegenen Landstrichen wird der Teig, wie es bei den homerischen Griechen Sitte war, auf heiße Steine gelegt und auf diesen gedörrt. Mehr talwärts aber ist man schon fortgeschrittener, indem man dort besondere Backöfen kennt. Allerdings sind diese Backöfen äußerst primitiv und sehr merkwürdig; sie bestehen nämlich aus Weiden, die zu Körben geflochten sind. Doch geben die Weiden nur das Gerüst ab, das dem Feuer nicht ausgesetzt werden darf; der eigentlich feuerbeständige Ofen ist das Innere des Korbes, der ganz mit Lehm ausgestrichen ist, der in der Hitze schnell trocknet. Will man einen solchen Ofen oder Korb zum Backen benutzen, so macht man innen ein starkes Feuer an, wo es unmittelbar auf den Lehm wirkt und die Weiden nicht gefährdet. Sind die Lehmwände dann heiß, so streicht man den Teig in großen Fladen herum, so daß er anbackt und gar wird. Es handelt sich oft auch hier nicht um ein eigentliches Backen, sondern immer noch mehr um ein Rösten; doch stellt diese Brotbereitungsweise immerhin schon einen Fortschritt dar.“ *)

In Persien wird das sogenannte (aus Reismehl bestehende) Brot auf ähnliche Weise in einem Backofen hergestellt, der tief in die Erde

*) D. Tageszig. 223, 22. Sept. 1902.

Digitized by Google

hineingegraben und ganz ausgemauert ist. Wenn durch starkes Feuer in der Backgrube die umwandenden Backsteinmauern glühend heiß geworden sind, legt man den Teig in dünnen Scheiben an die äußeren Wände des Ofens. In fünf Minuten ist das Gebäck fertig.*)

Das Rösten oder Dörren der ausgebreiteten und glattgestrichenen Masse wird dem Backen eines Fladens oder sonst eines flachen Gebäcks zu vergleichen sein, obgleich wir einen geschlossenen Backofen dazu nötig haben.

Es wäre nun die Frage aufzuwerfen: welche Form des gebackenen Brotes im übrigen wohl die älteste sein mag. Wer sich mit Volkskunde beschäftigt, kommt — er könnte kaum sagen, warum — zu der Überzeugung, daß es ein Rundstück gewesen sein muß, d. h. entweder jene Form, die eine Scheibe darstellt, oder jene, die dem oberen Abschnitt einer Kugel entspricht, also gewölbt ist. Es liegt so nahe, an die vielfach verbürgte, immer (auch bei heutigen Naturvölkern bei verschiedenen Anlässen) wiederkehrende Verwendung der Sonnenform zu denken, zumal wo Symbolik mitspricht; aber sogleich müssen wir uns sagen, daß die hungrigen Leute zunächst an nichts anderes gedacht haben werden, als an eine gute Backware und daß sie herausgefunden haben müssen, wie bei ihren unvollkommenen Herden ein flaches Gebäck leichter gar werden konnte, als ein mächtiger Kloß. Die gefällige Abrundung wird sich vielleicht einfach daraus erklären lassen, daß das mit beiden Händen vorgenommene Zurechtdrücken ganz von selbst dazu führte, eine rundliche Form zu bilden; ob durch hinterher zufällig oder absichtlich ausgeführten Druck der inneren Handfläche die Scheibe entstand und ob die Masse von selber sich zum Kugelabschnitt wölbte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber können wir das Rundstück als eine uralte, ja sogar (welche Auffassung durch Beweise unterstützt werden könnte) als eine geheiligte Form des Brotes ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. Tagesztg. 250, 24. Okt. 1903.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Volkstümliches Gebäck.

Von Elisabeth Lemke.

(Vortrag in der Sitzung vom 28. November 1906.)

(Schluß.)

Seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht einer unserer fleissigsten und berufensten Erforscher des Volkslebens Herr Hofrat Dr. Max Hoefler in Bad Tölz (Oberbayern) umfangreiche Abhandlungen über Kultgebäck und Gebildbrote.*) Von den 103 Abbildungen der „Ostergebäcke“ zeigt mehr als ein Drittel die runde Form. Da haben wir auch Brote, die gewissermassen die Ahnen dieser Festgebäcke vorstellen: Brot aus Aegypten; Pompejanisches Brot, 1. in verkohltem Zustande im Museum zu Pompeji, 2. von den Affreschi Pompeiani im Museo Nazionale zu Neapel; Brot aus Rom (u. A. vom Vesta-Tempel und aus der Capella graeca der Katakomben 2. Jahrh. n. Chr., sowie aus den Katakomben der Via Salaria nuova, 3. Jahrh.), altchristliche Totenbrote auf einem Grabstein; — sodann Osterfladen aus München usw., russisches Gebäck (Fladen mit Stichelung) u. a. m.

Die pompejanischen Gebäcke, denen ich ein besondes Interesse entgegenbrachte, gleichen niedrigen Torten oder sehr dicken Scheiben. Sie haben — wie dies auch bei altrömischem Gebäck der Fall ist — auf der Oberfläche 8 sich kreuzende, in der Mitte zusammentreffende Einschnitte, so dass das typische Bild eines Strahlenkörpers oder eines

*) M. Hoefler 1901: Das Spendebrot bei Sterbefällen. Globus Bd. LXXX Nr. 6. — Die Allerseelengebäcke. Beil. Münch. Allg. Ztg. Nr. 271 und 272. — 1904: Bretzelgebäcke. Arch. f. Anthropol. N. F. Bd. III, Heft 2. — Volkstümliche Gebäckformen. Ebd., Heft 4. — Die Gebäcke des Dreikönigstages. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde (S. 257—278). — Das Flaiminger St. Blasienbrot. Ebd. (S. 431 f.) — 1905: Lichtmessgebäcke. Ebd. (S. 312—321). — Weihnachtsgebäcke. Suppl.-H. III z. Bd. XI d. Zeitschr. f. österr. Volkskunde. — Ostergebäcke S.-Bd. IV z. Bd. XII ebd. — 1906: Das Herz als Gebildbrot. Arch. f. Anthropol. N. F. Bd. V, Heft 3 u. 4. — Vgl. O. Schell, Bergische Gebildbrote; Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde; 1, 210. — Dazu: Mitt. v. K. Hartnack für Laasphe i. südl. Teil d. Prov. Westfalen u. J. Müller für das Siebengebirge, besonders Aegidienberg, ebd. 2, 160—162.

Digitized by Google

Rades entsteht. Das koptische Klosterbrot zeigt gleichfalls 8 Einschnitte. Anderes altrömisches Gebäck und die christlichen Totenbrote weisen nur 6 Einschnitte auf. Bei sehr vielen dieser Gebäcke befindet sich in der Mitte eine kleine runde Vertiefung oder eine knopfartige Erhöhung oder ein ausgesparter Kreis mit einem Grübchen. Eine Anzahl der Abbildungen lässt darauf schliessen, dass neben der kugelrunden auch die ein wenig zum Ovalen neigende Form Geltung erlangte; bei ersterer wirken die Einschnitte (deren Anzahl übrigens nebensächlich wäre) natürlich stärker, als sei die Darstellung eines Rades beabsichtigt; und der von der Schönheit des innern Zusammenhangs „symbolischer Ornamentik“ Berauschte kann jene Voraussetzung schwer los werden. Aber man soll nüchtern prüfen und vorerst immer das Einfachste annehmen, was in diesem Falle die Leichtigkeit wäre, mit wenigen Schnitten eine Verzierung auszuführen.

Wie verlockend es ist, einen gewissen Ideenkreis zu verfolgen, sollte ich an einem Ostersonnabend in Neapel erfahren, als ich in Seitenstrassen des Toledo die unglaublich gewaltigen Ausstellungen von Festspeisen bewundern konnte. Dort traf ich wiederholt grosse Brote mit dem Hakenkreuz verziert, dessen Linienführung hier allerdings keine rechtwinklige war, sondern der sich kreuzenden Verdoppelung eines **S** glich. In Länge und Breite 20—30 cm, aus Teig hergestellt und zum Festbacken auf das Brot gefügt. Wenn ich auch den Buchstaben **S** nötigenfalls hätte gelten lassen müssen, so erinnerten mich die runden Haken doch auch an das Triquetrum und somit wiederum an jenen Ornamenten-Kreis, der so oft schon Gegenstand eingehender Forschung war. In einem Falle zeigte das grosse Verzierungsstück noch zwei äusserst schmale Querleisten. Das erste Brot, auf dem ich das Hakenkreuz (oder das Doppel-**S**) erblickte, war von der Grösse eines etwa zweijährigen Kindes; es hatte auch ein Gesicht erhalten. Natürlich fragte ich nach der Bedeutung des Zeichens. Ach! sagte man, das sei schon so von altersher; das seien zwei **S**, und die kämen zu den Festtagen auf's Gebäck. Und andere meinten: das Zeichen bedeute garnichts; man wolle nur zu Ostern und zu Weihnachten das Gebäck hübscher gestalten. Auffallend grosse Brote, die in ihren Umrissen an ein eingeschnürtes Kind erinnerten, traf ich in sehr grosser Anzahl. Solch Brot führt den Namen alla dolores. Ich fragte vergebens: warum dolore? (Schmerz). Mir kam schon der der Gedanke, ob der an Überraschungen reiche neapolitanische Dialekt vielleicht den Namen aus alla due esse (2 **S**, — im Alphabet heisst der Buchstabe s „esse“) gewonnen habe. Übrigens könnte einem und dem andern bei dem Doppel-**S** sacrosanto (=sehr heilig, unverbrüchlich) einfallen. Aber auch für diese Frage hat Hoefler eine Antwort, die ich nachher mitteilen werde; vorerst sei noch anderes erwähnt.

Aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten stammen in den Hoefler'schen Abbildungen viele Rundgebäcke, die ein einfaches, grösseres oder kleineres Kreuz aufweisen; daran reihen sich gleiche aus späteren Jahrhunderten. Die Erwähnung von Katakomben, Sarkophag und Weihbrot genügt, um die Heiligkeit solcher Gebäcke zu bezeugen.

In dem Hoefler'schen Buche „Weihnachtsgebäcke" finden wir viele gebackene Wickelkinder, in ihren Umrissen (was besonders bei Fig. 28 zutrifft) dem neapolitanischen alla dolores gleichend. Dass letzteres seine Gestalt dem sogenannten Knaufgebäck entlehnt haben könnte, wäre — trotz geringer Ähnlichkeit — ebenfalls in Erwägung zu ziehen. Nach Hoefler greift das Knaufgebäck auf die (mehr oder minder willkürliche) Darstellung von Knochen (Totenknochen) zurück, was in diesem Falle das Wort dolore eher erklären könnte. — In der Abhandlung „Ostergebäcke" befindet sich neben der typischen Form des Knaufgebäcks ein Ostergebäck aus Niederbrombach (Fig. 36), welches Gebäck in seinem dreiteiligen Aufbau dem alla dolores nahekommt.

Die ebd. befindliche Abbildung eines altägyptischen Kreuzbrotes — die den runden Kreuzbroten in der Anordnung vorangeht — ist besonders dadurch interessant, dass sie uns das Brot in der Form zeigt, die uns die wohlbekannteste ist; ich möchte sie mit der riesenhaften Vergrösserung eines Weizenkornes vergleichen. Über dieses „Korn-Modell" hinweg läuft ein Kreuz, das hier aber nur als eine Verzierung ohne Nebensinn aufzufassen ist.*)

Die Spiral- oder Schneckenform kehrt bei volkstümlichem Gebäck oft wieder. Dass auch sie eine Vorgeschichte haben müsste, war wohl anzunehmen. Man sollte nun ausfindig machen, zu welcher Zeit (d. h. zu welchem Feste) man heute Schnecken haben muss; nach meinen Erfahrungen verteilen sie sich über das ganze Jahr. — Hier kann ich nun anreihen, was bei Hoefler (in der Abhandlung „Weihnachtsgebäcke" S. 43) gesagt ist. Spiral- oder Schneckengebäcke die in Würzburg, Fulda usw. nachts nach der Christmette verkauft werden, wären schon (von H.) in der Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1903 geschildert und als Teile des indogermanischen Hakenkreuzes erklärt worden, „von dem Elard Hugo Meyer in seiner Germanischen Mythologie schreibt: Haken- und Radkreuze umgaben das ganze weitere Leben der Germanen im Frieden wie im Kriege

*) Von jetztzeitigen kreisrunden Gebäcken erwähne ich die in Posen beliebten Roggenbrote; Umfang 132 cm, Durchmesser 37 und 47 cm, Höhe 9 cm in der Mitte, Gewicht 6 Kilo, Preis 1,— M. Ferner das grosse pane di cassalunghi genannte Familienbrot, das ich in Pisa antraf. In beiden Fällen: Form eines Kugelabschittes. — Das etwa 25 cm im Durchmesser aufweisende Wiener „Schwarzbrot" ist ein Rundgebäck, bei dem 5 erhöhte Linien eine Spirale bilden, wozu noch 3 Grübchen kommen.

Digitized by Google

bis in den Tod hinein und über den Tod hinaus.“ Ursprünglich auf die verschiedenen festlichen Zeitgebäcke (Fladen, Kuchen, Wecken usw.) als Wohl- oder Segenszeichen oder als Apotropaeon aufgelegt, haben sich die Teile der Hakenkrenze (Crux gammata) im Laufe der Zeit von letzerem wieder selbständig gemacht; sie erscheinen heutzutage fast nur mehr als Schneckennudeln oder Schen, in Schweden als sogenannte Goldwagen. — Nach de Rossi ist die Crux gammata eine der ersten und spontansten Applikationen eines früher in Asien und Italien gebrauchten dekorativen Zeichens von Seite der Christen, um sich in der Periode der Verfolgungen unauffällig einander erkennen zu geben.*) In den Katakomben kehrt das Hakenkreuz sehr oft wieder, hatte also irgend eine Beziehung zum christlichen Totenkult erlangt. [Vielleicht daher alla dolores?] Wie J. A. Hoernes erklärt, ist das Hakenkreuz ein apotropäisches Zeichen, das in Gestalt von zwei sich durchschneidenden S-förmigen Linien besonders häufig auf trojischen Votivspinnwirteln sich findet.

Nach Hoefler**) „verdanken die deutschen Gebildbrote, deren Formen zum grössten Teil aus Italien oder dem Römerreiche stammen, fast alle ihre Entstehung dem Seelen- oder Totenkult. Es wurden nämlich die alten wertvollen Grabbeigaben im Laufe der Zeit durch die Formen der Totenbrote abgelöst. — In der sacraalen Opferpflicht, im Toten- und Seelenkult liegen die ersten Anfänge zur Herstellung von Gebildbroten. Sie zeigen sich an den grossen germanisch-heidnischen Opferfesten, wie später auch an den Festtagen des jüdisch-christlichen Kalenders. Mit dem Einfluss der römischen Kultur kamen auch die südlichen Gebäckformen. Später ist dann mit steigendem Verkehr starke Mischung der Formen eingetreten.“

Dankenswert wäre es, wenn nun ein Brandenburgia-Mitglied sichs angelegen sein ließe, allmählich festzustellen: welches Gebildbrote in der Mark Brandenburg zu den einzelnen Jahresfesten usw. sozusagen unerläßlich sind. Daß der uralte Festbrei in Gestalt von Weißbrot in Milch (mit oder ohne Mohn) immer noch üblich ist, werden Sie Alle wissen. Wir in Ostpreußen müssen einen Gründonnerstagkringel haben (der übrigens in Braunschweig als gut gegen Fieber angesehen wird.***) Der sog. Fladen ist ungemein verbreitet und darf wohl fast nirgends zu den Festen fehlen. Er ist sicherlich dasjenige Nahrungsmittel, das (wie ich schon vorhin sagte) vielleicht ganz unbeabsichtigt den Übergang vom Brei zum Gebäck bildete. Die Ansicht wird wiederum durch ein Hoeflersches Wort unterstützt. „Der Hang des Volks zum

*) F. Franzius, Bayern zur Römerzeit, S. 437.

**) Vgl. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 16, S. 234 f. (Otto Lauffer).

***) Hoefler, Ostergebäck S. 9.

Digitized by Google

Erhalten des Uberkommenen äußert sich namentlich durch die fast allgemein übliche Form des Osterbrotes in Gestalt der Fladen, Zelten oder Breitling (Flarren, Flärrle, Fleck, Platz): es ist dies ein flaches, mehr dünnes und ausgebreitetes, als erhabenes, rundes, selten (wie in Sachsen) viereckiges Gebäck, wegen dessen auch der Ostersonntag in der Schweiz „Fladensuntig" heißt. In ahd. Zeit hieß das Gebäck preiting; im späteren Mittelalter war der „Breiting" (Breitling) nur ein Leckerbissen, während der westgermanische „Fladen" (ahd. Flado) das eigentliche Wort für flaches Osterbrot blieb; er entwickelt sich ursprünglich durch Ausbreitung des dicken Mehlbreies (Grütze, Mus) über einem flachen, heißen Aschensteine, wobei aufgeschüttetes Fett das Anbrennen des Teiges verhütete". (Ostergebäcke S. 33 f.)

Als sog. „Platz" ist das flache Gebäck in den östlichen Provinzen sehr beliebt; allerdings immer in runder Form, während der Fladen in Länge und Breite allemal dem länglich viereckigen Blech entspricht, auf dem er gebacken wird; ausgenommen die Danziger Fastnachtsfladen. Der „Flammplatz" und der „Aschenplatz" sind unserm Volk von Kindheit an lieb und spielen auch in Märchen eine Rolle. Sie sind an keine Zeit gebunden und werden meist nach Fertigstellung des Brotes geformt. — Aus dem Samlande hörte ich die Bezeichnung „Flammfladen". Er wird aus Roggenteig auf dem „Schieber" gebacken. So groß, daß er für eine Familie zum Kaffee reicht. Speckstückchen und Zucker dürfen nicht vergessen werden. Man sagt „Flammfladen sind für die Engelchen."

In Westpreußen gibt es zu Fastnacht die „Schorrbacken": große runde Kuchen, die auf der Pfanne (erst auf der einen, dann auf der andern Seite) gebacken werden, um recht heiß mit Butter gegessen zu werden.

Es sei mir gestattet, noch einmal nach Italien zu gehen und zunächst daran zu erinnern, was Goethe am 19. März 1787 in Neapel beobachtete. Er schreibt: „Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man sieht die unnachahmlichsten Bilder. So war auch heute das Fest des heiligen Josephs; er ist der Patron aller Fritaruolen*), d. h. Gebackenesmacher, versteht sich Gebackenes im gröbsten Sinn. Weil nun immerfort starke Flammen unter schwarzem und siedendem Öl hervorschlugen, so gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deswegen hatten sie gestern Abend vor den Häusern mit Gemählten zum besten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, jüngste Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen standen vor der Türe auf leicht gebauten Herden. Ein Gesell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kring-

*) Frittata Eierkuchen, Fritella Pfannenkuchen, Fritto und Frittura in der Pfanne Gebackenes.

Digitized by Google

lein und warf sie in die siedende Fettigkeit. An der Pfanne stand ein dritter, mit einem kleinen Bratspieße, er holte die Kringlein, wie sie gar wurden, heraus, schob sie einem vierten auf ein ander Spießchen, der sie den Umstehenden anbot; letztere waren junge Bursche mit blonden und lockenreichen Peruquen, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beschäftigten, tranken selbst und schrieen die Ware zu loben; auch die Engel, die Köche, alle schrieen. Das Volk drängte sich herzu, denn alles Gebackene wird diesen Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Teil der Einnahme den Armen."

Wenn Hoefler erklärt, daß der Rest des Teigs, „die sog. Abkratze oder die Scharre, der Schaben, ein häufig zu findender Tribut an die Glück und Fruchtbarkeit vermittelnden Geister ist" und daß fast alle diese Rest-Gebäcke (er nennt u. A. Scharrbeuge: Niederbayern, Schurrback: Schlesien, Gotteskuchen: Oberpfalz) ein Spendebrod an die Seelengeister gewesen sind, so weist er in seinen Schriften auch wiederholt nach, wie daraus die Spenden an Arme erwachsen sind. — Der ostpreußische Flammfladen, der für die Engelchen ist (mit dieser Bezeichnung meint man dort zumeist die verstorbenen Kinder) und die westpreußischen Scharrbacken sind für mich sehr erfreuliche Bestätigungen der so überaus wertvollen Hoeflerschen Untersuchungen.

Doch nach Neapel zurück! Eine Dame meiner Bekanntschaft schrieb mir: „Am 19. März, dem Feste des heiligen Josef, war es, als wir — mit der elektrischen Bahn durch die Strada Lucia fahrend — in dem Atrium der gleichnamigen Kirche große Tische sahen, auf denen eine Menge von runden Broten gehäuft lagen, die hin und wieder mit einer ausgebreiteten Stola bedeckt waren. Zugleich sprangen Knaben, die ebenfalls eine Stola um den Hals gelegt hatten und mit Brot beladen waren, auf das Trittbrett des Wagens, um uns das Brot zum Kauf anzubieten. Man sagte uns, daß diese gereichten Brote an mehreren Festtagen verkauft würden und daß sie für alle möglichen Fälle als gute Heil- und Präservativmittel gelten. Die Brote haben etwa 20 cm im Durchmesser."

Derselben Dame verdanke ich die Mitteilung, daß das zum Abendmahl der Mennoniten erforderliche Brot ein Gebäck ist, das sich aus sechs länglich runden, winzigen Brötchen zusammensetzt, ganz dem „Kopfchen*)=Semmel" meiner Heimat entsprechend. „Bei den Mennoniten ist es Gebrauch, daß das Brod zum Abendmahl gebrochen wird. Der Geistliche hat kopfchenförmiges Brot [also dieselbe Bezeichnung!] und bricht immer ein Stückchen ab. Jeder der Abendmahlfeiernden hält ein besonderes Taschentuch (von feinem Zeuge) bereit, auf das das Stückchen Brot gelegt wird."

*) Der Ostpreuße sagt Kopfchen, nicht Köpfchen.

Digitized by Google

Wie eigentümlich berührte es mich nun, als ich wenige Monate nach jener Mitteilung ein Seitenstück zu diesem „zusammengezetzten“ Gebäck antraf, — nämlich in Breslau, im Bürgermeisterzimmer des (i. J. 1328 gegründeten) Rathauses. „Ein Ölbild auf Holz von 1537, von einem Maler der Cranachschen Schule, das Abendmahl darstellend, bietet Portraits damaliger vornehmer Breslauer, von denen wenigstens einige noch an den darüber geschriebenen Namen zu erkennen sind.“ In mehreren Exemplaren liegt auf dem Tisch ein Gebäck, das sich aus aneinander gereihten länglichen Brötchen zusammensetzt (so aneinander gebacken, wie die auch in Berlin bekannten gerösteten Zwiebacke.) — Sie sehen, geehrte Anwesende, es läßt sich überall ein kleiner Beitrag ausfindig machen, der unsern Forschern keineswegs als überflüssig erscheint; verdichtet sich doch dadurch das je nachdem nur leicht skizzierte Bild immer besser.

So ist es auch nicht überflüssig, zu bemerken, welchen Namen das bekannte gewundene Gebäck hier oder dort trägt: ob Kringel oder Bretzel oder sonstwie. „In Salzburg, einem der frühest christianisierten Orte Deutschlands, wo sicher die altchristlichen Volksgebräuche sich länger forterhalten hatten, [sagt Hoefler*), der die Bretzel zu den Ablösungen der Todtenbeigaben rechnet] fand am Kunigundentage in der Fasten (3. März) eine Bretzelspende statt, vermutlich in unbewußter Erinnerung an das Totenkult, der mit der altrömischen Märzfeier verbunden war. Die Verteilung der Bretzeln an die Armen, die sich als Seelenbrotspende auch am Allerseelentage findet, beweist erst recht den Seelenkult.“

Herr August Förster sandte mir eine Mitteilung über die schlesischen Fastenbretzeln, von denen die Sage geht: daß sie vor Einführung des Christentums einen die Sonne symbolisierenden Ring darstellten, und daß die christlichen Sendboten die Beibehaltung der Sitte, Frühlingsanfang so zu begrüßen, an die Bedingung knüpften, daß ein Kreuz im Ringe hergestellt wurde.

„Bemerkenswert für die Trauerbedeutung und für den Zusammenhang der Fastenbräuche mit dem Totenkultus ist auch das Erscheinen des Knochengebäcks — gli ossi — in Livorno in der Fastenzeit.“ (Hoefler Bretz. 99.) — In Verona erhielt ich (leider ohne Angabe der Zeit, wann solches Gebäck üblich ist) die Zeichnung des 21 cm langen und an den bedeutend verdickten Enden $6^1/_2$ cm breites bigarano, das einem großen Knochen entspricht. (Bigio aschgrau, bigio pane Schwarzbrot; aber die Worterklärung wird wohl anders gesucht werden müssen.)

Wie sich Bezeichnungen verschieben, beweist u. A. der gebackene „Nicolo-Hase“ aus Partenkirchen (Bayern), der ein mit starkem Ge-

*) Hoefler, Bretzelgebäck S. 99.

Digitized by Google

weih gezierter Hirsch ist. Wie Hoefler (Weihn. 65) unter Anführung vieler Beispiele erklärt: ist der Hirsch — dessen Bild auf Weihnachtsgebäcken, namentlich in Süddeutschland, sehr häufig wiederkehrt — zu den uralten Neujahrs-Opfertieren zu zählen. (Vgl. E. H. Meyer.)

Geehrte Anwesende, schon auf diese wenigen Hinweise werden Sie ersehen, wie groß das Gebiet ist, auf dem die Kulturgeschichte des Brotes und der meist volkstümlichen Festgebäcke verfolgt werden kann, und Sie werden gewiß nicht die noch einmal ausgesprochene Bitte unberücksichtigt lassen, Ihre Beobachtungen mündlich oder schriftlich mitzuteilen.

Wenn in der Weltstadt Berlin noch bis zur Gegenwart das Gedächtnis des (freilich nicht slavischen, sondern germanischen) Donnergottes Thor-Donar an seinem ureigenen Tage — dem Donnerstag — mit dem ihm zukommenden Erbsengericht gefeiert wird, (oder ist hier ein liebenswürdiger Zufall zu vermuten?) so könnte man auch annehmen, daß in der Mark noch Beziehungen zu uraltem, volkstümlichem Gebäck nachzuweisen sein werden.

Hiermit wende ich mich an die ganze werte Versammlung.

Nachtrag. „Bei der Öffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Totenbrote mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. — Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Kulturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinausreichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorn in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Tau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll.“ (E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. I. S. 299.) — In der Kirche S. Lorenzo fuori le mura (Rom) sind unter den Verzierungen oberhalb der Säulen mehrmals Sträuße von Weizenähren; ein anwesender Geistlicher schrieb mir auf: frumento (Weizen) = encaristia, pane, ostia (consacrata); wie Ei und Wein auf ewiges Leben sich beziehend. In S. Pietro in Vincoli (Rom) zeigt das Grabmal der florentinischen Künstler Pietro und Antonio Pollajuolo (gest. 1498) zu beiden Seiten Weizenähren im Relief.

Die Heiligkeit des Brotgetreides und des Brotes an sich genügen nicht immer, wie das Hakenkreuz usw. beweisen. Sehr häufig kommt auch das Hufeisen dazu; so in Ostpreußen.

Digitized by Google

„Damit die Ernte gut ausfällt, geloben die Leute, diesen oder jenen armen Leuten ein Brot von dem neuen Gebäck zu geben.“ (Fr. Krönig, Sitten und Gebräuche aus der Grafschaft Hohnstein. (Aus der Heimat 1896, No. 50.)

Beim Einschieben des Brotes in den Ofen wird hier und da ein Spruch gesagt; z. B. „Dat Brodke is em Åve (Ofen), de leewe Gottke huckt båve“ (kauert oben); Ostpreußen, Samland.

In Hessen wurden vor etwa dreißig Jahren (an der Werra) in der (städtischen?) Hausbäckerei Roggenbrote hergestellt; bevor der Sauerteig hinzukam, nahm man ein Stück Teig heraus, um ein ungesäuertes Brot zu backen; „Tätscher“ oder „Dätscher“ genannt.

Fastengebäck. In Ilmenau laufen die Knaben während der ganzen Jahreszeit mit Glöckchen umher und klingeln Fastenbretzeln aus.

„Eschen und Flamkuchen gehört für die Profeten und hungrige Kriegsleut.“ (E. v. Kudriaffsky, die historische Küche; nach Hieronymus Bock, genannt Tragus, 1550.)

Aschermittwoch. „Am Aschermittwoch wird (in der Niederlausitz) „Klemmkuchen“ gebacken; damit klemmt man dem Maulwurf den Mund zu, damit er nicht „brüten“, d. h. auf den Wiesen Haufen aufwerfen kann. Ein Klemmkuchen wird unter den Arm geklemmt; damit geht man stillschweigend über die Wiese. Nachher verzehrt der Träger den Kuchen. — Klemmkuchen sind in Eisen gebackene Waffeln, oft mit Bildern (z. B. Kirche), aus Roggen- oder Weizenmehl.“ (Carl Gander, Festgebräuche; S. 277. (Mitt. d. Niederl. Ges. f. Anthr. u. Urg. 4. Heft; 1888).

Ostergebäck. In Kalisch (Polen), nahe der posenschen Grenze, wird das zu segnende Gebäck mit grünen Sträußchen (etwa Myrthen) geschmückt.

In Meran sah ich (bei Hans Zangerle) gebackene Kronen.

Das Herz ist bei allen erdenklichen Kuchen eine beliebte Form. — In Wien gibt es (bei Čabek) sogenanntes „Herzbrot“; d. h. dem runden Brote ist ein Stempel in Herzform aufgedrückt. — Doch älteres Gebäck in Herzform hat vielleicht eine vielsagende Bedeutung; so auf dem (aus dem Jahre 1440 stammenden) Bild „La cena in Emaus“ von Marco Marziale, in der Academia di Belle Arti zu Venedig; und auf dem Raffael'schen Teppich „Jesus als Gast“ (Rom, Vatican).

Brot bei der Trauung hat W. v. Schulenburg in seinem Buche „Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte“ (1882) mehrfach erörtert; S. 120, 121, 124. Von dem bei der Trauung zugegen gewesenem Brote bekommt das Vieh seinen Anteil. — Aber auch das Brot, das bei der Heimkehr aus der Kirche an die Leute verteilt wird, bedeutet Wohlergehen. Man trägt Stückchen davon bei sich und soll es u. a.

Digitized by Google

auf den Markt mitnehmen, wenn man etwas verkaufen will. Solches Brot soll nicht schimmeln, und man kann es zwanzig Jahre haben. — Sehr anders verhält es sich mit jenem Stückchen Brot, von dem die „Elbingischen Anzeigen von Handlungs-ökonomischen-historischen und litterarischen Sachen; Donnerstag, den 11. Februar 1790“ melden: „Unter die Hochzeits-Zeremonien der Walachen gehöret, daß der Priester die zu Trauenden mit einem in Honig eingetauchten Brocken Brotes speiset und sie einigemal darnach zum Spaß schnappen läßt“.

Hochzeitskuchen. Die Mitt. d. Litauischen litt. Ges. bringen im 16. Heft (1891) „Hochzeitsgebräuche der Wielonischen Litauer“ von Anton Juszkiewicz (übersetzt von Aroed Petry); S. 321, 328 f., 365. Ein grosser Laib Brot, mit einem Kreuz in der Mitte und mit Beetenscheiben*) von allen Seiten verziert, liegt quer über dem Tisch, zu dem die Hochzeitsmutter die gehaubte junge Frau führt, sie ermahnend: auf das Brot zu achten, damit es nie an Brot im Hause fehle. Dann küßt die junge Frau das Brot, und danach küssen es alle Hochzeitsgäste. Während der ganzen Hochzeit liegt das Brot auf dem Tische. — Es besteht aus Weißbrotteig und, wenn es geformt ist, werden von allen Seiten verschiedenartig gekerbte Scheiben roter Beeten eingedrückt, die man entfernt, wenn sie den weissen Teig genügend gefärbt haben. — Der Hochzeitskuchen der Hochzeitsmutter, karvolus (oder karovojus, kurvojus, karawaj) svočiós genannt, ist ein großes rundes Weißbrot, das mit verschiedenen Flechtwerken aus demselben Teig geschmückt ist, zu denen — ebenfalls aus Teig hergestellt — viele Vögel, Kaninchen und Hasen kommen, auch eine Flinte, die auf ein Reh oder einen Vogel zielt. Ausserdem ist der Kuchen mit Rauten, Flitterwerk und „dreimal neun“ weissen Wachskerzen besteckt. (An anderer Stelle ist angegeben: auch mit Blüten und Kalniken- oder Pilbeeren (von Bachhollunder oder Schneeballenbaum) oder mit Kirschen ganz besteckt. Der Kuchen ist so groß, daß zu seiner Herstellung die Ofenöffnung erheblich erweitert werden muß. Die Wachskerzen werden im Vorhause (Nebengebäude) angezündet, sobald der „Marschall“ sich anschicken muß, den Kuchen ins Festzimmer zu tragen. Vor diesem Manne tanzen Schwiegermutter und Schwiegertochter zusammen; oder der Marschall — der den Kuchen auf dem Kopfe zu tragen hat — tanzt selber herum. Danach bleibt der Kuchen solange auf dem Tische liegen, bis die Kerzen verbrannt sind. Die junge Frau darf aber die Kerzen schon löschen (und zwar mit einem Tischtuch), wenn der Marschall den Kuchen noch auf dem Kopfe hält. In jedem Falle wird eine feierliche Verteilung vorgenommen. — Der Hochzeitskuchen des Schwiegervaters (Vater des Bräutigams) wird erst am anderen Tage gebracht und verteilt. Der

*) Beta vulgaris L., Runkelrübe.

Digitized by Google

Alte legt sich den mit fünf aufrechtstehenden Federn besteckten Kuchen ebenfalls auf den Kopf, und erst, wenn er mit seiner Frau die Runde getanzt hat, legt er den Kuchen auf den Tisch. — (Ob auch nur annähernd ähnliches anderweitig vorkommt? Und was hätten Beobachter des Volkslebens zu dem einen oder dem anderen Punkte der Feier zu sagen? Z. B. „Küssen des Brotes").

Fruchtbrot. Sind in der Mark Fälle bekannt, wo Äpfel und Birnen in den Brotteig gemischt werden? — U. A. ist diese Sitte (wie wohl allgemein bekannt) in Süddeutschland sehr verbreitet. — E. v. Kudriaffsky (die historische Küche, S. 223) erwähnt, daß das „panforte" von Siena als Grundteig das verkochte Fleisch vorzüglich wohlschmeckender Kürbisse habe. — Vor einigen Jahren konnte ich mir das panforte vom Steueramt (in Berlin) holen; es war mir als Weihnachtsgeschenk übersandt worden. In den dunkelbraunen (rundgeformten) Teig, der an der Oberfläche runde Erhebungen zeigte, waren Nüsse, Mandeln, Feigen usw. eingebacken.*)

Mehlersatz. (Abgesehen von Hirse, Buchweizen usw.) Die Lappen kneten in ihre Hafergrütze Tannen- und Fichtennadeln, und die Bewohner von Kamtschatka setzen dem Mehl Birken- und Tannenrinde zu. In Island spielt das auf den Felsen wachsende Moos (oder die Flechte?) eine große Rolle als Zutat (ostpreuß. „Verlängerung) des Mehls; es wird in getrocknetem und gemahlenem Zustande beim Brote verwandt. (D. Tagesztg. 250; 24. Okt. 1903). Vgl. Karl Weinhold, Altnordisches Leben. (1856; S. 149 f.) — Emil Knaake sagt in seiner Abhandlung „Die wirtschaftlichen Zustände Ostpreußens und Litauens am Anfange dieses (des 19.) Jahrhunderts": „Im Frühjahr 1812 fehlte es vielfach an Brotgetreide; man mischte es daher mit Kräutern und Baumrinden." (Mitt. d. Lit. litt. Ges. 13. H. 1888, S. 55.)

Hungerbrot. Virchow zeigte einmal in der Berl. anthrop. Gesellschaft (s. Verh. 1892, S. 506) russisches Hungerbrot. — Im Provinzial-Museum zu Halle befindet sich ein Hungerbrötchen von 1847; wie ein kleiner Badeschwamm anzusehen. — Und Friedrich Joseph Grulich (Denkwürdigkeiten der altsächsischen kurfürstlichen Residenz Torgau aus der Zeit und zur Geschichte der Reformation; 3. Aufl. 1855) meldet (S. 120): Im Jahre 1368 war solche Teuerung, daß man ein Brötchen, wie ein Taubenei groß, mit 3 Pf. bezahlte. Zum Gedächtnis daran hat man nachgehends jährlich solche Brötchen gebacken, die man Sparbrötchen nannte.

---

*) Ich gebe für alle Fälle hier die Adresse: G. Parenti, fornitore della R. Casa; Siena (Fabbrica di Panforti). — Das alte und berühmte Gebäck ist mit vielen Medaillen ausgezeichnet und schmeckt in der Tat vortrefflich. (Aber der Zähne wegen nicht zu hastig sein! es ist recht hart).

Digitized by Google

Allerlei Aberglauben. In Lippe-Schaumburgschen besteht die Sitte, daß das Brot, das man beim Bäcker backen läßt, „nicht ganz“ ins Haus kommen darf; man formt daher noch ein winziges Brot, das mitgebacken und vor Ablieferung der ganzen Ware zerbrochen wird, um in diesem Zustande ins Haus zu gelangen. — L. Freytag (Pflanzen-Aberglaube in den Alpen; am Urdsbrunnen 1888—89, Nr. 3.) erwähnt u. a.: „Schimmeliges Brot soll eine gute Singstimme bringen. — Vernachlässigte Brosamen backt der Teufel zu einem glühenden Brotlaib; oder er wirft den daraus geformten Laib beim großen Weltgerichte in die Wagschale zu den Sünden. — Man darf auch nicht mit dem Messer ins Brot stechen; sonst rinnt Blut heraus. — Legt man Brot auf die bloße Erde, so wird man wahnsinnig. — Nudeln oder Krapfen, in die Glut einer Feuersbrunst geworfen, stillen dieselbe.“ — Daß sogar schon das Anfassen des Brotmessers Schutz gewähren kann, erfahren wir bei Alexander Rumpelt (Sicilien und die Sicilianer; Berlin, Allg.V. f. d. Litt.; II. Aufl. 1902, S. 117 f.): „Der arme Pächter, der einen des bösen Blicks verdächtigen Fremden an seinem Feld vorübergehen sieht, wird angstvoll sein großes Brotmesser an der Hüfte berühren“. Und S. 122 heißt es: „In einigen Orten streut man, um vor dem Blitz sicher zu sein, Salz vor die Tür oder man legt geweihte Brötchen hin“ usw. — J. J. 1897 erzählte das „Memeler Dampfboot“, was 50 Jahre vordem aus dem Kreise Memel zur Kenntnis des Gerichts gelangt war: In einem abgelegenen Gebäude hatten sich Litauer in der Nacht versammelt, einen Bock geschlachtet und mit dessen Fleisch, sowie mit Teig (den sie aus mitgenommenem Mehl bereitet hatten) eine eigenartige Feier veranstaltet, nämlich wegen allgemeiner Beichte. Die Stücke Fleisch und Teig warfen sie einander durch die Flamme eines offenen Feuers solange zu, bis sie gar waren. Nachdem alle einem alten Manne, dem sogenannten Priester, gebeichtet hatten, mußte dieser gleichfalls ein Bekenntnis ablegen. Da er aber mit Püffen und Ohrfeigen nicht gekargt hatte, schlug man so unbarmherzig auf ihn ein, daß er seinen Tod dabei fand. — Solch' „volkstümliches Gebäck“ dürfte in der Mark Brandenburg kein Seitenstück haben.

XXV. Im Lauf der entstehenden Besprechung dieses mit lebhaftem Beifall begrüßten Vortrags legte der Vorsitzende E. Friedel noch folgende volkstümliche Gebäcke und Mitteilungen vor:

a) Ein Printenmännchen und ein Weckenmännchen aus Cöln a. Rh. durch Herrn Kreisarzt Dr. Hubert Lohmer daselbst freundlich eingesandt. Das Weckenmännchen hält eine kurze altcölnische Tabakspfeife aus weißem Ton im Munde, also eine ortsübliche Besonderheit. Die Printen sind am ganzen Niederrhein auch im Niederländischen bekannt, auch in Berlin beliebt unter dem Namen Aachener Printen. Alles dies ist Festgebäck zum Sankt Niklastag und zu Weihnachten.

Digitized by Google

b) Ich selbst lege schwedisches Knäkkebröd vor, welches früher meist von Malmoe, jetzt wohl mehr von Trelleborg aus hier eingeführt wird. Es ist an sich der primitivste Fladen, wie man ihn bereits in der Steinzeit ungefähr hergestellt haben mag, ein ganz flacher Kuchen, röschgebacken, leicht unter den Zähnen brechend, ohne eine Spur von Krume. Knäkkebröd, Knackbrot, erinnert etwas an das jüdische Osterbrot, erinnert etwas an das jüdische Osterbrot, die bekannte Mazzes, nur daß diese, an den übereiligen Auszug aus Egypten erinnernd, nicht einmal gesalzen werden darf. Es ist zu verwundern, daß das Knäkkebröd, welches in Norwegen, Schweden und Teilen von Dänemark das gewöhnliche Haus- und Tischbrot darstellt, bald feiner, bald gröber, bald nur aus Roggen, bald mit Weizen gemischt gebacken, nicht in Deutschland mehr Eingang gefunden hat, namentlich nicht mehr von deutschen Ärzten seiner großen Bekömmlichkeit halber als Gesundheitsbrot empfohlen wird. Wer z. B. in Badeörtern wie Kissingen gewesen ist, wo Magenschwache und Magenkranke verkehren, der muß mir bestätigen, daß nach der Table d'hôte ganze Haufen herausgeklaubter Brotkrume zusammengekehrt werden, weil die Magenleidenden die Krume nicht vertragen. Und gerade diese Krume fehlt dem Knackbrot, das man sich ursprünglich als einen Aschenkuchen zu denken hat, wie ihn zweifellos unsere Altvorderen noch in der Provinz Brandenburg gebacken haben.

c) Unser neues Mitglied Herr Gerichts-Assessor Rademacher in Potdam legt eine flache ca. 30 cm lange Stolle aus einfachem Weizenbrotteig mit folgender Zuschrift der Frau Bäckermeister A. Hintze, datiert Treuenbrietzen, den 7. d. M., vor: „Da mein Gatte gerade sehr beschäftigt ist, teile ich Ihnen in seinem Auftrage mit, was uns über die Weihnachtsbäckerei bekannt ist. Vielleicht haben Sie während Ihres Hierseins die Christ- oder Patenstollen-Bäckerei beobachtet. Es ist dies ein Gebäck von Mehl, Wasser, Hefe und Salz und wird fast nur in Stücken zu 10 Pfennig gebacken. Diese Stollen holen sich die Kinder am ersten Weihnachtstage von jedem Paten zwei Stück nebst Äpfeln, Nüssen, Honigkuchen und kleinem Gebäck wie beiliegende Formen, kleiner und größer, je nach der Wohlhabenheit der Paten. Nun bekommt fast jedes Kind hier wenigstens 10, aber auch bis 30 Paten (!), da wird bei einer kinderreichen Familie ein nettes Häufchen zusammengetragen. Für die Kinder, welche sich das noch nicht selbst holen können, wird es nebst dem üblichen Geschenk, das ein Kind auch noch erhält, ins Haus getragen. Dieser Brauch dauert bis die Kinder konfirmiert werden. Nach dem Weihnachtsfeste müssen dann die Berge Stollen beim Schlachten vielfach die Wurst „verbessern“ helfen. Ob dies bei den alten Deutschen wohl auch schon so gemacht wurde?

Digitized by Google

Von einem 88 Jahre alten Landmann ließ ich mir heute erzählen, daß dies schon Sitte bei seinen Voreltern gewesen sei und daß auch ein jedes vom Gesinde zum Weihnachtsfeste seine drei Stollen à 10 Pfennig als Weihnachtskuchen bekam.

Ob sich nun der Brauch über die ganze Mark erstreckt, weiß ich leider nicht, jedenfalls aber auf unsere ganze Umgegend.

Auf den Flämingsdörfern wird ferner zum Charfreitag ein Brötchen in derselben Güte gebacken, nur in runder Form und mit einem eingedrückten Kreuz, das sogenannte Kreuzbrötchen. Zur Fastnachtszeit gibt es dort dann noch die Klemmkuchen, ein manchmal recht gut schmeckendes Gebäck, ähnlich den Mohnblättern, nur in anderer Form, 20 cm lang, 10 cm breit. Dies wird in einem zangenartigen Eisen über offenem Feuer gebacken.“*)

d) Die von Herrn Assessor Rademacher eingesandten Backformen sind teils die erwähnten aus Treuenbrietzen, teils ganz ähnliche aus Kalbe a. Saale, Provinz Sachsen, nämlich Blechformen mit primitiven Umrissen von geometrischer Gestaltung, von Menschen und Tieren etc., mit denen die noch rohen Teigklümpchen abgestochen werden. Sie sind weit über 50 Jahre alt.

e) Fräulein Elisabeth Lemke legte endlich noch aus Westpreußen kleine aus Kraftmehl oder ähnlichem Stoff zu backende, entsprechend bunt bemalte kleine Gebäcke „zum Glückgreifen am Sylvesterabend“ vor. Sie sind durchweg symbolisch: 1. der Ring; 2. der Mann; 3. die Frau; 4. das Kind; 5. das Brot; 6. das Geld; 7. der Glaube; 8. der Tod; 9. die Himmelsleiter; 10. der Himmelsschlüssel. Aus diesen Sächelchen wurde eins herausgegriffen und entsprechend danach die Zukunft gedeutet.

f) U. M. Friedrich Wienecke, als eifriger Volkskundiger, teilt nachfolgende Märkische Back- und Brotsprüche mit. Die unten aufgeführten Sprüche wurden bei dem Backen und Anschneiden des Brotes (Kuchens) in den Dörfern Lögow bei Wildberg und Rosendorf bei Lenzen gebraucht. Die Backsprüche sprach man bei dem Einsetzen des Brotes. Nachdem der Ofen aufgeheizt war, stellte man den Herd dadurch fest, daß man auf dem Schürzel, auf dem das Brot in den Ofen geschoben wurde, drei leere Ähren befestigte und dann ihn dreimal in dem Ofen bewegte. Waren die Ähren braunschwarz, so war der Herd gut. Dieses Bewegen des Schürzels begleitete man mit Sprüchen. Es geschah einmal, um die richtige Zeit innezuhalten, dann aber auch, um die fromme, dankbare Gesinnung zu betätigen.

---

*) Anscheinend ein waffelartiger, süßer, im sogenannten Waffeleisen gebackener, möglichst noch warm verzehrter Kuchen, ähnlich den französischen, in Paris sehr beliebten Gaufres.

Digitized by Google

Bei dem Backen (aus Lögow):

Dett Brot is in dänn Owen,*)
Uns' Herrgott der is bowen.
All', de von ditt Brot äten,
Soll'n uns'n Herrgott nicht vergäten.

Backsprüche (aus Rosendorf):

Uns' Herrgott öwer denn Häwen,
Hei gaff uns dätt Läwen,
Hei gaff uns dätt Brot,
Hei schütz uns vör Not!

Dätt Brot dätt geiht,
Dätt Füer steiht.
Is de Herd kor,
Wätt Brot ok gor!

Kuchensprüche (aus Lögow):

De Koken is söht.
De Hitt de glöht.
Jetzt steiht he im Owen.
Will'n uns'n Herrgott lowen!

Treckt denn Deg man hen und her
In de Krüz und in de Quer.
Soll de Bärm watt nütten drin,
Öwer handhoch mütt he sin!

Brotsprüche bei dem Anschneiden des Brotes:

Das Brot wurde aufrecht gestellt. Ehe man den ersten Schnitt mit dem Messer tat, schlug man mit diesem (Spitze) drei Kreuze auf der Herdseite d. i. Unterkürste und murmelte folgende Worte:

In Lögow:

Alles, was wir haben, sind Gottes Gaben!

oder

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

In Rosendorf:

Gott schenkt uns ditt Brot.
Hei schütz uns vör Not!

---

*) Das „o" muß hier wie ein Mittellaut zwischen „a" und „o" wie im Englischen „all" ausgesprochen werden.

Digitized by Google

E. Bildliches.

XXVI. Rudolf Hertzogs Agenda 1907. Wie stets in der Weihnachtszeit lege ich die Agenda, falls der literarische und illustrierte Teil am Anfange des Buchs heimatkundliche Beziehungen hat, gern vor. Diesmal ist unter der Bezeichnug „Brandenburgisch Land“ eine außerordentliche Fülle ansprechender Darstellungen aus der Provinz Brandenburg und unserm eigentlichen Stammland der Altmark geboten mit kurzem tadellosem Text. Jede wissenschaftliche Zeitschrift würde diese vortrefflichen Bilder mit Vergnügen aufnehmen und man kann nur bedauern, daß die Wissenschaft sich fast immer mit unvergleichlich viel dürftigeren Abbildungen begnügen muß, weil es am Nötigsten d. i. an Geld gebricht.

XXVII. U. M. Herr Bibliothekar Lüdicke hat gelegentlich einer Vorbesichtigung von Schloß Ruhwald in Westend-Charlottenburg seitens der Pflegschaft des Märkischen Museums am 11. November d. J. treffliche Photographien in seiner gewohnten kunstsinnigen Weise aufgenommen, welche das schöne Schloß, den Park mit der gewaltigen Felspartie sowie den figürlichen Schmuck des Parks nahe dem Schloß darstellen, herrührend von dem verstorbenen bekannten Bildhauer Calandrelli. Am 9. k. M. werden die Mitglieder der Brandenburgia diese Bildsäulen (Putten, Krieger, Laternträger, Allegorien pp.) am Orte selbst betrachten können.

XXVIII. Herr Lüdicke bietet ferner nicht minder wohlgelungene Aufnahmen dar von Stolpe a. N., Schloß und Kirche. Vergleiche das unter Nr. XIV Gesagte.

XXIX. Zur Sammlung der Erinnerungsstücken des Märkischen Museums lege ich ein Exemplar vor bezeichnet: Terrain-Karte von Berlin und Umgegend, in Schnupftuchformat, hauptsächlich für unser Militär berechnet, aber auch von Touristen gut brauchbar. Der wohlgedruckte Plan reicht vom Tegeler See bis Wilhelminenhof an der Oberspree. Etwa von 1890. Verbindlichsten Dank!

XXX. Katalog der Miniaturen-Ausstellung Berlin 1906 in den Salons Friedmann & Weber. Berlin Karl Schnabel Verlag. Der mit großer Sorgfalt von u. M. Herrn Dr. Fritz Wolff zusammengestellte Katalog zeigt die ungemein große Reichhaltigkeit dieser in kulturgeschichtlicher besonders aber auch in heimatkundlicher Beziehung hochwichtigen Ausstellung, zu derem Besuch ich dringend einlade. In der Presse finden sich leider abfällige Äußerungen über die Miniatur-Malerei, die nur auf Unkenntnis beruhen und sich an Äusserlichkeiten anklammern, z. B. daß die Bilder fast durchweg konventionell ohne wahres Leben hergestellt seien. Dies soll u. A. aus der Gleichmäßigkeit der Haartracht und den starken schwarzen Augenbrauen, die sich

Digitized by Google

immer wieder vorfinden, hervorgehen. Es ist richtig, daß diese Äußerlichkeiten auffallen, aber sind sie nicht gerade charakteristisch für die Mode der damaligen Zeit? Wer sich mit Ernst in die Physiognomien vertieft, wird eine Individualisierung derselben finden, die Bewunderung erregt.

XXXI. Die Gselliusche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung, Berlin W., Mohrenstr. 52 hatte zwei Werke eingesandt, die sie zu herabgesetzen Preisen anbot:

1. Streckfuß: 500 Jahre Berliner Geschichte 2 Bde. geb. 22,50 M., jetzt 12,00 M.

2. Winterfeld-Damerow: Geschichte des Geschlechts von Winterfeld Bd. I, II ½ und III 30 M., jetzt 16,00 M.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10 — 11.

---

13. (8. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Besichtigung der Handelshochschule in Berlin

Sonntag, den 2. Dezember 1906.

Mit Genehmigung des Recktors, Prof. Dr. Jastrow, wurde am 2. Dez. 1906 die neue Handelshochschule an der Ecke der Spandauer- und Heiligegeiststraße von der „Brandenburgia“ besichtigt. Die Mitglieder versammelten sich gegen 12 Uhr vorm. in der geräumigen, von Säulen getragenen Vorhalle der Hochschule, in der sich eine Marmorstatue des Hermes (von Klimpsch) erhebt, und begaben sich dann in die in einen Hörsaal umgewandelte Heilige Geist-Kirche, die in ihren alten schönen Bauformen erhalten geblieben ist.

Hier machte der erste Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat E. Friedel die Anwesenden mit den Zwecken der Handelshochschule, die von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft begründet worden ist, bekannt. Die Anregung zu der Begrüudung der Handelshochschule ist von dem Syndikus der Berliner Korporation der Kaufmannschaft, Prof. Dr. M. Apt, ausgegangen, der am 1. März 1900 im Verein junger Kaufleute einen Vortrag über die Notwendigkeit der Errichtung einer Handelshochschule hielt und diese eingehend zu begründen suchte.

Digitized by Google

Dieser Vortrag trug dazu bei, daß ein Stimmungsumschwung bei denen, die der Angelegenheit teilnahmslos oder ablehnend gegenüberstanden, eintrat, und daß der Verein junger Kaufleute, sowie eine Reihe Berliner Handelsfirmen an die Ältesten der Kaufmannschaft das Ersuchen stellten, die Errichtung einer Handelshochschule in Erwägung zu ziehen. Das Ältesten-Kollegium nahm die Sache in die Hand und versuchte, nach dem Beispiel von Leipzig und Aachen, eine Handelshochschule unter Angliederung an die Berliner Universität oder an die Technische Hochschule in Charlottenburg zu errichten. Der Durchführung dieses Plans stellten sich aber erhebliche Schwierigkeiten entgegen, und da um jene Zeit auch Streitigkeiten um die Organisation der kaufmännischen Handelsvertretung in Berlin vorfielen, so geriet die ganze Frage nach und nach ins Stocken.

Aber die Angelegenheit kam nicht in Vergessenheit, und dem tatkräftigen Eintreten des Präsidenten des Ältestenkollegiums, des Stadtältesten Kämpff, ist es zu verdanken, daß die Hochschulfrage wieder in Aufnahme kam, daß sie gefördert und praktisch verwirklicht wurde. Im Mai 1903 beschloß das Ältestenkollegium die Errichtung einer selbständigen Hochschule, und da die Verhandlungen mit dem Kultus- und Handelsministerium einen schnellen und befriedigenden Verlauf nahmen, so erfolgte bereits am 4. Januar 1904 die staatliche Genehmigung des eingereichten Statuts. Bald darauf wurde der Bau eines eigenen Hochschulgebäudes in der Nähe der Börse an der Ecke der Spandauer- und Heiligegeiststraße in Angriff genommen und mit einem Kostenaufwand von 3 Millionen Mark in vollkommenster Weise durchgeführt. Der von den Architekten Cremer und Wolffenstein errichtete Monumentalbau, in den die Heilige Geist-Kirche eingefügt ist, enthält eine Aula, 11 Hörsäle, zwei Laboratorien nebst Hörsälen, Bibliotheksräume und Lesezimmer, Räumlichkeiten für verschiedene Seminare und die dazu gehörigen Sammlungen und verschiedene Wohnräume.

Die Eröffnung der Handelshochschule erfolgte am 27. Oktober 1906 mittags 12 Uhr in Gegenwart des deutschen Kronprinzen.*)

Der Zweck der Handelshochschule ist laut Statut: „die für den kaufmännischen Beruf nötigen und nützlichen Wissenschaften durch Lehre und Forschung zu pflegen“, und insbesondere soll sie jungen Kaufleuten, unter steter Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse, eine vertiefte allgemeine und kaufmännische Bildung vermitteln, Handelsschullehrern Gelegenheit zur Erlangung der erforderlichen theoretischen und praktischen Fachbildung geben und Justiz-, Verwaltungs- und Handelskammer-Beamten usw. Gelegenheit zur Erwerbung handelswissen-

*) Einen ausführlichen Bericht über die Feier brachte die Vossische Zeitung in No. 505 v. 27. 10. 1906.

schaftlicher Fachkenntnisse bieten. Im Mittelpunkte des Unterrichts sollen die sogenannten Handelswissenschaften stehen, außerdem werden Vorlesungen über Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte und Geographie, Physik und Chemie und über fremde Sprachen gehalten und in besonderen Seminaren praktische Übungen in den genannten Wissensgebieten veranstaltet.*) Die unmittelbare Leitung der Anstalt liegt dem Rektor ob, der von den im Hauptamte angestellten Dozenten auf die Dauer von 3 Jahren gewählt wird. Der Lehrkörper**) setzt sich z. Zt. aus 8 Dozenten im Hauptamt, 29 Dozenten im Nebenamt, ferner mehreren Lektoren und Fertigkeitslehrern zusammen, die nach Anhörung des „Großen Rates" der Handelshochschule von den Ältesten ernannt werden. Dieser „Große Rat" steht den Ältesten als gutachtlich beratendes Organ bei der Verwaltung zur Seite und setzt sich aus dem Präsidenten des Ältesten-Kollegiums, aus zwei Vertretern der Staatsregierung, aus dem Rektor der Handelshochschule, je einem Vertreter der Berliner Universität und der Technischen Hochschule, des Magistrats, der Stadtverordnetenversammlung und der Handelskammer, aus sechs Delegierten des Ältesten-Kollegiums, aus zwei Mitgliedern der Finanzkommission, drei Dozenten im Hauptamt und dem Syndikus der Hochschule zusammen. Die Handelshochschule wird von der Korporation der Kaufmannschaft selbständig verwaltet und unterhalten.

Geheimrat Friedel gab zum Schluß seiner Ausführungen der Freude Ausdruck, daß ein so großartiges Werk zustande gekommen und Berlin um ein so hervorragendes Bauwerk bereichert sei und sprach die Hoffnung aus, daß die neue Handelshochschule stets in Blüte stehen und gute Erfolge erzielen möge.

Darauf begrüßte der Rektor, Prof. Dr. Jastrow, der inzwischen erschienen war, die Anwesenden und sprach dann über das Alter und die Geschichte der Kirche zum Heiligen Geist, die, unter Beibehaltung der alten Bauformen, erneuert und zu einem Hörsaal umgewandelt ist. Das in Backstein aufgeführte Gebäude, das 1317 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird, ist das älteste Bauwerk Berlins***) und stammt nach Adlers Ansicht aus dem Jahre 1280. Alt sind indes nur die Umfassungsmauern; die Sterngewölbe, die den Raum überziehen, rühren aus dem 15. Jahrh. her, die Ölgemälde mit Szenen aus dem alten und neuen

---

*) Näheres s. in der Schrift: Handelshochschule Berlin. Organisation und Lehrplan usw. 3. Aufl. Herausgegb. von den Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin. Berlin, G. Reimer, 1906.

**) Über die Dozenten der Handelshochschule s. Vossische Zeitung Nr. 461 u. 462 vom 2. und 3. Oktober 1906, wo sich biographische Mitteilungen über die einzelnen Lehrer finden.

***) Vgl. hierzu Monatsblatt XIII., S. 180–193.

Testament aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Diese Bilder schmückten vorher die im 17. Jahrh. eingebauten Emporen, die sich in halber Mauerhöhe an drei Seiten herumzogen und die Schönheit des mittelalterlichen Baues beeinträchtigten. Das Kirchlein gehörte zum Heiligen Geist-Hospital, dessen Insassen dort dem Gottesdienst beiwohnten, im 17. Jahrh. wurde auch der altkatholischen Gemeinde gestattet, in der Kirche ihren Gottesdienst abzuhalten, und seit jener Zeit ist im Innern und Äußern des Gotteshauses nichts geändert worden. Als im Jahre 1903 der Plan zur Errichtung einer Handelshochschule auftauchte, erwarben die Ältesten der Kaufmannschaft mit den an die Börse angrenzenden Grundstücken auch die Heilige Geist-Kirche und verpflichteten sich, das Gotteshaus der Gemeinde zu überlassen und an anderer Stelle wieder aufzubauen, damit es als mittelalterliches Baudenkmal erhalten bliebe. Bald aber regten sich die Stimmen vieler Kunstfreude, welche die Erhaltung des Gotteshauses an dem ursprünglichen Standort forderten, und die Ältesten entsprachen schließlich diesem Wunsche, indem sie das Projekt des ganzen Baues umändern und die Kirche dem Gesamtbau angliedern ließen. Hierbei konnten zwei Möglichkeiten in Anwendung kommen, entweder wurde der gesamte Bau dem mittelalterlichen Charakter der Heilige Geist-Kirche angepaßt oder es wurde in dem Neubau der Gegensatz des Modernen zum Alten zum Ausdruck gebracht. Für beide Vorschläge wurden Pläne ausgearbeitet und diese der Korporation und der Allgemeinheit zur Begutachtung unterbreitet. Die meisten Stimmen entschieden sich für den zweiten Entwurf, und so wurde der Monumentalbau der Hochschule im Stile deutscher Renaissance zur Ausführung gebracht, wobei neben dem alten Backsteinkirchlein ein hoher Glockenturm errichtet wurde, um den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zu versinnbildlichen und den allzu krassen Gegensatz zu mildern. Auf diese Weise ist eins der ältesten Baudenkmale Berlins an Ort und Stelle erhalten geblieben und durch Ausbau und Erneuerung zu dem sehenswertesten Bestandteil der neuen Hochschule geworden. Der geräumige Hörsaal ruft im Schmucke der Kreuzgewölbe, der eisernen Radkronen, der buntfarbigen gotischen Fenster und der in die Wandtäfelungen eingelassenen alten Ölgemälde einen schönen und anheimelnden Eindruck hervor, erst jetzt nach Entfernung der Emporen tritt die Gliederung des ganzen Baues und die Schönheit der Kreuzgewölbe gut hervor, und man kann den Erbauern der Hochschule dankbar sein, daß sie das Kunstdenkmal in dieser Weise erhalten und erneuert haben.

Geheimrat Friedel sprach dem Rektor seinen Dank für die Erlaubnis zur Besichtigung der Hochschule und für den interessanten Vortrag aus und gab seiner Anerkennung Ausdruck, daß die Heilige Geist-Kirche erhalten geblieben sei, dann erinnerte er noch an die alte

Digitized by Google

Sage von den 3 Linden auf dem Heilige Geist-Kirchhof*) und ihre dramatische Bearbeitung durch Frl. Clara v. Förster**). Nachdem Baumeister Wolffenstein verschiedene Angaben über den Bau der Hochschule, insbesondere über die Schwierigkeiten der Angliederung der Heilige Geist-Kirche gemacht hatte, traten die Mitglieder der „Brandenburgia“ einen Rundgang durch die Handelshochschule an, wobei die große Aula, die mit dem Bilde des Kaisers in Marineuniform geziert ist, verschiedene Hörsäle, das Lesezimmer und die Bibliotheksräume, die Seminare und die Dozentenzimmer und die Laboratorien mit ihren Hörsälen besichtigt wurden. In dem physikalischen Hörsaal wohnten die Besucher verschiedenen Vorführungen des Dozenten Prof. Dr. Martens bei und gewannen eine Vorstellung davon, in wie trefflicher Weise das Studium der Physik an der Hochschule betrieben wird.

Das Hochschulgebäude setzt sich aus drei Flügeln zusammen, deren Fronten nach der Spandauer-, Heiligegeist- und Neue Friedrichstraße liegen und drei Stockwerke aufweisen. Das Hauptgebäude erhebt sich in der Spandauerstraße, hier führen drei Portale in das geräumige Vestibul, von dem links eine kleine Steintreppe an der Nachbildung eines Epitaphs des Garnisonpredigers Christoph Nagel (von 1699) zur früheren Heilige Geist-Kirche (s. ob.) führt, während im Hintergrunde breite Freitreppen in das obere Stockwerk leiten. Hier findet man ein großes Lesezimmer, einen Hörsaal, verschiedene Seminare und Sammlungsräume und Zimmer für die Dozenten. Im zweiten, gleichfalls durch breite Treppen erreichbaren zweiten Stockwerk liegen die Aula und daneben ein großer Hörsaal mit amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen, im dritten Stockwerk Reserveräume.

Der Flügel in der Neuen Friedrichstraße enthält im Erdgeschoß Büroräume, im ersten Stock die sprachwissenschaftlichen Seminare, im zweiten Stock drei Hörsäle und darüber Reserveräume, und der Flügel in der Heiligegeiststraße, der durch einen kleinen Rundturm mit der Heilige Geist-Kirche in Verbindung steht, enthält im Erdgeschoß Wohn- und Erfrischungsräume und in den beiden oberen Stockwerken Laboratorien mit den dazu gehörigen Horsälen und Zimmer für Sammlungen und für die Dozenten.

Die Ausstattung sämtlicher Räume ist einfach und sachgemäß. Sie sind gut ventiliert und werden durch eine Niederdruck-Dampf-Heizung erwärmt. Die Beleuchtung ist elektrisch und überall in ausreichender Weise vorhanden.

Zwischen dem Hauptgebäude in der Spandauerstraße und der alten Heilige Geist-Kirche steigt der den Übergang vermittelnde Uhrturm auf

---

*) s. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit (1831), S. 1 ff.

**) s. Monatsblatt XII, 1. 99.

Digitized by Google

der wie der Hauptbau und der Flügel in der Neuen Friedrichstraße in Thüringer Muschelkalk hergestellt ist, während die Kirche in Rohbau gehalten und der Flügel in der Heiligegeiststraße sowie die Hoffronten geputzt sind. Am Mittelbau in der Spandauerstraße sind die 3 Portale durch Schlußsteine ausgezeichnet, die in figürlichen Reliefs die Industrie, den Handel und die Landwirtschaft darstellen. Die große Kartusche in der Mitte der Fassade zeigt im Relief das Wappen der Ältesten der Kaufmannschaft, über dem zwei studierende Jünglinge angebracht sind; gekrönt wird die Kartusche durch einen Bienenkorb. Am dem niedrigen, unmittelbar an die Kirche anschließenden Bauteil sind 2 Berliner Wappen angebracht, das von 1813 und das von 1905. Sämtliche künstlerischen Verzierungen der Fassaden sind vom Bildhauer F. Westphal gefertigt worden.*)

Gustav Albrecht.

Nach der Besichtigung der Handelshochschule versammelten sich die Mitglieder auf dem Hofe des

Grundstücks Klosterstr. 87

wozu Herr Kustos Buchholz folgende Erläuterungen vorbereitet hatte:

Eine der wenigen noch vorhandenen Altberliner Hofidyllen tritt uns hier vor Augen. „Altberliner“ nicht im reinen Sinn, denn der linke Hausflügel ist erst vor 20 Jahren, der rechte im Jahre 1811 erbaut, aber die ganze Anlage mit der Säulenhalle, dazu Turm und den Galerien erscheint altertümlich und malerisch und die mittelalterlichen Beziehungen wie die noch vorhandenen Reminiscenzen aus dem 16. Jahrhundert verleihen ihr einen gewissen romantischen Reiz.

Im Mittelalter stand hier seit 1390 das Haus der Lebuser Bischöfe. Die Bischofstraße, die gerade auf das Haus stieß, erhielt davon ihren Namen.

Damals war das Grundstück viel größer. Der Garten dehnte sich noch über das angrenzende Grundstück Klosterstr. 86 aus, das der letzte Lebuser Bischof Martin seinem Mundkoch Neumann im Jahre 1546 schenkte; nach hinten reichte er bis an die Stadtmauer. Die dort später entstandenen kleinen Hinterhäuser „an der Königsmauer“ wurden, wie die Stadtmauer selbst, in den 1880 er Jahren kassiert und bei der Gelegenheit wurde der hintere Teil des Grundstücks an das nunmehr anstoßende Grundstück der Neuen Friedrichstr. verkauft. Die

---

*) Vgl. hierzu den Aufsatz in der „Deutschen Bauzeitung“ 40. Jahrg. Nr. 86 und 87 vom 27. und 31. Oktober 1906, der eine Reihe von Abbildungen und Grundrissen enthält.

Digitized by Google

Lage der ehemaligen Stadtmauer ist in der hinteren Zimmerflucht des letztgedachten Vorderhauses zu suchen.

Aus der bischöflichen Zeit berichtet die Chronik, daß im Jahre 1404 Bischof Johann IV seinen damaligen Freund Dietrich v. Quitzow

in seinem Hause bewirtete. Von jenem bischöflichen Hause ist wohl selbst in den Kellern kaum noch eine Spur vorhanden.

Im Jahre 1556 überwies der Kurfürst das Grundstück als Burglehn seinem Rat Röbel, der 17 Jahre später den noch jetzt stehenden unteren Teil des Hauses, Erdgeschoß und 1. Stockwerk, erbauen ließ und darin die Kurfürstliche Kanzlei aufnahm, welchen Namen das Haus noch lange Zeit beibehielt.

Digitized by Google

Aus dieser Zeit stammen auch die beiden an der Turmwand im Hofe eingemauerten Gedenksteine (Siehe untenstehende Abbildung).

Oben ein Wappenstein: In der Mitte das Kurfürstliche Wappen, zu beiden Seiten, jedoch etwas kleiner ein Wappen der Familie v. Röbel, darunter die Inschrift: „1579". Nehchst Gott der Löbliche Churfürst

Johannes Jorge Markgraff pp. mitt Churfürstlicher Freyheitt dis Haus belehnet hat."

Weiter unten ein einfacher Inschriftstein als Grundstein des Hauses: „Zacharias Röbeln gab es Gott das ehr dies Haws gebawet hadt Sich und zu Ehren seinem Geschlecht im anno 1573 den ehrsten Stein geleget."

Digitized by Google

Unter dem letzteren ist noch ein Inschriftstein eingemauert, der bekundet, daß ein an die Königsmauer grenzendes Hinterhaus im Jahre 1811 abgebrochen wurde.

Die Röbels besaßen das Grundstück bis 1669, dann erwarb es die Familie v. Platen, 1700 v. Brandt, 1724 der Reichsgraf v. Sparr, ein Verwandter des berühmten Feldmarschalls. Sparr ließ das obere Stockwerk aufsetzen. 1748 erwarb das Grundstück der Koch Friedrichs des Großen, Standtke, der es „Zu den 3 Linden“ nannte. 1787 kaufte es der Kaufmann H. F. Fetschow († 1812), der das noch heute darin bestehende Bank- Kommissions- und Speditions-Geschäft begründete. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das Geschäft von dessen Nachkommen, den Brose's fortgeführt, bis es mit dem Grundstück im Jahre 1890 an die Familie Preuß überging.

In den im untern Geschoß befindlichen Komptoir-Räumen hängen die Portraits der Geschäfts-Inhaber, vom Gründer H. F. Fetschow an bis auf den 1892 verstorbenen Kommerzienrat Preuß, dessen Sohn, unser Mitglied, jetzt das Geschäft besitzt.

Außerdem hängen dort auch die Bilder einer Anzahl Berliner Handels- und Fabrikherren aus dem 18. Jahrhundert, alte Courszettel, einige Berliner Ansichten pp.

Kleine Mitteilungen.

Todtenurne auf dem Kirchhof zu Wittstock a. Dosse. Meine Mutter, verw. Dr. Friedel Luise geb. Anschütz, geb. 1808, teilte mir mit, wie sie in ihrer Jugend auf dem Kirchhof zu Wittstock mitangesehen, daß Arbeiter an der Umfassungsmauer eine Todtenurne, die mit einem platten Stein zugedeckt war, von der bedeckenden Erde bloslegten; auf die Bitte diesen Stein doch herunterzunehmen und ihr den Inhalt der Urne zu zeigen, gingen die Arbeiter nicht ein, verschütteten vielmehr die Urne wieder mit dem Bemerken, daß in derselben böse Geister seien und sie deshalb nicht geöffnet werden dürfe.

E. Friedel 5. 9. 1868.

Was sind Dörpel? — „Dörpel“ hieß nach Angabe des Lehrers Herrn L. Fielitz in Stolpenhagen (Niederbarnim) das Brett, welches in die Tenne quer vor dem Ausgang gelegt wurde, um das Herausspringen der Körner beim Dreschen zu verhindern.

O. Monke.

Digitized by Google

Was bedeutet der Flurname die Geeren (häufig z. B. „die langen Geeren“)?

Der Flurname „Geeren“ kam im Kreise Oberbarnim um 1678 bei folgenden Ortschaften vor: Werneuchen, Schönfeld, Wedigenhof, Wilkendorf Henningsdorf, Zinndorf, Prötzel, Pritzhagen, Reichenberge und Biesdorf. Auch gab es bei Ihlow noch Geermahten. Im Kreise Niederbarnim kommt ein Gohranberg bei Zepernick (Bernau) vor. Zur Erklärung des Namens, der mit dem slavischen gora wahrscheinlich nichts gemein hat als die beiden Buchstaben g. und r., füge ich hinzu, daß er in der Lutherischen Bibel-Übersetzung in Hesekiel 17,8 („da breitete ich meine Geeren über dich“) und in Hagai 2,15 (Wenn jemand heilges Fleisch trüge in seines Kleides Geeren) gebraucht wird und zwar offenbar in der Bedeutung von Kleiderfalten, die keilförmig zugeschnitten waren. Auch bei Tischlern und Zimmerleuten ist für spitz zulaufende Flächen oder Fugen der Ausdruck Gehre, Göhre, Giere oder Göhrung üblich.

O. Monke.

Digitized by Google

Inhalt des XV. Jahrganges 1906/07.

A. Aufsätze und Vorträge. Seite

Albrecht: Ein Ausflug in das Land der Abotriten 158
Buchholz: Alt Berliner Ansichten 151
„ Zwei Urnen und eine Kinder-Klapper 152
„ Führung durch die Marienkirche zu Berlin . . . 169
Förster: Ausflug in den Fläming 287
Friedel: Zur Baugeschichte des Pariser Platzes in Berlin . . 197
Galland: Der Meister des Sparrschen Grabdenkmals in der Marienkirche zu Berlin 175
Giertz: Wanderfahrt nach Strausberg 233
„ Flurnamen aus der Umgebung von Treuenbritzen . . 64
Handtmann: Musikproblem aus der Prignitz 192
Heinze: Friedeberg Nm. im Wechsel der Zeiten 203
Jülicher: Märkische Inschriften und Sprüche 250
„ Wanderungen über Märkische Friedhöfe 259
„ Standorte interessanter Pflanzen der Märkischen Flora 105
„ Märkischer Volksglaube 109
„ Berliner Kneipsprüche 110
„ Inschriften und Grabschriften im Ruppiner Lande . 115
„ Ein toter Mann im Lande Ruppin 128
Lemke: Italiens Pflanzenwelt in Berlin 34
„ Volkstümliches Gebäck 389
Petri: Über Quellenmaterial zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte 73
Pniower: Berliner Stammbuch 219
„ Drei ältere Pläne von Berlin 222
„ Der Maler Rösel 388
Porth: Notizen zu Niederschönhausens Geschichte 85
Schmidt: Die Rudolf-Eiche 326
Seelmann: Der Totentanz von St. Marien 154
„ Zum Kahnsdorfer Hochzeitsgedicht 201
Sigerus: Der Roland von Herrmannstadt 21
Staemmler: Schloß Badingen 57
Wegener: Das Kloster Gottesstadt bei Oderberg 179
„ Gründungsurkunden in Altären märkischer Kirchen 187
Wilke: Unser Herrgott sitt im Beerboom 178

B. Bücherschau.

Clauswitz: Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Weichbildes 19

Digitized by Google

Kotzde: Kleine Leute, Geschichten aus der Heimat 148
„ Hans Thoma 150
Kühnlein: Die Kirchenglocken von Groß-Berlin 161
Laverenz: Deutschlands Kriegsflotte 148
Noël: Die militärischen Frauen & Jungfrauen in den Befreiungskriegen 1813/15 27
Schmidt: Kursächsiche Streifzüge 318
Spatz: Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow I. T. 26
Steinhausen: Monographien zur Deutschen Kulturgeschichte . 54

C. Abbildungen.

Bronze-Gewandnadel 221
Insulanerin bei der Bohrarbeit 25
Klosterstr. 87, Haus 415, 416
Roland von Herrmannstadt 22
Roland von Ragusa 143
Schloß Badingen 58, 59, 60
„ Bellevue 147
Steinbeil mit unvollendetem Bohrloch 25
Stolpe Schloss und Kirche 381
Urnen von Nichel, Kr. Zauch-Belzig 307
Zwei Urnen & eine Kinderklapper 153

D. Register.

Aale, gezeichnete 300.
Aalspeer aus Oderberg i. M. 142
Aberglaube, Berliner 350.
Abotriten, Land d. 158.
Äpfel 37.
Albrecht, Dr. G. 56, 135, 158, 301, 357.
Allgemeines 273, 331.
Ansichten, Berliner 316.
Ansiedlung, vorgeschichtl. 3.
Apfelsine 35.
Aprikose 37.
Archaeolithe 15, 297.
Artischoke 43.
Auerstädt 340.
Ausdrücke, volkstümliche 272.

Back- & Brotsprüche 406.
Backschat, Friedrich 301, 318.
Badingen Schloß 57.
Basdorf 164.
Beerboom 188.
Beeskow, Flurnamen 267.
Behla, Geh. Medizinalrat 284.
Bellevue, Schloß b. Berlin 147.
Beleuchtungsgegenstände 20.
Berdrow, Hermann 139.
Berlin, Pläne 19.
Berliner, Charakter der 29.
Besprechungsformeln 31.
Bibliothekar, Bericht 216.
Bildliches 24, 150, 314, 355, 408.
Birkhuhn, wendischer Name 300.
Bismarck Fürst 311.
Blöden, von, Grimmelshausens Simplicissimus 382.
Bolle Dr. C. 284.
Börnstein, Prof. 292.
Brandenburg a. H., Jahresbericht 303.
Braun, Dr. G. 372.
Bremsdorfer Mühle 356.
Brennert, Hans 310.
Buch, Wirtshaus 266.
Buchholz, Kustos 24, 151, 169, 220, 316.
„ Hauptmann 370.
Buchholtz, Dr. A. 149.
Büttner, Kaufm. 285.
Burgen, Erhaltung 8.
Burgwall, Arendsdorfer 359.
Buschbeck, Ernst 334.
Busse, Hermann 307.

Digitized by Google

Cabanis, Prof. Dr. 11.
„ Jean 285.
Christnachtsfeier 367.
Citronen 35.
Clarke, General 351.
Clauswitz, Stadtarchivar 19.
Conwentz, Prof. Dr. 8, 299, 368.

Dammsmühle 30.
Deecke, Prof. Dr. 283, 335.
Denkmalspflege 5, 277.
Denkmalszerstörung 276.
Dewitz, v. Regierungspräsident 8.
Dörpel 417.
Dominikanerkloster in Strausberg 241.
Dünenformen 12.

Eberswalde, Heimatkunde f. 7, 303, 331.
„ St. Getrudskapelle 229.
„ Wanderfahrt 321.
Eckstein, Prof. Dr. 322.
Eichholz, P. Architekt. 24.
Eiszeiten 299.
Elektrizitätswerke, Berliner 12, 139.
Entomologie, System 336.
Eolithenfrage 14, 292, 237.
Erdoberfläche, Veränderungen 372.

Fastengebäck 401.
Fayencekacheln 19.
Fechhelm, Karl Traugott 316.
Feigen 39.
Feuerbestattung in Berlin 358.
Fiebelkorn, Dr. 373,
Finkenwärder-Museum 278.
Finow-Kanal-Industrie 300.
Fischerei-Verein 18, 300, 339.
Fischer-Jacobifest in Plaue a. H. 265.
Flurnamen von Treuenbritzen bez. Rathenow 64, 357.
Förderung d. natur. Unterrichts 286.
Förster, August 287, 293.
Frankfurt a. O., Universität 302.
Franzosentotschlag 312.
Frauen u. Jungfrauen, militär. 27.
Frickert, Frau Kommerzienrat 34.
Friedeberg Nm. 203.
Friedhöfe, märkische 259.
Friedel, G. R. R. 1, 3, 33, 137, 154, 246, 265, 272, 273, 331, 359, 361, 409.
Friedhöfe, märkische 259.
Friedländer, Fritz Geh. Kom. R. 12.
Friedrichshain, Ausschmückung 280.
Fürstenberg i. M. 159.

Galland Prof. 175, 384.
Gebäck, volkstümliches 389.
Geeren 418.
Geinitz, Prof. Dr. E. 285.
Gemeinde-Verwaltung Berliner 279.
Gendarmerie-Probist 360.
Geologische Landesanstalt 292.
Giertz, A. Pastor 64, 233.
Goethe in Jena 346.
Gottestadt, Kloster 179.
Grabstätte, altgerm. b. Potsdam 145.
Gräberfeld b. Alt-Ranft 146.
„ „ Breddin 220.
Granier, Archivrat Dr. 351.
Greifswald, Universitätsjubelfeier 283.
Großbeeren, Denkmale 349.
Gründungsurkunden 187.
Guericke, Oberlt. 241.

Hahn, Prof. Dr. 5.
Hagen, Dr. A. 292.
Handelshochschule 409.
Handtmann, Pastor 192, 272.
Hase, dreibeiniger 100.
Hauchecorne, Dr. Sanitätsrat 3.
Hausforschung, Fragebogen 362.
Heimarbeit-Ausstellung 1. 7.
Heimatsschutz 5, 9, 137, 276' 361.
Heinze, H. Seminarlehrer 203.
Heller, Stadtrat 285.
Hennig, Dr. R. 299.
Herzog, Rudolf, Agenda 408.
Hie gut Brandenburg 134.
Hirschberg, Dr. L. 221.
Hochzeitskuchen 402.
Hoffmann, Ludwig, Stadtbaurat 370.

Jaekel, Prof. Dr. 283, 335, 336.
Jahrbuch der Naturkunde 139.
Jastrow, Rektor 409.
Jena, Schlacht 311, 345.

Digitized by Google

Jentsch, Prof. Dr. 305, 314.
Jnschriften 115, 250.
Johannisbrot 41.
Judentum 55.
Jülicher, Lehrer 105, 109, 115, 128, 250.
Jüterboger Stadtgeschichte 301.

Kahnsdorfer Hochzeitsgedicht 201.
Kaiser Friedrich Mus. Medaille 335.
Kalender, Berliner 355.
Kalkberge, Rüdersdorf 301.
Karl d. Gr, Reliquienschrein 351.
Kassenwart-Bericht 217.
Kinderklapper 152.
Kirchenglocken v. Gr. Berlin 161.
Kirchenmuseen in Thüringen 333.
Kirchliche Ortsgeschichte 73.
Klärpreßkohlen 18.
Kleine Leute 148.
Klick-Angel 360.
Knäkkebröd 405.
Knauer, H. Ingenieur 20, 139, 283, 332.
Knaufgebäck 395.
Kneipsprüche, Berliner 110.
Kochhann, A., Zeitbilder304.
Körner, Franz 14.
Kohte, J. Privatdozent 304.
Kotzde, Wilhelm 32, 148, 150.
Kraatz, Prof. Dr. G. 336.
Kriegsflotte, Deutschlands 149.
Küstrin, Geschichte 350.
Kühlewein, das Pferd 382.
Kühnlein, M. 161.
Kulturgeschichtliches 19, 339.
Kulturgeschichtliche Monographien 54.
Kunstdeputation des Magistrats 280.
Kursächsische Streifzüge 318.
Kyritz, Exekution v. 351.

Landarmen- und Korrektionsanstalt in Strausberg 241.
Landeskunde wissensch. 5.
„ Litteratur 303.
Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg. 304.
Laverrenz Viktor 149, 361.
Lehndorf, Gräber 146.
Lemke, Fräulein 33, 389.
Linde, alte 135.
Lortzing-Denkmal 372.
Louis Ferdinand 311, 339.
Luckau, Denkstein 305, 344.
Lübbenau, Wetterspruch 267.
Lüdicke, Bibliothekar 408.
Lunow, Patrioten v. 357.

Marggraffshof 265.
Mark. D. Illustr. Wochenschr. 305.
Märk. Prov. Museum, Verein 308, 353.
Mahlsdorf 232.
Mammut. Abb. 14.
„ Zahn 372.
Mandeln 40.
March, Fabrikbesitzer 33.
Marienkirche z. Berlin 169, 175.
„ „ Bernau 314.
„ „ Angermünde 269.
Maronen 41.
Maurer, Hermann 316.
Matzke, Heimatkunde der Uckermark 382.
Mendelssohn, Felix 221.
Mielke, Robert: 6, 224, 277, 307, 362.
„ O.-Nowawes 315.
Miniatur-Ausstellung 408.
Mitglieder, Statistik 215.
Möbius 139.
Monke O., Rektor 3, 30, 98, 164, 266, 313, 354, 417.
Moore, die 13.
Musik-Problem 192.

Naturdenkmäler, Schultz 5, 8, 276.
„ staatliche Stelle f. 368.
Naturkundliches 139, 286, 336, 372.
Neumannspfahl d. 98.
Neupert-Spandau 271.
Neu-Ruppin 138.
Nicolaikirche in Spandau 384.
Niederlausitzer Mitteilungen 383.
Niederschönhauser Geschichte 85.
Noël, Major z. D. 27, 350.
Nord-Amerika, Naturschutz 8.
Nordwestdeutscher Verband 281.
Nowawes 266.

Digitized by Google

Öhlert, der Kleine Tiergarten 382.
Oliven 39.
Ortsgeschichte, Kirchliche 73.
Ortschaften, neue 265.
Orts- und Flurnamen b. Nauen 102.
Ostergebäck 401.
Otto III Markgraf 236.,

Pariser Platz Baugeschichte 197.
Peitz, Wahrzeichen 104.
Perlinsel, die 384.
Persönliches 19, 138, 284, 334.
Petri, Superintendent a. D. 73.
Pferdeknochen als Waffe 271.
Pflanzenwelt, Italiens 34.
Pflanzen-Standorte 105.
Pinienkerne 41.
Pintsch Geh. Komm. R. 284.
Plack E., Photographien 316.
Pläne v. Berlin 222.
Plaketten für Stadtälteste 280.
Plankton im Schulunterricht 17.
Plön, biologische Station 17.
Pniower, Prof. Dr. 219, 222, 386.
Polizeiliches 360.
Porth, Lehrer 85.
Potonié, Prof. Dr. 286.
Prenzlau, Wanderfahrt 224.
Preuß, Eugen Kaufm. 355, 417.
Prignitz, Sagen 165.
Protzen 232.

Rademacher, Gerichtsassessor 405.
Ragusa, Roland v. 142.
Recke, Oberpfarrer 384.
Reiseerinnerungen 17.
Reiter ohne Kopf 99.
Reuter Louis 316.
Risch, Paul 310.
Riesenkiefer 101.
Rodenberg, Dr. Julius 284.
Rolandrundschau 21, 142.
Roland, der, von Herrmannstadt 21.
„ von Ragusa 142.
Rommel im Fläming 286.
Rudolfs-Eiche 326.
Rudolf-Virchow-Krankenhaus 246.
Runze, Dr. M. 357.

Saalfeld, Gefecht 339.
Schadow, Gottfried 219.
Schauspielhaus, Neues 20, 329.
Scheffler, Franz 146.
Schleuen, Kupferstecher 222.
Schmetterlingspflege 277.
Schmidt, Rudolf Eberswalde 129, 326.
Schmidt, O. E. 318.
Schollensteine 287.
Schönwalde, Festschrift 303.
Schulenburg W. v. 164.
Schulunterricht, biolog. 299.
Schultze, Nauenburg Prof. 5.
Schulze, Veltrup Prof. Dr. W. 285.
Schulzenknüppel 359.
Schweinfurth, Georg 338.
Seelmann, Prof. 154, 201.
Seidel, Heinrich 370.
Sigerus, R. 21.
Sintflut, Theorie 299.
Sökeland G. 20.
Solger, Dr. F. 12, 13, 33, 153, 223.
Sommmerfeld, Dr. G. 146.
Sparrsche, Grabdenkmal 175.
Spatz, Willi 26.
Specht, Walter 134.
Speier, pfälzisches Mus. 279.
Spiegelberg, Gutsbezirk 19.
Spiralform des Gebäckes 393.
Stadtbibliothek, Berliner 149, 307.
Stadt. märk. 224.
Städte, stat. Jahrb. 333.
Städtische Schwestern, Abzeichen 280.
Staemmler, Pastor 57.
Steinbeil von Gr. Pankow 24.
Steinhardt, Postrat a. D. 269.
Steinkulturen, Schema d. 15.
Stenzel A. 299.
Stiftungsfest 33.
Stil, märk. 24.
Stolpe, Nordbahn Ausflug 379.
Strausberg, Wanderfahrt 233.
Struveshof 265.
Sudeck, Gutsbesitzer 19.

Tamsel b. Küstrin 49.
Teltow, Kanal 223, 227, 307.
Teltow Kreis 26.

Digitized by Google

Teufelssee 101.
Thoma, Hans 150.
Thorner, Geh. Sanitäts-R. 33.
Thur, Rektor 49, 98.
Tierwelt-Gefärdung 277.
Tietze, Stadtbauinspektor 246.
Tonwarenindustrie in Velten 373.
Totenbrote 400.
Toter Mann 128.
Totentanz v. St. Marien. 154.
Totenurne 417.
Touristenklub f. die Provinz Brdb. 353.
Trapa natans 98.
Trappe (Otis tarda) 272.
Treuenbrietzen Flurnamen 64.
" Stadtmauer 231.
" Fastnachtsgebräuche 267.
" Steuerverhältnisse 266.
Tschirch, Prof. Dr. 339.

Uckermärk. Mus. u. Geschichts-Verein 303.
Uhles, Geh. Justizrat 215, 222.
Ungarisches National Mus. 8.
Unglücksjahr 1806: 311, 339.
Unsal, die Stätte 230.
Urnenfeld b. Nichel 307.

Velten, Tonwarenindustrie 373.
Verkehrtbäume 162.
Verlobungsschimmel 168.
Versammlungen 1, 3, 33, 137, 154, 215, 222, 224, 227, 233, 246, 273, 321, 329, 331, 361, 409.
Verunstaltungen v. Straßen 275.
Verworn, Prof. Dr. 14, 297.
Völkerkunde, Verb. deut. Vereine 361.
Volksaberglaube 267.
Volksglaube 109, 271.
Volks- und Kinderreime 31.
Volkskunde, Zeitschrift 20.

Wahnschaffe, Geh. Bergrat 286.
Wahrsagerin 354.
Waldfeinde, menschliche 273.
Waldschutzvereine 273.
Walleiser, K. 383.
Wappenschilder an Kirchenstühlen 103.
Wassernuß (Trapa) 98.
Weber, Prof. Dr. P. 311, 348.
Wegener, Wilhelm Ant. 179, 187.
Weinachtsbrauch 231.
Weintrauben 37.
Westpreußen, Heimatkunde 8.
Wetterdienst, öffentlicher 292.
Wienecke, Lehrer 313, 406.
Wildungen, Wirbeltierfunde 336.
Wilke, Karl 188.
Wilsikow, Rittergut 136.
Wirth v. Weidenberg 314.
Wolff, Dr. Fritz 408.
Wünschelrute 20.

Zacharias, Dr. O. 17, 141, 299.
Zache, Prof. Dr. 284.
Zeisig, Photogr. aus der Prignitz 24.
Zentral-Museum, Röm. Germ. 281.
Zentral-Commission für wissensch. Landeskunde 302.
Ziegelbaukunst, gesch. Entwicklg. 304.
Zimmermannn, K. v. 281.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 8. Z. 15 l. Endmoräne.
S. 141. Z. 20 v. u. l. Zacharias.
S. 285. Z. 13 v. u. das Wort „erfahren“ fällt fort.
S. 322. Z. 15 v. u. l. Brandenburgia.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck vor P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Digitized by Google

DD491
.B81B8
v.15

1191408
Brandenburgia. Gesell-
schaft für Heimatkunde...
Monatsblatt.
1906/07.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
096 771 291

Digitized by Google